

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

fünfunddreißigster Band.

(Mit Portraits in Radirung: P. K. Hofeger, Dr. P. Boerner, A. Sitzer)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender



Inhalt des 35. Bandes.

Oktober. — November. — December.

1885.

	Seite
Heinrich Albrecht in Berlin.	
Paul Boerner	172
Felix Ueberbach in Breslau.	
Die Entwicklung der deutschen Universitäten..... 269.	396
Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.	
„Neues Leben“	409
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.	
Reiseeindrücke aus Bosnien und der Herzegowina.....	349
U. Fitger in Bremen.	
Das Mysterium des großen Pan.....	354
Erich Harnack in Halle.	
Das Cocain	388
Wilhelm Herz in München.	
Zwei Novellen in Versen	194
Emil Hübner in Berlin.	
Laokoon.....	365
Georg Irmer in Hannover.	
Der Nord-Ostsee-Canal	184
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.	
Um die Pfingstzeit. Novelle..... 1.	153
Paul Lindau in Berlin.	
Ferien im Engadin	118
Idealismus und Naturalismus in Berlin. Proceß Graf	204
Raphael Löwenfeld in Breslau.	
U. Fitger und seine Dichtungen	336

Ludwig Dietsch in Berlin.			
Drei Ausstellungen			71
Otto Roquette in Darmstadt.			
Rinaldo. Novelle.....			299
Johannes Scherr in Zürich.			
Eine Wallfahrt nach Maria-Einsiedeln			99
Udalbert V. Svoboda in München.			
P. K. Rosegger. Eine Lebens- und Charakter-Skizze			24
Georg Winter in Marburg			
Buckle, Leddy, Ranke			47
Bibliographie	138.	284.	413
Weihnachtsumschau auf dem Büchermarkte			422
Bibliographische Notizen	149.	295	431





Fünfunddreißigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1885.

Breslau.

S. Schottlaender.

Auf der Höhe

mit dem Inhalte

von

Nord und Süd

herausgegeben von Paul Lindau.

October 1885.



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

An unsere Leser!

Alle jene, welche vier Jahre hindurch der internationalen Revue „**Auf der Höhe**“ ihre Kraft geweiht haben, können mit Genugthuung auf das Geleistete zurückblicken. Die Besten aller Nationen haben sich um unsere Fahne geschaart.

Wir haben unser Programm mannhaft durchgeführt und in einer häßlichen Zeit des Materialismus, des Völker- und Klassenhasses, der religiösen Zwietracht stets unsere Pflicht erfüllt im Kampfe für die heiligen Interessen der Menschheit, für die ewige Botschaft der Liebe, der Wahrheit, der Freiheit, der Brüderlichkeit. Wenn es uns auch nicht gelang, die Gegensätze zu versöhnen, so haben wir doch viel Gutes gewirkt, indem wir einerseits Licht verbreiteten und Vorurtheile zerstreuten, andererseits mehr als einmal den Feinden eines gesetzmäßigen Fortschrittes die Heuchlermaske herabgerissen haben.

Dieser guten Sache habe auch ich gerne jedes Opfer gebracht, gerne meine Kraft und meine Zeit ohne jeden materiellen Vortheil geweiht und auch dann nicht den Muth verloren, als mich schwere Schicksalschläge trafen und die gesunde Weiterentwicklung des Blattes unmöglich machten. Seitdem ich aber im September 1883 an den Masern erkrankt war und im März 1884 meinen Sohn verloren habe, hat mich ein Augenleiden heimgesucht, das sich immer ernster gestaltet und mir vor Allem das Lesen, Prüfen und Einrichten von Manuscripten unmöglich macht, und daneben ist die Sehnsucht nach Einsamkeit, nach Abkehr von der Welt immer stärker und mächtiger geworden.

So ist bei mir nach und nach der Entschluß gereift, mich von der Redaction der Revue zurückzuziehen und den Kampf Anderen, Jüngeren und Glücklicheren zu überlassen.

Indem ich den Mitarbeitern und Abonnenten von „**Auf der Höhe**“ für ihre Treue und Opferwilligkeit meinen herzlichsten Dank ausspreche, kann ich denselben zugleich die erfreuliche Mittheilung machen, daß „**Auf der Höhe**“ von October ab in den Verlag von **S. Schottlaender** in **Breslau** übergeht und daß die Abonnenten von „**Auf der Höhe**“ von da ab unter gleichen Bedingungen „**Nord und Süd**“ erhalten werden.

„**Nord und Süd**“ ist ohne Zweifel der beste Ersatz, den die Abonnenten von „**Auf der Höhe**“ erhalten können. Diese in jeder Richtung vornehme Revue hat von Anfang an keinen engherzigen politischen, religiösen oder nationalen Standpunkt eingenommen, sondern vielmehr im besten Sinne einen unversehrten Charakter festgehalten. Bedeutende Gelehrte, Schriftsteller, Dichter aller Nationen haben an „**Nord und Süd**“ mitgearbeitet und werden denselben auch weiter ihre Beiträge widmen. Schon der Name des geistvollen Herausgebers **Paul Lindau**, sowie dessen echt deutsche, zugleich nationale und kosmopolitische Gesinnung bietet genügende Bürgschaft dafür, daß die Erwartungen unserer Abonnenten durch „**Nord und Süd**“ in jeder Beziehung erfüllt werden.

Sacher = Masoch.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXV. Band. — October 1885. — 103. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: P. K. Hofegger.)



Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

October 1885.

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.	
Um die Pfingstzeit. Noelle.....	1
Adalbert D. Svoboda in München.	
P. K. Rosegger. Eine Lebens- und Charakter-Skizze	24
Georg Winter in Marburg.	
Buckle, Lecky, Ranke.....	47
Ludwig Pietsch in Berlin.	
Drei Ausstellungen	71
Johannes Scherr in Zürich.	
Eine Wallfahrt nach Maria-Einsiedeln	99
Paul Lindau in Berlin.	
Ferien im Engadin.....	118
Bibliographie	138
<small>felig Dahn, Harald und Cheano. Mit Illustrationen. — Meyer's Konversations-Lexikon. — Carl von Noorden. Historische Vorträge. — Hermann Heiberg. Apotheker Heinrich.</small>	
Bibliographische Notizen	148

Hierzu ein Portrait von P. K. Rosegger.
Radirung von Wilhelm Kohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

—= Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. =—

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Engelhorn, J., in Stuttgart. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek.)
Inklit, Bibliographisches, in Leipzig. (Probblatt aus Meyer's Konversations-Lexikon 4. Auflage.)



P. H. Profingger

Verlag des B. Schönbauer in Wien



Um die Pfingstzeit.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i. Br. —



Welch' ein buntes, krauses, lachend-lustiges Gewimmel auf dem samstäglichen Wochenmarkt! Es ist ein besonderer, vielleicht der besonderste des Jahres, der vor dem Pfingstsonntag. Alle Straßen die zu dem Hauptplatz der Stadt führen, sind von ländlichen Fuhrwerken gesperrt; überall treibt's und drängt's in Schwärmen und einzeln, sieht, hält, rennt, schwagt, handelt, feilscht, kauft und verkauft unter maiblauem Himmelsdach. Geschäftige Gesichter rundum, doch fast alle fröhlich, nur die eine nachdenkliche Sorge in der Miene, daß sie nichts morgen zum Fest Nothwendiges vergessen.

Aber das dichte Gebränge und Getreibe in den Straßen ist verschwindend gegen das Drücken, Quetschen, Schieben und Durchschlupfen auf dem weiten Marktplatz. Hier münden alle Ströme wie in einen großen, brodelnden Steintessel zusammen, dessen Wände die jahrhundertalten, hohen, dunklen Häuser und auf einer Seite die noch dreifach höhere, langgestreckte, machtvolle Kirche bilden. Von ihren Simsen, Umläufen, Thürmchen, Nasen und Schnörkeln blicken und blöden mehr als halbtausendjährige Wasserspeier mit wunderlichen Tragen einstmaliger Steinmeßgerphantasia auf die zahlreichen Bankreihen und Ständer des Platzes herunter. Hunderte von Verkäufern und Verkäuferinnen sitzen darauf, und Tausende von Einkäufern und Einkäuferinnen wogen unablässig um sie her, kaum einen Punkt freilassend, auf dem ein Apfel zu Boden fallen könnte; doch im Allgemeinen ist das weibliche Geschlecht nach beiden Richtungen in zehnfacher Ueberzahl vertreten: die Marktweiber und Mädchen meilenweit aus der Umgegend, die städtischen Hausfrauen in zumeist sehr einfachem Morgenanzug, ihre

Töchter mit schon etwas sorgfältiger gekämmten Stirnlocken, und die Köchinnen, jung und runzlig, derb und drall, bloßarmig und in der Samstagshauerblouse, aber alle gleich schwabluftig. Und alle mit großen, mühsam zwischen den Schultern und Rippen ihrer Küchenchwestern hindurchgequetschten Pentelkörben, die sie aus den noch weit riesigeren, mit allen Bodengaben der Jahreszeit strotzenden Korbgeflechten der Verkäuferinnen anfüllen. Letzte Spargel mit grünen Köpfen und erste Erbsenschoten, Salat, Kraut, Rüben, Sellerie, Merrettig, Zwiebeln, Drangen, Kartoffeln, Spinat, Endivien, Mangold, Erdbeeren — Alles findet in den zur Pfingstfeier gerüsteten Küchenkörben Unterkunft, oder muß sie finden. Wenn es nichts weiter wäre, doch gerupfte Enten und Hühner verlangen ihren Platz darauf, Eier, Froschschenkel, Hecht, Weißfisch, Barbe, tutti quanti; im Tragnetz daneben spratteln lebendige krähende junge Hähne, schnattert eine Ente mit dem breiten Schnabel durch die Maschen, hockt geduldig ergeben zusammengebuckt ein Taubenpärchen. Und nun fügt der poetisch angeregte Sinn der Küchenherrscherin auf Alles hinauf das dulce zum utile. In langer Reihe ziehen sich zwischen den Eschwaarenbänken Gärtnerische hindurch, dicht mit farbig leuchtenden Blumen und Blütenstücken aller Art bedeckt, vielfach, überraschend, hier inmitten der Stadt, von Vienen umsurrt und von schönen, bunten Faltern umflattert, die sich nicht von ihren Freundinnen getrennt und sie in der kühlen Morgenfrühe halb schlafend noch von draußen hereinbegleitet haben. Nun packt die Köchin einen gewaltigen Maiglöckchenstrauß, Bergißmeinnicht, Rosen — „Rosen und Bergißmeinnicht“, wie ihr das Stammbuchblättrig zart die Seele bewegt! — auf die im Korb versammelten Schätze und segelt, einem bis zum Rand beladenen Marktschiff ähnlich — das vollbausende Kattunmieder bläht sich segelhaft auf und scheint sie über das Pflaster fortzutreiben — dem heimischen Herde zu. Doch eh' sie diesen glücklich erreicht, giebt es noch manche Havarie, da ihr da und dort etwas über den Rand herunterkollert, und manchen freiwilligen Anlegeplatz, denn überall halten gleichartige, unter befreundeter Flagge steuernde Fahrzeuge mit ihr den nämlichen Cours, holen sie ein oder kreuzen sie. Und es ist ehrwürdiger Schifferbrauch aus grauester Vorfahrenzeit, sich auf der See nicht ohne Salut vorüberzusegeln, sondern eine Frage nach Wind und Wetter zu thun, und was man an Bord führt, und ob man an der Ladung etwas auf eigene Rechnung profitirt, und wohin die Fahrt morgen am Pfingstnachmittag geht.

Tropdem es so nach allen Seiten abfließt, wird indeß der Markt nicht leerer, denn unausgesezt strömt es auch von jeder Richtung wieder zu. Und immer bunter wird das Bild, über dem ein unablässiges Geseurre der abertausend gleichzeitig bewegten Zungen schwirrt. Wie funkeln die hochrothen Kopftücher der Landbirnen in den blizenden Sonnenstrahlen! Halbduzendfach oft wunderfamlichste Nationaltracht der Weiber, verschieden aus jedem Thal, wie von den Hochplatten des Gebirgs; seidene Schleifen-

hauben, gleich riesigen schwarzen Fledermausflügeln, scharflantige Hinterkopfskämpchen, dick mit Gold und Silber besetzt. Uebervoll schweben hoch über den Köpfen an langen Holzstangen farbenglühende Pfingstkrone aus grellem Flitterpapier; fast jeder Landbewohner führt sich eine solche mit nach Hause, um sie als Festbanner von seinem Giebel oder aus der Bodentür prangen zu lassen. Doch auch die neugierig umherschauenden Gesichter beschäftigungsloser, allmählich vom Frühstückstisch herzuflickender Städter mischen sich in das Treiben, auf das von dem hohen Münsterthurm ein metallenes Getöse von Glockentönen, nun dumpfstimmig, nun silberhell herabfluthet. Ein Rudel von Bäckfischen, zum letzten Schulfvormittag daherschwimmend, rubert mit seinen halbwüchsigem curiosen Flossen durch die menschliche Brandung. Nur stumm wie Fische sind sie keineswegs, sondern ohne Unterlaß schwachend, raunend, lachend, kichernd, zeternd und augenzwinkernd. Sie stehen und fignern oder fischen lange in ihren schwindfüchtig mageren Geldtaschen, bis sie aus einer Falte ein Kupferstück erhascht, für das sie sich eine Rose an die Brust stecken, die im engeren Sinne bald mehr, bald minder noch auf diesen Namen Anspruch erhebt. Hinter ihnen drein flaniren Studenten mit bunten Mützen, drehen ihnen die bezwickerten Augen zu und versehen den tuschelnden Schwarm halb in stolze Wonne und halb in „eines Nichts durchbohrendes Gefühl!“

„Käs! Käs! — Junge Hähnen! — Frische Fische! — Rettig! Marrettig!“

Und dann der Bauer! Der Bauer!

Es ist eine Lebensfreude, ihn zu sehen, zu betrachten, zu bewundern, halbe Stunden lang.

Er steht überall, an einer Ecke oder im Gewimmel, mit einer rothen Weste und alten Gulden- oder Bierbagen-Knöpfen dran. Der lange Rockschooß schlottert ihm hinten beinahe auf die Fersen, eine Hutform aus Urgroßvaterzeit überstülpt den breiten Kopf. Zwischen den Zähnen hält er die Pfeife und pafft den Umhergebrängten locomotivenartige Rauchwolken in die Gesichter. Er kann's, er hat's dazu. Er pafft und grinzt und — sit venia — rülps, denn er hat schon manchen Schoppen heut heruntergeschüttet. Ohne eine Miene zu verziehen, trampelt er Jedem auf die Füße; daß er Jemandem um eine Strohhalmsbreite ausweichen könnte, wäre ihm mehr als spanisch. Obwohl kein Wölkchen am Himmel ist, trägt er einen hünenhaften buntbaumwollenen Familienschirm wagrecht unterm Arm und stößt, wenn er sich einmal dreht, die Zwinge desselben einem Vorbeikommenden ins Gesicht und das nächste Mal in eine Ladenscheibe. Aber auch das mit der gleichen Gelassenheit, ohne den Mund zu rühren. Man könnte ihn einen unglaublichen Tölpel und Küpel heißen, aber man thäte Unrecht damit, denn er weiß garnicht, was das Gegentheil davon ist. Er ist er, und wie sollte er seine Natur nicht aus dem Dorf in die Stadt mitbringen? Schon vor Jahrtausenden hat man ihn als den göttlichen Sauhirten besungen, und

er ist der conservativste Bewohner der „menschennährenden Erde“. Einzig wenn ein quiekendes Ferkel irgendwo durchbrennt, durch die auseinanderstiebende Menge galoppirt und sich in die Röhre der kreischenden Frauenzimmer verwickelt, verläßt ihn eine kurze Weile sein altclassischer Stoicismus. Er reißt die Pfeife aus dem Mund, rennt gewohnheitsmäßig, von seiner innersten Natur getrieben, mit hinterdrein und brummt: „Bigott, 's isch a Luder!“

Wertwürdige, ojt schier unbegreifliche, sinnlos entstellende Trachten des ländlichen Weibervolks! Wer sie einmal ausgeklügelt und zuerst zurechtgeschneidert hat, konnte auf eine Medaille für Bekleidungsarrtheit Anspruch machen. Sie leistet nicht selten Alles an Widernatur, was die feinste Pariser Costümkünstlerin zu erdenken vermöchte. Jedenfalls besitzen die Trägerinnen keinen berechtigten Grund, groß gaffende Augen der Verwunderung nach den Centaurentournüren oder Reistrock-Tonnengestellten der vornehmen städtischen Damen aufzureißen.

Da steht so ein kleines Ding von nicht recht zu schätzenden Jahren, auf den Vater oder den Ohm, die Mutter oder die Ruhme wartend. Ein paar lange, dicke Böpfe besagen, daß es ein Mädchen ist, und wenn die Augen sie aus ihrer unförmigen Hülse herausköhlen könnten, käme jedenfalls ein natürliches und vielleicht recht zierlich gebautes Ebtöchterchen zum Vorschein. Aber so ist's, wenigstens vom Rücken her gesehen, nur ein kleines, komisches, buntfarbiges Ungethüm, und vermuthlich wird die Vorderchau nicht viel daran ändern. Sie trägt ein ganz lichthimmelblaues Kleid mit halbfußhohen Achselvolstern, zwischen denen der Kopf wie auf einem buckligen Rücken festgeklemmt sitzt. Wahrscheinlich hat die Natur auch ihr unter dem Prachtgewand um die Leibesmitte herum etwas von dem verliehen, was die Städterinnen mit mehr oder minder Vernunft und Vortheil oder Nachtheil für ihr Leben als Taille zur Schau tragen, doch die altvererbte Toilettenkunst ihres Dorfes ist nicht gewillt gewesen, ihr eine leiseste Andeutung davon zu belassen. Statt dessen hat sie auf die Hüften und rund um den Leib hohe, breite, dicke Wülste gelagert, über die sich der Rock wagrecht wie ein Glockenmantel wegspannt und dann gegen die Füße verbünnt, schräg zugespitzt herunterfällt. Die untere Hälfte des jungen Dinges erscheint wie eine umgekehrte, halb abgestumpfte, blaue Pyramide, und darauf paradiert etwas wie ein gleichfarbiger, vertracter, auswüchziger alter Weidenstumpf, der statt grünbelaubter Austriebe oben braunes Haar und darüber ein kleines, schwarzbebandertes, goldbesticktes Hintertopskäppchen trägt.

Sehr curios-lächerlich nimmt das Ganze sich aus, besonders für Jemanden, dem es zum erstenmal vor die Augen geräth, und ein vorbeischnelrender junger Student mit rother Mütze auf dem Kopf lacht bei dem Anblick hell auf. Er ist erst mit dem Beginn des Sommersemesters hierhergekommen, die seitdem vergangenen wenigen Wochen waren regnerisch, und er hat den Samstagmarkt noch nie besucht. Aber der Himmel ist heut

so verlockend und das laute, bunte Durcheinander so belustigend, und sein hübsches, jugendfrisches Gesicht spricht nicht gerade von Arbeitslust.

Nun lacht er über die zum erstenmal wahrgenommene, närrische blaue Figur, und eine spaßhafte Lust zieht ihn, die groteske Erscheinung sich auch von vorn zu betrachten, so daß er um ihren Rücken herumbiegt und sich vor sie hinstellt.

Da lacht er noch vergnügter und von seinem verfeinerten Geschmackspunkt aus nicht ohne Anlaß. Ueber dem himmelblauen Rock prunnt eine grasgrüne Schürze; das Kleid ist vorn auf der Brust weit geschlüpft, und ein rothbeschnürtes, jaspisfarbenes Nieder füllt die Lücke. Darüber sieht ein achatsbraunes seidenes Halstüchchen, schön glatt und straff gezogen und mit einem papierdünnen Goldblechschmuck besetzt, der wie ein paar große gelbe Butterblumen auf einer dünnen Ackerföhle flammt. In der, auf den Hüftenwulst heraufgezogenen linken Hand hält das Mädchen sorglich einen mächtigen Strauß von Raiglöckchen, den sie sich offenbar, als einen Fremdling in ihrer Gebirgsheimat, für einige Pfennige zum Feischmuck für ihre Kammer erworben hat, und so giebt es keine Farbe des Regenbogens, die ihre Pracht nicht über sie ausgeschüttet hätte.

„Per Venerem, Du bist aber schön!“ stößt der junge Student zugleich mit seinem lustigen Aufachen aus.

Sie versteht davon äußerst wenig. Von Venus weiß sie gar nichts, seine hochnorddeutsche Sprache klingt ihr sehr fremdtönig und sie begreift nur das Wort „schön“ und daß dies sich auf ihre Tracht beziehen muß. Warum der Sprecher dazu lacht, ist ihr dagegen wieder unverständlich, denn sie fühlt sich sehr glücklich und stolz über ihren schönen Sonntagsanzug, den sie an diesem wichtigen Samstag auch zur Einkaufsfahrt in die Stadt angelegt, und ihr kommt kein leisester skeptischer Anhauch, das Lob desselben nicht voll ernsthaft aufzunehmen. Und ein Mädchen steckt doch auch in der wunderlichen Hülse, das seinen Staat gern von einem so vornehmen und hübschen jungen „Stadtherrn“ bewundert hört. Sie antwortet natürlich nichts, aber sie hebt erfreut den Kopf, und ein so niedliches, rosig weißes, weiches und feines Gesichtchen sieht dabei auf, daß kaum ein Zweifel bleiben kann, die unerkennbare Gestalt drunter in den närrisch entstellenden Polstern und Wulsten wird nicht minder anmuthig und mädchenhaft zierlich von der Natur drangefügt sein. Und ebenso ist's auch außer Zweifel, daß die, der Tracht gespendete spöttische Lobeserhebung durchaus im Ernst dem Köpfchen zukommt.

Daran denkt sie indeß sichtlich keineswegs, denn sonst schlug sie sicher etwas „verschämt“ die Augen nieder, mit denen sie den Fremden groß und treuherzig und unverkennbar auch mit Wohlgefallen anschaut. Und sie versteht seine Worte auch diesmal gar nicht, wie er überrascht spricht: „Du bist ja wirklich allerliebste!“ Nur daß er nichts Unfreundliches gesagt hat, ist ihr deutlich.

Da kommt etwas, was jedenfalls auch allerliebste, eigentlich gradezu poetisch schön ist. Von den Blumen eines der nahen Gärtnerische gaukelt ein wundervoller großer Fritsfalter herüber und setzt sich unbekümmert auf die duftenden Maiglöckchen in der Hand des Mädchens. Der nämliche erste, von keinem Hauch berührte Frühlingsschmelz liegt noch auf seinen Fittigen, wie auf ihrem Gesicht, und es ist, als ob Jugend sich nicht vor Jugend fürchte. Und wie er die blau-violett schillernden Flügel im Sonnengold weit auseinander schlägt, haben sie ganz genau die gleiche Farbe, wie die beiden auch aufgeschlagenen Augen des Mädchens, zwischen deren Wimpern die Sonne ebenso hineinfällt. Der junge Student stuft förmlich einen Moment mit dem Blick, von der eigenartigen Ähnlichkeit betroffen, dann sagt er hübsch lächelnd:

„Warum setzt denn der Thor sich nicht lieber auf die beiden Blumen?“

Davon versteht sie wieder gar nichts, als daß es abermals nichts Unfreundliches bedeutet hat. Erwiedern kann sie also auch nichts und wüßte auch nicht was, aber sie lacht und zieht dabei die rothen Lippen leicht über die kleinen, schneehellen Zähne auf, und einen Augenblick falten sich ihr nun schelmische Grübchen in die Wangen. Doch zugleich flattert die Frits forttaumelnd auf, ein Bauer mit rother Weste und Silberknöpfen dran, in langem Schlotterrock und dem Regenschirm unter der Armbeuge stapft herzu und manscht neben der Peise heraus: „Kimm, Ketterl! 'Sisch fakti'sch hiß hit, fusse mir ei's!“ Wie der junge Student sich umwendet, ist das allerliebste, närrische Bild verschwunden, nur vor den Augen der Phantasie steht's ihm noch, und die blaue Frits gaukelt noch um ihn herum.

Wie so etwas im Sonnenlicht eines Maienmorgens noch ein Weilchen vor dem Blick fortstimmert. Er kauft sich ein Maiglöckchensträußchen und riecht im Weitererschlendern dran; dann durchs alte Thor, das Glockengewoge tönt ihm aus der goldenen Luft herab nach bis zu seiner Wohnung. Diese liegt in einer von Gärten durchwirkten Vorstadtstraße, das ganze Quartier macht behäbigen Eindruck, die Häuser sind freundlich und stattlich. Auch dasjenige, in welches er eintritt; im ersten Stock befinden sich seine Zimmer, an der Thür nennt eine Visitenkarte seinen Namen: „Erwin Curtmann, stud. nat.“ Doch das Innere gemahnt nicht an eine herkömmliche „Studentenbude“; die große, helle, lustige Wohnstube, in deren Fenster grüne, hohe Waldberge nah hereinschauen, ist sehr behaglich, sogar mit Eleganz und Comfort eingerichtet, ebensolches Schlafgemach stößt daran. Anatomische und physiologische Werke auf einem Tisch mit einem Tobentopf dazwischen künden das Studium des Bewohners, allein sie machen nicht, wie sonst zu meist, die ganze Bibliothek desselben aus, sondern von einem erheblichen Regal sieht in schönen Bänden eine sorgliche Auswahl deutscher Dichtungs- werke herab; der Heine'sche „Romanzero“ liegt aufgeschlagen auf dem Schreibtisch. Offenbar hat Erwin Curtmann noch andere geistige und poetischere Bedürfnisse als die seines zukünftigen Berufs, und er kann sie auch

nach der pecuniären Seite hin voll befriedigen. Sein Vater ist einer der reichsten Handelsherrn in einer der Hansestädte und er der einzige Sohn. Frei hat er seiner von Kindheit auf gehegten Neigung für die Naturwissenschaften nachgeben können und studirt zur Grundlage und Vorbereitung Medicin. Natürlich nicht um einmal als Arzt Praxis zu üben; er will später große Forschungsreisen unternehmen, dann sich wahrscheinlich an einer Universität zur Erlangung einer Professur habilitiren. Was, weiß er selbst noch nicht und denkt nicht dran. Das Leben liegt gar bunt vor ihm, er hat nichts nöthig, als die Tage weiter gehen zu lassen; voll und reich winkt es ihm, er braucht nur zuzugreifen. Doch er ist keine Geldseele, kein Materialist, die Bücher drüben besagen es und sein Gesicht, seine Augen nicht minder. Wenn die Physiognomie Recht besitzt, mischt sich in ihm jugendliche, vielleicht etwas leichtfertige Sorglosigkeit mit einem träumerisch poetischen Hang. Die Zukunft ist sein und er freut sich der Gegenwart, der Stunde und in ihr der Sonne, des Frühlings draußen und in ihm selbst, des jungen Kraft- und Lebensgefühls, das jeder Athemzug ihm giebt.

Ein Beweis seiner neidenswerthen Lage pocht jetzt an die Thür. Der Gelbbriefbote tritt ein und bringt ihm ein Couvert mit einer Einlage von fünf Hundertthalerscheinen. Sein Vater schreibt nur kurz dazu, falls er einen Pfingstausflug in die Alpen oder nach Italien hinüber machen wolle, damit er nicht etwa in Verlegenheit gerathe. Die Besorgniß ist freilich überflüssig, denn er trägt noch ebensoviel von seinem Quartalswechsel in der Brieftasche und gleichgültig legt er die Sendung dazu. Der Besitz ist ihm selbstverständlich, wie die Luft, so lang er denken kann, aber seine Lebensführung erheischt nicht viel Benutzung desselben. Er ist weder verschwenderisch noch geizig, seine leiblichen Bedürfnisse sind nur von Natur genügsam, seine Interessen von anderer Art, als solche, die sich kaufen lassen.

Es ist köstlich, am offenen Fenster in der warm hereinslutenden Sonne zu sitzen und zu lesen; im Garten drunten werden Duzende von fröhlich zwitschernden Vogelstimmen keinen Augenblick still. Er hat den „Romanzero“ wieder zur Hand genommen, doch es huscht ihm ab und zu wie ein bläulicher Schimmer über die Buchstaben hin, wahrscheinlich der Reflex des tiefdunklen Himmels auf dem Blatt, anders kann es nichts sein. Dann steht er einmal auf, unwillkürlich, er weiß nicht warum. Ein Wagen rollt draußen auf der Landstraße, die durch die breite Thalsole in's Gebirg emporführt, ein ländliches Fuhrwerk mit Männern, Weibern und Dirnen besetzt; ein Burtsche hält eine bunte Pfingstkrone an der langen Stange als Festbanner jauchzend hoch über sich. Sie fahren vom Stadtmarkt heim, sehr zeitig, denn es ist noch nicht Mittag, vermuthlich haben sie weiten Weg.

Der junge Student sieht dem lustigen Gefährt nach und bleibt mechanisch im Fenster liegen. Bald kommt wieder eins, dann bleibt die weiße, jonnenheiße Straße still und leer.

Ihn hungert, er will zum Mittagstisch gehen. Da trappelt nochmals etwas vom Thor her heran, ein Einspänner, der wohlgenährte Gaul zieht einen kleinen zweifelhigen Korbwagen, über dem auch eine Pfingstkrone prangt. Darunter schimmert es roth und dahinter blau; nun rollt's nah, und das Rothe ist eine Bauernweste und das Blaue das kleine nährlich angezogene Ding vom Markt, das noch sorgsam den großen Maiglöckchenstrauß vor der Brust hält. Doch ihre Augen sind in der Luft, bald voraus, bald den Häusern zu, und wie sie jetzt vorüberkommt, sieht ihr Gesicht just nach dem Fenster Erwin Curtmanns auf. Und offenbar erkennt sie ihn wieder und hat eine kinderhafte Freude darüber, denn sie nickt ihm fröhlich-vertraulich fast wie einem alten Bekannten zu und lacht und dreht den Kopf mit den Irisaugen noch einmal nach ihm zurück. Dann ist mit „Hü-a! Hü!“ des stoisch sitzenden Bauern das Fuhrwerk vorbei, die bunte Krone schwant um eine Ecke, weißes Staubgewirbel hinter ihr. Wahrscheinlich haben sie's auch weit heimwärts in die Berge.

* * *

Wie am andern Morgen der erste Pfingsttag anbrach! Das frühe Glockengeläut vom Münster her weckte Erwin Curtmann, er sprang auf und tauchte den Kopf aus dem Fenster wie in ein frisches Bad in die kühle, köstliche Luft. Grad' über die östliche Bergwand aufsteigend, blickte die Sonne ihm blendende Goldfunken in die noch halb traumerhängten Augen. Sie warf ihre Strahlenpfeile auf glanzweiße Nebel, die sich in den Schluchten aufrollten, daß nur die hohen Gebirgsspitzen drüber herabblickten. Gleich Inseln im blauen Meer schwammen sie droben, doch gleich Inseln der Seligen. Die Erde duftete auf und stand wie mit Brautgeschmeide behängt; ein Glimmern und Schimmern war überall, weit drüben auf leerem Brachfeld funkelte ein altes, fortgeworfenes Blechstück wie der Koh-i-noor des Großmogul, des Sohnes der Sonne. Der Morgen trug nicht Nüchternheit auf den Lippen, sondern berauschten Trunk für jeden Sinn, für das junge, warme, freudig sichere Lebensgefühl der Brust. Und der junge Mediciner war dankbar für den Schönheitsüberschwang der Welt und fromm in seiner Art. Gleich einem Morgengebet sprach er laut den wundervollsten Lobgesang, der sich je aus einer Menschenseele erhob, in die leuchtende Frühe:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Weltgesang,
Und ihre vorgeschriebene Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag.“

Am herrlichsten hier unten auf der Erde, wo Sinn und Gefühl leben, um sie zu empfinden!

Und Erwin Curtmann sprach hinterdrein: „Du wußtest es, Wolfgang Goethe, wie keiner vor Dir. Und Du hast von der Herrlichkeit, die um Dich lag, Dir allzeit genommen, was die Stunde gab. Ich wollte, Du könntest diese Stunde noch einmal mit einathmen!“

Seines Herzens tiefer Wunsch sprach's, die glänzenden Augen fügten stummes Zeugniß hinzu. Rasch kleidete er sich an, doch er war noch kaum fertig, als es von drunten herausscholl: „Curtmann! Schlafratte! Steckst Du noch im Mauselloch?“ Ein halbes Duzend rother Corpsmützen, gleich der feinigsten, betüpfelte die weiße Straße, er griff indeß nach einem feinen, fast gewichtlosen Panamahut, warf eine leichte, bereitliegende Ranzentasche über die Schultern und stand hurtig unter den ihn abholenden Commilitonen. Er hatte sie, gestriger Abrede beim Wein gemäß, erwartet; es ging nicht in die Alpen oder nach Italien, sondern zu einer Pfingstwandertour in das ihm noch fremde, nachbarliche Gebirge. Lustig und lachend marschirte der junge Schwarm auf der Landstraße durch das breite Thal den hohen, bestrahlten Bergen entgegen. Sie hatten, wie allzeit, Durst und sprachen nach Studentenbrauch in jeder Schänke am Wege ein. Dann brachen sie wieder hervor und wanderten weiter, lärmend und tollend, Kneiplieder singend und mit den Stöcken fuchtelnd, um zu demonstrieren, wie Der und Jener auf den letzten Mensuren geschlagen und ausgelegen. Es war Pfingsten und Frühling, und das trieb sie nach altem Burschenherkommen in's Freie, und die Lunge zog einmal gute, qualmlose Luft ein, die das Blut reiner und rascher kreisen ließ. Aber im Inneren trugen sie nichts Anderes mit hinaus als die täglichen Gemeinplätze, schnodderigen Reden, Kauf- und Saufenommagen der Kneipen und die Zuversicht auf gutes und reichliches Bier im erreichten Nachtquartier.

Curtmann wäre lieber allein gegangen, doch er hatte vor den Anderen seine Absicht einer Fuxtour ausgesprochen und sich der zustimmenden Gesellschaft nicht gut entziehen gekonnt. Er war in's Corps gerathen, wie es so zu geschehen pflegt, halb willenlos, halb aus neugierigem Jugenddrang, das übermüthige Treiben mitzumachen, fühlte sich dessen jedoch im Innern eigentlich schon satt. Seine Natur besaß kein Bedürfniß zum Anschluß an eine Corporation, eher Abneigung dagegen. So befand er sich mit seinem Corpsband im Grunde zwischen den Gefährten vereinsamt, ward jedoch trotz seiner noch nicht hohen Semester von ihnen um seines großartigen Wechsels willen außerordentlich geschätzt und mit sorglicher Auszeichnung behandelt, damit er der Verbindung sicher erhalten bleibe. Doch hatte er den Mangel an innerer Uebereinstimmung noch nie so deutlich empfunden wie heut. Alles umher interessirte ihn, hätte ihn gern verweilen lassen, erfreute sein Auge, zog ihn an, und seine Weggenossen nichts, als die nächste Station zur Einkehr. Der immer wechselnde Zauber der Bergwelt, zu der sie em-

vorgelangt, die in Regenbogenfarben oder gleich Schneelawinen fallenden Wasser, die Uppigkeit fremdartiger Blumen, Vogelstimmen, Wald, Wind und Sonne, Alles war nicht für sie vorhanden. Ohne Blick und Ohr dafür trieben ihre Zungen in dem altausgetretenen Geleise weiter. Wozu gingen sie überhaupt hier und führten ihre Lebensarten nicht drunten in den dumpfen Schankwirthschaften der Stadt? Und wozu vor Allem ging er mit ihnen, die ihm all' die „Herrlichkeit“ umher gleich einem trostlosen Landregengetrüpfel mit schalen Worten überrieselten? Ihm kam's immer mehr wie eine Blasphemie, die nicht sie allein, sondern die er eigentlich begehre. Wolfgang Goethe hätte gesagt: „Das ist Volk aus Auerbachs Keller. Was willst Du bei ihm? Hänge den Zaubermantel der Natur um Dich und laß die „platten Burschen“.“

Erwin Curtmann war sehr selbstständiger Art und seine Gemüthsstimmung gestaltete sich immer unabhängiger von der seiner Begleiter. Wie sie um Mittag ein schon ziemlich hoch belegenes Gasthaus erreicht, dort Mahlzeit hielten und während des Essens über ihr nächstes Wegziel rathschlugen, warf er gleichmüthig ein: „Wenn ich einmal verlorren gehe, sucht nicht nach mir; ihr findet mich drunten wieder vor.“ Sie lachten: „Laß wenigstens vorher Deinen Geldsack irgendwo fallen, wo unsere Nasen als ehrliche FINDER Witterung von ihm kriegen, dann wollen wir uns um Dich kein Salz auf die Waden regnen lassen.“ Es war Kneipwitz, aber nicht ohne ihre wirkliche Meinung darunter. Sie fühlten sich auch in seiner Gesellschaft nicht recht gemüthlich; wie er bald einmal aufstand und vor die Thüre trat, während sie sich noch neue Schoppen heranzuführen ließen, kamen sie überein, er sei eigentlich ein „Natursimpel“, ein „Faselnmaul“ und „lederner Kerl“, bei dem man nur vor den „Samstertaschen seines Alten“ Respekt haben müsse. Er ließ draußen den Blick über den kleinen Bergkessel hingehen, in dessen Mitte das Haus lag. Der Entschluß hatte sich ihm gereift, nicht weiter mit den Andern fortzugehen, doch auch allein in die fremde Gebirgswelt vorwärts zu wandern, fühlte er nicht Lust und Reiz mehr. Der herrliche Tag war ihm verdorben, und verdrossen empfand er zu nichts mehr Antrieb, als in die Stadt zu seinen Büchern heimzukehren. Unvermerkt berichtigte er dem Wirth nicht nur seine Zecher, sondern die gesammte seiner bisherigen Gefährten mit; er wußte, das werde sie am besten über seine Trennung von ihnen getrösten. Dann holte er rasch Tasche und Hüter aus der Seitengaststube und schlug ungesehen den Rückweg ein.

So lustig und laut das umherfaulenzende Pfingstsonntagleben in den bis hierher durchschrittenen Dörfern gewesen war, so still und unbefucht lagen Weg und Steg außerhalb derselben im Gebirge. Kein Wagen knarrte langsam, vom Fuhrmannsruf begleitet, über das Steingeröll, kein Fußtritt kam durch den beginnenden Nachmittag daher. Nur drüben bewegte sich etwas von einem schmalen, steilen Gangpfad herab, ein hellerer Schimmer am Rand tiefdunklen Tannengrüns. Es kam gegen den Weg Curtmanns spitzwinklig

einher und erreichte die Kreuzungsstelle mit ihm zugleich. Wie es aus dem Busch hervortrat war es eine derbe Bauernbirne, unter deren breiten Füßen der Boden dröhnte, mit plumphen Zügen und sehr wenig anziehend, aber sie trug auf dem festlich glatt gestriegelten Kopfsaar das nämliche goldbestickte, schwarzbebanderte Käppchen und um den dicken Leib das gleiche himmelblaue, achselbepolsterte und hüftenumwulstende Kleid, das er gestern Morgen zum erstenmal gesehen. Auch die grasgrüne Schürze fehlte nicht, noch das rothbeschnürte Jaspismieder; nur die Augen, die sie zu dem ihr begegnenden jungen Wanderer aufschlug, waren von einer faden, wässerig zerlaufenden Farbe. Sie sagte langgedehnt methodisch: „Grü-ß Gott“ und trampelte vorüber.

Eine grob gemeine Caricatur eines närrisch niedlichen Bildes war's, das ihm auf einmal wieder vor Augen stand. Er sah ihr einen Moment nach und dann rief er sie plötzlich mit einem ausgestoßenen Laut an. Sie drehte sich um und er frug, zu ihr tretend: „Tragt ihr alle da herum so schöne Kleider?“ Halb verstand sie's nur, doch so weit, daß sie den Kopf schüttelnd antwortete: „Do hunde nöt.“ — „Wo denn?“ — „Drobe,“ und sie wies mit der Hand nach der Bergwand, von der sie herunter gekommen. „Und wie kommt man nach dem Paradies, wo lauter so blaue Engel sind?“ fragte er lachend.

Davon begriff sie nichts, lachte gleichfalls, drehte den Kopf mit einem schämigen Ruck, daß ihr die Zöpfe in's Gesicht flogen, und ging fürbaß. Der Blick Curtmanns folgte ihr nach, das ganze Vergnügen, das er gestern zuerst bei dem Anblick dieser sinnlos-komischen Rationaltracht empfunden, kam ihm zurück. Das blaue Ungethüm verschwand wieder gegenüber im Wald — Furcht kannte es offenbar in seinen Bergen nicht — dem Zurückbleibenden aber war's, als trage sie etwas von ihm mit sich fort. Sie mußte seinen Mißmuth auf ihre Engelsfittige geladen haben und damit abtrollen, er fühlte sich auf einmal wieder vergnügt, leicht und heiter, wie in der herrlichen Morgenfrühe, und durchaus nicht mehr aufgelegt, aus der wundervollen Gebirgsnatur schon in seine Stube zurückzukehren. Alles sah ihn anders an, als noch vor wenigen Minuten; ein Quell plätscherte neben ihm vom moosigen Felshang und schien ihm hellstimmig zu singen: „Komm herauf!“ Auch den Gesang seiner Corpsbrüder hörte er drüben in entgegengesetzter Richtung; es brüllte weit herüber: „Dreimal drei sind Neune — ihr faust ja wie die Schweine — Bruder, Deine Liebste heißt?!“ Sie waren guter Dinge vom Wein und noch mehr, daß „der Simpel“ für sie „berappt“ hatte, dachten nicht mehr an sein Verbleiben und zogen ihrem Abendbier zu. Er horchte ihnen kurz nach, die trunkenen Stimmen klangen ihm melodisch in's Ohr. Seine Seele fühlte sich köstlich frei und seine Füße sich so unermüdet wanderlustig — wohin? — gradaus in die Fremde, gleichgültig wo er eine Nachtunterkunft finde, wenn nicht anders unter Baum und Busch. Vor ihm lag der steile Geröllpfad, von dem die Bauernbirne herabgekommen;

der Weg mußte also zu einer Ortschaft emporführen, und er stieg ihn hurtig an. Doch bald verlangsamte er den Schritt, es war doch ungewohnte Arbeit für ihn, sich so jäh in die Höh' zu tragen, die Sonne brannte heiß und der Bergrücken blieb noch immer gleich hoch über ihm. Dann spaltete sich der Pfad in zwei Theile — ein Wegweiser stand nicht dabei — links oder gradaus? Das letztere schien das natürlichste, und eine ganze Weile bewährte es sich auch vortrefflich. Aber dann war's doch falsch gewesen. Wo blieb der Weg? Pure zu Ende, inmitten von dickem Tannengestrüpp und Felsgebüsch. Schwarze Eichelhäuten waren da, sprangen lautlos von Ast zu Ast, und Häher zeterten. Sonst nichts.

Sollte er bis zu der Abzweigung des richtigen Pfades zurück? Das ging ihm wider Neigung und Natur. Excelsior! rief Henry Wadsworth Longfellow.

So stieg er gradaus in die Bruchreste des ehemaligen Felskammes hinein, kam zuerst fast rascher vorwärts, als er gedacht. Aber dann fing die Brust doch zu keuchen an, und das Herz hämmerte, und die Sache ward ver-teufelt schwierig. Die Steinbrocken wuchsen immer mächtiger, bald mußte er hinüber, bald sich seitwärts durch schmale Zwischenklüfte mit knietiefem Moos, Adlerfarn und breitem Lattich mühselig durchquetschen, oft beinahe senkrecht empor. Manchmal ausweglos Gerant und Gezack und Geklipp; er klammerte sich fest, verlor den Halt, strauchelte, glitt, stürzte und kletterte auf's Neue. Es war eine feuchtathmende, völlige Wildniß, in die kein Sonnenstrahl fiel, nur ein schwärzlich grüner Tageschein lag unter dem dunklen Nadeldach der riesigen, dickstämmigen, Alles überdeckenden Weißtannen. Von einer Himmelsrichtung ließ sich nichts mehr unterscheiden, das Einzige, was er sich als Ziel vorhielt, war, stets aufwärts zu klimmen. Aber er verlor Muth und Laune nicht; auch einen Rükterneren, der nicht seine Mitgift poetischer Phantasie besessen, hätte dieß Dringen und Ringen durch den sperrenden Urwald an die alte Märe vom Emporkämpfen zu Dornröschens verzaubertem Schloß erinnern können. Nur unsäglich langsam ging's, die feindliche Böschung zu gewinnen, sie zu behaupten, einen neuen Angriffspunkt auszukundem, und jede Zeitrechnung hörte auf. Die Corpsbrüder auf dem breitgebahnten Weg drunten — irgendwo da drüben — hatten es allerdings bequemer.

Dann befand er sich auf einmal, undvorhergesehen, auf ebenem Erdreich; er war oben. Auch der Wald wich und ließ seinen Augen plötzlich weite, freie Schau.

Eine höchst überraschende, voll gegensätzliche. Er stand am Rande eines umfangreichen, ringsum von mäßigen Berglehnen umschlossenen Hochplateaus und für den aus dem tiefen Forstbunfel Herausgelangten bot der Anblick in der That etwas von dem einer fremdartig verzauberten Welt.

Zunächst fiel letzte röthliche Abendsonne darüber, ein Gefühl der Einsamkeit weckend, freundlich und melancholisch zugleich. Da und dort warf sie lange Schatten über die Hochfläche, die sich nicht eben forterstreckte, sondern

in zahlreichen Bodenwellen aufhob und zu kleinen Thalmulden einjunkte. Eine offenbar zusammengehörige Ortschaft lag drin eingebettet, doch kaum standen zwei Häuser oder Gehöfte benachbart nebeneinander, vielmehr alle vereinzelt hingestreut, wohl in stundenweisem Umkreis, manche fern bis an das waldbige Gelände hinan. Dazwischen stiegen größere und kleinere, kahle Hügelrücken und Spitzen auf, mit grauem Felsgrund schimmernd oder von kurzer Grasnarbe bedeckt; auf der Höhe zumeist mit einem Busch gekrönt, einem wilden Rosenstrauch, hier erst weiß blühendem Schlehdorn, mit hohen Ginsterstauden, dunklem Wachholbergestrüpp oder fast schwarzem Stechapfellaub. Um Alles breitete sich schweigsam das schöne, schwermüthige Licht des scheidenden Tages, und ein weicher Wind strich wie mit langen, ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen drüber. Man sah, er mußte der ständige Genöß dieser Höhe fast das ganze Jahr hindurch sein, das Gezweig jedes Strauches stand wagrecht von ihm abgekehrt, wie von einem Kamm fortgestrichenes Haar.

Das Ganze erregte dem jungen Beschauer zuerst einen überraschend befremdlichen, doch dann fast einen vertraulichen Eindruck. Nichts ließ mehr durch Abstürze und Niederblicke in die Tiefe erkennen, daß er sich hier auf einer Höhe von mindestens dreitausend Fuß befinde, ein geringes Einbildungsmaß mit etwas Zuthat und Hinwegnahme konnte ihn in eine Landschaft seiner norddeutschen Heimat versetzen. Sogar wie kleine Bruchstücke von buschbewachsenen Felldrainen stand es hie und da, nur die Bauart der Häuser war eine durchaus andere, und nur eine gewisse Feierlichkeit der Natur sprach von der weltabgeschiedenen Höhe.

Nun ging Curtmann vorwärts, ein wenig traumhaft, er wußte nicht, wo er sich in der Welt befinden möge, und ebenso nicht recht, von wo und durch welchen Anlaß er hier herauf gekommen sei. Sein Fuß bewegte sich leichter über den ebenen Boden, aber doch etwas ermüdet, an die überstandene Anstrengung mahnend. Er war seit der Morgenfrühe unterwegs und das Klettern im Felswald mußte wenigstens vier bis fünf Stunden gedauert haben. So trug er Verlangen nach Rast und einer Unterkunft für die herannahende Nacht, denn die Schatten vor ihm wuchsen rasch länger.

Menschen waren indeß nicht zu sehen, und auch von den Häusern her kam kein Ton durch die Stille. Das bekränzte und besitterte Herumziehen der Jugend drunten in den Thalbörfern, der laute Festjubil fand hier nicht statt. Nur eine bunte Pfingstkrone ragte hin und wieder über einem Giebel weit flimmernd in die Luft.

Jetzt traf der Wanderer auf einen breiteren Weg, dessen Geleise kundthaten, daß er auch für schmalspurige Fuhrwerke benutzbar sei und muthmaßlich als Fahrstraße lekten Ranges irgend wohin in's Unterland sich hinabwinde. Ihr folgend, schritt er den nächstgelegenen Wohnstätten zu.

Doch nun drehte ihm etwas den Kopf, eine Regung zur Linken auf einem der kleinen, kahlen Hügelabhänge. Schwarze Ziegen rupften dort das

dürftige Geträut, und ein wenig über ihnen auf der grauen Kuppe saß als das erste lebende Wesen, das Erwin Curtmann wahrnahm, ihre Hüterin. Die Sonne strahlte sie noch an, und der Wind strich ihr das flachsblonde Haar flirrend von den Schläfen. Es war ein ganz winziges Mädchenkind, doch — doppelt curioser Anblick — im himmelblauen Festtagskleide schon mit Kissen, Polstern und Wülsten zu einem völlig unförmlichen Menschengeschöpfchen ausgestaffirt. So saß sie barköpfig wie auf einem Naturthron gegen die blaue Luft, man konnte den rothen Schein des Abendlichtes auf ihrem Scheitel sich als einen hellgoldigen Kronreif vorstellen, und als Herrschscepter für ihre Unterthanen hielt sie einen Stecken mit grünem Wedel in der braunverbrannten Hand. Und mit ganz neugierlosen, unendlich ernsthaften Augen sah sie unbeweglich auf den Fremden herunter.

So friedlich war's, so närrisch=possirlich, so hübsch und so weltab wunderfam. Kein Dornröschen, aber doch wie ein kleines märchenhaftes Prinzeshen aus verschollener Zeit. Keine Frage, das saß hier auf dem ältesten Throne der Erde, seit einem Jahrtausend, immer wechselnd und immer gleich.

Aber noch etwas Anderes kam plötzlich dem jungen Studenten aus ihrem unerwarteten Anblick. Er hatte vergessen gehabt, was ihn angetrieben, durch die Bergwildniß in dieser Richtung herauf zu klettern. Ueberhaupt war er sich des Anlasses nur dunkel halbberußt gewesen, doch jetzt stand's vor ihm, das blaue Kleid brunten hatte ihn den Geröllspfad einschlagen lassen, von dem es herabgekommen.

Er hielt den Fuß an und fragte: „Wie heißt Du, kleine Königin?“

Die Anrede verstand sie natürlich nicht, nur daß er nach ihrem Namen gefragt. Ohne eine Miene zu verziehen, gab sie Antwort: „'s Ketterl.“

„Du auch? Ihr heißt wohl alle hier so?“ entgegnete er. „Sag' mal, Ketterl!“ — er versuchte so gut es ihm möglich fiel, ihren Gebirgsdialekt nachzuahmen. — „wo kann man denn die Nacht schlafen hier?“

Das ging indeß weit über das Begriffsvermögen der kleinen Souveränin. Sie hob zwar die Hand und sagte dazu: „Doa;“ aber worauf ihre Finger hindeuteten, war die Mutter Erde, und es blieb zweifellos, daß jeder weitere Auskundungsversuch kein besseres Resultat bei ihr erzielen würde. So zog Erwin Curtmann lächelnd vor ihrer liliputanischen Hoheit den Hut und folgte dem Weg weiter nach.

Nun erreichte er bald das nächste Haus, etwa auf Schußweite davon, doch seitab in Wiesen lag ein zweites, einen Mittelpunkt befaß die Ortschaft augenscheinlich nicht. In einem kleinen, kahlen Gärtchen blühten hier jetzt erst die Primeln und gelben Tazetten, am verfallenen Lattenzaun lehnten, aus kurzen Pfeifen rauchend, ein paar Wurfsen in dunklen Säcken und rothen Westen, die Hüte buntbebändert, und schienen mit ebenso vielen himmelblau gekleideten jungen Dirnen sich vortrefflich zu unterhalten. Worte hörte man jedoch kaum, die Conversation wurde eigentlich nur schweigend durch ein

Kopfniden, ein Häuspern, ein Kraxen am Ohr oder Zupfen an der grasgrünen Schürze geführt. Aber alle sahen völlig befriedigt von ihrem abendlichen Pfingstvergnügen aus.

Curtmann stand still und grüßte, und „Grü-ß Gott“ antwortete jeder in gleichem Ton. Er fragte nach einer Wirthschaft, wo er übernachten könne, und einer der Burschen sagte, den Kopf schüttelnd, neben der Pfleisen- spitze heraus: „Noa.“ Dann ließ er sich herab, nachzufügen, im Dorf sei kein Gasthaus mit Betten.

Doch wo sei denn solches?

„Do übi bi der Kilch.“ Die Pfleise deutete über eine waldbige Berglehne hinüber.

„Und wie weit noch dorthin?“

„A Stunde zwoa.“

Das war nicht sehr anmuthend für müde Füße, und es begann grau zu dämmern. Doch offenbar blieb dem jungen Wandermann keine Wahl. Er dankte für die Auskunft, und es scholl hinter ihm gleichmäßig: „Pfüet Gott!“ und danach sagte eine Stimme am Zaun: „Weisch', Ketterl.“ Einen anderen Mädchennamen als „Ketterl“ schien es hier oben nicht zu geben.

Das nämliche Bild wiederholte sich noch ein paarmal, näher oder entfernter von der schmalen Fahrstraße. Derselbe kahle Garten, der Lattenzaun herum, die gleichen Burschen mit den gleichen Dirnen in den gleichen blauen Kleidern, die gleiche befriedigende Unterhaltung führend. Nur lag immer undeutlicheres Zwielicht über den Gesichtern, und der Zwischenraum zwischen den Häusern dehnte sich immer länger. Dann hörten sie ganz auf, und der Weg stieg am einsamen Gelände empor. Und nun theilte er sich, fast schon in nächtigem Dunkel nach zwei Richtungen, natürlich ohne jede Andeutung, welche die richtige „nach der Kilch übi“ sei.

Sich noch einmal, vielleicht die Nacht hindurch zu verlaufen, verspürten die Beine Curtmanns keine Lust. Da blinkte zum Glück etwas seitab an einem dunklen Waldrand ein röthlicher Lichtschimmer und zeigte, daß noch eines der letzten, weiterzertretenen Gehöfte dort lag. Er tappte halb darauf zu, um sich nach dem rechten Weg zu erkundigen, und kam unter ein hohes, schwarzes, weitüberhängendes Dach; aus dem Hintergrunde fiel der matte Schein durch zwei ziemlich breite, doch aus vielen winzigen Scheiben zusammengestückte Fenster heraus. Vorhänge befanden sich nicht daran, und er konnte in eine große, niedrige Stube mit dunkelbraunen Holzwänden hineinsehen. Eine alte Kuckuhr rief heiser neunmal, und am weißen Tisch neben dem ungeheuren grünen Ofen saß fast selbstverständlich auch bei der kleinen, trüben Lampe ein himmelblaues Festkleid. Nur mit Mühe fand der Hausunkundige einen Zugang, tastete sich über einen lichtlosen Vorraum an die Stubenthür, pochte an und öffnete. Die Sitzende, die in einem alten, abgegriffenen Kalender las, hob mechanisch ausblickend den Kopf; da war es das feine, niedliche Gesichtchen, das gestern Morgen auf dem Wochenmarkt vor

ihm gestanden und ihm nachher noch einmal vom Wagen zugenickt hatte. Die Sonne fiel ihr jetzt nicht in die Augen, aber auch so war die Irisfarbe zwischen den Lidern unverkennbar.

Sie schaute ihm bei der dämmerigen Beleuchtung der trüben Lampe etwas verwundert in's Gesicht, doch dann zerging rasch die Ungewißheit in ihrer Miene, und sie streckte ihm die kleine, braune Hand wie einem alten Bekannten treuherzig zum Willkomm entgegen. Es überraschte sie gar nicht, daß er es war und da stand, aber sie freute sich sichtlich darüber und sagte: „Grüß Gott“ und dahinter noch einmal: „Gute Obed, Herr“, wohl in der Mundart ihres Dorfes, doch gut verständlich und mit hübschem, hellem Klang. Er dagegen war noch voll erstaunt, sie so plötzlich wieder vor sich zu sehen, und antwortete unwillkürlich: „Grüß Gott, Ketterl — bist Du's denn wirklich?“ Daß er ihren Namen wußte, nahm sie auch nicht Wunder, aber es freute sie wieder, und sie lachte: „Ja, wer sollt' i dann sußt si, wann i's net wär?“

Wie komisch sie wieder da stand in der großen braunen Stube, unförmig, blau aus dem Fußboden aufwachsend; nur das niedliche Köpfchen steckte jetzt ohne die goldbestickte Haube barhäuptig zwischen den hohen Achselpostlern. Sie frug mit keinem Wort, wie er des Wegs komme und wozu er da sei, sondern sagte nur: „Will der Herr net niedersitze?“ und sie schlug hurtig mit der grünen Schürze über die breite Ofenbank, obwohl diese so blink und blank war, daß kein Stäubchen drauf lag.

Wollte er sich denn setzen, oder was wollte er überhaupt! Er mußte sich besinnen, warum er in's Haus hier eingetreten sei? Da ging im Hintergrund eine niedrige Thür auf und es schob sich etwas Langes, Rothbemesstetes und dunkelblau Verocktes herein, ein halbgrauhaariger Mann mit kräftiger Nase im Gesicht und kurzer Pfeife im Mund. Es war der Vater des Mädchens und Besitzer des Hofes, ein breitwüchsiger Bauer, dem Behändigkeit und Seelenruhe in jedem Zug der Physiognomie eingeschrieben stand. Auch ihm erregte die späte Anwesenheit des Fremden keinen Augenblick der Ueberraschung. Er hielt ihm die derbe Handschaukel hin: „Gute Obed, Herr. Woaußi?“

Nun sprach Curtmann, daß er Nachfrage um den Weg halten gewollt und wie's der Zufall gefügt, daß er das Mädchen und ihren Vater gestern schon auf dem Markt in der Stadt gesehen und auch von ihr wieder erkannt worden sei. Der Bauer wiegte den Kopf: „So? So? jo, 's isch bigoscht dunkel bi der Nacht. Jo, 's Ketterl hat Doge as wie a Kap. Jo, 's isch no mit übi zum „Rappen“ bi der Kirch, dös findt der Herr nôt. Schaug'n's, spiset 'S zu Nacht, und wann 'S bi us schlofe wölle, ha's a si. Spring', Ketterl, richl' au für d' Herrn.“

Es war eine Einladung zur Mahlzeit und Nachtrast wie etwas ganz Selbstverständliches, ohne irgend welche weitere Umfrage und Bedachtnahme, da es dem Bauern auf der Hand lag, daß der ortsfremde Wanderer den

Weg im Dunkel durch den Bergwald hinüber nach dem Wirthshaus „zum Raben“ nicht finden könne. Den jungen, des Landes und der Sitten im Gebirg unkundigen Studenten machte wohl einen Moment das völlig unerwartete, wortkurze gastliche Angebot stutzig und er wußte sich demselben gegenüber nicht recht zu behaben. Doch er merkte bald, daß es am besten sei, die dargebotene nächtliche Unterkunft ebenso selbstverständlich anzunehmen und sich ohne städtische Dankcomplimente einfach an den Tisch zu setzen. Der Bauer erwartete es offenbar nicht anders, und so that er danach, legte seine Tasche ab und streckte die ermüdeten Füße mit einem Gefühl des Wohlbehagens vor sich hin. Das Ketterl war schon „gesprungen“ und kam mit einem groben, aber sehr weißen Linnentuch zurück, das sie vor dem Gast über die Hälfte des Tisches spreitete. Dann brachte sie einen derben Brotlaib, Butter und Bauernschinken und um ein paar Minuten später, in denen man nebenan das Knistern von brennendem Holzreißig vernahm, frischgesottene Eier. Die Hausbewohner hatten natürlich schon lange zu Nacht gegessen, und das Aufgetischte war für den Gast allein bestimmt, der jetzt seinen reichlich angesammelten Hunger empfand und sich die einfache, doch überaus appetitliche Kost vortrefflich schmecken ließ. Außer den Dreien befand sich Niemand im Hause; die beiden Knechte und Mägde waren noch zu einer Pfingstabendschwaßstunde nach den nachbarlichen Gehüften gewandert. Der Bauer saß, unbekümmert seinen reizenden Tabakrauch über die Speisen wegdampfend, traute sich zuweilen am Kopf und äußerte hin und wieder langsam und dreitönig einen Satz. „Jo, uf der Pfingstreis. Do komme's us der Stadt ze us ufi un finne's jelli hüebisch bi us. I cha net dri finne.“

„Jo welli, Watter, hüebisch isch bi us“, meinte 's Ketterl.

„Ha, na, guet isch, awer hüebisch nö.“ Auch Curtmann zündete sich nach beendigter Mahlzeit eine Cigarre an und fühlte sich an Leib und Seele wohl, doch wie in einer fremden, halb märchenhaften Welt. Nicht das allein war sie, unfraglich lag für seinen jungen empfänglichen Sinn etwas Poetisches darin. Das Mädchen saß ihm in dem närrischen blauen Kleid gegenüber und hielt, nicht grad seinen Anstandsregeln gemäß, die beiden Ellenbogen zumeist auf den Tisch und den Kopf in die Handflächen gestützt. Aber ihr Gesichtchen hob sich so zierlich gegen die dunkle Holzwand, einer der langen, braunglänzenden Böpfe fiel ihr nach vorn über die Schulter, und ihre Augen leuchteten so eigenartig, wie Erwin Curtmann es noch kaum in einem Menschenantlitz gesehen. Bis auf ihre verkünstelt-verschrobene Tracht war Alles Natur an ihr, ihre Miene strahlte von Fröhlichkeit über den unerwarteten Besuch, sie blickte dem Gast immer grad' in's Gesicht, auf jedes seiner Worte achtsam, neugierig = vergnügt, vertraulich und schelmisch, und machte nicht das geringste Hehl daraus, daß er ihr gar wohlgefaße. Ab und zu schnarrte der heisere Kuckuf von der Wand her, dazwischen ging ein Gespräch, Frage und Antwort, herüber und hinüber, oft mit beträch-

lichen Pausen, aber auch selbstverständlich so, nach Art und Brauch. Doch Curtmann erfuhr, daß sein Wirth schon seit Langem Wittwer sei, Cyriak Hablülzel heiße und der „Höchstbauer“ genannt werde, weil sein Hof am weitesten an die Berglehne hinaufgeschoben liege. Die Käte war sein einziges Kind und führte die Hauswirthschaft; sie verstand sich trotz ihrer Jugend gut darauf, denn sie war von Kindesbeinen auf d'ran gewöhnt und hatte einen Sommer lang in einem „feinen“ Gasthof „für die Stadtherrn“ drüben im Gebirg das Kochen gelernt. Aber bloß „zum Plaisir und für die Manier“, denn sie hatt's „bigott“ nicht nothwendig, in einen Herrschaftsdienst zu gehen; doch ihre verständlichere Sprache erklärte sich aus diesem bildenden Aufenthalt in der „Fremde“.

Curtmann erzählte dagegen Allerlei aus seiner norddeutschen Heimat, von der großen Hafenstadt, den Schiffen und dem Meere, und das Ketterl hörte mit großen Augen zu. „I hoa emal a Wildertafel g'schaut,“ nickte sie, „druf isch so gfi“.

„So, jo, d' Welt isch bigott wit un isch Alles ditsches Land, jo, jo,“ nickte auch Cyriak Hablülzel. Er stand auf und klopfte seinen Pfeifentopf aus. „Schlofer's geruhsam bi'm Höchsbauer. Wis'm Herrn si Stueb, Ketterl, wann er ufi ga will.“ Und ohne sich um das Verbleiben seines Gastes weiter zu bekümmern, ging der Bauer zur Thür hinaus und zur Nachtruhe in seine Kammer.

Curtmann fühlte sich nach dem langen Wandertage jetzt ebenfalls ermüdet und gab durch Aufstehen ein Zeichen, daß er dem Beispiel seines Wirthes zu folgen wünsche. Dem Ketterl that dies nach ihrem Gesichtsausdruck leid, sie hätt' augenscheinlich gern noch eine Weile fortgefessen und ihm zugehört. Doch er hat — und zwar anders als er bisher mit ihr gesprochen, denn das Mädchen kam ihm hier auf dem Hof doch anders als in der Stadt vor: „Wenn Sie ein Licht für mich haben, Jungfer Käte, so möcht' ich auch zum Schlafen gehn.“

Die achtungsvollere Ansprache war ihr indeß ersichtlich keineswegs lieb und beeinträchtigte den Trostinn ihrer Miene. Sie sah ihn treuherzig, halb vorwurfsvoll an und versetzte: „Hab' i Ihne denn ebbes net z'recht gemacht, doß 'S mi nimme sage as in d'r Stadt inne. Käte hoas i net, un a Jungfer bin i a net.“

Das letzte Klang komisch und allerliebft zugleich, denn sie lehnte die ihr zugewandte Anrede damit ab, ohne eine Ahnung zu haben, daß ihre Verneinung noch einen andern Sinn enthalten könne. Nun nahm sie einen alten Blechleuchter vom Sims, zündete eine Anschlittlerze drin an und schritt stumm dem Gast voraus durch die Thür, dann eine steile Holzstiege empor, die in einen großen Raum ansmündete. Ueberrascht sah Curtmann bei der ungewohnten Beleuchtung die weite Ausdehnung des Gebäudes, wohl ein halbes Duzend von Thüren ging auf den Vorplatz hinaus. Eine derselben öffnete das Mädchen und führte ihn in eine geräumige, niedrige, sehr ein-

fach, doch überaus sauber eingerichtete Schlafstube. An der Längswand stand ein Bett von tadelloser Frische, kleine, schneehelle Vorhängchen faßten die Fenster ein, der Fußboden war weiß wie eine eben aus der Schreinerwerkstatt kommende Ahornplatte. Käthe Hablützel stellte den Leuchter aus der Hand und sagte mit halb verhaltener Stimme: „Guet Nacht!“ die Bekümmerniß von vorher lag noch in ihrer Miene. Doch der junge Student antwortete jetzt: „Gut Nacht, Ketterl, wenn Du's so lieber willst; schlaf wohl,“ und er streckte die Hand, faßte einen von ihren dicken Zöpfen und zupfte sie leicht daran. Da verschwand rasch der Schattenwurf von ihrer Stirn, sie lachte vergnügt, daß die kleinen Zähne ihr durch die Lippen schimmerten, griff nach seiner Hand, drückte sie herzlich und erwiderte: „Schlofet's geruhsam, Herr.“ Dann wandte sie sich zur Thür, sah noch einmal zurück, nickte zutraulich und ging.

Erwin Curtmann blickte ihr nach; es war seltsam, wie der Hofschaubauer das hübsche Mädchen so allein in der Nacht einen wildfremden Herrn hierher auf's Zimmer bringen ließ. Aber auch das erschien vollkommen selbstverständlich; man mußte sich aller städtischen Anschauungen hier entwöhnen. Ihn fröstelte jetzt; so heiß der Tag gewesen, so nachtkühl war es in der Stube des Gebirgshauses. Schnell kleidete er sich aus und zog das schwere Federdeckbett als eine Wohlthat über sich. Er hörte noch die heimkommenden Knechte und Mägde die Stufen heraufstrappen und bald nachher einen leichten, behenden Fußtritt. Das mußte das Ketterl sein, das auch nach seiner Schlafkammer ging. Dann wollte er noch darüber denken, wie sonderbar es sei, daß er hier liege — und daß seine Phantasie sich eigentlich den Tag hindurch im Stillen nebelhaft etwas Derartiges vorgestellt gehabt. Doch Augen und Kopf versagten ihm, und er fiel in tiefen, langen Schlaf.

*
*
*

Sein Zimmer lag nach Osten, und als er am andern Morgen aufwachte, malte die Sonne ihm goldene Streifen und Kreise auf das Deckbett. Er sah die weißgetünchten Wände an, den glattgehobelten gelben Föhrenholzboden über sich und wußte in den ersten Augenblicken nicht, wo er sei. Dann kam's ihm und brachte die Erinnerung an Alles vom Tage vorher mit. Wohligh ausgestreckt, ließ er die Bilder desselben an sich vorübergehen, als letztes stand Käthe Hablützel, das Ketterl, ihm Gutnacht wünschend und zunickend, freundlich dort auf dem Fußboden vor seinen Augen da.

Ihr Wunsch war wirksam gewesen, er hatte vorzüglich geschlafen, fühlte sich so klar im Kopf und heiter im Herzen, wie kaum je. Es gab offenbar nichts Zuträglicheres für Leib und Seele, als diese hohe, reine Bergluft.

Welche einfache, menschliche Natürlichkeit, die ihn hier für die Nacht

als Gast aufgenommen. Solche Art war drunten in der Welt ausgestorben, hatte sich nur hier oben als ein Ueberrest beinaß sagenhafter Vorzeit erhalten.

Und das Ketterl, das kleine, närrische Ding! Wie kam's dazu, sich über seine Ankunft zu freuen, als wären sie alte Bekannte, ihm an den Augen abzusehen, was er wünschen könnte? Er verstand's nicht. Wie ein zutraulich schnurrendes Kätzchen war's um ihn herum, und wie ein Hündchen hatte es traurige Augen gemacht, als es gemeint, er sei nicht mit ihm zufrieden.

Er dachte nach. Hatte das Mädchen sich auf dem Markt in der kurzen Minute in ihn vergafft? Doch er mußte lachen. Das Kind! Denn das war sie dennoch, nichts weiter. Wie er sie sich lebhaft vergegenwärtigte, kam's ihm deutlich. Keine „Jungfer“, sondern ein groß gewachsenes Kind; die kleinen Hände besagten es auch. Das guckte noch niemanden aus andern Gründen an, als aus Neugier und Spaßlust. Es war wieder wie ein junges Hündchen, das einen Spiel- und Geselligkeitstrieb in sich trug. Damit suchte es umher, und Jugend hegte vor Jugend keine Scheu, wie die blaue Iris auf dem Markt sich vor ihr nicht gefürchtet.

Aber es lag ein poetischer Reiz in dem Kinde, und Erwin Curtmann mußte jetzt genau, daß dieser es gewesen, der ihm den Gedanken einer Pfingstwanderung ins Gebirg eingegeben, in der unbestimmten Hoffnung, sie vielleicht irgendwo anzutreffen. Das Köpfchen über dem blauen Kleid hatte es ihm heimlich angethan gehabt, den fremden Boden zu sehen, aus dem es aufgewachsen.

Nun war dies wirklich und merkwürdig in Erfüllung gegangen, fast noch, als ob er's nur geträumt. Aber die Stube um ihn sagte, es sei zweifellos, wenn er aufstehe und die Treppe hinuntergehe, finde er Alles in Wirklichkeit vor.

Er blieb indeß noch eine Weile liegen und sah über sich hinauf. Die Sonne zeichnete oben an der Decke allerhand feine Goldnetzchen, beinahe wie Buchstaben irgend einer orientalischen Schrift, und ebenso wob er allerhand Gedanken in die flimmernden Runen hinein und ließ sie sich vor dem Blick rinnen und gaulteln. Und dann stand auf einmal etwas deutlich Lesbares an der Decke über ihm, er sprang hurtig auf, kleidete sich an und ging hinunter.

Es war nicht weit mehr bis zum längsten Tag des Jahres und trotz der Sonne noch morgenfrüh, so daß der Bauer und seine Tochter mit den Knechten und Mägden noch erst bei'm Frühimbisß saßen. Niemand sprach; aus Näpfen löffelten sie eine graubräunliche Brühe ein, nur wie der Hausgast eintrat, sagten alle aus einem Mund: „Guete Morge.“

Das Ketterl allein sprang auf, ihm entgegen, hielt ihm die Hand hin und sagte fröhlich: „'s schaut Ihne us'm G'sicht, daß 'S guet g'schlafte hent. Un denken au, 's hat mer von Ihne g'träumt.“ Damit lief sie in die

Küche und kam mit einer großen Tasse zurück, auf der in einem grünen Kranz mit blauer Farbe „Aus Freundschaft“ eingemalt stand; offenbar hatte sie das Prunkgeräth sorglich für den Gast ausgewählt. Und ebenso augenscheinlich befand sich ein für ihn besonders zubereiteter Trunk von dunklerer Färbung darin. Was es sei, ließ der Geschmack freilich nicht erkennen, nur bössartig war's, etwas wie ein Gemisch von Tichorie, gerösteten Eicheln und Milch, das einen schwarzen Niederschlag am Grund bildete. Aber Curtmann trank es herzhast hinunter, und das Mädchen sah freudig zu, daß es ihm schmeckte.

Er verstand jetzt erst, weshalb er sie gestern Abend bekümmert habe. Alle, die Knechte ebenso wie die Mägde, sprachen sie mit „Du“ an, nur alten Leuten gegenüber war eine Anrede mit „Ihr“ herkömmlich und einzig bei „Stadtherren“ brauchte man das „Sie“. Daß er das Ketterl so benannt, hatte ihr nicht allein fremd und steif, sondern auch frostig und wie absichtlich kränkend im Ohr geklungen, als wolle er ihr, zur Strafe für etwas, Unfreundliches damit anthun. Die Welt hier oben im Gebirg besaß auch ihre Wissenschaft an „Hofetiquette und Ceremonie, die man erst erlernen mußte.

Die Knechte und Mägde verließen jetzt die Stube — nicht zur Arbeit, denn es war noch zweiter Feiertag, sondern um abermals einen Pfingstschlendergang durch die weitzerstreuten Höfe anzutreten — und Erwin Curtmann drehte sich, nachdem er das Frühstück zu sich genommen, plötzlich gegen seinen stumm mit der Sonntagspeife beschäftigten Wirth und sprach das Gedankenergebniß aus, zu dem er unter Beihülfe der Sonne vor dem Verlassen des Bettes gelangt war. Ein wenig ungewiß kam's ihm vom Mund, daß er den Wunsch gehabt einige Tage irgendwo auf der Höhe zu bleiben, um von dort in der Nachbarschaft herumzustrreifen — und nirgend könne bessere Luft sein, als hier, und schöner auch nicht — vor Allem sei er einmal da und es gefalle ihm sicher nichts mehr so gut, und — der Sprecher fühlte, daß er hier über den schwierigsten und absonderlichsten Punkt wegzukommen suchen mußte — es würde ihm eine große Freude sein, wenn er seine Aufnahme so lang im Haus mit Etwas, das dem Bauer recht gefalle, vergelten könne —

Der junge Student befand sich über die muthmaßliche Aufnahme seines Wunsches nicht recht im Klaren, und auch das Gesicht Ketterls drückte gleiche Unkenntniß nach dieser Richtung aus. Etwas Derartiges hatte sich fraglos noch nie auf dem Hof zugetragen, und überrascht, mit verhaltenem Athem schaute sie erwartungsvoll auf den Vater. Cyrial Hablitzels Miene veränderte sich dagegen nicht um Haaresbreite, er hob nur den Kopf etwas und antwortete: „So? So? Do blime möchtet 'S. Zo, 's isch bigott a g'unde Luft. Schaug'n's, dö's muaf d' Herre mit'm Ketterl verredn, dö's im Hus isch sei' Sach. Wi fallt's nöt z'wider, awer's Müdle — i soag nüt.“

Der Höchstbauer stand von der Bank auf und schlürfte gleichmützig aus der Thür, Curtmann drehte sich gegen das allein mit ihm zurückgeliebene Mädchen herum: „Ja, Ketterl — wenn Du die Fürstin hier bist und im Haus zu sagen hast — da sag' mir's auch, soll ich dableiben oder gehn?“

Ihr achtsam aufmerksames Ohr hatte sich schon so an seinen fremden Sprachklang gewöhnt, daß sie nicht mehr wie auf dem Markt über die Hälfte seiner Worte nicht begriff, sondern sie verstand Alles und erwiderte rasch: „S bi gar lei Fürstin“ — und sie lachte und seufzte ganz leis in Einem dazu, als hätte sie nichts dawider, es zu sein — „awer wann i's sein thät, thät i b'fehle, daß 's Ketterl All's thun müßt, was der Herr von'm heische thät, wann's Ketterl 'm Herrn b'fehle därt, daß er do b'lieb.“

An der Antwort war Alles so niedlich und natürlich anmutig, der Ton, der Sinn, die kindliche und doch auch sich klug ausdrückende Form und nicht am Wenigsten das glückliche, mit hellen Augen bejahend dreinickende Gesicht, daß Erwin Curtmann ihre Hand ergriff und freudig sagte: „Da hab' vortweg schönen Dank, Ketterl, ich denke, wir werden uns schon ein paar Tage miteinander vertragen.“

Sie lachte: „Ja, worum sollte mer's dann net?“ Ihr Vater kam aus dem Nebenraum zurück, hatte den Festtagshut auf dem Kopf und fragte, ohne sich nach dem Ausgang der Verhandlung zwischen seiner Tochter und dem Gast zu erkundigen, ob dieser einen Morgengang in's Feld mitmachen wolle. Der Aufgeforderte war gern dazu bereit, und sie traten zusammen in den köstlichen Sommertag hinaus.

Curtmann hatte bei der spätabendlichen Ankunft kaum mehr etwas Anderes als einen schwarzen Schattenriß über dem ihn heranziehenden Lichtschein gewahrt und sah jetzt erst den stattlichen Bau und Umfang des Gehöfts. Das mächtige, mit silbergrauen Schindeln bedeckte Dach wölbte sich vorn weit über die zahlreichen grünen Fensterstöcke des oberen Wohngeschosses, nach rückwärts dagegen grub es sich in den Rasenboden der Berglehne hinein, an der das Haus stand; so führte eine ebenerdige Zufahrt von hinten durch ein großes Scheunenthor in den Heuraum, welchen man von der Vorderseite erst vermittelt des Anstiegs zweier Treppen erreichte. Das ganze Gebäude war tadellos gehalten, ohne das geringste „Unthätle“; über dem Vorgiebel prangte die buntbeflitterte Pfingstkrone. Festlich sauber gekehrt lag der Hofraum nebenan, selbst die Aufstapelung des Düngers besaß eine gewisse feiertägige Architektur, und die Federkleider vielfältig durcheinander wimmelnder Hühner und Haustauben erschienen wie frisch aus der Wäsche gekommen. Ein Rundblick ließ die Berechtigung des Namens „Höchstbauer“ erkennen. Der Hof schaute weit über die gesammte Thalmulde der Hochebene mit ihren übrigen Wohnstätten hinweg, Felder und Wiesen auf sanft geneigten Hängen zogen sich vom Gehöft abwärts; über diesem aber gipfelten sich mäßig ansteigende, kahle Steinmatten, oft von großem

grauen Felsgeblöck durchsetzt, dann kam erst eben frisch grünender Laubbusch und als letzte hohe Krone drüber dunkler Tannenwald. Die ganze Landschaft umher war einfach, allein wohin man blickte, zog sie das Auge und den Fuß mit geheimem Anreiz in ihre Stille, zu den sonnigen Gesteinshalden und reglosen Waldbrändern hinan. Wie der junge Student mit Cyrial Hablüzgel durch die Aecker des letzteren hinwanderte, klang über Allem kein Laut als Berchenge-triller und das Wettkrähen zweier Hähne auf weit auseinander belegenen Höfen. Schril und siegsgewiß schmetterte der nähere jedesmal seinen Ruf hinaus und hob triumphirend, den letzten Schrei zu behalten, den flammend rothbelamtem Kopf. Aber jedesmal kam's dennoch wieder unendlich weit her, wie ein in der Sonnenluft zerrinnendes Echo zurück, daß Menschengehör es oft kaum vernahm. Das Ohr des herausgeforderten Rivalen jedoch hatte nichts Anderes zu thun, als auf das Verstummen oder Entgegen in der unbekanntn Ferne hinüberzuhorchen, und er schleuderte aus dick aufgetollertem Hals wieder lautes Zeugniß seiner unermüdblichen Hahnesehre in den Pfingstmontag hinein.

Ganz anders klang das hier oben, als ein Hahnschrei vom dumpfen Hofraum eines Stadthauses, und ganz anders erschien auch der Bauer hier oben als am Markttag brunten in den Straßen. Außerlich bot er wohl in Allem die gleiche Erscheinung, aber er ging hier auf seinem Besitzthum, seiner Heimatscholle und war ein lebendiges Stück von ihr; derb, grobfaserig und mundlarg wie sie, doch auch sicher, ausdauernd und gesund wie sie. Langsam breitspurig hinwandernd, zeigte der Hüchsbauer seinem Gast mit der Pfeifenspiße, was ihm eigen gehörte. Und seine Bewegungen paßten in diesen Rahmen; nach den Begriffen eines Tanzmeisters gewiß immer noch plump, lächerlich, horrible, waren sie hier doch die eines königlichen Tölpels und philosophischen Rüpels. So war er, ging und stand er auf seinem ererbten Grund. Und er konnte sich's leisten, zu sein, wie er war und wie seine Vorbäter gewesen. Wer ihn nicht so wollte, der blieb weg. Das socht ihn gewiß nicht an; auch das konnt' er sich leisten.

Erwin Curtmann war besonders über die Ausdehnung des zum Hof gehörigen Grund und Bodens erstaunt, wenn der letztere allerdings zu großen Theilen auch aus unfruchtbaren, feinigten Matten bestand. Unwillkürlich sagte er bei der Heimkehr von ihrem Morgenumgang, daß der Name Hablüzgel eigentlich nicht auf den Hüchsbauern passe. Dieser verstand's nicht, warum, und fragte; der junge Student erwiderte, Hablüzgel sei ein altes deutsches Wort und bedeute Einen, der „wenig habe“. Da lachte der Bauer zum erstenmal kurz mit einem trocknen Kehltou: „Jo jo, 's isch scho ebbes für'sch Ketterl, wann's emol an Bub'n heirath', der koan Lump isch.“

(Schluß folgt.)





P. K. Rosegger.

Eine Lebens- und Charakter-Skizze

von

Abalbert D. Svoboda.

— München. —



Es war im Herbst des Jahres 1864, als mir, damals Leiter des deutschliberalen Journals: „Grazzer Tagespost“, ein Bündel stark zerlesener Manuscripte zugesandt wurde, welche Gedichte und Novellen mit Illustrationen enthielten. Ich las den Inhalt dieser Manuscripte mit steigendem Interesse; es kümmerte mich wenig, daß der Verfasser sich abseits von den Regeln der Orthographie hielt. Seine schlichte, ergreifende Art des Erzählens, der leidenschaftliche Ton seiner Gedichte wiesen auf eine kräftige, dichterische Begabung hin; selbst die mit Wasserfarben überzogenen Zeichnungen, welche den Text der Novellen beleben sollten, waren originell entworfen und würdigten mit besonderer Vorliebe und in naiv underhöhlener Weise die Reize der weiblichen Jugend.

Ich machte in der „Tagespost“ vom 2. December 1864 auf den Verfasser dieser Novellen und Gedichte in einem Feuilleton aufmerksam, welches: „Ein steierischer Volksdichter“ überschrieben war, brachte in demselben Proben aus den Schriften des mir persönlich unbekanntem Dichters und empfahl die weitere Ausbildung desselben. Daraufhin bekam Peter K. Rosegger — dies war der steierische Volksdichter — von mehreren Seiten Bücher in sein Heimatdorf Krieglach-Alpel im steierischen Oberlande zugesandt. Wie er dann nach Graz kam, welche Anstalten getroffen wurden, um seine Weiterbildung zu vermitteln, erzählt Rosegger selbst im 12. Bande seiner gesammelten Schriften in dem Aufsatz: „Am Wanderstabe meines Lebens.“

Geboren wurde P. K. Rosegger am 31. Juli 1843 mitten unter weiten Gebirgswäldern in einem Bauernhose. Seine Mutter war die Tochter

eines Kohlenbrenners. Von ihr erbt Peter Rosegger all' das Positive, was ihn später zum Dichten und zur Schriftstellerei gedrängt hat: eine helle, erregbare Auffassungsgabe, welche in menschliches Eigenwesen mit scharfem Blicke einzudringen versteht, sowie die Fähigkeit, landschaftliche Schönheiten und Stimmungen zu beobachten, nachzuempfinden und das unmittelbar Erschaute frisch, wahr und lebendig zu schildern.

Rosegger spricht von seiner Mutter in seinen Schriften mit einer rührenden Gefühlswärme, anerkennt ihre „Güte, Wohlthätigkeit, Redlichkeit, Wahrheitsliebe und Duldung“, und macht sich Vorwürfe darüber, daß er das Mutterherz genommen, „wie man den Morgenhauch, den Sonnenschein nimmt, ohne dafür zu danken“. „Das Beste in mir — ich habe es von ihr, sie hatte in sich eine ganze Welt voll Poesie —“, rühmt Rosegger von seiner Mutter. Sie sang ihm Lieder vor und erzählte ihm, ihrem Lieblingssohne, Sagen und Märchen. Kein Zweifel, daß dieses Singen und Sagen der Mutter, welche ihr Lebenslang von der Poesie des Waldes umfungen war, die Phantasie des kleinen Petrus zu eigenem Schaffen und Gestalten angeregt hat. Die letzte Krankheit und den Tod seiner Mutter schildert Rosegger in seinem Buche: „Waldheimat“; — beim Lesen des Aufsatzes: „Von meiner Mutter“ werden auch Demjenigen, der sich durch das gedruckte Wort nicht leicht rühren läßt, die Augen oft naß. Es birgt sich in diesem Aufsatz echte Poesie, welche aus einem warm und tief empfindenden Gemüthe hervorquillt. Der Vorwurf, welchen sich Rosegger darüber gemacht, daß er das Mutterherz hingegenommen, „wie man den Morgenhauch, den Sonnenschein nimmt, ohne dafür zu danken“, ist unberechtigt; sein Dank für den Sonnenschein treuer Mutterliebe ist ein vollgiltiger. Schönere Immortellen kann ein braver Sohn auf das Grab seiner Mutter nicht legen, als es Rosegger gethan.

Daß der kleine Peter Rosegger überhaupt Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten hat, dankt er einem Freunde und einem Gegner der revolutionären Bewegung des Jahres 1848. In einer Nachbarspfarre geriethen nämlich Pfarrer und Schullehrer der Neuerungen wegen in Streit, in welchem der Vertreter des Fortschrittes, der Lehrer, unterlag. Der Pfarrer vertrieb im Reactionsjahre 1849 den freisinnigen Schullehrer, welcher in die Gemeinde Alpel gekommen war, wo er Aufnahme gefunden hat. Für Kost und Tabaksgeld unterwies er die Jugend des Dorfes, welche ihm von Haus zu Haus folgte. Von diesem geächteten Lehrer nun lernte Rosegger die Elemente der Schriftstellerei: das Lesen und Schreiben.

Am eifrigen Schulbesuche hinderten den kleinen Waldpeter allerlei landwirthschaftliche Verpflichtungen und dann sein großer Haß gegen das Rechnen. Er besuchte gern in der Kirche Predigten und hörte da zum ersten Male das Hochdeutsche. Als Kind sprach Rosegger die Mundart der „Zackländer“, welche vor vielen Jahrhunderten aus Schwaben nach Steiermark eingewandert sein sollen. Der kleine Rosegger las gern geistliche Bücher

und hielt Predigten aus dem Stegreif. Die Mutter erblickte darin Anzeichen einer ganz besonderen Eignung zum geistlichen Berufe und wollte ihren Sohn studiren lassen, „wenn es nichts thät kosten“.

Der Vater Hofeggers war durch eine Reihe von Elementarunfällen verarmt und hatte als ausnehmend frommer Mann nichts dagegen einzuwenden, daß sein Sohn nach Graz gehe, um dort Geistlicher zu werden. Die Mutter brachte ihren Lieblingssohn nach Birkfeld zum Pfarrer, welcher sich bereit erklärte, den Jungen im Latein zu unterrichten und Einiges für ihn zu thun, daß er in den Studien fortkomme. Peter kam als Candidat des geistlichen Standes zu einem Bauern in die Pflege; die Derbheiten der Hausföhne und das Heimweh nach Vater und Mutter, nach Bergen und Wäldern veranlaßten den kleinen Petrus, nach drei Tagen aus Birkfeld zu entfliehen. Er brach Nachts auf und war am nächsten Morgen in seinem Heimatsorte wieder angekommen. Das Heimweh, diese elementare Gemüthskrankheit, ist seither die Quelle vieler Leiden für Hofegger geblieben. Begab sich Hofegger auf Reisen, so trat die Sehnsucht nach der Heimat immer heftiger bei ihm auf und zwang ihn gewöhnlich, die Rückreise zu beschleunigen. Auch in den letzten Jahren war Hofegger gewohnt, aus Graz nach Krieglach auf einige Tage zu fliehen, wenn ihn irgend eine Herzensverlegenheit drückte. Eine seiner anmuthenden Novellen „Der von Gutenhag“ ist eine Geschichte vom Heimweh und von der Art, wie man dasselbe durch moralische Entschlußkraft bekämpfen kann.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß in den belletristischen Erzeugnissen Hofeggers die Eindrücke seiner Jugend voll anklingen. Der Glaube, welcher das zarte Herz des Knaben erfüllt hat, schürzt und löst in manchen Dorfgeschichten Hofeggers den Knoten und dieselbe elementare Gewalt, welche ihn an die heimatische Scholle und an Jugendbeindrücke gefesselt hält, läßt es bei ihrem conservativen Einflusse nicht zu, daß er sich mit Behagen einer philosophischen Lebensanschauung hingeebe, welche sich kühn von allen Täuschungen der Phantasie losreißt.

In seinem Vorworte zu den „Aelplern — Wald- und Dorstypen“ spricht Hofegger selbst von der „fast elementaren Abneigung des Landmannes gegen Schule und Welt“. Er meint: „Nicht allein die Unwissenheit, mehr noch die Heimatsliebe, das Heimweh, der Hang zu den Traditionen, zum Religiösen und überhaupt zum Conservativen seien der mächtige Hüter der volksthümlichen Ursprünglichkeit“ — und bemerkt von sich selbst: „Ich habe den Drang, mich in das Leben des Gebirgsvolkes zu vertiefen, erst zur Zeit empfunden, als ich das durch Genuß und Ueberfeinerung abgestumpfte und flache Wesen der Städte und der sogenannten großen Welt kennen gelernt hatte.“ Im Aprilheft der Zeitschrift „Heimgarten“ (Jahrgang 1885) sagt Hofegger in den „Bekanntnissen aus meinem Weltleben“: „Mir graut vor großen Städten; ich halte sie für ein Unglück.“ Solche Behauptungen sind für die Grundansichten Hofeggers über Welt und Leben, über Naturhörig-

keit und Culturbedürfniß bezeichnend. Ohne diese Grundanschauungen hätte sich jedoch Rosegger als Dichter kaum so ursprünglich entwickelt und seine Darstellungsweise besäße nicht jenen ganz besonderen Reiz liebenswürdiger Naivetät und naturfrischer Laune, welche sie in Wirklichkeit so auszeichnet.

Doch zurück zu Roseggers Jugendgeschichte. Nach seiner Heimwehflucht aus Wirtfeld trat Rosegger zum ersten Male in Fühlung mit der deutschen Literatur. Eine Frau in Kriegslach lieb ihm nämlich Jugendschriften, Gedichte, Reisebeschreibungen, Zeitschriften und Volksalender zum Lesen. In einem Kalender fand der kleine Waldgelehrte eine Dorfgeschichte von August Silberstein. Spricht man überhaupt von literarischen Pathenschaften bei einem Schriftsteller, so dankt Rosegger vor Allem dieser Krieglacher Dame die Bekanntschaft mit Schöpfungen des deutschen Schriftthums und dem Dichter August Silberstein verdankt er den ersten Impuls, selbst auch Dorfgeschichten zu verfassen.

Rosegger schrieb nun selbst an Kalendern, welche als Manuscript bei Bauern von Hand zu Hand gingen und eifrig gelesen wurden; er machte Gedichte und verfab sie mit Illustrationen; er beschrieb Reisen in nie gesehene Länder und dichtete Dramen. Es verließ ihn nicht mehr der Drang zu dichten und zu fabuliren.

Als er 1860 bei einem Schneidermeister in die Lehre trat, wanderte er fünf Jahre lang von Bauernhof zu Bauernhof, machte Kleider für Landleute, Verse und Novellen für sich. Im Ganzen hat P. K. Rosegger an der Seite seines Meisters in mehr als 60 Bauernhäusern gearbeitet und lernte dabei ländliche Sitten und Charaktere kennen. Es hat also auch die Schneiderei viel dazu beigetragen, um für die später verfaßten Bauerngeschichten Rosegger brauchbares Material zurechtzuliegen.

Die ersten literarischen Versuche Roseggers, welche bis zum Jahre 1864 reichen, waren es eben, welche er mir nach Graz zur Durchsicht geschickt hat. Das Feuilleton der „Tagespost“: „Ein steirischer Volksdichter“ hatte u. A. die Folge, daß Rosegger von einem Buchhändler nach Laibach berufen wurde, um in dessen Leihbibliothek eine Stelle anzunehmen. Nach einigen Tagen schon faßte den jungen Dichter ein so unbefiegbares Heimweh, daß er seine Entlassung nahm und sich nach Steiermark zurückbegab. In Graz angekommen, trat er in die Handelsakademie als Schüler ein; dieses trefflich geleitete Institut nahm den 22jährigen Jüngling in geistige Pflege und behandelte ihn mit verständnißvollem Wohlwollen; namentlich that dies der damalige Director Davidowstky.

Rosegger wurde auf der Handelsakademie u. A. auch mit den Schriften Stiflers bekannt, welche auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht und ihm gezeigt hatten, wie Volk und Natur von eines Dichters Auge beobachtet werden. Im Jahre 1869 verließ P. Rosegger die Grazer Handelsakademie und fast gleichzeitig erschien ein Band seiner Dialektgedichte, welche Rosegger während der Studienzeit verfaßt und unter dem Titel: „Rither und Had-

brett“ veröffentlicht hatte. Robert Hamerling hat dieses Buch mit einem Vorworte versehen, in welchem auf die originelle Begabung des Dichters mit jenem Verständniß und Wohlwollen aufmerksam gemacht wurde, welches seither der berühmte ältere Poet seinem jüngeren Strebenstgenossen treu erhalten hat. Rosegger schreibt diesem literarischen Liebesdienste den schönen Erfolg seines Erstlingswerkes zu.

Wenige Monate später hat Rosegger einen neuen Band seiner Gedichte in steierischer Mundart unter dem Titel: „Tannenharz und Fichtennadeln“ im Druck erscheinen lassen, worauf bald die Schrift: „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande“ folgte.

Rosegger bereiste 1869 das deutsche Alpenland und im nächsten Jahre Norddeutschland. Er kam bis zur Insel Rügen, fuhr zur See nach Holland und begab sich dann in die Schweiz, wo er sich der steierischen Berge mit einer solchen Lebendigkeit erinnerte, daß er eilends wieder seine Heimat aufsuchte. Als er zwei Jahre später nach Italien gekommen war, erfaßte ihn ebenfalls ein so heftiges Heimweh in Neapel, daß er in Eilfahrten nach Steiermark zurückkehrte.

In dem Buche: „Am Wanderstabe“ erzählt Rosegger allerlei interessante Reiseerfahrungen; so schildert er eine nächtliche Fahrt auf Usedom. Rosegger saß in einer Postkutsche neben einer Frau, die in tiefen Schlaf versunken schien und welcher ein Mann still gegenüber saß. Der Sturm zauste und jagte auf der Haide den Nebel, tausend Zerrformen aus demselben bildend und wieder vernichtend. Um 1 Uhr Nachts graute der Tag und der Postwagen blieb mitten in der Haide stehen. Der Reisegenosse Roseggers hob die starrgestreckte Frau aus dem Wagen und trug sie abseits von der Straße in das dämmernde Morgenlicht. Die Frau war todt; der sie trug war ihr Gatte. Mann und Frau hatten das Grab ihres einzigen Sohnes besucht, welcher in seinem Berufe als Seemann verunglückt war. Die Frau sank auf dem Grabe des Sohnes zusammen; ein Herzschlag hatte sie getroffen. Der alte Mann wollte sich von der Leiche seines Weibes nicht trennen. Zu arm, um die Kosten für die Ueberführung der Leiche zu bezahlen, beschwor er den Postillon, sein todttes Weib als Fahrgast mitzunehmen. Dies geschah, und so kam es, daß unser Dichter neben einer Todten Nachts über die Haide von Usedom gefahren ist.

Es läßt sich nicht leugnen, daß P. R. Rosegger als Schriftsteller ein Glückskind ist. Er fand auf seinen Lebenswegen immer Männer, welche ihm freundlich die Hand boten, wenn es galt, vorwärts zu kommen. Im Jahre 1870 lud ihn der Pester Verlagsbuchhändler Gustav Hedenast, ein gebildeter und gutmüthiger Mann, ein, für seinen Verlag ein Buch zu schreiben. Das erste Buch Roseggers, welches Hedenast verlegt hatte, waren die „Geschichten aus Steiermark“. Bis zu seinem Todesjahre (1878) hat Hedenast in 14 Bänden Rosegger'sche Schriften nebst sechs Jahrgängen eines Volkskalenders herausgegeben.

Es ist immer Merkmal der reichen Begabung eines Dichters, wenn er leicht, viel und Gutes producirt. Fruchtbaren und zugleich tüchtigen Dichtern gegenüber ist der Vorwurf des Vielschreibens ein platter und ungerechter. Je mehr sie schreiben, desto häufiger leuchtet in ihren literarischen Erzeugnissen fein gefaßtes Gedankengold auf. In den zwanzig Bänden der gesammelten Schriften von Rosegger, welche seit 1882 (in A. Hartlebens Verlag, Wien) erschienen sind, giebt es Erzählungen und Schilderungen, deren Werth ein hochanzuschlagender und nachhaltiger ist. In seinen Liebesgeschichten: „Mann und Weib“ nennt sich eine Novelle: „Felix der Begehrte.“ Das ist ein wahres Juwel von einer Dorfgeschichte. Wenn einmal nach Jahrhunderten ein Schriftsteller daran gehen wird, eine Anthologie der gelungensten deutschen Dorfgeschichten herauszugeben, so kann er diese Novelle unbedenklich als eine poetische Musterarbeit aufnehmen. Inhaltlich und stilistisch ist dieser „begehrte Felix“ ein Cabinetstück. Die Charakteristik darin ist scharf, anschaulich und plastisch; die Handlung einfach, geschickt gebaut, — die Situationen sind spannend, die Sprache edel, knapp, frisch.

Liest man mit strengem kritischem Blick und ohne Voreingenommenheit die Bauerngeschichten Roseggers, so muthen die meisten durch ihren präcisen, klaren, ursprünglichen Stil, durch die künstlerisch abgewogene Schilderung der Charaktere, sowie durch das Geschick an, mit welchem der Dichter den Erzählungsstoff am Kerne packt. Er führt mit wenigen Sätzen den Leser mitten in eine spannende Scene, fördert ohne Umschweife und ohne breites Neben den Gang der Handlung und erzählt bald in witziger, bald in poetischer, immer aber in fesselnder Weise. Die Gestalten der Wald- und Gebirgsidyllen Roseggers sind nicht idealisirt; sie sind lebensstreu dargestellt und tragen die unverfälschte Patina ihrer Naturhörigkeit und ländlichen Beschränktheit. Rosegger schildert in seinen Erzählungen Landleute nicht besser als sie sind; er stellt ihre Güte oder Verschmießtheit, die Selbsttäuschungen ihrer Unwissenheit, die Eigenart ihres Denkens und Empfindens am liebsten durch den Dialog in scharfe Beleuchtung. Trotz der Lebenswahrheit seiner dorfgeschichtlichen Figuren bleibt Rosegger gleichwohl stets seinem Grundsatz getreu: „Wenn die Kunst nicht schöner ist als das Leben, so hat sie keinen Zweck.“

Das Ausmalen heiterer Situationen gelingt unserem Idyllendichter vortrefflich. Er nimmt pastose Farben auf seine Palette und malt mit breitem Pinsel; allein dies hindert nicht, sondern fördert die Wirksamkeit der Scenen, welche er schildert, um so mehr, als er bei der Entwicklung des dramatischen Stoffes in seinen Erzählungen die Unwahrscheinlichkeit mit gesundem Tacte immer aus dem Spiele läßt. Eine nicht zu verschmähende Eigenart der Muse Roseggers ist es, daß sie ab und zu decoletirt auftritt; es wäre ein Fehler, wenn sie ihre Reize immer verhüllt ließe. Als Hütrige des Glaubens verehren Bauern bekanntlich alles Ueber Sinnliche, weil sie darin ihre idealen Interessen ausgedrückt sehen; — als Menschen jedoch

können sie nicht anders als sinnlich sein. Ein feinfühligler Schilderer von Bauernsitten, wie es Rosegger ist, verwerthet nun die naturgerechten Ausdrucksmittel einer lebhaften Neigung mit naiver Aufrichtigkeit, aber auch mit einem gewissen Rückhalt.

Der Sinnlichkeit der innig Liebenden entspröhen zwar Funken, allein das Auslodern der Leidenschaft entrückt Rosegger der Beschreibung, oder er läßt den Zufall als Agenten der Wohlstandigkeit im geeigneten Zeitpunkte auftreten. Man lernt diese Eigenart keuscher Sinnlichkeit u. A. in dem Novellenranze „Die sieben Todsünden“ kennen. In den meisten dieser, mit guter Laune erfundenen Dorfgeschichten weiß Rosegger die Wünsche einer vom Culturzwange unberührten Neigung fein und discret darzustellen. Im richtigen Augenblicke stellt sich jedoch ein Hinderniß ein, damit der poetische Reiz einer Liebescene gerettet werde.

In seinem Buche „Das Volksleben in Steiermark“ schildert Rosegger in der Skizze: „Der Jungfrauentag“ die Klugheit eines Dorf Mädchens, welches am Frohnleichnamstage zur Bescheinigung seiner tabellofen Jungfräulichkeit mit einem „naturgrünen“ Kranze auf dem Haupte zur Kirche gehen soll. Rosegger brennt ein kleines Feuerwerk von Wizen und Raideitäten ab, um die Verlegenheit der jungen Dorfschönen zu motiviren, „welche sich zwar gleich mit der Schürze den Mund gewischt hat, nachdem der Schnurrbart des Freundes in einem leidenschaftlichen Augenblicke an ihr Näschen angestrichen ist,“ — die „aber doch unseren Herrgott nicht betrügen will“ und deshalb den Schlüssel des Kleiderkastens am Frohnleichnamstage verloren sein läßt, um nicht die Kirche besuchen zu müssen.

Es ist eine Specialität der Darstellungskunst Roseggers, daß er die Sinnlichkeit naturschlichter Menschen mit einer Frische und zugleich mit einem Tacte zu schildern versteht, daß darüber selbst die Pensionatsprüderie lächeln kann.

Wie meisterhaft Rosegger den Glauben an die Lebenswahrheit seiner Gestalten festzuhalten und das Mitgefühl für dieselben zu erfassen versteht, zeigt sich auch bei jenen Blättern, welche an sich einen kleinen Stoff behandeln. So beschreibt er in der „Walbheimat — Erinnerungen aus der Jugendzeit“, u. A. das Bestatten des Kindes einer Sennerin in einer Weise, welche das Mitempfinden kräftig anspricht, und dasselbe bis zum Schlusse der lebendigen Schilderung fesselt.

Ergreifend erzählt ist auch Roseggers Idyll: „Beim wilden Peter auf der Ster“. Es behandelt die Gewissenshehe eines Paares, welchem das legitime Heirathen der Armuth wegen nicht gestattet wurde. Er war Soldat und erhielt — dienstunfähig geworden — die Erlaubniß zu betteln, aber nicht zu heirathen. So kam es, daß er seiner Kinder und seines Weibes wegen Wildschütz wurde, daß er in einer einsamen Gebirgshütte wohnte, — gefürchtet von Allen, welche den Grund der Weltabgeschiedenheit und Verdrossenheit des „wilden Peters“ nicht kannten.

Dit führt der Dichter seinen Leser in eine hochpoetische Situation und unterläßt es, dieselbe breit auszumalen; er überläßt dies der Phantasie des Lesers und gerade darin liegt ein besonderer Reiz.

Rosegger liebt es nicht, in seine Schilderungen viel Nebelblumen einzuflechten, weil sie den Stil oft schwülstig machen. Gleichwohl sind Roseggers Erzählungen reich an poetischen Einfällen; man sieht dies u. A. in dem reizenden Idyll: „Als ich im Walde beim Rättele war.“ Das Rättele ist die Tochter eines Holzhändlers, bei welchem der Knabe Rosegger eine Zeit lang wohnt. Das Mädchen erzählte nun seinem kleinen Gaste im Vertrauen, „wenn es so ganz still sei und nur die Hummel brumme, oder ein Lüftchen wispere, da gehe Gott durch den Wald. Gott sei größer, wie der allergrößte Baum, aber er kümmerne sich um jedes Reblein und wenn wo eine Ameise krieche, die sich einen Fuß abgetreten, so helfe er ihr weiter, und wenn wo ein Blümlein stünde, das nicht aufwachsen kann, weil ihm ein Steinchen anliegt, so neige sich der liebe Gott auf die Erde und thue dem Blümlein den Stein vom Herzen.“ Ist dies nicht Poesie? —

Rättele faßt in ihrem zarten Mädchenherzen Neigung für den kleinen Waldpeter; es zieht ihn eines Tages zwischen den Bäumen und durch Gesträuche tief in den Hochwald. Dort blieb Rättele stehen, blickte verwirrt um sich, faßte des Knaben Hände, legte sie in ihren Schooß, neigte das Haupt vor gegen seine Stirne und flüsterte: „Du bist mein lieber Waldbauernbub.“ Dabei war die kleine Zärtliche geröthet, ließ ihre Haarsträhne über ihr Gesicht niedergleiten, damit ihr Freund nicht sehe, wie es glühte. Hierauf erhoben sich die beiden Kinder und gingen durch den Wald, wie sie gekommen waren. Wird da das Keimen und Knospen der ihrer selbst kaum bewußten Neigung in einem jungen Mädchenherzen nicht mit poetischem Feinsinn und mit der reizendsten Naivetät geschildert?

Mit dem scharfen Auge eines Landschaftsmalers erspäht Rosegger die Schönheiten von Gebirgen und Waldthälern und weiß sie mit einer Verebtsamkeit zu schildern, welche auch der strengste Beurtheiler der Schriften dieses Dichters uneingeschränkt anerkennen wird. Elementare Ereignisse versteht Rosegger mit einer Lebendigkeit und Kraft zu beschreiben, über welche nur ein ungewöhnlicher Dichter verfügt. Besonders sind es Stürme, Bergstürze und Waldbrände, die von Rosegger auf das anschaulichste geschildert werden. Was von Landschaftsmalern Stimmung genannt wird, das versteht Rosegger durch seine vortrefflichen Naturschilderungen für seine Novellen zu erzielen. Auch das Thierleben beobachtet Rosegger mit liebevoller Theilnahme. In dem Idyll: „Der Ameisler“ tritt seine sorgfältige Betrachtung des Insectenlebens hervor. Der Dichter schildert die Arbeitstheilung in der Republik der Ameisen, sowie die Klugheit, den Gemein Sinn und die Lebensenergie dieser Insecten. Die philosophisch angehauchten Vergleiche, welche Rosegger zwischen dem Thier- und Menschenleben zieht, enthalten zutreffende Pointen.

Rosegger giebt in seinen bukolischen Federzeichnungen manchen Beschreib

von thierpsychologischem Interesse. So erzählt er u. A. von Kühen, welche beim Melken nur dann Milch lassen, wenn die Mägde mit ihnen laut sprechen oder singen. Eine Kuh habe nur dann Milch gegeben, wenn ihr eine bestimmte Magd ein melancholisches Lied „vom Lazarus“ vorgesungen hat; alle anderen Melkversuche wies sie durch einen Ausschlag mit dem Hinterfuße energisch zurück.

Nicht bloß die lebendige Poesie, welche im Buche der Natur verzeichnet steht, weiß Hofegger zu verdolmetschen, sondern — wie schon erwähnt wurde — auch die Poesie des Glaubens. Im Letzteren wurzelt bekanntlich bei Wald- und Gebirgsbewohnern die Welt- und Lebensanschauung; der Glaube lenkt ihr Denken und Empfinden, beherrscht ihr Hoffen und ihre Selbsttäuschungen, tröstet sie bei Entbehrungen und bei harten Heim-suchungen. Hofegger kann bei seinen Dorfgeschichten vom Glauben nicht absehen, weil es glaubenslose Bauern nicht giebt; er bekennt in seiner Selbstbiographie, daß seine Weltanschauung in Grundstrichen schon gezogen war, als er aus bäuerlichen Kreisen heraustrat. Er gesteht, daß aus „der Philosophie der modernen Naturgeschichte, so anregend dieselbe sonst auch wirken mag, für Poeten nicht viel zu holen sei —“ und daß er „in der Claviatur des Weltlebens den rechten Ton nicht mehr zu finden vermochte“.

Wenn ein Dichter von der Qualität Hofeggers ein Buch von jenem Schläge in die Hand bekommt, wie es Büchners „Kraft und Stoff“ ist, wo Wichtiges neben Unwissenschaftlichem steht, so muß er sich allerdings beunruhigt fühlen. Nimmt er etwa Ludwig Noires Buch: „Der monistische Gedanke“ zur Hand und findet darin scharfsinnig den abstracten Begriff: „Kraft“ zerpflückt, so kann er mit Recht über den unwissenschaftlichen Grund-ton in Büchners „Kraft und Stoff“ klagen. Die Wahrsätze der Wirklichkeitsphilosophie fassen erst nach jahrelanger selbständiger Gedankenarbeit, nach eifrigem Lernen und Forschen in der eigenen Ueberzeugung feste Wurzel. Werden allgemeine Reflexionen gegen einen Unvorbereiteten wie „aus der Pistole geschossen“, um eine Redewendung Hegels zu gebrauchen, so ist er verblüfft, aber nicht überzeugt. Es lehnt sich immer der Sinn eines an Glaubensidealen Hängenden gegen Alles auf, was diese Ideale zerstören könnte.

Ich sprach mit Hofegger zwei- bis dreimal über die hohe Bedeutung der Naturwissenschaften, welche das Urtheil über Welt und Leben klären, ohne den Schwung des dichterischen Schaffens zu lähmen. Er gab mir im Jahre 1876 zu, daß die Erkenntniß des Naturwirklichen die Wahrheit enthalte, — allein es sei dies eine „häßliche Wahrheit, zu der sich der echte Poet nicht gesellen dürfe“. Hofegger halte dafür, „daß der Geist der Naturwissenschaften nicht in das Volk bringen solle; er fülle die Welt mit Egoismus aus und lasse keinen Platz für Priester, Dichter und andere Idealisten. Der Poet aber habe mehr mit dem Priester gemein, als mit dem Materialisten.“

So lange es ihm gelinge, die schöne Lüge von Menschenglück und Ideal zu singen, nütze er den Menschen.“

Hielt ich meinem Freunde entgegen, daß es auch Ideale des Wissens gebe, mit welchen das Menschenglück zusammenhänge, so erwiderte er, daß „der Materialismus unglücklich und unzufrieden mache“. „Andere mögen die sogenannte Vernunft protegiren, er halte es mit dem sogenannten Herzen.“

In einer Skizze über Berthold Auerbach lobt es Rosegger am Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten, „daß er kein Anhänger der atheïstischen Secte, die ihren Cultus mit dem Unglauben treibt, daß er kein Anhänger des Scepticismus und der Pessimisten war, die sich nur in dem Gedanken wohl fühlten, unglücklich zu sein, und lobt es weiter, daß Berthold Auerbach seine Gestalten mit einer „schicksalumfassenden versöhnenden Philosophie“ durchgeistigt habe.

Wer wollte nun darüber rechten, daß mit einer bloßen Negation, wie es der Unglaube ist, eigentlich kein Cultus getrieben werden könne, — daß der Scepticismus oft an der Schwelle der richtigen Einsicht stehe, — daß in einem bekannten Glauben sehr viel Pessimismus stecke, ohne dem Ansehen desselben zu schaden und daß der Begriff einer „schicksalumfassenden Philosophie“ schwer zu definiren wäre. Allein Rosegger macht von seinem Rechte Gebrauch, frei herauszusagen, wie er gewisse Begriffe auffaßt. Man denke nur an den raschen Weg, welchen die Selbsterziehung und die literarische Leistungsfähigkeit Roseggers vom Jahre 1864, wo er seine Bauernkalender unorthographisch geschrieben hat, bis zur Höhe seines poetischen Schaffens zurückgelegt hat, und man wird manche seiner paradoxen Ansichten mit milder Rücksicht hinnehmen. Freund Rosegger hat es im Uebrigen längst eingesehen, daß sich zwar Wissen und Glauben nicht vertragen, daß aber die Ideale der Vernunft und des Herzens harmonisch zusammenklingen können, daß nur auf den Höhen der Einsicht die echte Vornehmheit des Fühlens, das edelmenschliche Mitempfinden zur Entfaltung komme und das die Wahrsätze der Wirklichkeitsphilosophie, welche aus dem Boden der geschichtlichen und der Naturthatfachen emporwachsen, denn doch ein großes Vertrauen und keine Mißbilligung verdienen.

Dabei vergesse man nicht, daß gerade mit der Eigenständigkeit und Einseitigkeit in der Entfaltung der starken Begabung Roseggers die anmuthende Eigenart und Ursprünglichkeit seiner Erzählweise zusammenhänge. Ein Mann von philosophischer Durchbildung würde es nie treffen, so prächtige Novellen zu schreiben, wie sie Rosegger geschaffen hat. Der Poet mit einer naiven Weltbetrachtung wird den Blick für eine Unmenge reizender Kleinigkeiten offen halten, welche für die Individualisirung origineller Novellengestalten zu verwerthen nothwendig ist. Ein Mann jedoch mit sorgfältig geordnetem Fachwissen, ein Mann, der nur die Lust philosophischer Reflexionen athmet, wird lieber ein neues System als eine Novelle schreiben; ihm gelänge nie das Verfassen einer so reizenden Geschichte, wie es z. B.

Rosseggers Idyll: „Empor zu Gott!“ ist. Dieses schildert die Schicksale eines jungen warmherzigen Geistlichen, der sich im Gebirge verirrt, nachdem er einen Sterbenden zu versehen ausgegangen war. In dieser einfachen Erzählung begegnet man Naturschilderungen von so ergreifender Schönheit, die Poesie des kindlichen Glaubens tönt in derselben so schlicht und innig an, daß man sich gern dem Zauber dieser Darstellungsweise überläßt. Rossegger versteht es aber zugleich, den idealen Kern der christlichen Liebe herauszuwenden, die Ansichten des Humanismus zu beleuchten, welche sich von jeder confessionellen Beschränkung loslösen, so daß man gerade darin den wohlthätigen Einfluß der Lectüre rationalistischer Bücher erkennt. Rossegger „protégirt“ da — seinem eigenen Ausspruche entgegen — die Sache der „freien Vernunft“ ebenso, wie die Interessen des „sogenannten Herzens“.

Wenn Rossegger auch aus einigen Novellen die Poesie des Glaubens hervorschimmern läßt, so vertritt er in anderen Erzählungen die Grundsätze jener Menschenliebe, welche schon drei Jahrtausende vor dem Christenthume in der ägyptischen Papyrusliteratur so eindringlich empfohlen wurde und die später im altindischen und buddhistischen Schriftthum in herzogwinrender Weise als Grundgesetz der ewigen, über confessionelle Schranken hinausgehobenen Sittlichkeit angepriesen wurde. Rossegger sagt darüber in seiner bescheidenen Art: „Ich habe in meinen Schriften das allgemein Menschliche und Gute befürwortet und habe die Gebote Gottes höher gestellt als die der Kirche.“ „Die confessionellen Fachblätter haben das daran genommene Aergerniß durch die niedrige Art und Weise ihrer Angriffe gegen mich wettgemacht.“ Diese Angriffe klerikaler Blätter beweisen nur eine getrübbte Intelligenz und ein verkrustetes Empfinden; denn Rossegger hat in vielen seiner Novellen edle katholische Priester, die sich aus Hesperianen allerdings nicht entwickeln können, in einer wahrhaft erbaulichen Weise geschildert. So entwirft Rossegger in einer seiner Blüthen das wohlthuende Bild eines braven Pfarrers, welcher für seine Gemeinde, deren denkender Kopf und fühlendes Herz er ist, in jeder Beziehung sorgt, der für jedes Elend nicht nur Mitleid empfindet, sondern dasselbe auch werththätig zu bannen bemüht ist, der seine eigene Stube einer Köhlersfrau mit ihrem kranken Kinde einräumt und selbst auf dem Boden wohnt. Nur klerikale Schmalzköpfe begreifen es nicht, daß ein Dichter, welcher so vornehme Priestergestalten zu schaffen versteht, die volle Verehrung des Clerus und nicht Schmähungen desselben verdient.

Den Aergger engherziger Zeloten haben wohl jene Erzählungen Rosseggers nachgerufen, in welchen der Conflict des geistlichen Eölibats und der Liebe geschildert wird. Diese Novellen gehören — nebenher sei es bemerkt — zu dem Besten, was Rossegger je verfaßt hat. Eine derselben heißt: „Maria im Elend.“ Der Priester eines Wallfahrtsortes im Gebirge schließt ein anmuthiges Mädchen, dessen sittliche Vorzüge er in einer Weichte kennen

gelernt hat, in sein Herz und faßt den Entschluß, den Priesterstand zu verlassen und mit dem schönen Weibe durch's Leben zu gehen. Das rasche Auflobern der Leidenschaft in dem jungen Geistlichen wird mit einer Gluth und Energie geschildert, welche der Theilnahme des Lesers ebenso begegnet, wie die faszinirende Schilderung der Schönheiten einer Alpenlandschaft. Die Erzählung klingt tragisch aus. Das geliebte Mädchen entwindet sich Nachts beim Beschreiten eines engen Gebirgspfades der führenden Hand des Priesters und stürzt sich in einen Wildbach, weil sie den braven jungen Beichtvater seinem Stande erhalten will.

Im „Dorfsaplan“ wird auch eine ergreifende tragische Geschichte erzählt. Ein junger Geistlicher liebt ein schönes Mädchen, welches von einem Aristokraten verführt wird. Der Geistliche verläßt seinen Stand, um sich mit dem Mädchen seiner Liebe zu verbinden. Zu spät erfährt er, daß seine Geliebte entehrt ist. Die Mutter des jungen Priesters stirbt in demselben Augenblicke, in welchem sie die Nachricht von seinem Austritte aus der Kirche erhält. Der „Dorfsaplan“ verbrennt in der Hütte seiner Mutter, da ihm das Leben Alles versagt hat und ihm nichts mehr zu bieten vermag.

Ein verwandtes Thema, dessen Ausführung gleichfalls tragisch ausfällt, wird in der Novelle: „Die Zuflucht der Sünder“ behandelt. Die Hauptgestalt derselben ist die Tochter eines katholischen Pfarrers, welche vom Dorflehrer an Kindesstatt angenommen wird. Verführt — flieht sie aus dem Hause des Lehrers und begiebt sich in eine Berggrotte, um dort an der Seite eines Einsiedlers ihre „holbe Sünde“ abzubüßen. Auch diese Novellette läßt im Leser tiefe Ergriffenheit zurück.

Mergerniß mag gewissen Fanatikern auch der Roman: „Der Gottsucher“ gegeben haben, welcher bisher in zwei Auflagen erschienen ist. Dieser Roman gehört zu den bedeutendsten literarischen Erzeugnissen des fruchtbaren Dichters. Rosegger hat in diesem Roman das Schicksal einer Gemeinde geschildert, welche ihren gewaltthätigen und hartherzigen Pfarrer erschlagen hat und daraufhin excommunicirt wird. Ohne Verkehr mit der Außenwelt, ohne jene moralische Aufrichtung, welche beschränkten Leuten durch tüchtige Priester geboten werden kann, — beherrscht durch einen religiösen Phantasten, der einen neuen Cult der Feueranbetung einführt, verrotzt und verkommt die excommunicirte Gemeinde immer mehr, die vergebens nach dem richtigen Gotte sucht. Rosegger hat eifrige historische Studien für diesen Roman gemacht, der eine reise Frucht seiner dichterischen Leistungstüchtigkeit genannt werden muß. Der Charakter Wahnsfreds, der Hauptperson des Romans, ist mit wahrer Meisterschaft gestaltet; die Conflicte sind mit geschickter Hand geschürzt, die Situationen fesseln durch ihre dramatische Lebendigkeit, die Naturschilderungen sind wieder von blendender Anschaulichkeit; der religiöse Fanatismus, welcher zu grellen sittlichen Verirrungen anregt, ist mit einer Kraft und Schärfe charakterisirt, die Schicksale des Liebespaares: Sela und Griefried wird mit so einnehmender Frische dargestellt, daß der Leser

des Romans: „Der Gottsucher“ am Schlusse tief ergriffen mit dem Bewußtsein entlassen wird, daß Kossegger ein bedeutender Dichter ist. Kossegger weiß auch in diesem Romane die Poesie des Glaubens dem Unglauben gegenüber wirksam herauszukehren und versteht dieselbe bald durch einen liebenswürdig naiven, bald durch einen tragischen Grundton des Erzählens zur Geltung zu bringen. Dabei erinnert man sich dankbar auch der Erbauung durch jene Dichter, welche das düstere Schicksal der vom Glauben zum Wissen sich erhebenden Idealmenſchen — man nennt sie sonst „Reher“ — gleichfalls mit hinreißen-der Darstellungskunst zu ſchildern verstanden.

Eine andere Erzählung Kosseggers, in deren Handlung ein fanatischer Priester eingreift, ist betitelt: „Das Haus auf der Höhe.“ Sie ſchildert das Schicksal eines Bildhauers, welchen das Leben hart mitgenommen hat und der — eine künstleriſch angelegte Natur — in abgeſchiedener Gegend nach eigenem Geſchmack ein aus Holz gezimmertes Haus ſich erbaut, um darin den Reſt ſeiner Tage ſtill zu verleben. Das Weib ſeines Herzens iſt ihm geſtorben und er bleibt an der Scholle haften, welche ſie aufgenommen hat, um ſich einſt neben ſie betten zu laſſen. Nur ſein Sohn, ein ſchöner Jüngling, iſt ihm zum Troſte geblieben. Mit dieſem allein kann er ſich über manche Frage verſtändigen, welche ihm die Seele bewegt, denn die Vorurtheile, die geiſtige Armuth ſeiner dürftlichen Lebensgenoſſen treten ihm trotz ſeiner Zurückgezogenheit oft hart und peinlich entgegen. Endlich kommt es zum Sterben und der Sohn kann bei dem zeloſtiſchen Pfarrherrn der Gemeinde für den geliebten Vater kein Grab auf dem Friedhofe finden, weil er angeblich „ein Heide geweſen“. Da trägt der Sohn im Abendroth die theure Leiche auf den Söller des Hauſes, mitten unter die griechiſchen Idealgeſtalten, an denen der alte Künſtler ſich ſo oft erbaut hatte, und zündet das Haus an — ein prächtiges Flammenopfer für den geliebten Todten! „Wie verſteinert, aber mit leuchtenden Augen ſtand der Jüngling unter der Eiche und ſah den Opfertisch ſeines Erbes in unbeſchreiblicher Herrlichkeit verlodern.“ Am andern Morgen, nachdem ſich der getreue Sohn überzeugt hatte, daß die Ueberreſte ſeines Vaters zu Aſche geworden, wendet er ſich dem ſonnigen Mittag zu, „um den Boden der Hellenen zu küſſen“.

Zu den tadelloſeſten und poſſiereichſten Schöpfungen Kosseggers gehört unſtreitig: „Der Waldſchulmeiſter“. Ich beſitze einen Brief vom 28. Juli 1873, in welchem mein Freund den Plan dieſes Romans in einer für ihn ſehr charakteriſtiſchen Weiſe entwickelt. Eine Stelle aus dieſem Briefe lautet: „Mein Waldſchulmeiſter iſt eine poſſierliche Geſtalt. Da geht Einer zu Waldleuten, weil er ſich im Stadtleben nicht zurechtfindet; in der Jugend hofft er ſein Glück von der Zukunft und im Alter zehrt er von dem Glück ſeiner Jugend. Er gründet im Walde eine Gemeinde mit Schule, Kirche und Armenhaus und wird dabei ſelbſt bettelarm. Dieſer Waldſchulmeiſter, obwohl er noch lange nicht fertig iſt, iſt mir lieber, als alle meine übrigen Bücher zuſammen, die mir den ironiſchen Titel vom „öſterreichiſchen Auer-

bach“ eingebracht hatten. Nur fürchte ich die Zeit, wo der ‚Walbschulmeister‘ fertig sein wird und wo ich sehen werde, daß das Werk bei weitem das nicht geworden ist, was ich machen wollte und wie es in meiner Seele stand. Zuerst, wenn mir eine Idee austauscht, da ist sie so goldig, sonnig, daß mir die Träume von künftiger Ruhme kommen. Aber habe ich die Idee erst eine Weile in Kopfe herumgetragen, oder sie gar mit Jemandem besprochen, erörtert, erweitert und vervollständigt, so ist auf einmal dem Schmetterling der Goldstaub weg und ich habe keine Freude mehr daran. Das ist arg mit mir; ich werde kaum im Stande sein, zielbewußt einmal etwas Bedeutendes zu schaffen; sollte mir doch einmal etwas gelingen, so wäre es in der Weise, wie die blinde Henne ein Korn findet. Wenn ich zuweilen ein Buch lese, das bedeutsam und musterhaft geheißen wird, so schöpfe ich aus demselben statt Anregung gewöhnlich nur Entmuthigung. ‚So etwas sollst Du machen, und so etwas kannst Du nicht machen‘ — muß ich mir sagen. Ich kenne Leute, die mit halb geschlossenen Augen hohe Berge besteigen; hätten sie die Gipfel früher geschaut, sie würden muthlos am steilsten Gange umgekehrt sein, während sie so plötzlich auf der Höhe sind. Ich glaube kaum, daß ich zu diesen gehöre, denn ich weiß meine Kraft bereits ziemlich richtig zu schätzen. Ich habe den hohen Berg erst in der sengenden Vormittagshitze angefangen zu besteigen, während Andere schon in der thauigen Morgendämmerung rüstig ihre Schritte förderten.“ — Fürwahr, eine ehrenwerthe Bescheidenheit! Und doch steht Rosegger trotz seines Mißtrauens in die eigene Leistungskraft auf einer bedeutenden Höhe als Dichter. In vielen Beziehungen sind seine Dorf- und Waldgeschichten einzig in ihrer Art. Es giebt in der ganzen deutschen Literatur kaum einen zweiten Schriftsteller, welcher das Leben des Alpenbewohners, seine Eigenheiten und Conflict, seine Freuden und Leiden so erschöpfend und lebensunmittelbar geschildert hätte wie Rosegger.

Eine Perle blendender Darstellungsgabe ist u. A. die Blüthe: „Der junge Geldmacher“, welche eine Episode aus der Jugend des Malers Franz Defregger schildert, der als Zeichenvorlage in Ermangelung eines anderen Objectes eine österreichische Banknote wählte. Mit dieser nachgezeichneten Banknote wurde von einem heiteren Burschen in Anwesenheit eines Gensdarmen eine Pfeife angezündet, was eine gerichtliche Proceedur zur Folge hatte. Es geschah dies in den „schwarzen Jahren“ der österreichischen Reactionsaera, in welchen selbst im frommen Lande Tirol die Landleute durch Gensdarmen in die Kirche getrieben wurden. Rosegger hat sich die Mühe genommen, um den Stoff für eine Biographie des congenialen Defregger aus der Originalquelle zu holen, Dölsach, die Heimatsgemeinde des trefflichen Künstlers, und den Eberhof aufzusuchen, in welchem Defregger geboren wurde.

Eine andere sehr gelungene Erzählung trägt den Titel: „Geschichten vom Prinzen Johann“. Es wird darin manches Interessante vom Erzherzog Johann mitgetheilt, der noch jetzt in Steiermark und Tirol mit Recht

beim Volke sehr beliebt ist. Die kurze Erzählung handelt von einem Wildschützen, welchen Johann gegen Angriffe seiner Jäger beschirmt. Der Erzherzog giebt dem Wildschützen eine Försterstelle; den Förster jedoch, welcher den Vater des Wildschützen erschossen hat, überantwortet er dem Gerichte. Röstlich ist der Schluß dieser Idylle. Der Prinz trifft den Wildschützen bei einer Almerin an. „Hat er mit der Sennin zu schaffen?“ fragte Johann den Burschen. Dieser versetzte: „Sonst jußt g'rad völlig nicht gar recht viel. Nur daß sie halt ein Bissel meine Liebste ist.“

Die im August 1885 zu Aussee verstorbene Gemahlin des Erzherzogs Johann, Gräfin Anna von Meran, fand an der seltenen Erzählungskunst Roseggers ein solches Behagen, daß sie ihm die Geschichte ihrer Herzensbeziehungen zum Erzherzoge, welche oft irrig dargestellt wurde, mit dem Ersuchen mitgetheilt hatte, dieselbe nach ihrem Tode zu veröffentlichen.

Rosegger geht zwar der breiten, behaglichen Schilderung der Gesinnungsrohheit aus dem Wege, gleichwohl stilisirt er — wie schon erwähnt wurde — seine Gestalten aus dem Landvolke nicht. Sie tragen meist einen gesunden sittlichen Kern in sich und bleiben unberührt von Sentimentalität und Pessimismus. Die Liebe zumal entwickelt sich bei Roseggers ländlichen Schönen nicht in so spröden, unaufrichtigen Formen, wie bei Mädchen, welche von einer bloß äußerlichen Scheincultur berührt sind. Man sieht dies z. B. bei der Novelle: „Der Liebste ist mein Glaube“, deren Conflict geschickt angelegt und deren dichterische Pointen wirksam eingefügt sind.

Man sollte es bei der mehr als einfachen und einförmigen Selbsterziehung des Landvolkes kaum annehmen, daß sich innerhalb desselben so verschiedene und originelle Charaktere entwickeln können. Daß die Letzteren von Rosegger herausgefunden und in ihrer Eigenart meist lebensgerecht geschildert werden, ist eben ein Beweis seiner fein organisirten Beobachtungsgabe. Dabei zeigt es sich immer wieder, wie gut es war, daß sich Rosegger mit der Gedankenrichtung der Zweifler, der Glaubenslosen oder gar der bösen „Materialisten“ bekannt gemacht hat; er gewann so volles Verständniß für die philosophische Denkart jener naturphilosophischen Leute, welche das Landvolk „Spintifixer“ nennt. Einen solchen Dorfsphilosophen führt uns Rosegger in der Skizze: „Als die hellen Nächte waren“ (Waldheimat) vor und läßt ihn über: „Witttage um Regen“ also grübeln: „Wenn das schön' Wetter gar ist, wird's regnen, was hilft der Witttag! Wenn uns ein Herrgott hergesezt hat, so wird er keinen schwachen Kopf haben und unser vergessen. Und hat er keinen Kopf, so daß er die Welt nur mit den Händen zusammenstellt und mit den Füßen auseinandertritt, nun, so hat er auch keine Ohren. Wofür hernach das Geschrei!“ —

Die Waldphilosophen und Volkshumoristen, welche uns Rosegger vorführt, lehren ihren Wiß meist gegen religiöse Stoffe und parodiren kirchliche Ceremonien, nicht etwa, um das Religiöse zu verhöhnen, sondern nur deshalb, weil ihr Vorstellungsbesiß sich auf Religiöses beschränkt und weil sie

kein anderes Object für ihre zügellose Laune finden. In einem Essay über „Gemüthlichkeit und Humor“ citirt Rosegger den drastischen Ausdruck eines Bauernhumoristen. Der wollte Weizen anbauen und hatte keinen Dünger dazu. Er säete aber doch und machte eine Wallfahrt auf die gute Meinung, daß der liebe Herrgott ihm gleichwohl einen üppigen Weizen wachsen lassen möge. Als jedoch die Ernte kam, stand es schlecht mit seiner Frucht. „Ich seh's schon,“ klagte er dem Pfarrer, „das Beten hilft auch nichts. Ist denn das ein Weizen?“ „Aber, lieber Freund,“ sagte der Pfarrer, „Ihr habt ja nicht gedüngt.“ „Se!“ rief der Bauer, „wenn ich Mist hätt', braucht ich den Herrgott nit.“

Rosegger versichert, Wald- und Gebirgsleuten begegnet zu sein, welche mit einer gewissen Vermessenheit über himmlische Dinge reden. So wagt es ein ländlicher Skeptiker der religiösen Bemerkung gegenüber, daß es im Himmel nichts als lauter Anbetung Gottes gebe, folgende kritische Unbescheidenheit auszusprechen: „Der tausend Mosthosen, das muß eine saubere Unterhaltung sein! Wenn ich am Sonntage Nachmittags nicht ein bißel Regel schieben kann und mein Glasel Most dazu trinken, so pfeif' ich drauf!“ „Hoffen wir indeß, es wird Jeder das Seine dort finden!“ beschwichtigt dieser rusticalen Zweifelsucht gegenüber der Dichter.

Beruhigend ist es hinwieder für glaubensfeste Leser, auch von frommen Frauen zu vernehmen, welche sich den Himmel als eine große Kirche denken, in welcher die Englein „Musik machen“ und der „liebe Herrgott selber die Mess' lesen thut“, während „die Blutzengen Weicht hören“.

Vielleicht hat der Volkshumor, welcher im steirischen Oberlande seine Blüten treibt, auch dazu beigetragen, die launig-witzige Erzählungsweise Rosegger's zu beeinflussen, der Pöffen und Schnurren aus dem Bauernleben, die Beschränktheit, Verschlagenheit und Aufgeräumttheit von Landleuten mit komischer Schlagkraft zu schildern versteht. So beginnt Rosegger mit urwüchsiger Laune in dem Novellencyclus: „Dorfsünden“ die Erzählung: „Die Dorfschöne“ mit folgenden Worten: „Mir bleibt, mein lieber Leser, fast allemal, wenn ich in's volle Menschenleben hineingreife, ein hübsches Bauernbirndel in der Hand.“ — In einem anderen Idyll spricht Rosegger von Fredel, der „laubfrischen“ Felddirne, welche den Anecht Blasius trotz seines Höckers liebt. „Sie war eines der hübschesten Mädchen der Gegend und hatte mit Händen und Füßen zu thun, um sich vor den Hulbigungen der Männerchaft zu erwehren.“ Sie dachte darüber nach, ob es wirklich Liebe und nicht bloß Erbarmen ist, was sie an Blasius festhält. „Lieber Gott, auch im Höcker ist ja nichts drinnen, als lauter Blasius.“

In seinem Buche: „Die Aelpler“ schildert Rosegger mit ergötzlichem Witz den „Kirchenwaschel“, welcher angestellt ist, um in Ermangelung des Schulmeisters den Messnerdienst zu besorgen und für die Dorfkirche „den Hausknecht zu machen“. Zu diesem kirchlichen Functionär eignet sich besonders

ein Mann, von welchem die Gemeinde sagen kann: „Im Kopfe hat er's nicht, im Ellbogen braucht er's nicht und im Sitzleder bleibt es ihm nicht!“ Es kann bei der Räthselhaftigkeit dieses Ausspruches nur vermuthet werden, daß die Gemeinde damit das Gehirn dieses Würdenträgers meint. Gleichwohl ist der „Kirchenwaschel“ stolz darauf, daß er und der liebe Gott die zwei Ersten in der Gemeinde sind.

Mit trefflicher Laune schildert Hofegger die Amtsgeschäfte dieses Dieners der Gottheit. Besonders wenn der Pfarrer in der Sacristei eintrifft, wälzt sich ein Heer von Verpflichtungen auf den armen „Waschel“ heran. „Sie mügen braten, die Seelen im Fegefeuer, jetzt hat er nicht Zeit, daß er sie herausbete; der Pfarrer will den Chorrock und die Stola umgeworfen und das Birret auf dem Kopfe haben, — die Glocken wollen geläutet sein und an der Orgel steht kein Blasbalgzieher. Und der arme Waschel hat nur zwei, sage zwei lumpige Hände!“

Es ist eine wahre Cimetie witziger Schilderung, welche Hofegger diesem für kirchliche und cultliche Angelegenheiten unentbehrlichen Generalagenten des Weiteren widmet. „Das Amt hat begonnen und der Kirchenwaschel kommt nun aus der Sacristei, aber wie? Nicht mehr als der buckelige, säbelbeinige Kirchenwaschel, sondern als Gottes Diener, als Cherub eigentlich, im weißrothen Chorrock! Da kniet er vor dem Altare und wedelt mit dem Kohlengefäß und läßt den Weihrauch aufsteigen und neigt sich und betet für seinen Schöpfer! — Und wofür thut der Mann alles das? Niemand leistet ihm Entgelt, nur daß — wenn er einst in die Grube rollt — die Glocken unentgeltlich läuten und der Pfarrer umsonst seinen Segen nachspricht. Es ist ein reines Ehrenamt, und sein muß doch auch wer dazu — endlich jenseits ist Vergeltung, denn der liebe Gott zahlt seinen Hausknecht und die Heiligen verlassen ihren Kirchenwaschel nicht!“

Auch der Todtengräber, „der Schaufelbub“, ist Gegenstand einer heiteren Schilderung Hofeggers, welcher einem Bauer folgende Worte in den Mund legt: „Da legen sie Einen heute in's Grab und wünschen ihm die ewige Ruh, und in einigen Jahren darauf thut's ihnen schon wieder leid um den Platz; sie graben auf, reißen Einen heraus und verstreuen die Knochen, einen da, einen dorthin, und zuletzt bekommt sie der Drechsler oder Phosphorbrenner — ja, das ist dann eine Kunst, am jüngsten Tage, wenn auf einmal die Posaune bläht: „Allo marsch, auf!“ — und meine Arme sind Spitzen an Pfeifenröhren und meine Füße sind lauter Bündhölzelskörper und meine Hirnschale hat so ein Studiosus in der Stadt zum Cigarrenaschentiegel! Wo nun schnell Alles nehmen und nicht fehlen? — Eine Kunst, sag' ich, ein solches Auferstehen!“

Ferner bemerkt der Dichter: „Auch der Todtengräber will etwas Apartes, denn auch er, welcher Anderen eine Grube gräbt, fällt endlich selbst hinein. Seine eigene Ruhestätte hat er am liebsten mitten im Kirchhofe. Er muß einst am jüngsten Tage ja zuerst auferstehen — sagt man — und

den Schutzeingeln die Plätze zeigen, wo die Schutzbefohlenen liegen. Dann gehen sie Alle zusammen über Ungarn und Serbien und die Türkei — in das Thal Josaphat.“

In der Skizze über den Schaufelbuben bemerkt Rosegger, „daß das Volk oben im Gebirge es noch nicht zu jener moderblaffen Philosophie des Materialismus gebracht habe, die Alles für verloren wähnt, was den Sinnen entrückt ist“. Und doch lacht sein eigener Humor über Phantasmen, „welche den Sinnen Entrücktes“ umschließen, — und doch hat ihm die Bekanntschaft mit den philosophischen Schlußfolgerungen aus Naturwissenschaften in der eigenen Weltanschauung emporgebracht. Er behandelt gewisse Glaubensprobleme kritisch, welchen er ohne das Vertrautsein mit einigen Grundansichten der Wirklichkeitsphilosophie wehrlos gegenüberstünde. Man wird zumal in einigen tragisch austönenden Geschichten Roseggers von der Kraft und Originalität seiner Reflexionen überrascht. In der Novelle: „Der Klöckerhans“ wird u. A. eine Jagd geschildert; da heißt es: „Die Hirse lagen mit verglasten Augen da. Der Stärkere hat Recht, o Herr, auf deiner schönen Welt. Die Krone der Schöpfung, der Mensch, ist nur in Einem unendlich groß: in seinem Egoismus. Wenn das Gottes Ebenbild ist, — dann, o Gott, behüte uns vor dir selber!“

In einer Skizze über dörfliche „Komödienspieler“ erzählt Rosegger von einem Erzengel Michael, welcher einen Schnurrbart trägt, was bei Beginn der Vorstellung mit der Aussprache entschuldigt wird: „Man möge Nachsicht haben, denn der Schnauzbart gehöre nicht dazu, aber man wolle bedenken, so ein Ding wachse nicht so rasch, als es weggeschnitten sei.“ Steckt darin nicht komische Schlagkraft?

In einem steierischen Passionsspiele kommt, wie Rosegger erzählt, „nach dem Tode Jesu der heilige Gabriel zum Gott Vater und meldet, daß eben Christus gekreuzigt worden wäre. Gott Vater springt von seinem Throne auf. Da fragt der Engel verwundert: „Ja, ist dem Herrn das etwas Neues?“ „Hol mich der Teufel!“ — ruft jener — „wenn ich ein Sterbenswörtlein davon weiß.“ In einem andern Passionspiel sticht Longinus Jesum mit der Lanze, so daß der Verletzte laut aufschreit: „Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit!“

In seinem Buche: „Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern“ theilt Rosegger manches andere culturgeschichtlich Interessante mit. So erwähnt er in der Blüette: „Das Fest der Hausehre“, daß religiöse Bräuche und kirchliche Ceremonien in's Lächerliche gezogen werden, nicht etwa — wie schon hervorgehoben wurde — aus Spottsucht, sondern nur deshalb, weil sich in dem beschränkten Vorstellungsinventar des Volkes keine andere Anregung für seinen Witz vorfindet. So werden u. A. bei Dreihelfesten parodistische Predigten und Vitaneien vorgetragen. Der Postenreißer, der sich berufen fühlt, ein Feuerwerk von Witzen abzubrennen, führt sich in der Rutte eines Kapuziners als Pilger ein, welcher in das „heilige

Kropf- und Knödelnand komme, um sich hier — einem Gelübde zufolge — mit Knödeln, Krapfen und mit jungen Mädchen zu kasteien.“ Hierauf wettet dieser Verschleißer von Gedankensalzf gegen die ungezügelte Begehrlichkeit der Frauen. „Tanzen, liebeln und die Buben verführen, das seien die drei Haupttugenden, welche sie g'spüren. Sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr', außer sie kommen von lustigen Buben her.“

Von hohem Interesse sind in Rosegger's Buch: „Die Aelpler“, die culturgeschichtlichen Mittheilungen über die Reste des Heidenthums bei der Bevölkerung des deutschen Alpenlandes. Diese hält nicht allein an der christlichen Religion, sondern auch an seinen heidnischen Bräuchen fest, welche noch immer in ihr Herz und in ihr Gedächtniß eingeschlossen sind. Sie verehren gleichzeitig die Sacramente und alte Hausgötter, — sie segnen Felder mit Weihwasser und Weihrauch, füttern aber auch heidnische Sturmgeister mit Mehl und Früchten, um sie zu sättigen und zu beruhigen.

In mehreren Theilen des deutschen Alpenlandes verbinden sich heidnische und christliche Traditionen in der Sitte, am Allerseelestage die Geister der Verstorbenen zu bewirthen. Es wird dies „Armenseelebegastung“ genannt. Rosegger erzählt darüber, daß die mitleidige Hausmutter am Vorabende des Allerseelestages ein Licht auf den Stubentisch stelle, damit die zusprechenden Seelen gut sehen und allenfalls mit dem Lampenöle ihre Brandwunden bestreichen. Da es unter den armen Seelen auch solche gebe, welche an der „kalten Bein“ leiden, so heize die theilnahmevolle Hausmutter im Stubenofen wacker ein, damit die Seelen auf der Ofenbank sitzend auf einige Stunden des unbehaglichen Zähneklapperns loswerden. Für hungrige Seelen „hasther“ stelle die umsichtige Bäuerin Kuchen und Milch auf den Tisch. „Ihr lächelt, aber ich sage euch, des anderen Morgens fehlt ein guter Theil vom Kuchen und von der Milch. Und könnte die Hauskake nur reden, sie hat die Nacht über zufällig in der Stube ihr Maufen gehabt und hat die tafelnden Geister wohl mit eigenen Augen gesehen.“

Besonders fromme, ältliche Jungfrauen sind gegen die Seelen von rührender Aufmerksamkeit. „Sie schlagen keine Thür zu, damit nicht etwa eine arme Seele zernalmt werde. Kein Messer liegt auf dem Rücken, kein Rechen mit den Zähnen nach aufwärts, damit nicht eine Seele darüber stolpere, sich rize oder schneide.“ Ferner werden Frösche und Kröten rücksichtsvoll behandelt, weil man nicht wissen könne, ob nicht doch eine arme Seele in Gestalt solcher Thiere sichtbar werde. Es gebe an dem genannten Festtage keine Seele im Fegfeuer und keinen Todten auf dem Kirchhofe; Alles zieht zerstreut in der Welt herum und macht Besuche bei Bekannten und Verwandten. Wenn aber die Stunde der nächsten Mitternacht schlage, da müssen sie alle zurück in's Grab oder in den Gluthofen, um wer weiß wie lang der endlichen Erlösung entgegenzuschmachten. Zuweilen geschähe es auch, daß sie im Laufe des Allerseelestages durch gute Werke der Ihren erlöst werden.

In diesem Stück Volksglauben durchsehen sich Heidenthum und Christenthum; die ältere Religion und die jüngere beanspruchen für sich dieselben Rechte und sie werden beiden auch willig gewährt. Rosegger hat durch Schilderung solcher volksthümlicher Traditionen nicht bloß einem belletristischen Interesse gebient, sondern auch der Religionsgeschichte wichtige Beiträge übergeben.

Der ursprüngliche Witz Roseggers blüht — um an das Frühere anzuknüpfen — u. A. in der reizend gedachten und allerliebste erzählten Geschichte: „Als ich den Kaiser Josef II. suchte“ — oft auf. Der Dichter schildert darin, daß er als kleiner Schafhüter seinen Lohn, den Erlös für ein Lamm, dazu benützte, nach Wien zu gehen, um den Kaiser Joseph zu besuchen. „Wenn der Kaiser zu den Bauern gegangen ist, warum sollte der Waldbauernbub nicht zum Kaiser gehen?“ In Schottwien, einem Wallfahrtsorte, angekommen, betete er in der Mariaschutzkirche für die Säue daheim, damit sie nicht die Klauenseuche wegraffe. Als er der Mutter gedachte, hub er an zu schluchzen, schämte sich jedoch vor der lieben Frau auf dem Altare, weil diese leicht vermuthen konnte, er weine um die Säue.“ In Wien angekommen, gelangte er in eine Synagoge und wird aus derselben hinausgeführt, weil er über die hohen schwarzen Hüte der Betenden gelacht hat. Er machte hierauf seinem Schutzengel Vorwürfe, daß er nicht besser auf ihn Acht gegeben habe. Nachdem der kleine Waldpoet verschiedene Abenteuer bestanden, den Kaiser Joseph II. in der Kapuzinergruft besucht und sich Bücher gekauft hatte, untersuchte er den Inhalt seiner Geldtasche. „Ich erschreck sehr. Vom ganzen Lampel war kaum der Schweiß noch da.“ Ohne Geld und todesmüde kam er auf der Rückreise in Baden an, wo ihm eine Glasermmeisterin, nachdem sie ihn mit Speise und Trank gelabt hatte, die Bahnfahrt bis nach Krieglach bezahlte. Damals konnte der arme Waldbauernbub der guten Frau nicht danken; dafür thut es jetzt der berühmte Schriftsteller Rosegger.

Gesunden Situationswitz entwickelt Rosegger in seiner Novelle: „Der Hinterschöpp.“ Der Titelheld läßt seinen Sohn als Mädchen taufen, um ihn von dem Militärdienst zu retten, und zieht ihn der Taufe gemäß auf, wodurch allerlei ergötliche Verwickelungen entstehen. Der in dieser Novelle sprühende Humor reiht sich jenem Raabe's würdig an.

Wenn Rosegger von einem verzagten und allzu bescheidenen Bauer sagt: „er schämte sich fast ein Wischen, daß er auf der Welt war,“ so entschädigt ein solcher heiterer Einfall für jene Fremdwörter, welche in Roseggers Dorfgeschichten ab und zu auftauchen, um darin zu befremden.

In einigen Novellen, welche einen tragischen Stoff behandeln, zeigt sich die außergewöhnliche Begabung, Leistungstüchtigkeit, Vielseitigkeit des steirischen Poeten. Auch in den Erzählungen mit einer düsteren Grundfärbung erfassen unsere volle Theilnahme nicht allein die glänzenden Naturschilderungen, sondern auch die sinnliche Frische im Entwickeln einer Leidenschaft

bis zu ihren letzten Etappen, das scharfe Individualisiren der handelnden und leidenden Personen, das geschickte Schürzen und Lösen des Conflictes. Läßt der Dichter seinen Helden durch die Wucht einer tragischen Schuld zusammenbrechen, so ergreift und erhebt er uns zugleich durch die poetische Kraft und den Schwung seiner Darstellungskunst. Alle diese Vorzüge findet man u. A. vereint in dem Idyll „Ambros“. Der Held desselben ist ein junger Großbauer, welcher einem Fischer mädchen Liebe heuchelt und um ein anderes Mädchen freit, das in origineller Weise sich von der Untreue ihres Bräutigams überzeugt. Alle drei, der treulose Ambros und die betrogenen Freundinnen desselben, finden ihren Tod in den Wellen eines Sees.

In dem Novellenschlus: „Dorffünden“ begegnet man auch einer Erzählung, in welcher ergreifend nachgewiesen wird, daß religiöse Vorurtheile zu unsittlichen Thaten verleiten. Die Erzählung heißt: „Die Blumenmutter“ und schildert die Lage einer alten Häuslerin, welche — fromm wie sie ist — von dem Gedanken beherrscht wird, daß es besser sei, todt als schlecht zu sein oder schlecht zu werden. Sie arbeitet nicht und zwar im Vertrauen auf Gott, daß er ihr helfen werde, weil das von ihr Erarbeitete ohnehin nicht hinreicht, um ihre fünf Kinder zu ernähren. Ein Bäcker wirft nun der Häuslerin vor, daß sie ihre Kinder schlecht erziehe, deren Eines ihm eine Semmel gestohlen habe. Darauf tödtet sie vier von ihren Kindern. „Unglücklich sein, das macht nichts; aber schlecht sein. Nur nicht schlecht sein. Davor habe ich meine lieben Kinder retten wollen.“ „Sie wandte sich an den Allmächtigen. Der ließ sie auch warten.“ „Du gabst den Kindern das Leben, Du hast das Recht darüber. Das Leben ist für Kinder ein gefährliches Spielzeug. Nimm es ihnen weg! Tausendmal besser sie sterben, als daß sie schlechte Menschen würden.“

Von solchen Sophismen umstrickt, welche Hofegger in verschiedenen Abschnitten seiner meisterhaften Erzählung entwickelt, nimmt die Häuslerin ihren Kindern das Leben, das sie ihnen geschenkt hat. Das fünfte Kind wird durch einen gütigen, ehrenwerthen Pfarrer gerettet, welcher den Knaben in einem geistlichen Stifte unterbringt. Die arme Frau kommt lebenslanglich in's Zuchthaus. Nach vielen Jahren amnestirt — wird die Kindesmörderin in einer Armenanstalt untergebracht, wo sie Blumen pflegt. „Sie hat einst geliebte Wesen freiwillig in die Erde gelegt; diese giebt sie dankbar wieder zurück und es sind Blumen daraus geworden. Blumen können blühen und verwelken, aber sie können keine Verbrecher werden.“

Aus dem geretteten Sohne der Kindesmörderin wird ein Priester, dessen erbauliche Kanzelworte das Herz der Mutter erweichen. Sie erkennt ihren Sohn und stirbt — von ihm getröstet — in seinen Armen. Willig läßt sich der Leser vom Dichter ergreifen und rühren; seine Nührung entquillt ja edelmenschlichen Antrieben und der ungewöhnlichen Beredsamkeit einer warmen, wahren und gesunden Empfindung.

kehren wir nun zu den Lebensgeschichten Hofeggers zurück. Im Sommer

des Jahres 1872 begleitete mich Rosegger bei einem Ausfluge auf den Sonnentwendstein. Auf der Rückfahrt verließ mich der Dichter in Krieglach, wo sich ein schlankes Fräulein mit einem blassen, lieblichen Gesichte, mit schönen, großen, sanften Augen — begleitet von einer Freundin — nach dem Wege zum Geburtshause Roseggers erkundigt hatte. Das Fräulein mit den sinnigen Augen wollte die Stätte kennen lernen, wo ihr Lieblingsdichter von der Waldbelse Poesie zum ersten Male geküßt wurde. Die Folge dieser Wißbegierde war, daß wir an einem Maitage des Jahres 1873 bei duftendem Blüthenregen nach Mariagrün bei Graz fuhren, wo in einer lieblich gelegenen Waldkapelle Dichter Rosegger mit dem Fräulein Anna Pichler, der Tochter eines wohlhabenden Grazer Fabrikanten, den Herzensbund für's Leben geschlossen hatte. Es war eine überaus glückliche Ehe, welcher zwei auffallend schöne Kinder entsprossen sind. Leider küßte die Gattin Roseggers das Leben ein, nachdem sie dem zweiten Kinde das Dasein geschenkt hatte.

Einige Jahre später wollte Rosegger seinen Kindern eine neue liebevolle Mutter geben und führte 1879 das durch Vorzüge des Geistes und des Herzens geschmückte, anmuthige Fräulein Anna Knauer, die Tochter eines Wiener Bauunternehmers, zum Altare.

Im Jahre 1876 begründete Rosegger die Monatschrift „Heimgarten“, deren beste Mitarbeiter der Redacteur und Robert Hamerling sind. Der Letztere ist ein treuer Freund Roseggers seit dessen Eintritt in die deutsche Literatur geblieben. Rosegger schildert in einer Skizze den in seinem Charakterwerthe selten genau erkannten, herzensvornehmen Dichter des Ahasver und der Aspasia, welchen er durch häufigeren Verkehr schätzen und lieben gelernt hat.

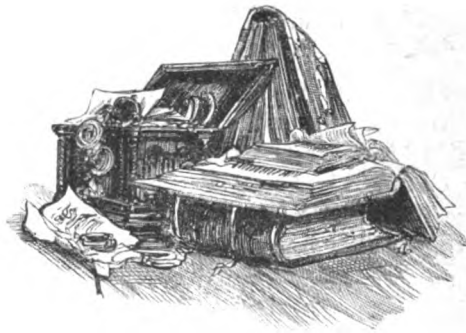
Zu den vielen Vorzügen, welche Rosegger als Dichter besitzt, gesellen sich seltene Charaktereigenschaften. Von diesen sei Eine erwähnt. Sein Herz besitzt ein vortreffliches Gedächtniß; er vergißt nie einen Beweis menschlicher Theilnahme oder gar hilf bereiten Wohlwollens. Rosegger gehört nicht zu jenen Duzendbegüßten, welche eine jede Dankeschuld als eine unbehagliche Last abschütteln. Er hängt mit treuer Neigung an allen jenen Männern, die ihm irgend einen Herzensdienst erwiesen hatten, so an dem Fabrikanten P. Reininghaus in Graz, welcher dem Dichter seit zwanzig Jahren in treuer Freundschaft zugethan blieb.

Charakteristisch ist folgende Stelle in einem an mich gerichteten, vom 19. Juli 1869 datirten Schreiben Roseggers: „Ich freue mich, daß ich der Aristokratie und dem Clerus nichts schuldig geworden, und bin stolz, daß ich meine Ausbildung nur dem Bürgerthume zu verdanken habe.“ In einem anderen Briefe vom 18. August 1866 dankt Rosegger auf das Wärmste dem Dichter August Silberstein, der ihm alle seine Werke geschenkt hat, und bemerkt: „Silberstein ist Mensch und Dichter in des Wortes edelster Bedeutung; er ist nicht Jude, nicht Christ, sondern er hat die wahre Reli-

gion und sein Grundsatz heißt: der von Gott gesandte Moses ist die Menschenliebe."

Sehr gesucht ist P. R. Rosegger als Vorleser seiner Humoresken im steierischen Dialect; alljährlich wird er aus allen Theilen Deutschlands eingeladen, daß er seine Dialektpiecen vortrage. Er versteht es aber auch, seine heiteren Skizzen aus dem Volksleben so charakterwahr, lebensfrisch und mit so wirksamen Accenten vorzulesen, daß der reiche Beifall, welchen er findet, dem Recitator ebenso gilt, wie dem Dichter. Bei solchen Anlässen werden ihm lebhafto Ovationen gebracht. Rosegger schilderte mir einmal den Eindruck, welchen auf ihn die mehr als freundlichen Huldigungen gemacht hatten, durch welche er vor und nach den Vorlesungen ausgezeichnet wurde. Er verlor nicht sein moralisches Gleichgewicht, nicht seine Selbstbesinnung und Bescheidenheit; er legte ruhig die Lorbeerkränze vom Lesepulte weg, weil der Duft der Lorbeerblätter ihm Kopfschmerz verursachte, und hielt sich deshalb nicht für größer, weil man ihm schmeichelhafte Aufmerksamkeiten zugedacht hat.

Daß der Menschenwerth und Dichterrang Rosegegers auf gleicher Höhe stehen, wird von keinem seiner vielen Freunde bezweifelt.





Buckle, Lecky, Ranke.

Universalhistorische Ideen in England und Deutschland.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

Wenn ein Historiker der Zukunft die Entwicklung des deutschen Geistes im 18. und 19. Jahrhundert neben einander stellen und nach ihrem wesentlichen Inhalt charakterisiren wird, so wird er ohne Zweifel das 18. Jahrhundert als das der höchsten Entfaltung poetischen Schaffens, das 19. Jahrhundert als die Epoche der exact-positiven Wissenschaften bezeichnen. und in der That scheint es ein Gesetz der universalhistorischen Entwicklung zu geben, nach welchem diese beiden größten Aeußerungen des Menschengeistes, die Poesie und die exacten Wissenschaften, überall in ihren bedeutendsten Erzeugnissen nicht neben, sondern nach einander aufzutreten pflegen. Am klarsten und evidentesten zeigt sich dies in der Geschichtschreibung. Bei allen Völkern, welche bisher in den Gesichtskreis der historischen Forschung getreten sind, geht der eigentlichen historischen Wissenschaft eine Zeit mythischer, sagenhafter und poetischer Traditionen voraus. Lange bevor ein Herodot und Thucydides ihre großen historischen Werke niederschrieben und dadurch eine feste Grundlage für die Kunde der Nachwelt schufen, waren Homers Gesänge in Aller Munde; lange bevor es eine wirkliche Geschichtschreibung in deutscher Sprache gab, waren die Erinnerungen des deutschen Volkes an seine Vergangenheit in jenen großen epischen Gesängen fixirt, welche später in dem Nibelungenliede und in der Gudrun zusammengefaßt wurden. Wissen wir doch durch die untergängliche Schilderung des Tacitus, daß unsere Altvordern schon zu einer Zeit, wo sie kaum noch im Besitze einer ausgebildeten Buchstabenschrift waren, die Thaten ihres nationalen Helden Herrmann in epischen Gesängen feierten.

Wir können diese Beobachtung auch heute noch an aufstrebenden und in dem ersten Stadium ihrer Culturentwicklung stehenden Nationen machen. In Serbien z. B. existirt gegenwärtig etwas, was man mit dem Namen einer historischen Wissenschaft bezeichnen könnte, kaum in den ersten Anfängen; wohl aber sind in dem kräftigen und, wie es scheint, einer höheren Entwicklung keineswegs unfähigen Volksstamme eine Fülle von epischen Gesängen über die Vergangenheit der Nation im Umlauf, welche noch heut von nationalen Sängern, welche man den Rhapsoden Griechenlands und unseren fahrenden Leuten vergleichen könnte, im Volke selbst gesungen und verbreitet werden.

Und ähnliche Erscheinungen wiederholen sich in den späteren Stadien der Entwicklung der Völker. Neben der wunderbar reichen Entfaltung welche der poetische Genius in Deutschland im vorigen Jahrhundert nahm, vermochte die rein verstandesmäßige Arbeit der exacten Wissenschaft mit ihrer zugleich zerstörenden und aufbauenden Schärfe der Kritik nicht zu rechter Geltung zu gelangen. Der kritische, skeptische Geist, welcher eben damals durch Rousseau und Voltaire in Frankreich die unbedingte Oberhand gewann, fand in Deutschland so gut wie keinen Eingang. Aber nicht nur die politische und sociale, auch die rein historische Kritik trat neben der eminenten Thätigkeit auf dem Gebiete der Poesie völlig in den Hintergrund. Es bedurfte erst der furchtbaren Fremdherrschaft auf deutschem Boden, jener gewaltigen Pläne einer alle Nationalitäten absorbirenden Universalmonarchie, wie sie der erste Napoleon hegte, um auch das deutsche Volk wieder zu einem Besinnen an seine nationale Vergangenheit und zu jener grandiosen Reaction gegen die Universalmonarchie, welche wir mit dem Namen der Freiheitskriege bezeichnen, zu bringen.

Die politische Reaction gegen die Universalmonarchie, der große Kampf der Waffen gegen den fremden Despoten ging mit der nicht minder gewaltigen geistigen Reaction in nationalem Sinne Hand in Hand. Eben indem man das Recht der Nationalität gegen die fränkischen Herrschergeleüste mit dem Aufgebot aller Kräfte vertheidigte, ging man zugleich daran, diesem nationalen Gefühl in einer liebevollen Versenkung in die Vergangenheit eine thatsächliche Grundlage zu verschaffen. Die Freiheitskämpfe haben recht eigentlich der deutsch-nationalen Geschichtschreibung, die sich dann im Fortgange des Jahrhunderts zu ungeahnter Blüthe entwickelte, zum Dasein verholfen. Es ist hierfür außerordentlich bezeichnend, daß jenes monumentale historische Werk, auf dem die Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung dann in erster Linie beruhte, die *Monumenta Germaniae historica*, auf die Initiative desselben Mannes zurückgeht, welcher für die Befreiung Deutschlands so viel wie kaum ein zweiter geleistet hat, des Freiherrn vom Stein.

Seitdem hat sich nun in der deutschen Geschichtschreibung ein Umschwung vollzogen, wie er größer und bedeutender kaum gedacht werden kann. Man darf sagen, daß die Entwicklung der historischen Wissenschaft

mit der der Naturforschung, welche vor Allem unserem Jahrhundert sein charakteristisches Gepräge verleiht, durchaus gleichen Schritt gehalten hat. Wo sind sie doch hin, jene dickeibigen Folianten, in denen das vorige Jahrhundert seine „Staatengeschichten“, seine „Reichstheatra“, seine „europäischen Famen“ und dergl. mehr niederlegte, jene Compendien, welche in fast- und kraftloser Monotonie in einer dünnen Aufzählung der Ereignisse, in einer möglichst detaillirten Schilderung von Schlachten und in amüsanten Anekdotensammlungen den eigentlichen und letzten Zweck der Geschichtswissenschaft erkannten. Wie eine Windsbraut ist der kritisch-historische Geist des 19. Jahrhunderts über sie dahingefegt. Wohl fanden sich Spuren und Keime einer neuen Zeit schon gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts. Vor Allem hatte der große Preußenkönig Friedrich in seiner Schrift *de la littérature Allemande* manchen Fingerzeig über die Aufgabe der historischen Wissenschaft gegeben, welcher dieser neue Bahnen und Erkenntnißgebiete zu eröffnen geeignet war: Justus Möser, Schläger und Pütter waren mit ihren noch heut bedeutenden Werken hervorgetreten. Aber es blieb doch eben bei ganz vereinzelt Ansähen: die eigentlich systematische und thatsächliche Begründung der historischen Wissenschaft blieb dem 19. Jahrhundert vorbehalten.

Wollte man den Unterschied, ja den Gegensatz zwischen der früheren Historiographie und der des 19. Jahrhunderts kurz bezeichnen, so scheint mir derselbe vornehmlich auf zwei sehr verschiedenen und doch wieder verwandten Momenten zu beruhen: einmal auf der Ausbildung einer ihrem ganzen Kern und Wesen nach durchaus neuen Methodik, welche die historische Forschung geradezu zu einer selbstständigen Form des Denkens und Erkennens gestaltete, dann aber auf den neuen und bisher fast völlig unbauten Gebieten, auf welche sie die Hauptenergie ihrer Thätigkeit warf. Es möge uns gestattet sein, bei beiden Punkten noch einen Augenblick zu verweilen.

Die grundsätzliche Aenderung in der Methode des historischen Forschens und Denkens hängt nicht bloß äußerlich mit der Begründung der *Monumenta Germaniae* durch den Freiherrn vom Stein zusammen, vielmehr stehen beide in innigen Causalzusammenhange. Indem man zum ersten Male an eine systematische Sammlung des gesammten Quellenstoffes für unsere nationale Geschichte von der Urzeit bis zum 15. Jahrhundert heranging und damit eine Aufgabe unternahm, die nur von einer Vereinigung von Gelehrten gelöst werden konnte, sah man sich vor die Nothwendigkeit gestellt, sich über die Grundsätze, nach welchen diese Herausgabe erfolgen sollte, von vornherein zu einigen, um in dem ganzen Werke zu einer inneren Einheit und Gleichartigkeit der verschiedenen Theile zu gelangen. Natürlich konnten dann diese Grundsätze im Einzelnen erst während der Arbeit selbst festgestellt werden: eben die gemeinsame Arbeit förderte dann auch gemeinsame Regeln für die äußere und innere Kritik der einzelnen Quellen zu

Tage, welche seitdem für alle nachfolgenden Arbeiten dieser Art maßgebend geworden sind. Und durch diese Kritik der Quellen gelangte man naturgemäß auch zu ganz neuen Anschauungen über die Ereignisse selbst, deren Spiegelbilder wir in jenen Quellen erkennen. Indem jede einzelne Quelle in Bezug auf die Zeit und Art ihrer Entstehung, auf ihr Verhältniß zu anderen gleichzeitigen oder vorangegangenen Quellen, vor Allem in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft wurde, kam man zu dem Ergebnis, daß viele der bedeutendsten historischen Erscheinungen, an deren Wahrheit bisher kein Mensch gezweifelt hatte, im Grunde auf ganz unglaubwürdiger Ueberslieferung beruhen und daher entweder ganz in das Reich der Fabel zu verweisen seien oder doch nicht als historisch erwiesen gelten können. Beispiele werden dem kundigen Leser in Fülle gegenwärtig sein: ich brauche hier nur an die Tellsage zu erinnern.

Mächtig gefördert wurde dann diese kritische Bewegung durch das epochemachende Auftreten der beiden Historiker, welche für die darstellende Geschichtschreibung eine völlig neue Epoche begründeten und zugleich die neuen kritischen Grundsätze zuerst bei umfassenden historischen Gegenständen in Anwendung brachten, Niebuhr und Ranke. Sie leiten uns zugleich über zu dem zweiten bedeutsamen Momente, in welchem sich die moderne Geschichtschreibung von der früherer Jahrhunderte unterscheidet. Wir bezeichnen dasselbe schon kurz mit den Worten, daß es in einer Ausdehnung der historischen Forschungsthätigkeit auf Gebiete, welche bisher von derselben so gut wie gar nicht berührt worden waren, liege. Wir meinen damit das Aufkommen und die Entwicklung dessen, was man mit dem Namen Culturgeschichte bezeichnet hat.

Während man früher in der Darstellung der mehr an der Oberfläche wirkenden historischen Ereignisse, in der Schilderung der Kriege und diplomatischen Verwickelungen zwischen den verschiedenen Völkern, den vornehmsten Inhalt und die hauptsächlichste Aufgabe der Geschichtschreibung gesehen hatte, begann man jetzt immer mehr und mehr das Verkehrte dieses Standpunktes einzusehen und die Hauptenergie der Forschung auf die innere Entwicklung der Nationen, auf die bleibenden Errungenschaften des Menschengenies zu verwenden. Man begann einzusehen, daß das Wesen der welthistorischen Bewegung aus jenen mehr zufälligen und vorübergehenden historischen Erscheinungen ebensowenig erkannt werden könne, als das Wesen der Electricität aus den zerstörenden Wirkungen des Blitzes. Mit einem Worte: man schrieb weniger Kriegs- und politische Geschichte und mehr Cultur-, Verfassungs-, Rechtsgeschichte und dergl. mehr. Historiker und Juristen reichten sich auf diesem Gebiete brüderlich die Hand, um Institute und Rechtsverhältnisse, staatliche und ständische Verhältnisse der Vergangenheit dem Dunkel, mit dem sie bisher fast völlig bedeckt gewesen, zu entreißen.

Beide Momente aber, die wir soeben kurz skizzirt haben, erhielten ihre Hauptförderung, ja eigentlich erst die Möglichkeit einer freieren Entwicklung

dadurch, daß ihnen durch die Eröffnung der bis dahin fast völlig verschlossenen Archive der Staaten völlig neue Quellen der Erkenntniß erschlossen wurden. Gerade die Forschung auf dem Gebiete der neueren Verfassungs- und Rechtsgeschichte wäre ohne diese schlechthin unmöglich gewesen.

Diese Erschließung der archivalischen Schätze, welche jetzt mit Ausnahme des vaticanischen Archivs in allen europäischen Staaten mehr oder weniger vollständig zur Durchführung gekommen ist, schloß aber nicht nur eine ungeheure Vermehrung unserer historischen Kunde, sondern auch eine nicht unwesentliche Gefahr für die Geschichtschreibung und deren letzte Ziele und Aufgaben in sich. Die ungeahnte und fast unerschöpfliche Fülle von Material, welche so in den Gesichtskreis der Forschung trat, gab dieser eine vorwiegende Richtung auf die Entdeckung neuer urkundlicher Aufschlüsse, auf die Vertiefung in's Detail, welche leicht zu einer Vertennung oder Vernachlässigung des höchsten Ideals, dem die Geschichtschreibung nachstreben muß, führen konnte und geführt hat. Die neuen Bausteine, welche man auffand, waren so hochinteressant, so mannigfaltig, daß man gar nicht müde wurde, ihre Zahl noch immer mehr zu vermehren, und darüber fast völlig verabsäumte, die Bausteine nun auch zu einem großen und einheitlichen Bauwerke zu gestalten. Die Gabe, Beides mit einander zu verbinden, die Auffindung neuer Bausteine und deren Verwerthung zur Ausführung monumentaler Bauwerke, schien nach dem Auftreten Ranke's und Niebuhr's und ihrer unmittelbaren Schüler und Nachfolger, Sybels, Giesebrecht's, Waip's, Mommsen's, Nitzsch's, Droysen's und Anderer, fast völlig erloschen zu sein. Es schien, als wolle die jüngere Generation der Historiker in der Sorge für das schöne und reizvolle Detail fast untergehen. Und auch jene großen Historiker hatten zwar einzelne größere oder kleinere Perioden der Geschichte der Menschheit in mustergiltiger Weise zur Anschauung gebracht, dabei aber sich aller speculativen Untersuchungen über die Gesetze, welchen die historische Entwicklung und deren Erkenntniß selbst unterliegt, oder über den letzten Zweck unserer Wissenschaft überhaupt gänzlich enthalten. Wie die intensive Thätigkeit, welche sich im Anschluß an die Monumenta Germaniae auf dem Gebiet der nationalen Geschichte entwickelte, doch bis heut noch keine zusammenhängende wissenschaftliche Bearbeitung der deutschen Geschichte in ihrer ganzen Ausdehnung gezeitigt hat, so sind bis vor wenigen Jahrzehnten so gut wie gar keine Versuche zu einem Aufbau einer Universalgeschichte gemacht worden. Wir waren und blieben auf die Bearbeitungen der Weltgeschichte, wie sie aus den Händen Schlosser's, Welsch's, Rotteck's, Weber's und Beckers hervorgegangen waren, angewiesen, d. h. auf Darstellungen, welche wohl der zeitlichen Ausdehnung nach die ganze Weltgeschichte umfaßten, aber doch das große Princip, welches der universalhistorischen Bewegung zu Grunde liegt, die Einheit in der Vielheit, gar nicht einmal nachzuweisen versuchten. Die „Weltgeschichte“ war mehr eine Geschichte aller einzelnen Nationen, welche in ihr aufgetreten sind, als eine wirkliche Universalgeschichte. Seit Ranke's be-

rühmte Abhandlung über die Weltgeschichte in weltbürgerlicher Absicht und den scharfsinnigen Gedanken, welche Wilhelm von Humboldt über diesen Gegenstand geäußert hat, ist in Deutschland bis in die neueste Zeit nur wenig Neues und Originales auf diesem Gebiete geleistet worden. Wohl ist es wahr, daß Ranke selbst eigentlich nie etwas Anderes geschrieben hat als Universalgeschichte, daß in allen seinen Darstellungen der Geschichte einzelner Völker immer jene großen universalen Ideen mitwirken, die ihm die Geschichte jeder Nation als von der Gesamtentwicklung der Menschheitsgeschichte abhängig erscheinen ließen; doch waren es immer nur Darstellungen von einem beschränkteren Beobachtungspunkte aus, ihrer ganzen Anlage nach nicht geeignet, ein Bild von der Gesamtheit der Entwicklung der Menschheit zu geben. Wohl haben sich auch andere unserer großen Historiker über einzelne der in Betracht kommenden Fragen geäußert, wie Heinrich v. Sybel in seiner vortrefflichen Schrift über die Grenzen des historischen Wissens, aber es waren und blieben doch aphoristische Bemerkungen: zu einer einheitlichen Durchdringung des Gesamtstoffes schien es nicht kommen zu sollen. Dagegen haben es wiederholt Naturforscher versucht, „der Junst der Historiker“ über Aufgabe und Zweck ihrer Wissenschaft wohlgemeinte Rathschläge zu geben. Sie meinen durch ihre exacte Methode, durch welche es ihnen nach ihrer Ansicht gelungen ist, so manches prähistorische Problem zu lösen, auch die historische Entwicklung der Menschheit selbst erkennen zu können. Sie vergaßen dabei, daß es die Geschichtsschreibung eben mit ganz anderen Objecten zu thun hat als die Naturforschung, daß diese Verschiedenheit der Objecte aber auch eine Verschiedenheit der Methode mit sich bringe. Es giebt eben sehr viele für die Naturwissenschaft incommensurable Dinge, auf welche deren Methode keine Anwendung finden kann. Das ist eine Wahrheit, welche die Naturforschung namentlich in ihrer rein materialistischen Richtung nicht anerkennen will, die aber nichts destoweniger eine sehr einfache Wahrheit ist, auf deren innere Begründung wir noch zurückkommen werden. Man erinnert sich hierbei unwillkürlich des scharfen Angriffs, welchen die moderne Geschichtsschreibung durch Dubois-Reymond in dessen Vortrage „Culturgeschichte und Naturwissenschaft“ von diesem extrem materialistischen Standpunkte aus erfahren hat. Für die Klärung der universalhistorischen Anschauungen aber hat dieser Aufsatz viel weniger geleistet, als die vortreffliche Erwiderung, welche derselbe durch Ottolar Lorenz in Sybels historischer Zeitschrift gefunden hat und welche eine Fülle treffender Gedanken entwickelt hat.

Schon vorher aber war von Seiten der materialistischen Weltanschauung ein schneidiger Angriff auf die gesammte moderne Geschichtswissenschaft gemacht worden, der für diese letztere von um so größerer Bedeutung war, als er nicht von einem Naturforscher, sondern von einem Historiker ausging und mit einer Gelehrsamkeit und einem Scharfsinn ohne Gleichen geführt wurde. Das Werk, in welchem derselbe geführt wurde,

begründet durch den negativen und positiven Einfluß, den es auf diesem Gebiete ausgeübt hat, eine neue Epoche der universalhistorischen Anschauung und Auffassung, obwohl es in der Gesamtheit seiner Resultate wohl kaum irgendwo Billigung gefunden hat. Es war eben seit langer Zeit der erste systematische Versuch zur Lösung der höchsten Fragen wissenschaftlicher Erkenntniß, zum Aufbau einer Philosophie der Geschichte, wenn wir diesen zuerst von Voltaire gebrauchten Ausdruck heibehalten wollen. Es galt nun, dem gegenüber Stellung zu nehmen, und das ist in vielen kleineren und größeren Werken geschehen; hierin aber liegt der große Einfluß, welchen Buckles Werk über die Geschichte der Civilisation in England gehabt hat. Von einem dem Buckle'schen diametral entgegengesetzten Standpunkte hat dann ein anderer Engländer, Lecky, das Princip der universalhistorischen Bewegung zu ergründen versucht; in Deutschland blieb die Wirkung des Buckle'schen Werkes zunächst mehr eine negative; man begnügte sich mit einer Abwehr der in demselben geführten Angriffe, ohne doch an Stelle des Abgewehrten etwas Positives, Neues zu schaffen. Erst in jüngster Zeit ist auch — von Minderwerthigem abgesehen — in Deutschland ein zusammenfassendes und von einem einheitlichen Gesichtspunkte ausgehendes Werk über die Geschichte der Menschheit erschienen. Dieses grundlegende und, sagen wir es gleich vorweg, bedeutendste aller universalhistorischen Werke, welche die Geschichtschreibung bisher überhaupt hervorgebracht hat, stammt von keinem Geringeren als von dem Altmeister und Begründer der deutschen Geschichtswissenschaft überhaupt, von Leopold von Ranke, der sich in dem höchsten dem Menschen beschiedenen Alter noch an diese gewaltige Aufgabe gewagt und ihre Lösung gegenwärtig schon um ein Bedeutendes gefördert hat.

In ganz Deutschland, ja in der ganzen gebildeten Welt ist dies großartige Werk mit ungetheilter Bewunderung und höchster Anerkennung aufgenommen worden und hat auch schon zahlreiche Besprechungen und eingehendste Erörterungen hervorgerufen. Vielleicht aber gelingt es, demselben noch einige neue und das allgemeine Interesse erweckende Seiten abzugewinnen, indem wir es nicht isolirt, sondern im Zusammenhang mit den bedeutendsten universalhistorischen Arbeiten in England betrachten und die Unterschiede und Gegensätze zu erforschen suchen, welche sich in diesen Werken in der Gesamtauffassung wie in der Ansicht über den Endzweck der historischen Wissenschaft überhaupt offenbaren. Es kann dabei natürlich nicht darauf ankommen, den Inhalt dieser Werke in seiner Gesamtheit auch nur in flüchtigem Rahmen zu skizziren, vielmehr darauf, unter der Fülle der Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur die wesentliche Bedeutung der genannten Werke zum Bewußtsein zu bringen, die Grundsätze, von denen sie ausgehen und auf denen sie beruhen, und das Bleibende, was sie für die wissenschaftliche Erkenntniß der universalhistorischen Bewegung überhaupt geleistet haben, klarzulegen. Wir gehen hierbei chronologisch

d. h. nach der Reihenfolge des Erscheinens zu Werke, und beginnen mit Thomas Buckle.

Niemand, auch der schroffste Gegner Buckles nicht, wird leugnen, daß in seinem Werke eine solche Fülle von Gelehrsamkeit enthalten ist, wie wohl selten in irgend einem Buche. Der Vorwurf des Dilettantismus, mit dem man sonst allgemein gehaltene Angriffe gegen ein ganzes Gebiet des menschlichen Wissens abzufertigen pflegt, läßt sich seinem großartigen Werke gegenüber nicht in Anwendung bringen. Buckle hat in der That auf allen Gebieten historischen Wissens die umfassendsten Studien gemacht und es nun unternommen, über die bisherigen Resultate der Geschichtschreibung hinausgehend, ein neues einheitliches System dieser Wissenschaft zu begründen. Wenn er nun, obwohl oder weil er die gesammte moderne historische Wissenschaft mit wenigen, freilich oft recht bezeichnenden Ausnahmen kennt, über die ganze bisherige Entwicklung der Historiographie den Stab bricht und behauptet, die Geschichte müsse erst zu dem Range einer Wissenschaft erhoben werden, so ist ihm dabei eine jener Uebertreibungen begegnet, welche man bei Forschern, die ein neues System zu begründen bestrebt sind, häufig genug findet.

Versuchen wir dem Gedankengange zu folgen, aus welchem ihm jene Behauptung entsprungen ist. Er geht davon aus, daß alle Wissenschaften die einzelnen Beobachtungen, welche die Grundlage ihrer Forschung sind, zu verallgemeinern, aus den einzelnen Phänomenen das Gesetz, welchem dieselben unterliegen, zu entwickeln bestrebt seien. Erst wenn sie ein solches Gesetz aus einer ganzen Reihe von Erscheinungen eruiert haben, meinen sie eine wirkliche Entdeckung gemacht zu haben: eben hierin sieht Buckle das Charakteristische jeder Wissenschaft.

Abgesehen davon nun, daß sich über diese Definition des Begriffes Wissenschaft sehr wohl noch rechten ließe, indem sie streng genommen nur auf die philosophischen Wissenschaften, zu denen wir dann auch die allgemeinen Theile der Naturwissenschaften rechnen müssen, paßt, für viele andere, z. B. für die descriptiven Naturwissenschaften, aber nur in sehr beschränktem Umfange giltig ist, so könnte doch wohl auch der Grund dieser Abweichung der historischen Wissenschaft von jenem angeblichen Begriff jeder Wissenschaft darin liegen, daß die Geschichte, welche in ihrer kritischen Gestalt noch jüngeren Datums ist, in den Einzelbeobachtungen noch nicht so weit vorgebrungen ist, um sich über diese hinaus zu allgemeinen Gesetzen zu erheben. Wenn das Buckle'sche System überhaupt nach unserer Ansicht als in der Hauptsache verfehlt zu betrachten ist, so scheint uns eben der vornehmste Grund hierzu darin zu liegen, daß er seine allgemeinen Gesetze aus lückenhaften Einzelbeobachtungen geschöpft hat.

Und vielleicht gewinnen wir für die Geschichte einen andern Standpunkt in der Reihe der Wissenschaften, wenn wir den Begriff der letzteren anders definiren, als es Buckle gethan hat. Ich glaube, Niemand wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn wir als Aufgabe jeder Wissenschaft

eine auf Gründe und Erfahrung gestützte Erkenntniß der uns umgebenden Welt hinstellen. Und wie die Naturwissenschaften die natürliche Welt erklären und die Gesetze nachweisen, denen sie unterworfen ist, so sucht die Geschichtswissenschaft die sittliche und politische Welt aus ihrer Genesis zu begreifen. Sie bleibt darum nicht weniger Wissenschaft, wenn sie in dieser Genesis auch nicht so stricte und bindende Gesetze nachweisen kann, als dies den Naturwissenschaften möglich war. Die Geschichtswissenschaft operirt eben mit anderen Objecten der Beobachtung als die Naturwissenschaft, und durch diesen Gegensatz der Objecte ist auch ein Unterschied in der Methode und den Resultaten gegeben: ebensowenig wie der Naturforscher seine Resultate durch die historische Methode zu gewinnen vermag, kann der Historiker mit der naturwissenschaftlichen Methode operiren. Die Forderung einer Uebertragung der letzteren auf alle Gebiete menschlichen Wissens, welche in der That viele Naturforscher aufzustellen unternommen haben, läuft eben, wie Droysen treffend bemerkt hat, auf dasselbe hinaus, wie wenn Jemand beweisen wollte, daß Jemand auf den Händen laufen und mit den Füßen verbauen könne. Dem Naturforscher bieten sich die einzelnen Objecte seiner Beobachtung in einfacher, unvermittelter Gestalt dar, der Historiker hat es gar nicht mit etwas gegenwärtig Existentem zu thun, er erhält seine Objecte nur in reflectirten Bildern, die er erst auf ihre Genauigkeit und Zuverlässigkeit prüfen muß. Und wenn das Charakteristische der natürlichen Objecte ist, daß dieselben Phasen des Entstehens und Vergehens stets in derselben Weise gesetzmäßig und nothwendig wiederkehren, so ist das Eigenthümliche der geschichtlichen Entwicklung eine ewige Bewegung, ein ewiger Fortschritt, dessen Zielpunkt bisher allem menschlichen Denken und Forschen verhüllt geblieben ist. Die Erbe grünt in jedem Frühjahr, das Saatkorn entsproßt der Erde, blüht und reift in jedem Jahre in gleicher Weise. Wo aber ist diese Gesetzmäßigkeit, diese Wiederholung des ewig gleichen Ganges in der Geschichte der Menschheit? In ihr tritt eben ein anderes, gleichsam unerforschbares Moment in den Kreis der Beobachtung, das der Individualität, welches den nach strengen Gesetzen der Arten und Species sich entwickelnden Objecten der Natur gänzlich abgeht und bisher noch immer der Unterwerfung unter bestimmte, mit Naturnothwendigkeit wirkende Gesetze gespottet hat. Wir sagen: mit Naturnothwendigkeit wirkende; gewisse Gesetze giebt es, nach denen sich das große Leben der Völkerindividuen gestaltet, aber während die Sonne jeden Morgen aufgehen muß, während das Gesetz der Schwere auf unserer Erde immer wirkt, versagen die Gesetze der historischen Entwicklung oft gerade in dem Augenblicke, in welchem man sie zur Anwendung zu bringen sucht. Mit anderen Worten: in der Natur haben dieselben Ursachen stets auch gleiche Wirkungen, in der Geschichte der Menschheit wird dieses strenge Causalitätsgesetz der äußeren Ursache und Wirkung durch ein inneres Moment durchbrochen, welches die Ursachen ihre volle Wirkung auszuüben verhindert.

Dieses Moment, dessen Existenz Buckle, hierin durchaus mit der rein materialistischen Weltanschauung übereinstimmend, gänzlich zu leugnen unternimmt, ist die Selbstbestimmung des Menschen oder, wenn wir den einmal gebräuchlichen Ausdruck beibehalten wollen, sein freier Wille. Nur indem Buckle diesen leugnete, konnte er zu der Behauptung gelangen, daß die geistige Entwicklung der Menschheit sich nach ganz bestimmten Gesetzen und im letzten Grunde ohne des Menschen eigene Selbstbestimmung vollziehe. Das System, welches sich Buckle über die Gesetze der Geschichte gebildet hat, steht und fällt also mit der Annahme oder Leugnung eines dem Menschen innewohnenden bewußten ethischen Principals.

Welches Recht aber hatte Buckle, ein solches zu leugnen? Hätte er das mit philosophischen Gründen versucht, so würden wir hier die Aufgabe einer Widerlegung der materialistischen Weltanschauung überhaupt haben, die in dem Rahmen einer Zeitschrift wohl kaum versucht werden könnte. Aber die Deductionen, mit denen er seine Leugnung des freien Willens rechtfertigt, sind im Grunde mehr statistisch-inductiver, als philosophischer Natur. Er unternahm es, ein philosophisches Axiom durch einzelne der Erfahrung entnommene Beispiele zu erweisen. Ist ihm das aber wirklich gelungen?

Wer wollte leugnen, daß unsere Entschlüsse bis zu einer gewissen Grenze von den Eindrücken, welche wir durch die Außenwelt empfangen, bedingt werden? Vor Allem: der menschliche Wille bedarf zu seiner Ausführung der äußeren Bedingungen der Möglichkeit dieser Ausführung. Die antike Philosophie hat das einmal in dem scheinbar so einfachen Satze ausgesprochen: der Mensch könne Alles vollbringen, was er vollbringen wolle, wenn er nicht etwas wolle, was er nicht vollbringen kann.

Eine bestimmte Abhängigkeit des menschlichen Willens von der Complication der äußeren Verhältnisse existirt also zweifellos. Aber doch eben nur bis zu einer gewissen Grenze. Jeder Mensch hat das klare Bewußtsein in sich, daß er trotz dieser äußeren Einflüsse für jede seiner Handlungen verantwortlich ist; d. h. daß er trotz dieser Einflüsse doch immer noch die Fähigkeit in sich trägt, sich in jedem einzelnen Falle so oder anders zu entscheiden. Der menschliche Wille entwickelt sich allerdings nicht allein aus inneren Impulsen, aber er besteht doch in eigener Existenz, unabhängig von allen Beweggründen, die ihn wohl modificiren, aber nicht hervorbringen können.

Man sieht, wie eng diese Frage mit den Endproblemen der historischen Erkenntniß zusammenhängt. Giebt es einen freien Willen des Menschen, so haben wir in ihm gleichsam das Imponderabile, welches eine Entwicklung der Geschichte der Menschheit nach bestimmten, mit Naturnothwendigkeit wirkenden Gesetzen verhindert. Ist der freie Wille aber nur ein Phantom, ein Product der menschlichen Einbildungskraft, dann allerdings ist nicht abzusehen, warum wir nicht den Gang der Geschichte der Menschheit ebenso wohl voraussehen könnten, als das Keimen und Reifen des Saatkorns.

Wer aber wollte so vermessen sein, das zu behaupten? Auch Buckle thut es doch nur in Bezug auf den einzelnen Menschen mit voller Bestimmtheit. Er ist in der That der Ansicht, daß wir bei jedem Menschen, sofern wir nur seine gesammte Vergangenheit und alle Eindrücke, welche er in seinem Leben empfangen hat, genau kennen würden, mit mathematischer Bestimmtheit voraussagen könnten, wie er in einem gegebenen Falle handeln würde. Daß aber solche, auf die Beobachtung der äußeren Einflüsse auf den Menschen basirte Vermuthungen oft genug auch den feinsten Beobachter täuschen, das eben ist der deutlichste Beweis für die Existenz eines von allen äußeren Beweggründen unabhängigen Willens, den zu berechnen wir eben außer Stande sind. Und recht im Gegensatz zu Buckle möchten wir behaupten, daß von den Eindrücken der uns umgebenden Welt unsere intellectuelle Entwicklung in weit höherem Grade abhängig ist, als unsere moralische.

Und bei diesem Gegensatz von intellectueller und moralischer Bildung, die keineswegs immer Hand in Hand gegangen sind, kommen wir auf einen zweiten Grundirrtum Buckles. Derselbe besteht darin, daß er für den Fortschritt der Menschheit nur dem intellectuellen Moment eine Bedeutung einräumt, während nach seiner Behauptung die moralischen Grundsätze der Nationen ein durchaus stationäres Element in dieser fortschreitenden Entwicklung bildeten. Hier rächt es sich, daß Buckle zur Durchführung seines Systems sich fast ausschließlich volkswirtschaftlicher Argumente bedient und die Beobachtung des ethischen Gehaltes in der Geschichte der Menschheit allzu sehr vernachlässigt hat. Welcher unbefangene Kenner der universalhistorischen Bewegungen sollte Buckle in der That glauben, daß die moralischen Grundsätze im Wesentlichen bei allen Völkern und zu allen Zeiten dieselben gewesen seien? So wenig ist das der Fall, daß das Verbrechen, welches einer vorgeschrittenen Civilisation als das verabscheuungswürdigste erscheint, der Mord, bei vielen uncivilisirten Nationen in gewissen Fällen als Pflicht angesehen wurde und angesehen wird (die Blutrache). Aber wir brauchen nicht so schroffe Beispiele zu wählen, um den immensen Irrthum Buckles nachzuweisen. Freilich, die Grundnorm, wie sie im mosaischen Dekalog niedergelegt ist, ist dieselbe geblieben. Aber eben von dieser Grundlage aus hat sich dann der Fortschritt entwickelt. Ist die Erde nicht etwas anderes, als die der Erde zur Entwicklung anvertraute Eichel? Ist nicht auch in der Mathematik das Einmaleins dasselbe wie vor Jahrhunderten? Und Buckle wird doch gewiß nicht behaupten wollen, daß die Mathematik aus diesem Grunde keine Fortschritte gemacht habe! Der Dekalog oder die bei allen Völkern anerkannten ethischen Gesetze sind eben das Minimum, von dem die Entwicklung nach dem Höheren und Größeren ausgeht. Die Ethik hat in ihrer weiteren Entwicklung die Grundlage, von der sie ausgeht, nicht umgeworfen, aber so sehr ausgebaut und vergrößert, daß in dieser quantitativen Vermehrung zugleich auch eine qualitative Veränderung

liegt. Christus hat gewiß nicht daran gedacht, den Dekalog umzustößen oder zu verändern, aber hat er darum nicht eine Veredelung und einen Fortschritt der Ethik angebahnt, wie er großartiger kaum gedacht werden kann? Waltet nicht zwischen den moralischen Anschauungen des alten Testaments und denen des Christenthums ein großer Unterschied, ja ein Gegensatz ob? Man halte nur die beiden Sprüche: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ mit dem „Liebe deine Feinde“ zusammen. Der erstere Grundsatz war der herrschende in dem gesammten Alterthum. Römer und Griechen besiegten ihre Feinde nicht nur, sie vernichteten sie und machten ihre Kriegsgefangenen zu Sklaven. Daß der entgegengesetzte Grundsatz des Christenthums, in seiner vollen Ausdehnung gefaßt, eine unerfüllbare Forderung in sich schließt, kommt doch bei der Beurtheilung der Theorien nicht in Betracht. That- sächlich hat dieser Grundsatz aber auch praktisch gewirkt und eine ungeheure Kluft zwischen Alterthum und durchgeführtem Christenthum zu Wege gebracht, wenngleich er, wie gesagt, in voller Ausdehnung nie zur Geltung kommen kann. Alle die internationalen Verträge über die Grundsätze der Menschlichkeit auch im Kriege, die Genfer Convention und wie sie heißen mögen, sind aus diesem dem Alterthum diametral entgegengesetzten Grundsatz hervorgegangen. Cato, der in Rom für einen Mann von besonders rigoroser Moral galt, hielt die Zerstörung Karthagos nicht etwa bloß für ein nothwendiges Uebel, sondern für eine moralische und politische Pflicht. Selbst Aristoteles hielt die Sklaverei, auch die auf Kriegsgefangenschaft beruhende, für durchaus moralisch. Wir aber haben im Jahre 1871 die Elsaß-Lothringer weder zu Kriegsgefangenen gemacht, noch aus ihrem ererbten Besitze vertrieben: wir haben sie zu unsern Mitbürgern gemacht. Solche Resultate verdanken wir doch nicht einer fortgeschrittenen Intelligenz, sondern einem unermesslichen Fortschritte der Moral.

Ebenso großartig zeigt sich der kolossale Fortschritt, welchen die Menschheit gerade in ethischer Beziehung gemacht hat, in den sexuellen Verhältnissen. Noch heut giebt es Nationen, in denen nicht nur Vielweiberei allgemeine Sitte ist, sondern bei denen Vater und Sohn oder zwei Brüder in gemeinsamem Besitze einer und derselben Frau sind. Kann es wohl eine ethische Anschauung geben, die der unsrigen entgegengesetzter ist als diese? Und kann man bei dieser Lage der Dinge, zu deren Illustration wir noch eine Fülle von Beispielen beibringen könnten, in der That ernsthaft die Behauptung aufstellen, daß die moralischen Grundsätze ein vollkommen stationäres Moment in der Geschichte der Menschheit bilden?

Wir bekennen also, daß wir die beiden Hauptgrundsätze, welche die Basis des Buckle'schen Systems bilden, für irrig ansehen und daher auch mit den Folgerungen, die er aus denselben gezogen, nicht übereinstimmen können. Trotzdem aber haben wir seinem Werke eine hervorragende Bedeutung für unsere Wissenschaft zuerkannt. Worauf beruht diese nun?

Wir sehen dieselbe vor Allem darin, daß Buckle durch sein Werk,

vielleicht gerade, weil es durch seinen heftigen Angriff auf die historische Wissenschaft überhaupt zum Widerspruch reizte, die Aufmerksamkeit der Historiker wieder einmal auf diese höchsten Probleme hingeleitet und dadurch veranlaßt hat, neben ihren Einzelforschungen ihren Blick stets auf das Ganze der menschlichen Entwicklung gerichtet zu halten. Es war das um so wesentlicher, als die historische Wissenschaft in der That eine Zeit lang Gefahr lief, über den interessanten Details, welche durch die neu entdeckten Quellenmaterialien erschlossen wurden, den Endzweck aller wissenschaftlichen Bestrebungen wenigstens momentan aus dem Auge zu verlieren.

Die positiven Gedanken aber sind, soweit sie richtig sind, nicht vollkommen neu, wenn sie auch vielleicht in so lichtvoller und überzeugender, oft aber auch täuschender und bestridender Form noch niemals behandelt worden sind. Wenn Buckle vor Allem mit Recht betont, daß man bei der Erforschung der historischen Entwicklung eines Volkes vor Allem auch auf die Naturumgebung, in der es sich befand, Rücksicht nehmen müsse, daß man aus dieser fast allein schon die Unterschiede und den Gegensatz der antiken Religionen zu verstehen vermöge, so sind das Gedanken, welche sich schon bei Herder in voller Klarheit und Präcision finden, dann von dem großen Geographen Karl Ritter und von Alexander von Humboldt wieder aufgenommen und jetzt mit mehr oder minder wesentlichen Beschränkungen von fast allen Historikern anerkannt worden sind. Nur darf man nicht behaupten wollen — und auch Buckle thut das nicht unbedingt, wenn er auch zuweilen stark dazu hinneigt —, daß diese geographischen Einflüsse das einzige bestimmende Moment gewesen seien. Wer wollte z. B. behaupten daß irgend ein mongolischer Stamm, auf griechischen Boden verpflanzt, dieselbe Cultur gezeitigt haben würde wie der hellenische?

Ein ferneres Verdienst Buckles sehen wir darin, daß er mit großem Nachdruck betont, daß die historische Wissenschaft bis zu seiner Zeit hin noch immer auf die äußere Geschichte der Völker, namentlich auf die Kriege und die diplomatischen Verwickelungen, viel zu viel Gewicht lege und die eigentliche Cultur- und Geistesgeschichte zu sehr in den Hintergrund treten lasse. Freilich verfällt er dann wieder in den entgegengesetzten Fehler, indem er den Einfluß dieser äußeren Momente auf die Geschichte der Völker zu sehr unterschätzt, an manchen Stellen sogar gänzlich ableugnet; aber sehr beachtenswerth bleibt dieser Theil seiner Ausführungen doch. Denn wer wollte leugnen, daß Recht und Sitte der Völker, die Entwicklung ihrer Verfassungen, ihre geistigen und geselligen, wirtschaftlichen und culturellen Zustände, vom universalhistorischen Standpunkte aus betrachtet, unendlich wichtiger sind als die Kriege und Streitigkeiten der Völker unter einander, in deren Darstellung noch das vorige Jahrhundert fast den einzigen Zweck der Historiographie sah? Wenn Buckle hierbei verkennt, daß die Geschichtsschreibung unserer Zeit dieser Erkenntniß sich keineswegs mehr verschließt und sich gerade auf das Gebiet der Rechts- und Culturgeschichte mit ganz

besonderer Intensivität geworfen hat, so muß man das der polemischen Haltung dieses Theils seines Werkes einigermaßen zu gute halten. Es ist sehr bezeichnend, daß er trotz der kolossalen Belesenheit, die sich auf jeder Seite seines Buches offenbart, den Namen Ranke in seiner philosophischen Einleitung gar nicht einmal genannt hat. Und doch war Ranke damals schon einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste deutsche Historiker, und der Historiker, der an universalen Ideen reicher ist als irgend ein zweiter. Buckle ist eben recht eigentlich eine Natur des Kampfes: er will widerlegt oder angenommen sein. Wer nicht für ihn ist, muß wider ihn sein. Wenn wir uns zu denen rechnen, welche in seinen Resultaten wider ihn sind, so sind wir doch weit entfernt, der staunenswerthen Gelehrsamkeit und dem großen Scharffinn, mit welchem der geniale Mann gearbeitet hat, unsere Anerkennung zu versagen. Auch sind viele der Thatfachen, welche er, oft zum ersten Male, constatirt hat, seine großartigen volkswirtschaftlichen Beobachtungen aus allen Zeiten der Weltgeschichte und allen Ländern der Erde, ohne Zweifel oft durchaus und in allen Theilen richtig und schließen eine immense Bereicherung unseres historischen Wissens in sich; der Fehler liegt zumeist nicht in den Thatfachen, sondern in deren willkürlicher Verknüpfung, in den Consequenzen, die aus denselben gezogen sind.

Hätte Buckle, statt die chemische Beschaffenheit des Bodens und den Einfluß der Getreidepreise für die allein regierenden Elemente der menschlichen Entschlüsse hinzustellen, auf die ethische Seite der großartigen universalhistorischen Bewegung größeres Gewicht gelegt, dann würde er voraussichtlich auch in seinen philosophischen Auseinandersetzungen nicht zu so durchaus materialistischen Consequenzen gekommen sein: er würde dann vielleicht ein richtigeres Bild von dem Ganzen der historischen Entwicklung erlangt haben.

In dieser Beziehung ist ihm der zweite englische Culturhistoriker, dem wir hier noch ein Wort der Betrachtung widmen wollen, William Edward Hartpole Ledy, diametral entgegengesetzt. Auch er hat, obwohl er sich nur die Sittengeschichte einer beschränkten Zeit zum Vorwurf seiner Darstellung gemacht hat — er behandelt die Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen —, zunächst in einer philosophischen Einleitung seine Ansicht über den Ursprung und die Bedeutung der ethischen Grundsätze für die Geschichte der Menschheit überhaupt niedergelegt. Auch er hat sie aus den Einzelbeobachtungen der Geschichte inductiv construiren zu können gemeint, und doch ist er zu ganz entgegengesetzten Resultaten wie Buckle gelangt. Die exacte Geschichtswissenschaft, der Buckle so unbedingte Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit vindicirt, muß doch also wohl nicht im Stande sein, die Naturgesetze unstreitig darzulegen, denen nach Buckle das Leben der Menschheit unterworfen ist.

Sehen wir nun, auf welchem Wege Ledy zu seinen, von denen Buckles so sehr abweichenden Anschauungen gelangt ist. Er geht von einer allge-

meinen Betrachtung über den Begriff der Sittengeschichte aus und bespricht dann die beiden vornehmsten philosophisch-historischen Schulen, welche sich in ihrer Auffassung von dem Ursprung und Wesen der Moral schroff gegenüberstellen. Während die eine als einzigen Beweggrund zu moralischem Handeln die Rücksicht auf die Glückseligkeit des Handelnden, concreter ausgedrückt auf seinen Nutzen, hinstellen, so daß Wahrhaftigkeit, Keuschheit und andere Eigenschaften, die wir Tugenden nennen, aufhören würden es zu sein, wenn sie dem handelnden Menschen keinen Nutzen zu verschaffen im Stande wären geht die andere von der Annahme aus, daß dem Menschen von Natur eine Fähigkeit innewohne, ihm gleichsam angeboren sei, gut und böse von einander zu unterscheiden.

Man sieht, daß bei der ersteren Theorie Alles, was der common sens unter Moral und Sittengesetz versteht, in sich zusammenbricht. Wenn es in der That ein absolut Gutes oder Böses nicht giebt, wenn die moralischen Gesetze keine objective Gültigkeit haben, sondern jede einzelne Handlung nur nach dem Maßstabe ihres Nutzens für die Glückseligkeit des Handelnden — abgesehen von dem schwankenden Begriffe dieses Wortes — gemessen wird dann hört auch jede moralische Verurtheilung eines Menschen wegen einer schlechten, verbrecherischen Handlung auf: man kann dem Verbrecher nur einen Mangel an Einsicht, an Verständniß seines eigenen wahren Nutzens vorwerfen und ihn wegen dieses Mangels an Intellect doch unmöglich bestrafen. Man sieht zugleich aber auch, wie nahe verwandt diese Theorie dem Satze des Sokrates ist, daß Tugend Wissen, Laster also Unwissenheit sei.

Sollte aber wirklich der Tugend nicht ein von allem Erfolg der einzelnen Handlung unabhängiges Moment innewohnen? Die zweite Schule, der sich auch Lecky voll und ganz anschließt, nimmt es an; Buckle, der in dieser Frage nicht positiv Stellung genommen hat, müßte es leugnen. Es sind eben wieder die großen Principien des Idealismus und Realismus oder besser gesagt, Materialismus, welche sich in den beiden englischen Culturhistorikern gegenüber treten. Der eine will den gesammten Gang der Weltgeschichte von Gesetzen abhängig machen, neben denen eine freie Selbstbestimmung des handelnden Menschen gar nicht zur Geltung zu kommen vermöge: er will die Geschichte der Menschheit gleichsam nur als eine höhere Gattung von Naturgeschichte betrachten. Indem er die Existenz des freien Willens leugnet und behauptet, daß die Handlungen des Menschen, mögen sie noch so willkürlich erscheinen, unter einem unabänderlichen Naturgesetze stehen, das er durch statistische Berechnungen entdecken zu können meint, hebt er auch die moralische Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen im Grunde völlig auf und kommt so praktisch zu demselben Resultat wie jene inductive Schule der Philosophen, welche leugnet, daß es einen grundsätzlichen, in dem Wesen der Dinge begründeten Unterschied zwischen Gut und Böse gebe. Er muß in Folge dessen auch jeden wesentlichen Einfluß der moralischen

Grundsätze, welche er eben nicht für entwickelungsfähig hält, auf den Gang der Geschichte der Menschheit leugnen und nur die Naturgesetze zu entdecken suchen, denen die intellectuelle Entwicklung, als die einzig maßgebende, nach seiner Ansicht unterworfen ist.

Recht im Gegensatz hierzu sieht Vechy in dem Fortschritt der ethischen Bildung recht eigentlich den Fortschritt überhaupt. Die moralischen Grundsätze und ihre Entwicklung sind ihm der Angelpunkt, um den sich die gesamte Geschichte der Menschheit dreht. Und von diesem Gesichtspunkte aus hat er dann die historischen Thatfachen zu gruppiren versucht. Neue Thatfachen aufzufinden, ist er gar nicht bestrebt gewesen: sein Buch ist fast mehr noch eine philosophische als eine historische Leistung. Aber indem die Geschichte aus der Einzelbetrachtung zu allgemeinen Anschauungen — die aber nicht Naturgesetze zu sein brauchen — aufsteigt, wird sie ja eben zur Psychologie der Menschheit, wie man sie zuweilen nicht unpassend genannt hat. Nur muß man sich bescheiden, erst die Ideen, welche die Geschichte beherrscht haben, im Einzelnen zu erkennen zu suchen, ehe man einen Versuch macht, auch diese Ideen wieder zu einer Einheit zusammenzufassen, zu einem Princip, welches der gesammten historischen Entwicklung zu Grunde liegen soll. Einzelne Analogieen oder, wie Buckle will, Gesetze hat die Wissenschaft in nicht geringer Zahl zu constatiren vermocht, aber das ganze vielgestaltige Leben der Menschheit würde sich eben nur dann unter Gesetze bringen lassen, wenn die Menschen das wären, was Buckle in ihnen zu sehen vermeinte: Drahtpuppen in den Händen eines unabänderlich wirkenden, den Willen des Einzelnen vernichtenden Naturgesetzes.

Aber zu leugnen ist doch nicht, daß auch Vechy irrt, wenn er die bewegende Ursache der universalen Entwicklung in dem Gegenspiel moralischer Systeme und ihrer Anwendung im Leben der Menschheit zu sehen vermeint. Außere Natur und innere, den Menschen immanente Motive stehen in Wechselwirkung: der Wille des Menschen aber ist es, der beide einander entgegengesetzte Principien verbindet. Daß dies der Fall ist, ist das Einzige, was aus den Beobachtungen der Geschichte über diese höchsten Fragen menschlicher Erkenntniß zu schöpfen bisher möglich war. Ranke hat dies schon früher mit souveräner Ruhe und jener unvergleichlichen Objectivität, die ihm eigen ist, in den schlichten Worten wiedergegeben: Auch in der Geschichte durchdringen sich Freiheit und Nothwendigkeit: die Freiheit erscheint mehr in den Individuen, die Nothwendigkeit mehr in den Völkerganzen. Wie diese Verbindung oder dies Nebeneinanderbestehen entgegengesetzter Principien sich vollzieht, vermag der Historiker ebensowenig zu constatiren, als der Naturforscher auch nur anzugeben vermag, wie ein einziger Halm sich aus dem Saatkorn entwickelt. Daß diese Entwicklung vor sich geht und vor sich gehen muß, weiß er mit Bestimmtheit, aber zu erklären vermag er sie nicht. Sollen wir von dem Historiker, der mit so vielen unbestimmbaren Größen zu thun hat, die er noch dazu nicht mehr in gegen-

wärtiger Existenz, sondern nur in reflectirten Bildern aus der Vergangenheit beobachtet, mehr verlangen als von dem Naturforscher, dem die Natur selbst die einfachsten Objecte seiner Beobachtung darreicht? Der Naturforscher kennt genau die chemische Zusammensetzung eines Grashalmes, die einzelnen Elemente, aus denen er zusammengesetzt ist, sind ihm zugänglich, und doch wird es ihm niemals gelingen, aus diesen Elementen einen einzigen Grashalm herzustellen. Und der Historiker soll der Vorsehung, die sich in den mannigfach verschlungenen Wegen der Geschichte der Menschheit für den denkenden Beobachter zuweilen, aber auch nur zuweilen offenbart, das Gesetz abzulauschen sich vermessen, nach welchem sich die Menschheit in ihrer ganzen Größe und ihrer ganzen Schwäche offenbart? Versucht ist die Lösung oft genug; ob sie jemals gelingen wird? Ob es überhaupt ein Gesetz giebt, nach dem sich in unabänderlicher Nothwendigkeit unsere Entwicklung gestaltet? Ob der ganzen Entwicklung ein einheitliches Ziel gesteckt ist? Wer wollte so vermessen sein, alle diese Fragen zu beantworten? Die Geschichte als Wissenschaft aber löst ihre Aufgabe, wenn sie den Gang der Entwicklung selbst nachweist und zeigt, wie sich die Gegenwart aus den einzelnen Momenten der Vergangenheit herausgebildet hat.

Möglich, daß es einen Standpunkt giebt, von welchem aus alle Wissenschaften als eine Einheit erscheinen; des Menschen Geist aber dürfte kaum fähig sein, denselben zu erreichen. Könnte er ihn erreichen, dann, aber auch nur dann, würde er zu ermessen vermögen, welche Ziele der Entwicklung der Menschheit gesteckt sind. Er würde dann nicht mehr nach Wahrheit streben, sondern im Besitz derselben sein. Und wir glauben mit Lessing, daß für des Menschen Eigenart das Streben nach Wahrheit ein höheres Glück in sich schliesse, als ihr Besitz, den er nicht zu ertragen vermöchte. Die grandiose Sage von dem verschleierten Bilde zu Saïs wird in dieser Hinsicht immer ihre furchtbare und doch tröstliche Wahrheit behalten.

Das ist der Standpunkt, von dem aus Ranke an die Erklärung der univ ersalhistorischen Bewegung herantritt. Weit entfernt davon, die Geschichte der Menschheit nur als eine einfache Aufeinanderfolge der Begebenheiten aufzufassen, hat er doch auch nicht versucht, sie auf ein großes und unabänderliches Gesetz zurückzuführen. Davon würde ihn schon sein echt-deutscher Idealismus abgehalten haben, der sein Werk im Gegensatz zu dem Buckles von Anfang an in grandioser Weise durchzieht und durchglüht. In der Würdigung der idealen Güter der Menschheit, auf denen im Grunde alle Cultur und Civilisation und alle historische Entwicklung beruht, steht er dem Antipoden Buckles, Ledy, weit näher als diesem, ohne doch in dessen einseitige Betonung der ethischen Systeme zu verfallen. Auch nach ihm sind es die großen Ideen, welche die Geschichte der Menschheit bedingen und regieren, aber nicht in der Präponderanz der einen, sondern in der gemeinsamen Wirkung aller, in dem, was sie Bleibendes für die Cultur geleistet haben, sieht er ihren Werth und ihre innere Bedeutung. So wird ihm die

Schilderung der Vergangenheit gleichsam zu einer Reconstruction der Gegenwart. So peinlich er es vermeidet, moderne Anschauungen und Begriffe in die vergangenen Jahrhunderte hineinzutragen, so großartig hat er es doch stets verstanden, die Elemente der universalhistorischen Entwicklung in den Vordergrund zu stellen, welche für alle folgenden Jahrhunderte und damit auch für die Jetztzeit einen bestimmenden und dauernden Einfluß geäußert haben. Immer überblickt er die universale Entwicklung in ihrer Gesamtheit: bei aller Hervorhebung des Individuellen in der geistigen und materiellen Cultur der einzelnen Nationen hat er doch nur diejenigen Momente ihrer Fortbildung in's Auge gefaßt, welche in ihrer Wirksamkeit nicht auf das eine Volk, das sie hervorbrachte, und nicht auf die eine Zeit, in der sie entstanden, beschränkt waren, sondern ihre Wirkung ausübten auf alle Zeiten und alle Völker. Denn eben in der inneren Durchdringung der Geister der verschiedenen Völker in einander sieht er das Wesen aller universalen Entwicklung. Nur diejenigen Momente, welche in friedlichem oder feindlichem Verkehr der Völker unter einander zum Gemeingut der Menschheit geworden sind, erscheinen ihm ein würdiger Gegenstand seiner universalen Betrachtung. Die Geschichtsschreibung wird unter seiner genialen Darstellung nicht allein zu einer juristischen Richterin über die Tugenden und Laster der Menschen, er erhebt sie auf einen höheren Standpunkt, von dem aus sie den Maßstab des der Weltgeschichte innewohnenden Zweckbegriffes auf die einzelnen Träger desselben anwendet. Auf diesem Wege eröffnet er in seiner großartigen Darstellung oft Ausblicke in Gegenden, welche noch nie eines Forschers Auge geschaut. Er sucht das Wesen der universalhistorischen Entwicklung nicht in Gesetzen und Theorien, die außerhalb derselben liegen, sondern er unternimmt es, Bahn und Zeit derselben aus ihr selbst zu begreifen. In jeder einzelnen Erscheinung, die er schildert, sucht er zugleich die in der Vergangenheit ruhenden Wurzeln, aus denen sie entsprang, und die großen Früchte, welche sie in der Folgezeit getragen, forschend zu verstehen und zu erklären. So werden die einzelnen Ereignisse und Elemente der Cultur, so individuell und plastisch sie geschildert sind, doch zugleich aus ihrer Isolirtheit emporgehoben und zu Gliedern einer großen Kette, welche Gegenwart und Vergangenheit mit einander verbindet. Und je mehr im Laufe der historischen Entwicklung die Völkerindividuen zu einer höheren Einheit, wenigstens im Begriff und in der Theorie, verschmelzen, je mehr an die Stelle der Vielheit, in welcher das Alterthum sich allein die Völker zu denken vermochte, eine Alles umfassende Einheit des Menschengeschlechtes, vornehmlich durch den Einfluß der christlichen Religion tritt, um so klarer wird es, wie jede Nation neben den eigenen Impulsen, denen sie folgt, doch auch von der Culturthätigkeit der anderen Nationen in Mitleidenschaft gezogen wird und, productiv und receptiv, mitarbeitet an der Erfüllung der höchsten Aufgaben, welche der Gesamtheit der Menschheit gesteckt sind.

Und eben darauf beruht die eminente Bedeutung der Universalgeschichte

in der Auffassung, die Ranke ihr gegeben, für die Cultur und Geistesrichtung der Gegenwart, die aus ihr erst recht verständlich wird. Gerade in der modernen Cultur hat der Begriff einer das ganze Menschengeschlecht umfassenden Humanität eine Ausdehnung gewonnen, für welche das Alterthum keinen Sinn hatte. Darum sind aber auch in die Cultur jedes einzelnen Volkes die großen Errungenschaften der Culturarbeit aller Völker in weit höherem Maße hineingeströmt, als das früher der Fall war. Darum ist aber auch die Cultur keiner der jetzt bestehenden civilisirten Nationen aus sich selbst heraus zu begreifen, vielmehr macht es sich bei jeder von ihnen in eminentem Sinne geltend, daß die Gegenwart nicht bloß die eigenen, sondern die Summe der Culturelemente aller Völker in sich schließt. Wie ein hochbedeutender Theil der gesammten modernen Poesie auf den Hervorbringungen des Hellenenthums fußt, wie unsere Architektur und Cultur in manchen Epochen in vollkommener Abhängigkeit von der hellenischen erscheint, so ist in unserm Rechts- und Verfassungsleben ein reicher Strom befruchtender Ideen dem staatenbildenden Genius des römischen Volkes zu verdanken. Und wie alle modernen Nationen in ihrer Cultur eine Fülle von Elementen der antiken aufgenommen haben, so stehen sie auch in ständiger Abhängigkeit von einander; die großen Errungenschaften eines Volkes im Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, der Politik, des Rechtes werden Gemeingut aller Nationen. So ist jede nationale Cultur ein Product einer unabsehbaren Reihe von Factoren nicht bloß der eigenen Vergangenheit, sondern der Culturen aller Völker. Eine nationale Geschichte ohne Einwirkungen der universalen Bewegung ist heute überhaupt nicht mehr denkbar. Und wer wollte das Product verstehen, ohne die Factoren zu kennen? Das unermessliche Gebiet, auf welchem diese Factoren zerstreut liegen, zu durchforschen und dadurch das Product zu erklären, ist die ungeheure Aufgabe, welche die Universalgeschichte zu lösen hat. Eben dadurch unterscheidet sie sich von der Geschichte der einzelnen Völker, in der es gerade auf die individuelle Entwicklung ankommt. Darum ist auch eine Nebeneinanderstellung der Geschichte aller einzelnen Völker, wie eine solche z. B. gegenwärtig in der Duden'schen Sammlung versucht wird, noch lange keine Universalgeschichte: sie leistet zum Theil mehr, zum Theil auch weniger als eine solche: mehr, indem sie in der Geschichte jedes Volkes auch die Elemente darzustellen hat, welche eben nur für dies eine Volk von Bedeutung sind, indem sie auch Völker in den Kreis ihrer Betrachtung zieht, welche an der universalhistorischen Bewegung überhaupt keinen Antheil genommen haben; weniger, indem sie nicht die Pflicht hat, die die Geschichte der einzelnen Nationen mit einander verbindenden Momente nachzuweisen, aus denen die Universalgeschichte entsprungen ist. Eben die Verbindung des Individuellen mit dem Allgemeinen, die Abhängigkeit des ersteren von dem letzteren nachzuweisen ist die Aufgabe der Universalgeschichte. Darum kann eine nationale Geschichte aller einzelnen Völker und auch eine Nebeneinanderstellung dieser nationalen Geschichten am besten von

einer Mehrheit von Forschern geschrieben werden, deren jeder dann nur die Geschichte eines Volkes, aber auch diese in ihrer Gesamtheit zu beherrschen braucht, wie dies eben in der erwähnten Ouden'schen Sammlung der Fall ist: eine Universalgeschichte kann stets nur von einem Denker von umfassendster Gelehrsamkeit und größter Einseitlichkeit des Denkens und Forschens geschrieben werden, eben weil sie in der Vielheit der Erscheinungen die Einheit begreifen und zur Anschauung bringen soll.

Wenn die Definition, welche wir soeben von dem Wesen und der Aufgabe der Universalgeschichte in kurzen Zügen entwickelt haben, richtig ist, so muß man anerkennen, daß Ranke im Grunde genommen nie etwas anderes geschrieben hat als Universalgeschichte, freilich Universalgeschichte für einen beschränkten Zeitraum. Es ist hierfür sehr bezeichnend, daß das erste größere Werk, mit welchem Ranke vor mehr als einem halben Jahrhundert hervortrat und das ihn schon damals als einen der größten deutschen Historiker erscheinen ließ, eine Geschichte der romanisch-germanischen Völker war, d. h. der Versuch einer Darstellung der Geschichte der modernen Nationen, von einem einheitlichen, universalen Standpunkte aus. Seitdem hat Ranke in einer wissenschaftlichen Thätigkeit ohne Gleichen eine große Reihe von Werken geschrieben, welche, so verschiedene historische Vorgänge sie auch behandeln mögen, doch alle aus einer einheitlichen Anschauung hervorgegangen sind, welche sich jeden Augenblick bewußt war, daß die Geschichte einer jeden Nation sich eben nur im Zusammenhang mit der der anderen verstehen lasse, daß sie in hohem Grade von dem Verhältnis, in welchem die Nationen zu einander standen, abhängig sei. Eben die Darstellung dieser Abhängigkeit des Individuellen von dem Allgemeinen glaubten wir als eines der charakteristischen Merkmale univahsalhistorischer Anschauung bezeichnen zu müssen.

Sehen wir uns darauf hin einmal irgend eines seiner früheren Werke an. Am deutlichsten tritt dies universale Moment seiner Auffassung in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation hervor. In der That liegen ja gerade hier die universalen Beziehungen so deutlich zu Tage, daß auch ein Historiker von geringerer Bedeutung sie zum Verständniß zu bringen vermocht hätte. Aber höchst bedeutend ist vor Allem die Art, wie das bei Ranke geschieht. Nicht bloß die Idee der religiösen Reform an sich, die, obwohl zunächst ein integrierender Theil deutschen Geistes, doch ihrer Natur nach zur Ausbreitung über die Welt geeignet erschien, erscheint bei ihm in ihrem universalen Zusammenhange, sie erscheint in jedem Moment abhängig von der Gesamtheit der europäischen Verhältnisse und politischen Complicationen. Wie die nationale Verfassung, so entwickelte sich auch die Existenz dieser großen reformatorischen Idee niemals ganz aus sich selbst heraus; die Hemmnisse, die ihr erwachsen, gingen allerdings aus religiösen Motiven hervor; aber daß sie im Stande war, diese Hemmnisse zu überwinden und trotz derselben dauernd festen Boden in Deutschland zu ge-

winnen, das lag doch nicht allein an ihrer eigenen sittlichen Widerstandskraft, es war bedingt durch die politischen Verhältnisse in Europa überhaupt, durch das Vordringen der Osmanen im Osten, den feindlichen Gegensatz Karls V. gegen den König von Frankreich im Westen. Großartig ist die Haltung Luthers in diesem Widerspiel der Interessen geschildert: wie er gerade in einem Momente, in welchem Karl V. mit besonderer Energie gegen die ganze Existenz der reformatorischen Idee anging, gleichwohl mit allem Eifer dafür eintrat, daß die evangelischen Stände dem Kaiser in der Türkennoth Beistand leisten sollten, das ist in seinen Einzelheiten wie in seinen univetsalen Combinationen niemals erhabener und anschaulicher geschildert worden. Und in meisterhafter und doch so schlichter Werthbeurtheilung schließt er seine Darstellung des Verhaltens des Reformators in dieser Krisis, in welcher sich der Kaiser, sein größter Widersacher, aber doch sein weltlicher Herr, befand, mit den wenigen Worten: „Das war nicht klug, aber groß.“

Aber nicht bloß von den Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Nationen, von den friedlichen und feindlichen Berührungspunkten der gesammten Culturwelt war die Reformation in den ersten Stadien ihrer Entwicklung abhängig; auch die deutsche Kleinstaaterci, so bitter wir sonst ihre Folgen beklagen mögen, hat ihr Theil dazu beigetragen, dem Protestantismus seine Existenz zu sichern. Hätte Karl V. eine einheitlich und straff organisirte Centralgewalt in den Händen gehabt, der Protestantismus wäre untergegangen, noch ehe er recht zur Entwicklung gekommen war. Er verdankt recht eigentlich dem Bestande der Territorialstaaten seine Existenz.

Wir wollen es uns nicht versagen, hier auf eine frühere Complication der Weltverhältnisse hinzuweisen, welche mit der eben geschilderten in vieler Beziehung eine überraschende Aehnlichkeit aufweist und die Ranke im dritten Theil seiner Weltgeschichte mit derselben anschaulichen Wahrheit und Lebendigkeit geschildert hat wie jene: Die Ausbreitung des Christenthums in den ersten Jahrhunderten unserer Aera wäre in dem Maße, wie sie erfolgt ist, unmöglich gewesen, wenn das römische Principat, so sehr seine Tendenz auf Welteroberung gerichtet war, nicht doch noch unabhängige Gewalten, mit denen es in beständigem Kampfe lebte, neben sich gehabt hätte. Hätte sich nicht dem Fortschreiten der römischen Welteroberung im Norden und Osten, dort von Seiten der germanischen Völkerstämme, hier von Seiten der Parther und Neuwerker ein Damm entgegengestellt, der die antike Culturwelt auf sich selbst zurückwarf, so hätte sich das Christenthum in den über dasselbe verhängten Verfolgungen kaum zu halten, viel weniger über die Welt zu verbreiten vermocht. Denn wiederholt ist es vorgekommen, daß die von der römischen Weltmacht mit der äußersten Härte verfolgten Christen bei den östlichen, noch selbstständig gebliebenen Nachbarn derselben Zuflucht und Schutz suchten und fanden. Wie der Protestantismus seine Existenz

nicht zum geringsten Theile der deutschen Kleinindustrie verdankt, so verdankt das Christenthum dem Bestehen der autonomen Völkerschaften außerhalb des römischen Weltreichs die Möglichkeit seiner schnellen Verbreitung.

Gerade an solchen und ähnlichen Stellen, wo es sich um Aufkommen und Bestand großer kulturgeschichtlicher Elemente, welche für die ganze Entwicklung der Menschheit von grundlegender Bedeutung waren, handelt, offenbart sich die Genialität Kante'scher Auffassung in ihrer ganzen Größe. Was für die deutsche Geschichte im Reformationszeitalter gilt, läßt sich in derselben Weise von allen seinen Werken sagen: sie alle sind nicht bloß Geschichte der einzelnen Völker, die sie dem Titel nach vorzugsweise behandeln, sie sind vielmehr stets von einem Standpunkte aus geschrieben, der die ganze civilisirte Welt als ein Ganzes faßt und nachweist, wie jedes Volk in jedem Augenblick von der universalen Bewegung in dieser Culturwelt abhängig ist. Denn eben im Kampfe der Völker mit einander (friedlichem wie feindlichem) zu der inneren Vollendung zu gelangen, die ihm beschieden ist, war nun einmal die Bestimmung des Menschengeschlechts. In der Einwirkung der Völker auf einander sieht er das Princip dieser Bewegung, mag sie nun in großen Kriegen oder in friedlichem Verkehr vor sich gehen. Und unter diesem Gesichtspunkte, und zwar allein unter diesem, erhalten bei Kante auch die Kriege ihre universale Bedeutung. Unvergleichlich hat er diese namentlich bei den Zügen Alexanders des Großen und bei den Angriffskriegen der Römer gegen die Griechen dargethan. Mit plastischer Klarheit und Lebendigkeit zeigt er hier, wie die große Culturaufgabe des Alterthums, Erfüllung der Welt mit der hellenischen Cultur und Durchdringung der letzteren mit dem staatenbildenden Genius der Römer, eben nur durch diese Kriege möglich war. Die Erfüllung der asiatischen Reiche mit den Elementen griechischer Kunst und Religion, die Verdrängung der grausamen orientalischen Culte durch den menschlich freieren und ästhetisch schöneren der Griechen würde auf dem Wege friedlichen Verkehrs nie erreicht worden sein: es gehörte dazu, daß Alexander der Große und seine Nachfolger dort im Osten selbst mit der Gewalt des Schwertes Reiche griechischen Wesens errichteten, deren Culturgehalt bestehen blieb, als sie äußerlich zusammenbrachen.

Dann aber bestanden die beiden großen Culturelemente des Alterthums eine Zeit lang neben einander: das Hellenenthum, welches seine Cultur so eben bis nach dem fernsten Osten getragen hatte, und das Römertum mit seiner unvergleichlichen sittlichen und staatlichen Kraft. Nur durch eine Verschmelzung beider konnte eine Einheit der Cultur erreicht werden welche im gewissen Sinne eine Vorbedingung für das Aufkommen und die Entwicklung des Christenthums war. Auch diese aber konnte nur durch jene großen Angriffskriege der Römer gegen die Griechen erreicht werden.

Ohne gerade eine ausdrückliche Theorie im Gegensatz zu Buckle und auch zu Dubois-Reymond u. A. aufzustellen, hat Kante durch solche gran-

diese Beispiele, die er mit einer Größe der Anschauung ohne Gleichen vorträgt, den Nachweis erbracht, daß die Ansicht derer, welche den äußeren Verwickelungen und den Kriegen gar keine Bedeutung für die Weltgeschichte einzuräumen wollen, ebenso verkehrt und einseitig ist, als jene Ansicht früherer Zeiten, die in den Kriegen den Hauptgegenstand der Geschichtsschreibung erblickte.

Natürlich ist und bleibt die Fortbildung der Cultur immer die Hauptsache, ja eigentlich der einzige Gegenstand der Universalgeschichte, aber diese Fortbildung ist, man möchte sagen, in keinem Momente ohne eine äußere Einwirkung jener gewaltthamen Erschütterungen, welche wir Kriege nennen, vor sich gegangen. Und eben darum müssen auch sie ihren Platz in der Weltgeschichte behaupten, freilich nicht vorwiegend ihrer selbst willen, sondern wegen der Einwirkungen, welche sie auf die Cultur der Menschheit ausgeübt haben. Wer wollte den ganzen eigenthümlichen Geist des Römerthums verstehen, ohne eine Kenntniß der Kriege, welche die Römer geführt haben? Die ganze römische Verfassung mit ihren für alle Zeit vorbildlichen Einrichtungen beruht darauf. Der Kampf zwischen Patriciern und Plebejern, auf dessen allmählicher Ausgleichung die ganze Entwicklung der römischen Verfassung beruht, ist in jedem Augenblicke von den äußeren Kriegen bedingt. Eben die Thatsache, daß die Plebs ein kriegerisches Element darstellt, ohne welches die Bekämpfung der äußeren Feinde Roms unmöglich gewesen wäre, hat dazu geführt, daß sie nun auch die aus dieser Pflicht erwachsenden Rechte mit größtem Nachdruck forderte und durchsetzte. Und wer wollte den Charakter des römischen Kaiserthums auch nur entfernt verstehen, ohne eine Kenntniß des Fortgangs der römischen Welteroberung? Daß auf der letzteren bis zu einem gewissen Grade auch die Fortentwicklung des Christenthums beruht, haben wir schon angedeutet.

Wir halten hier inne und begnügen uns damit, aus dem ungeheuren Reichthum von universalen Ideen, mit denen das Ranke'sche Werk erfüllt ist, einige der hauptsächlichsten hervorzuheben. Denn wer wollte es unternehmen, eine vollständige Analyse eines Werkes von dieser Bedeutung im Rahmen einer Zeitschrift geben zu wollen? Nur darauf kam es uns an, den Ausgangspunkt zu kennzeichnen, von dem aus Ranke an die Erklärung der universalhistorischen Bewegung herangeht, und dadurch unser Urtheil zu begründen, daß die Ranke'sche Weltgeschichte ohne alle Frage die großartigste und ideenreichste ist, welche bisher jemals geschrieben worden.

Indem er die ganze universalhistorische Bewegung der Welt mit umfassenden Blicken übersehaut und die einzelnen Elemente der menschlichen Cultur vor unserem Geiste sich entfalten läßt, hat er sich doch fern davon gehalten, diese ganze großartige Entwicklung auf bestimmte Formen und

Gesetze zurückzuführen. Er ist der erste, der von einem einheitlichen Standpunkte aus Weltgeschichte schreibt und doch die Entwicklung derselben nicht aus außerhalb derselben stehenden Gesetzen, sondern aus ihr selbst und den ihr innewohnenden Ideen zu erklären unternommen hat. Sein Werk ist in eminentem Sinne vom Standpunkte des Idealismus geschrieben, dabei aber doch von einer genauen Kenntniß der realen Bedingungen, denen alles menschliche Sein unterliegt, durchzogen. Eben in dieser Verbindung des Realen mit dem Idealen liegt die ganze Größe seiner Auffassung. In einzelnen Zügen wird die historische Forschung das Bild, welches Kante mit kühnem Schwunge entworfen hat, zu verändern vermögen, die Hauptcontouren desselben aber werden ein $\alpha\tau\gamma\mu\alpha$ ελξ $\acute{\alpha}\epsilon\lambda$, eine bleibende Errungenschaft der historischen Wissenschaft für immer bleiben.





Drei Ausstellungen.

Don

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Es geht mit den Ausstellungen, wie mit so manchen anderen Dingen dieser Welt: Man klagt sie an, man erklärt sie für thöricht, überflüssig, sogar schädlich und nachtheilig, und kann oder mag sie doch nicht entbehren. Wenn kaum die ersten Versehen schwirren, erscheint in jedem neuen Jahr die Ankündigung nicht nur einer, sondern gleichzeitig einer ganzen Anzahl verschiedener neuer Ausstellungen, die in eben so vielen Städten unseres Erdballes zwischen dem 1. Mai und dem 15. Juni eröffnet werden sollen. Thatkräftige, ehrgeizige, einflussreiche Männer hatten hier und dort — die Einen aus Ueberzeugung von dem idealen Werth des Unternehmens, die Andern durch praktischere, egoistischere Motive bewogen — wieder einmal den Ausstellungsgedanken angeregt und aufgenommen, Comités gebildet, Circulare versendet, Staatsregierungen, Communen, Corporationen, Fabrikanten dafür gewonnen und schließlich tritt das neue Werk, ob auch oft in recht fragwürdiger Gestalt, in's Leben.

Das Jahr der Gnade 1885 hat der Welt einen besonders reichlichen Ausstellungssegen geschenkt. Ich weiß sie nicht alle zu nennen, die im Norden und Süden, im Osten und Westen Mitteleuropas im Mai und Juni ihre Pforten aufgethan und den Nationen zugerufen haben: Kommt her zu mir Alle! Drei dieser Ausstellungen aber habe ich selbst besucht und studirt; drei Typen der Hauptgattungen: Die „Exposition universelle“ zu Antwerpen; die „internationale Fachausstellung von Arbeiten in Edelmetallen und Legirungen“ zu Nürnberg und die „ungarische allgemeine Landesausstellung“ zu Budapest.

Eine ganz besondere Kühnheit gehört immer dazu, eine neue „Weltausstellung“ zu planen. Es setzt das einen eben so starken Glauben an die industrielle Leistungskraft und überragende Stellung des eigenen Volkes, wie an die Bereitwilligkeit der anderen voraus, sich mit großen Opfern an dem „friedlichen Wettkampf der Nationen“, zu welchem man sie einlädt, zu betheiligen. Diese, die Regierungen wie die Fabrikanten, gewerblichen und künstlerischen Körperschaften zeigen sich in neuerer Zeit keineswegs immer geneigt, solchem Vertrauen zu entsprechen.

Auch in Antwerpen hat man diese Erfahrung zu machen gehabt. Aus dem Bewußtsein von der Blüthe der Industrie und der Kunst in Belgien erwuchs dort der Wunsch, dieselbe sich auch einmal auf heimischem Boden mit denen der anderen Nationen messen zu sehen. Auch die Hoffnung, die Vortheile einer Weltausstellung der zweiten Stadt des Königreichs, dem in mächtigem Aufschwung begriffenen Hafen- und Handelsplatz Antwerpen, zuzuwenden, trat hinzu. Zwar die Staatsregierung mochte die Sache nicht als ihre eigene in die Hand nehmen. Aber die Persönlichkeiten, denen die Angelegenheit besonders am Herzen lag, verstanden es, die Regierung genügend dafür zu interessieren, um dem Privatunternehmen ihre moralische Unterstützung und Förderung zu Theil werden zu lassen. Der König ernannte eine Commission mit dem Grafen Flandern als Ehrenpräsident, deren Aufgabe es war, die belgischen Industriellen zur Theilnahme zu ermuntern. Die Sache ging ihren Gang. Nachträglich ließen sich die Kammern bereit finden, doch noch 500 000 Francs Zuschuß zu den Installationskosten zu bewilligen. Die Stadt Antwerpen überließ am Ende der Avenue du Sud ein Terrain von 320 000 Quadrat-Meter, um darauf den Ausstellungspark anzulegen und in demselben den großen Ausstellungspalast nebst zahlreichen erforderlichen Annexbauten, Specialausstellungs-Rioske, Pavillons etc. aufzuführen.

Besonders lebhaft ist der Eifer der meisten anderen Staaten, der an sie ergangenen Einladung zur Betheiligung Folge zu leisten, nicht eben gewesen. Das Deutsche Reich lehnte jede officiële Mitwirkung ab. Den Industriellen und den Künstlern blieb es allein überlassen, in wie weit sie der Aufforderung entsprechen mochten. Gänzlich sich zurückzuhalten, dazu konnten sich dieselben in ihrer Gesamtheit freilich nicht entschließen. Es bildete sich ein deutsches Comité in Antwerpen. Andere Comités in Berlin, Köln, Mainz und Mannheim setzten sich mit diesem in Verbindung. Der Geh. Commerzienrath Günther in Brüssel übernahm die Leitung und Organisation der deutschen Abtheilung. Aber sehr viele der ersten Industriellen Deutschlands blieben fern, große blühende heimische Industrien gänzlich unvertreten, die verwendbaren Mittel spärlich. — Von den anderen fremden Nationen haben sich mit Regierungsunterstützung und unter Leitung dazu ernannter staatlicher Commissarien zumeist Frankreich, Italien, Oesterreich, Rußland betheiligt; nächst ihnen zumeist — Canada, die portugiesischen

Colonien und — im Verhältniß zu ihrer Größe — Serbien und Monaco. Der Vorstellung, welche das Wort „Exposition universelle“ erweckt, kann diese Antwerpener nicht annähernd entsprechen.

Wie noch jede bisherige Welt- und Localausstellung, war auch diese am Eröffnungstage, den 1. Mai, noch weit von ihrer Fertigstellung entfernt. Selbst das Hauptgebäude, vom Architekten Bordiau, gewährte noch sechs Wochen nach dem Eröffnungstage einen ziemlich traurigen und unvollkommenen Anblick. Auf den großen, in Farben gedruckten Plakatbildern, welche in allen Bahnhofshallen und Hotelsturen schon seit dem Winter die bevorstehende „Exposition universelle de 1885 à Anvers“ verkündigten, erschien im Hintergrunde, zwischen all den symbolischen, ideal und spärlich bekleideten Damen der Composition, der Ausstellungspalast in höchst imponirender, monumentaler Gestalt mit seinem gewaltigen Triumphbogenthor in der Mitte, dessen Attika in Form eines offenen Loggienbaues von einem enormen Erdballgerippe aus den metallenen, vergoldeten Meridianen, Wendekreisen, dem Aequator und der Ecliptik gebildet, gekrönt wurde. Zwei hohe Thürme flankirten diesen Portalbau. Sie erhoben sich über mächtigen Sockeln aus aufgethürmten Felsblöcken, über deren Stufen hinab aus tiefen Grotten hervor breite Cascaden rauschten, während die Dachhelme das in ihrem Inneren glühende elektrische Licht ausstrahlten. Dieser ganze Mittelbau, ebenso wie die sich zur Rechten und Linken daran anschließenden, lang nach Ost und West sich erstreckenden Seitentheile zeigten reichen plastischen Schmuck. Aber noch Mitte Juni war das eiserne Skelett des ganzen riesigen Portalbaues noch nicht einmal vollständig nothdürftig mit den Holzplanten bekleidet, auf welchen dann mittelst getünchter Leinwand, Gyps und Stuck, Farben und Vergoldung, der Schein des Steinmaterials, der Monumentalität und die ganze reiche plastische und malerische Decoration aufgetragen werden sollte.

Die Aufgabe, ein Weltausstellungsgebäude so anzulegen, daß seine innere Raumbisposition ebenso den raschen und bequemen Ueberblick der Gesamtproduction jedes einzelnen Volkes als die schnelle Vergleichung des auf einem und demselben Gebiet von jedem der ausstellenden Völker Geleisteten ermöglichte, ist nur einmal in unbedingt vollkommener Weise gelöst worden: in dem, nach dem concentrischen Ringsystem erbauten Palast der Pariser Ausstellung von 1867. In diesem Antwerpener Ausstellungsgebäude ist auf jeden derartigen Versuch verzichtet. Eine große mittlere Halle in der Querage des Gebäudes, welche dasselbe vom Hauptportal an der Nordfaçade bis zu dem weiten südlichen Anbau für die Maschinen durchschneidet, und eine zweite, die „internationale Galerie“, welche, vom Ost- zum Westende in der Längsaxe des Hauses führend, jene Halle rechtwinklig durchschneidet, gliedern den Innenraum des Palastes, abgesehen von der Maschinenhalle, in vier große Hauptmassen. In der nördlich von der internationalen Galerie gelegene Hälfte und den Raum der letzteren selbst, theilen sich von

Osten beginnend, Deutschland (7000 Q.-M.) England mit Canada und Indien, Nordamerika, Holland, Belgien (20 000 Q.-M.), Oesterreich, Rußland.

In der Hälfte südlich von jener Galerie folgen von Osten nach Westen die Ausstellungsgebiete von Norwegen und Schweden, Frankreich (20 000 Q.-M.) mit Tunis und Algier, Italien, ein Stück von dem Oesterreichs, das Spaniens, Brasiliens, der Türkei, Serbiens, Chinas, Japans, Haytis, Liberias, der Schweiz, der Pianoausstellungs- und Musikkal.

Ein besonderer Raum, außen im Stil einer orientalischen Moschee, die Ausstellung der portugiesischen Colonien enthaltend, macht hier nach Westen den Schluß. In der nächsten Nachbarschaft davon an diesem Westende des Gebäudes umschließt ein kleiner Saal die Erzeugnisse des Fürstenthums Monaco: hübsch arrangirte Kunstöpfereien, Terracotten, Früchte und Confiterien. Jene hohe Mittelhalle in der Queraxe führt auf eine mächtige Stiege von gleicher Breite und über diese hinauf zu dem großen Podest, durch welchen die dadurch maskirte Rue de Bruxelles überbrückt wird. Von ihm und der sich hier anschließenden Eisengalerie genießt man den imposanten Anblick der vor uns in der Tiefe liegenden Maschinenhalle mit ihrem Walde von Schloten, laufenden Rädern, Kesseln, Eisen Säulen, Kupferrohren zc.

Das sehr zweckentsprechende Gebäude für die Kunstausstellung liegt ganz außerhalb des großen Ausstellungsterrains an der Avenue du Sud.

Den Park rings um den Hauptpalast füllt eine Menge von großen und kleinen Pavillons, Kiosken, Specialausstellungen im Freien, Grotten, Holzhallen, den verschiedensten Zwecken dienend und eben so verschieden in ihrer architektonischen Erscheinung; eine große Zahl von Kneipen, Cafés, Restaurants darunter. Der auffälligste und wichtigste dieser Annexbauten enthält die Producte der mittel- und südafrikanischen und der asiatischen Colonien Frankreichs. Dies Haus ist im Stil eines hinterindischen Tempels erbaut, mit mehreren an den Ecken auswärts gekrümmten Pagodendächern übereinander, mit vergoldeten Götzen- und Buddhabilbern an den Außenwänden, umgeben von grotesken Bildwerken, Pagoden, phantastischen Drachen- und Thiergestalten. Eben so bunt, fremdartig und stielicht ist das Innere decorirt. In der außerordentlich reichen, ethnographisch und naturwissenschaftlich gleich interessanten Ausstellung, die es enthält, sieht man neben den einfachen, aber immer einen gewissen instinctiven Geschmack, Farbensinn und Handgeschicklichkeit bekundenden, Erzeugnissen afrikanischer Negerstämme die Producte der traditionellen, zu einer hohen Stufe der Entwicklung gebrachten, birmamischen und annamitischen Kunstindustrie. Viele gemeinsame Züge weist sie mit der chinesischen auf. Die größte Virtuosität besitzen diese Künstler in der Ausführung der durch Perlmutter-Incrustationen geschmückten Holz- und Lackarbeiten. Ebenso zahlreich sind die prächtigen Stoffe, mit Gold kunstvoll durchwirkt und gestickt, die Perlarbeiten, die Waffen. Durch vollständig belleidete Costümfiguren werden die Trachten jener Völker veranschaulicht.

Die Thierwelt dieser exotischen Länder wird durch Felle, Leder und Lederarbeiten und Elefantenzähne, ihr Pflanzenreich durch die Früchte, die Getreide und die sonstigen zum Gebrauch oder Genuß dienenden vegetabilischen Producte wie Tabak, Thee, Zucker repräsentirt. Das ganze Arrangement mit all den bunten Stoffen, den starken, leuchtenden Farben der reichen Vergoldung, dem phantastischen, fraßenhaften Schnitzwerk entspricht außß Genauete und Glücklichte dem Charakter der Erzeugnisse selbst.

Wenden wir uns im Innern des großen Palastes zunächst zur Ausstellung Belgiens. Nicht nur Alles, was seine reich entwickelte Industrie heut zu erzeugen vermag, breitet es hier mit ersichtlichem Behagen an sich selbst aus. Es widmet einen weiten Platz und die größte Sorgfalt auch der Ausstellung seiner Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten, -Mittel und -Methoden: Jede Art von Schulen und Lehrinstituten, die des Primär-, des mittleren oder Secundär-Unterrichts (zu welcher Klasse außer den staatlichen Mittelschulen auch die königlichen Athenäen und die Normal Schulen gehören) und die des höheren Unterrichts, der Universitäten, Facultäten und der technischen Specialschulen Belgiens ist hier repräsentirt. Diese, vom Ministerium des Innern und des öffentlichen Unterrichts unternommene und organisirte, Ausstellung wird noch ergänzt durch die von einzelnen Städten des Landes veranstaltete aller Communal-Lehrinstitute, besonders der verschiedenen Industrie-Lehranstalten, wie der für die Blinden, Taubstummen, Blödsinnigen. Wenn dieser kolossale Unterrichtsapparat in Wirklichkeit dem hier vorgeführten Bilde entspricht und so functionirt wie es hier dargestellt wird, so kann man das belgische Volk nur beglückwünschen, aber noch weniger — die Möglichkeit seiner letzten Wahlen begreifen.

Seine alte Stärke in der Maschinenindustrie ist ihm unvermindert geblieben. Auch wohl der Laie in diesen Dingen wird sich dessen bewußt im Anblick dieser kolossalen Compoundmaschinen von tausenden von Pferdekraften, zur Schraubendampferbewegung, dieser Webstühle und Arbeitsmaschinen aller Art, dieser Maschinen zur Papierfabrikation zc. Eisen und Kohle auf verhältnißmäßig engem Raum bei einander gelegen, spendet der eigene Boden in Fülle. Seine Großindustriellen, die Gesellschaft Cockeril zu Seraing bei Lüttich noch immer an der Spitze, verstehen es aus dem Grunde, beide zu verwenden zur Lösung auch der gewaltigsten Aufgaben, welche an die moderne Industrie herantreten. — Die Kohlenproduction des Landes in ihrem enormen Reichthum wird in sehr übersichtlicher und vollständiger Weise durch Collectivausstellung der dazu vereinigten Minengesellschaften zur Ausbeutung der Hauptlager veranschaulicht: einen gewaltigen Aufbau von Kohlen, Maschinen, graphischen, gemalten und plastischen Darstellungen. Das Eisen, Kupfer, Zinn und Zink, welche belgische Bergwerke an's Licht fördern, bearbeiten belgische Werkstätten, ebenso tüchtig und meisterlich allen künstlerischen, wie allen rein industriellen Zwecken gemäß. Die Eisen-Schmiedekunst und Kunstschlosserei leisten

nicht weniger Vorzügliches als die französische und die deutsche. Ihr größtes und reichstes Meisterwerk auf der Ausstellung ist der eiserne Tempel für die an Ort und Stelle verzapften und ausgeschänkten Erzeugnisse eines ganzen Heers von belgischen Bierbauern in der internationalen Galerie. Der Kunst der Verarbeitung des Eisens und Stahls zu allen Arten von Waffen, zu Rlingen und Schießgewehren, um bereitwillen besonders Vättich jederzeit in aller Welt berühmt war, steht heut nicht minder in der alten Blüthe.

Freigebig wie das Eisen spendet hier der Boden der bergigen Landestheile das nützliche Gestein. Von dem Reichthum derselben an den schönsten Marmorarten zeugen hier die rohen und geschliffenen Proben wie die bereits zu Architekturtheilen, besonders Kaminen, verarbeiteten. — Man weiß, mit welcher Fülle an Feld- und Gartenfrüchten die belgische Erde den Fleiß, die Sorgfalt und die Kunst ihrer Bebauer lohnt. Auch das soll die Ausstellung aller Welt zum Bewußtsein bringen. — Den alten Nationalruhm, in der Kunst der Weberei und allen damit zusammenhängenden Gewerben in der ersten Reihe unter den Völkern der Erde zu stehen, haben die Belgier eifrig gehütet. Die Verdrängung der Handarbeit durch die Maschinen hat darin nichts geändert. Die Producte der belgischen Spinnerei, Weberei und Wirkerei, der Teppich-, der Gobelin- und vor Allem der Spitzenfabrikation werden von denen keines anderen Volkes der Erde übertroffen. Die Spitzenausstellung hier ist denn auch von wahrhaft einziger Schönheit und Reichhaltigkeit. — In der Bearbeitung des Holzes zur menschlichen Wohnungseinrichtung, zu allen Gebrauchs- und Luxusmöbeln, wie zur Innenarchitektur, zu Fußböden, Getäfel, Treppen- und Galeriegeländern zeigt sich eine solide Tüchtigkeit und ein Geschmac, der immer ausschließlicher durch das Studium der im Lande erhalten gebliebenen alten Muster- und Meisterwerke dieser Gattung aus dem 16. und 17. Jahrhundert bestimmt wird. Die Renaissanceliebhaberei ist hier so stark und so verbreitet wie nur im lieben Deutschland.

In der Thonwaarenproduction, speciell der eigentlichen Kunsttöpferei Belgiens herrscht diese Tendenz zur Nachahmung der alten Muster nicht in ähnlichen Maße vor. Man reproducirt mit Geschick die Formen und Decors der altflandrischen und niederländischen Fayencegefäße. Aber ebenso stark ist andererseits der Einfluß des modernem „Japonismus“ auf diese Kunstindustrie. — Glas, Messing, echte Bronze und Edelmetalle — sie alle finden im heutigen Belgien in zahlreichen Werkstätten eine künstlerische Bearbeitung, die sich würdig der großen Ueberlieferungen seiner Vergangenheit zeigt. Auch auf diesen Gebieten ist die Anlehnung an den Stil der flandrischen Renaissance ganz allgemein. — Kunstbronzen im engeren Sinn liefert in großer Schönheit und Vollendung des Gusses und der Färbungen besonders die „Compagnie des Bronzes“, in deren Werkstätten ausschließlich mit verlornen Wachsfornen gegossen wird. In der Fabri-

lation des Roh- und Spiegelglases, der gläsernen Lüstres, Tafel- und Brunkgeschirre, in der Kunst der Decoration desselben durch Schleifung, Gravirung, Bemalung und Emailirung, wie in der Glasfenstermalerei zeigt sich Belgien auf sehr respectabler Höhe.

Den Goldschmieden giebt besonders die reiche und mächtige Geistlichkeit Gelegenheit zur Ausführung mannigfacher kostbarer und kunstvoller Arbeiten zum Schmuck und zur Ausstattung der Altäre. Während in diesen Gefäßen und Geräthen der mittelalterliche Stil der herrschende ist, steht die für den Schmuck der Person arbeitende Juwelierekunst meist völlig unter dem Einfluß der Pariser. Mit besonderem Effect und künstlerischem Luxus sind hier die belgischen Diamantschleifereien in Scene gesetzt.

Daß sich dies gewerblustige, thätige Volk auch mit seiner Lederindustrie, seiner Wagenfabrication, seinen wissenschaftlichen und musikalischen Instrumenten, seiner Chemikalien- und Nahrungsmittel-Industrie, seinen Spirituosen, den Producten seiner Typographie und Photographie sehen lassen kann vor den Andern und den Vergleich mit deren Leistungen auf allen diesen Gebieten nicht zu scheuen hat, beweist seine Ausstellung glänzend.

Aber nicht nur seine industrielle Tüchtigkeit, sondern auch die wachsende Ausdehnung und Macht seines Handels soll die Ausstellung ihren Besuchern zum Bewußtsein bringen. Antwerpen, seit die Fesseln gefallen sind, welche während zweier Jahrhunderte die Schelde belasteten und die Stadt gleichsam vom Meere absperreten, entwickelt sich mehr und mehr zu einem dem Welt-handel dienenden Hafenplatz ersten Ranges. Ungeheure Bauten sind während der letzten sechs Jahre ausgeführt worden, um den mächtigen Strom zu einem großartigen Hafen auch für ganze Flotten von Seeschiffen zu machen. Die riesigen cementirten Bassins und Docks, die Quais mit ihren gewaltigen bis 12 Meter unter den Grund der Schelde hinabreichenden Futtermauern kann man an Ort und Stelle selbst bewundern. Im Ausstellungspark sind Probestücke dieser Hafenmauern in der Originalgröße zur Schau gebracht. Modelle aller Arten von Last- und Passagierschiffen zeigen auch die Schiffbaukunst auf einer der Hafen- und Wasserbaukunst entsprechenden Höhe. Das Rettungswesen zur See, die Meerfischerei, die Seebäder Belgiens haben ihre besondere Ausstellung in der internationalen Galerie erhalten. An den Umfang und die Bedeutung des Antwerpener Exporthandels aber werden wir gemahnt durch eine der kühnsten und genialsten Ausstellungsarchitekturen, ein Monument desselben, das bis hoch zur Kuppel im Schneidungspunkt der großen Querhalle mit der internationalen Galerie aufragt; in Gestalt eines riesenhaften Thurmbaues über einem von fünf Thoren durchbrochenen Unterbau; aufgeführt statt der Werkstücke aus Tabaks- und Taurollen, Tonnen, Fässern, Säcken, Ballen, Kisten, Büchsen, die man sich gefüllt vorstellen muß mit der kolossalen Masse überseeischer Producte, welche die Schifffahrt dem Antwerpener Hafen zugeführt und durch ihn über Europa ver-

breitet hat. An der Nord-Front des Thurmes aber erhebt sich die vergoldete Schutzgöttin Antwerpens oder Belgiens, zerbrochene Ketten zu ihren Füßen, und schwingt ein Band, worauf die Zauberformel lesbar wird, welche diese Wiedergeburt Antwerpens bewirkt hat: „Schelde Vry.“

Im Ausstellungspark finden wir noch zwei Gewerbethätigkeiten durch ihre besten Erzeugnisse vertreten, die in Belgien immer mit besonderer Liebe gepflegt worden sind: die Glockengießerei und die Gartenbaukunst und Blumenzucht. Jedes Beet und jede Gesträuchgruppe daselbst zeigt die letzteren vereint in ihrem vollen Glanz.

Neben Belgien sind es vor allen anderen Nationen Frankreich und Italien, welche die Ehre dieser sogenannten „Weltausstellung“ retten. Die gesammte Erscheinung der französischen Abtheilung zeigt, wie keine andere, Bornehmheit mit innerster Gediegenheit vereint. Man versteht sich in Paris wie nirgends sonst auf die Technik des Ausstellens. Man weiß aus gründlicher Erfahrung, worauf es ankommt, um einen großen Eindruck zu machen, zugleich zu imponiren, zu gefallen und zu reizen. Die Inszenirung und Decoration ist durchweg frei von allem flitterhaften, sich selbständig vordrängenden Tand und Kram. Eine edle Einfachheit und Ruhe herrschen überall. Man erkennt sofort, daß das ganze Ausstellungsarrangement unter einer einheitlichen, zweckbewußten Leitung gestanden hat, welche dafür zu sorgen mußte, daß alle Glieder sich dem Gesamtplan einordnen und sich harmonisch zum Ganzen fügen. Selten oder nirgends wird man durch überfüllte Räumlichkeiten und am seltensten durch einen Ueberfluß von nichtiger Fabrikwaare gestört. In der Maschinengalerie occupirt Frankreich einen großen Raum und füllt ihn mit einer Masse bedeutsamer Apparate und Maschinen aller Industrien, auf deren Darstellung ich hier nothgedrungen verzichten muß. Besonders auch ist den Maschinen zur Erzeugung der Electricität und deren Verwendung zu den verschiedensten wissenschaftlichen und technischen und häuslichen Gebrauchszwecken die sorglichste Berücksichtigung zu Theil geworden. Der Hauptnachdruck aber ist in der französischen Abtheilung auf die eigentlichen Kunstgewerbe gelegt.

In einem weiten Oberlichtsaal, der westlich an die französische Hälfte der großen Querschalle grenzt, ist seitens des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste die Ausstellung der Erzeugnisse der staatlichen kunstindustriellen Werkstätten veranstaltet. Die Wände dieses hohen Raumes von schönen Verhältnissen schmücken köstliche gewebte Bilder aus der Manufactur der Gobelins und der von Beauvais, sowie Proben der Leistungen der Mosaikschule. Auf kleinen und größeren Nococotischen mit goldenen Füßen und in Glaschränken an den Wänden, in den Ecken und in den Öffnungen gegen die internationale Galerie hin sind die ausserlesenen Kunsttöpfereien der Porzellanmanufactur von Sèvres gruppirt, in deren Formen, Färbungen, gemalten und Reliefdecorationen (besonders in den, zart roth in den Schatten gefärbten, Pâte-sur-pâte ausgeführten) die glücklichsten

und originellsten künstlerischen Gedanken in unübertrefflicher Vollkommenheit verkörpert erscheinen. Zahlreiche Werkstätten, welche „Fayences d'art“ produciren, zeigen in den von ihnen ausgestellten glasirten, gemalten, emailirten Schmuckgefäßen wie in Decorationen, Fayence- und Lavaplaten, aus welchen prächtig wirkende Wandbelleidungen zusammengesetzt sind, wie verbreitet diese Kunstindustrie und wie allgemein der Bedarf ihrer besten Erzeugnisse im heutigen Frankreich sein muß.

Groß ist die Zahl der Terracotta-Bildwerke, von oft erstaunlicher und reizender Lebendigkeit, die durch geschickte Färbungen noch gesteigert wird. Die Ausübung dieser Kunstgewerbe bleibt keineswegs auf Paris beschränkt. — Geschmack, Schönheitszinn und Meisterschaft bewähren sich nicht minder in der Behandlung und Decoration, in der Schleiferei, der Emailfarbembemalung und der Gravirung des Glases. — Wahrhaft grandios aber nach Quantität und Qualität, durch Massenhaftigkeit und Gestalt erscheinen die Leistungen der in Metallen arbeitenden französischen Kunstindustrien. Keine größte und keine delikateste Aufgabe, welcher sie sich nicht gleich gewachsen zeigten. Das Gießen und Treiben des Kupfers, des Zinks, des Bleis, der Bronze, das künstlerische Schmieden des Eisens, die Kunst der Metallmischungen und Legirungen, der Färbungen und Emailirung mittelst der Malerei im Limousin-Genre und -Stil, wie mittelst des Zellschmelzes, das Taufschiren, das Eiseliren, das Eisenschneiden, das Silber-Treiben — sie alle werden im heutigen Frankreich mit einer so gründlichen Tüchtigkeit und zugleich so glänzenden Virtuosität betrieben, wie in irgend einer der gepriesenen Kunstblüthenepochen der Vergangenheit. Diese französischen Kunstindustrien können von denen keiner anderen Nation besiegt und vom Weltmarkt verdrängt werden. Wer das Beste auf allen diesen Gebieten begehrt und bedarf, wird sich immer nach Frankreich wenden und sicher sein dürfen, es da zu finden. Andererseits ist es eben dies stolze Bewußtsein, welches die französischen Kunstindustriellen jederzeit anspornt, ihre Leistungen dieses Rufes und Vertrauens werth zu erhalten. — Eine andere nationale Industrie, in welcher Frankreich auch heut noch eben so unübertroffen dasteht, ist die Seidenweberei. Die Yvoner Werkstätten haben in einem großen Oberlichtraum eine Collectiv-Ausstellung von Seiden-, Brokat- und Sammetstoffen veranstaltet und diese mit einem Geschmack im Arrangement, in der Farbenzusammenstellung dieser herrlichen schimmernden Gewebe, und mit so ruhig vornehmer Wirkung installirt, wie nur die oben genannten Staatsmanufacturen ihre Gobelins und Porzellane.

Nicht minder beweist in der Tapeten- und speciell der wieder neu belebten Leder-Tapeten-Fabrikation, in allen auf der plastischen und auf der Zeichenkunst beruhenden Industrien, allen vervielfältigenden Künsten und Techniken, wie sie bei dem Buchdruck und der Ausstattung der Werke des Buchhandels zur Anwendung kommen, in der Photographie zu wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken, in der Fabrikation der allerkostbarsten

Luxusmöbel, in der der Spitzen, der künstlichen Blumen, der Damentracht- und Mode-Artikel, vor Allem der Damenhüte, und in der der Bijouterien aus echtem wie aus unechtem Material, Frankreich auch hier noch immer seine alte Stärke.

Die Methoden des öffentlichen Unterrichts auf seinen verschiedenen Stufen und die Hülfsmittel und Lehrmittel bilden ebenso wie in der belgischen Abtheilung den Gegenstand einer sorglich und wohl arrangirten Ausstellung, wenn selbstverständlich auch nicht von gleichem Umfang. —

Algier und Tunis sind in die französischen Abtheilung im Hauptpalast selbst mit eingeschlossen. Ihre Räume zeigen eine nationalcharakteristische Decoration durch Teppiche, farbig gestreifte Wollendecken und Garben-Bündel der eminent nützlichen Gras- und Faserpflanzen. Die hauptsächlichsten Ausstellungsobjecte der ältern Colonie sind Naturproducte: Weine in großer Menge, Früchte, Getreide, Mehl, Mineralien, Hölzer, Tabak, Alfagras. Dazu gefellt sind gefällige Lederarbeiten, decorirte arabische Thonfliesen und Gefäße, arabische Gewebe, orientalische in dem bekannten Stil gearbeitete lange Flinten, Pistolen, Patagans mit schön damascirten Klingen; Druckwerke, Lehrmittel, Photographien von Gegenden, Städten und Bewohnern des Landes. — Tunis lieferte außer sehr bunten Teppichen, eigenartigen Thongefäßen mit grau und gelben Glasuren decorirt, Geweben, Trachtstücken, besonders reiche Proben bearbeiteter, geschliffener verschiedenfarbiger Marmorarten aus feinen wieder eröffneten und ausgebeuteten altberühmten Brüchen,

Nächst Frankreich ist von den fremden Nationen Italien am eifrigsten und erfolgreichsten bemüht gewesen, hier von seinen industriellen Leistungen ein möglichst vollständiges Bild zu geben. Die große Menge der Einsendungen bringt eine gewisse Ueberfüllung in den ihm zugewiesenen Räumen hervor. Aber was diese enthalten, ist für die nationale Production durchweg charakteristisch. Man begann gewissenhaft mit den rohen und den nur wenig bearbeiteten Naturerzeugnissen, welche der Boden (in Pflanzenform), seine Tiefe, der Schooß der Berge, die Thiere, die das Land und die das Meer ernährt, geben: mit den Feld- und Gartenfrüchten, den Mineralproducten, dem Schwefel, den Gesteinarten, vor Allem dem Marmor; mit den Weinen und allen, den Thieren des Landes abgewonnenen, Gebrauchs-, Nahrungs- Genußmitteln und Materialien anderer Industrien: dem Wachs, dem Honig, den Cocons, dem Leder, der Wolle, den Schinken, Würsten, Fischconserven. Daran schließt sich die Ausstellung der industriellen Lehranstalten, den Gewerbeschulen und Museen zahlreicher Städte, die des Ministeriums für Ackerbau, Industrie und Handel. Wir gewinnen eine Anschauung von den Bestrebungen der Staatsregierung und der Communen, dem Volk die soliden Grundlagen zu jeder gewerblichen Berufsthätigkeit zu geben. In den andern Sälen sind die Resultate der Arbeit, die Industrie- und Kunstgewerblichen Producte, selbst ausgestellt. Die letzteren dominiren. Eingeborenes, von

Geschlecht zu Geschlecht vererbtes Talent, lebendig gebliebene, nie völlig abgeschnitten gewesene Tradition, das beständige Umgebensein von den größten Meisterwerken der Vergangenheit, — alle diese Factoren wirken hier zusammen, um den Italienern von Haus aus für alle Kunstgewerbe einen natürlichen Beruf und Befähigung zu verleihen, wie sie keine andere Nation in solchem Maße besitzt. Alle italienischen Städte wetteifern in der kunstgewerblichen Production. Einzig die des Kunstglases, der phantastisch reizend geformten und gefärbten geblasenen Gefäße, und die der Glasmosaikbildnerei bleiben in Venedig Murano — ihren alten Heimstätten — localisirt. — In der Kunstbronze fabrication kommen die heutigen Italiener an Virtuosität den Franzosen ziemlich nahe. Aber bei den die Modelle liefernden Bildhauern ist eine naturalistische Verwilderung eingegriffen, wie jene sie noch immer streng von ihren plastischen Schöpfungen fern halten. Sie überträgt sich auch auf die Behandlung der Oberflächen der Güsse. Die Frische und Lebendigkeit wird nicht selten durch eine gewisse genialische Rohheit erkauft. — Die Marmorplastik, welche hier außerhalb der eigentlichen Kunstausstellung im Hauptpalast durch eine Schaar von eleganten, geschickt durchgeführten Bildwerken vertreten ward, ist schon mehr ein Fabricationszweig als eine Kunst geworden. Aber sie liefert eben das, was die große Menge aller Nationen verlangt und zumeist als „reizend“ bewundert. In der Goldschmiedekunst, der gesammten Schmuckindustrie und den derselben dienenden Kleinkünsten der Steinmosaik, des Muschels, Stein-, Lava- und Korallenschneidens, liefern italienische Werkstätten das Edelste und Vollkommenste, was die Gegenwart erzeugt, — die römischen und florentinischen zumal wahrhaft klassischen antiken Mustern nachehrenden Goldschmuck. Aber zugleich auch sorgen sie durch die Massenproduction gefälliger billiger Schmuckfachen ausgiebig für das Bedürfniß des naiven großen internationalen Publikums. — Der eingeborene künstlerische Sinn und das virtuose Können des Volks bethätigt sich nicht minder glänzend als in der Schmuckindustrie in der Kunsttischlerei, Holzschnitzerei und Holzbildhauerei. Mit einer wahrhaft ungeheuren Menge von mannigfach geschnitzten und von intarsirten Kunst- und Luxusmöbeln haben die venetianischen, florentinischen, mailändischen, neapolitanischen, turiner und vincenzaner Werkstätten die Ausstellung überschwemmt. Der Einfluß der herrlichen Vorbilder der Renaissance ist meist in den Formen, dem ornamentalen Schnitzwerk, der Art der Incrustationen des Holzes mit Perlmutter und Elfenbein unverkennbar. Aber die wildgewordene Phantastik gelangt gleichzeitig nicht minder häufig zum ebenso virtuos behandelten, doch desto widerlicheren Ausdruck. — In der Kunsttöpferei geht die Fabrication von Gefäßen und Decorationen, bei welchen nur das phantastische Belieben und der aus Rand und Band gerathene Naturalismus die Formengebung, die Composition, den plastischen und farbigen Schmuck bestimmen, neben einer hochkünstlerischen Gefäßbildnerei her. Letztere bringt, in pietätvoller Anlehnung an die schönsten alten Muster,

an die Fayencen von Gubbio, Urbino, Faenza und die sicilisch-arabischen, Stücke von edlen und prächtigen Formen, mit Glasuren und ornamentalen Malereien von dem genau getroffenen metallischen Lustre und den Farben jener älteren Werke decorirt, hervor. Zuweilen treibt auch der tolle Uebermuth der Modelleure und Maler jener phantastisch-naturalistischen Fayencen, deren Hauptproductionsstätte Neapel ist, ganz ergöbliche Blüten. Gestaltungen und Färbungen von hohem Reiz sind nicht selten. Der Gesamteindruck aber ist der eines närrischen Charivari. — Seinen alten Ruhm in der Fabrication der schönsten und kostbarsten Seidengewebe, besonders prachtvoller Brokate, selbst neben Lyon zu behaupten, zeigt sich Italien eifrig und nicht vergeblich bemüht.

Großbritannien ist der Aufforderung zu der Beschickung der Ausstellung ersichtlich nur widerstrebend und mit halbem Herzen gefolgt. Von allen seinen großartig entwickelten Industrien ist kaum eine hier vertreten. Das Terrain blieb einigen Händlern mit herzlich unbedeutenden Erzeugnissen überlassen. Solche Händler auch sind es, welche durch ziemlich reich und mannigfach ausgestattete Lager echt indischer Waaren, Teppiche, Stickerien, Gewebe aller Art, Bildwerke, Metall- und Schmudarbeiten und interessanter charakteristischer Kunsttöpfereien die nationalen Industrien der Bevölkerung des großen indobritischen Kaiserreichs repräsentiren

Besser organisiert, gehaltreicher in jeder Hinsicht ist die Ausstellung des amerikanischen England: Canadas. An die enorme Ergiebigkeit des Landes an Hölzern in seinen gewaltigen Waldungen werden wir durch die Proben von Stämmen kolossalen Umfangs erinnert. An den Reichthum an Pelz liefernden Thieren durch eine Pelzausstellung, welche der in der russischen Abtheilung an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Stücke gleicht. Die canadische Goldausbeute wird durch einen mächtigen (imitirten) Goldklumpen veranschaulicht, welcher nach seinem Umfang der Größe des Gewichts des dort seit 1862 an's Licht geförderten Goldes (11 507 Kgr.) entsprechen soll. Das Meer, die Buchten, die Ströme und Seen des Landes machen seine Bevölkerung naturgemäß zu einer schiffbauenden; die langen und strengen Winter, die heeften Wasserläufe und tief verschneiten Landstraßen, zu einem Schlitten-, Schlitt- und Schneeschuhe fabricirenden. In der Ausstellung ist dafür gesorgt, uns die Eigenart und die Zweckgemäßheit dieser canadischen Erzeugnisse zur Anschauung zu bringen. — Die benachbarte nordamerikanische Union scheint für Antwerpen nicht viel Anderes übrig gehabt zu haben, als Nähmaschinen und Bicycles, von denen dortige Fabricanten eine ziemlich überflüssige Menge herüberschickten.

Einheitlich, in sich geschlossen, in einem charakteristisch gestalteten und decorirten Raum mit bunter geschnitzter Holzarchitektur echt nationalen Stils und entsprechenden, trefflich arrangirten Draperieen aus den roth bedruckten volksbeliebten Baumwollenzeugen tritt Rußland im Ausstellungspalast auf. Es brachte seine Naturerzeugnisse: Hanf, Flachs, Roggen (be-

sonders sinnig und ansprechend gruppiert), den Naphta vom Kaukasus, seinen Caviar und seine Fischconserven, seine „kathetischen Weine“, die wir — Dank Mirza-Schaffy! — mit einem gewissen poetischen Interesse betrachten und die, ich kann es versichern, unser Wohlwollen durchaus verdienen, seine noch viel trefflicheren Schnäpse, seine Holzarbeiten und Möbel altrussischen Stils, seine Felle, Leder und köstlichen Pelze, diese wie jene theils roh, theils in Bearbeitungen von jeder Art und Gestalt, die unübertroffenen Stiefel und Schuhe, Pferdegeschirre, Zuchtenfabrikate; die pelzgefütterten, pelzbesezten Trachtstücke für die günstiger situirte Gesellschaft. Ueberreich ist die Fabrikation der bedruckten bunten Baumwollenzeuge vertreten; desto sparsamer die in Rußland doch zu einer so hohen künstlerischen Ausbildung gebrachte Weberei brokatner, silber- und golddurchwirkter Prunkstoffe und die dort blühende Goldschmiede-, Emailir- und Meißerkunst ebenso echt nationalen Charakters. Von deren bewundernswerthen Erzeugnissen bekommen wir hier nur wenige Proben zu sehen. Gänzlich fern gehalten hat sich die staatliche Petersburger Mosaik- und Porzellan-Industrie. Desto reicher an Umfang und künstlerischem Gehalt ist die Ausstellung der gar nicht hoch genug zu schätzenden bronzenen Kleinkunstwerke; jener von Chopin und von Würffel nach Modellen von Lieberich und Lanceray gegossenen und in den Kunsthandel gebrachten Statuetten, Thier- und Menschengruppen, plastischen, eminent charakteristischen Genrebildern aus dem Leben des russischen Landvolkes, der Soldaten, der asiatischen Völkertypen. Es ist eine Schärfe der Beobachtung der Wirklichkeit des Lebens und eine freie und sichere Meisterchaft seiner plastischen Schilderung darin, welche in der Bildhauerkunst kaum ihres Gleichen findet.

Skandinavien brachte Eisen und Hölzer, Schiffsmodelle, Ruderböte, Fischereigeräthe und Fischerei-Ergebnisse in Gestalt von getrockneten Fischen und Conserven; Schnäpse und Punsche, Häute und Pelze, Streichhölzer und Silberschmuck (von Andrefen), in welchem Filigran und durch Emaille decorirte Platten nach den alten Mustern nationalen Stils mit Geschmack, zierlicher Kunst und eigenartiger Wirkung verwendet sind.

Holland ruht anscheinend auf seinen in der Colonialausstellung vor zwei Jahren errungenen Lorbeeren aus. Die hervorragendsten Industrie-Producte, die es in Antwerpen zur Ausstellung bringt, sind Poterien, in deren Formen und Decorationen der alte Delfster Stil herrschend geblieben ist, gute Teppiche und — Schnäpse, deren verschiedenartige Behälter zu allerlei kühnen und phantastischen Architekturen und Monumenten aufgethürmt in seiner Halle emporragen. Die ausgestellten Leistungen der Metallindustrie können auf künstlerische Bedeutung keine besonderen Ansprüche machen. Hervorragender sind die typographischen und die in den vielfältigsten Künften.

Spanien erregt durch die äußerliche Inszenirung seiner Abtheilung, diese Scheinarchitektur, Bogengänge in maurisch-hispanischen Stil, Erwartungen,

welche der Inhalt nicht hält. Ponchos, Weine, Cigarren; die auf keiner internationalen Ausstellung seit 1867 fehlenden stählernen und eisernen Schmuckgefäße und Geräte, welche durch sehr geschickte Tauschirung mit silbernen, goldenen und geschwärzten graziösen Arabesken ihren originellen Schmuck und reizvollen Charakter empfangen; — das ist so ziemlich Alles, was uns dieser spanische Saal zu zeigen hat. — Die Schweizer Ausstellung, deren Bezirk mit der Fassade eines hölzernen Nelsplerhauses gegen die internationale Galerie hin abgeschlossen und gekennzeichnet wird, beschränkt sich auf Uhren, Holzschmiedereien, Ranten, Spizenvorhänge und Thuner Thonwaaren mit Glasuren von kräftigen Farben und derber lustiger Decoration durch fett aufgetragene Blumen- und Blattornamente.

Oesterreich-Ungarns Ausstellung ist unter staatlicher Mitwirkung, unter directer Protection des Kronprinzen und lebhafter Betheiligung besonders der ersten Kunstgewerbetreibenden Wiens organisirt und mit vieler Liebe und Sorgfalt inscenirt worden. Zwei prachtvolle kolossale Gitterthore, Meisterwerke der Eisen Schmiedekunst des 17. Jahrhunderts, in dazu aufgeführten, barocken Portalbauten mit seitlich daran anschließenden Schranken, bilden den Aus- und Eingang des Bezirks. Oben zu beiden Seiten des purpursammetnen, kuppelförmigen, von der goldenen Kaiserkrone überragten Baldachins über jedem Portal lagern vorzüglich modellirte polychrom behandelte nackte, Posaunen blasende, Ruhmesgöttinnen. Reizende Putten schlagen die Seitendraperien zurück. — Ein „Kronprinzenpavillon“ ist von österreichischen Kunstindustriellen mit dem Besten und Kostbarsten ausgestattet und geschmückt, aber ohne daß in der Gesammterrscheinung seines Innern ein befriedigendes, harmonisches Resultat erzielt worden wäre. — Eis- und Trankeleithaniens Weinproducenten stellten die Proben dieser edelsten Erzeugnisse des österreich-ungarischen Bodens in einem hübschen, charakteristischen Kellerbau aus. Die Producte der Parkettfabriken, Holzconstructions von allerlei Art, Fußböden, Intarsien sind in einem eleganten Kuppelpavillon vereinigt. Die Sensesfabrikation oberösterreichischer Werke, die Papier- und Cellulose-Industrie ist in Collectivausstellungen ihrer Erzeugnisse repräsentirt. Die Stadt Wien zeigte durch eine Ausstellung von Plänen, Photographien, Modellen, Gemälden, was sie an Bauten und Anlagen zum Schmuck der Straßen und Plätze, zu Nutz und Frommen der Bevölkerung neuerdings geschaffen hat: den großartigen Rathhausbau, die Schul- und Kirchenbauten, die öffentlichen Park- und Gartenanlagen. Auch in die Organisation und Art ihres städtischen Unterrichtswesens gewährt sie interessante Einblicke. — Der österreichische Kunstgewerbe-Verein gruppirt innerhalb eines umgrenzten Bezirks ausermählte Arbeiten der Werkstätten seiner Mitglieder. Sie überzeugen uns, daß von Letzteren in der Kunst- und Bauhölzerei, in der Goldschmiede- und Juwelierkunst, in der Kunst- und Luxus-Möbel-fabrikation, der Holzschmiederei und Intarsia, der Kunstglaserei und der gravirten wie der gemalten Decoration des Glases in Gold und Farben, in

der Weberei prächtiger Tracht-, Tapeten-, Möbelbezug-Stoffe (weniger in der Teppiche), in welchen sich oft der feinste durchbildetste Farbensinn und ebenso gediegene künstlerische Schulung in der Musterzeichnung offenbart, und in allen Lederarbeiten Vollendetes geleistet wird. Allen diesen österreichischen, speciell Wiener Erzeugnissen ist noch immer jener gefällige, einschmeichelnde Reiz eigen, mit dem sie besonders 1873 sich Bewunderung und Gunst bei allen Nationen eroberten. Nur haben wir Deutschen seitdem in allen diesen Gewerben so rapide und glänzende Fortschritte gemacht, daß uns diese österreichische Kunstindustrie heut lange nicht mehr so überragend erscheint, als damals. In dem Zweige der Bronzeindustrie, welche immer den besonderen Stolz und Ruhm Wiens bildete, der Fabrication von Salon- und Schreibtischgarnituren und der Ausstattung von Lederarbeiten, haben wir Wien heut nicht nur eingeholt, sondern überholt. In der Ausstellung der Kunsttöpferei machen besonders die, prächtig mit reichfarbigen Decors in alt-nationalen Mustern geschmückten, Porzellane und Fayencen ungarischer Manufacturen sehr stattliche Figur und brillanten Effect. Eine eigenthümliche Gattung von Lederarbeiten, Albumbedel, Mappen, Kassetten, Täschchen zc. verdient besondere Anerkennung. Daß cremeweiße, hie und da mit zarten Farbentönen übergangene Leder wird theils durch herausgetriebene, hoch gepreßte Reliefdarstellungen, theils durch gravirte oder eingepreßte, in braunem Ton gehaltene Ornamente und Zeichnungen der mannigfachsten Art decorirt. Zumal mit dunkler Bronze montirt, sind diese Arbeiten von raffiniert reizender Wirkung.

Die Ausstellung der Deutschen gewährt, trotz aller Bemühungen unseres Commissars, in der Gesamtheit einen ziemlich wirren, chaotischen Eindruck. Wahrhaft imposant wirkt einzig die Ausstellung der Maschinen, der Bergwerks- und Hüttenproducte. Da finden wir eine Fülle vortrefflicher Arbeitsmaschinen, Gasmotoren, Pulsometer, Petroleum- und elektro-dynamische Maschinen, Pumpen aller Art, vollständige Mühleneinrichtungen, Destillir- und Ventilationsapparate, viele davon in voller Thätigkeit vorgeführt, aus rheinischen, westfälischen, hamburgischen, hannoverschen, württembergischen, berlinischen und elsasser Fabriken. Ebenso bedeutend ist die Ausstellung der Erzeugnisse einiger großen Hütten- und Eisenwerke Rheinlands und Westfalens; vor Allem die der drei nun gesonderten ursprünglich Stumm'schen: der Neukirchner, der Hallberger Hütte und der Dillinger Hüttenwerke. Nächst dieser die Ausstellung des Rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergwerks, das seinen ganzen Betrieb, seine Maschinen und Etablissements (in Modellen) neben seinen Producten vorführt; die der Laurahütte und die der Stettiner Schiffsbau-Aktiengesellschaft Vulkan, von deren riesiger Production die Zeichnungen und Modelle ihrer Erzeugnisse eine Anschauung gewähren. — Die Ausstellung der chemischen Industrie Deutschlands hören wir von den Eingeweihten in allen Tonarten preisen. Sie sei „die erste der Welt“. Ich muß das auf Treu und Glauben hinnehmen. Daß die

deutsche Getränkeindustrie, wenigstens die Bierproduction den gleichen Ruhm beanspruchen dürfte und die wirklichen Traubensäfte Deutschlands noch immer zu den besten und edelsten unter allen auf Erden gewachsenen zählen, — darüber herrscht sicher nur eine Stimme bei der gesammten Bier und Wein trinkenden Menschheit. Selbstverständlich sind diese vaterländischen Industriezweige hier reichlichst vertreten. Neben den Producten in lustig und malerisch decorirten und arrangirten Fässer- und Flaschengruppirungen fehlt nicht der Hopfen, von dessen Güte und Art auch die des bekannten braunen Safts noch immer so wesentlich abhängt.

Die deutschen Bronze-, Edelmetall- und Juwelier-Arbeiten, das schlesische Kunstglas suchen wir in Antwerpen vergebens. Schöne, in Kupfer getriebene alterthümliche Prunkgefäße, gravirte Zinntannen, kunstreich in Eisen geschmiedete Stücke zu Schmuck und Gebrauch, Porzellan-, Fayence- und Glasgefäße mit Feinzinn, Neusilber, Bronze montirt, meist Münchener Ursprungs, geben wenigstens eine ungefähre Anschauung von der Eigenart, der künstlerischen und technischen Vorzüglichkeit dieser kunstgewerblichen Specialitäten im heutigen Deutschland. Sehr inhalt- und umfangreich ist die Ausstellung deutscher Stand-, Kamin- und Wanduhren, für welche die Mitwirkung der Bronzeindustrie stark in Anspruch genommen ist. — Von der Fabrication der Metallbräute, der decorativen Zinkarbeiten für Architektur, von Eisenöfen, emailirten Blech- und Eisengeschirren und vor Allem von der der Waffen und Rlingen in Deutschland gewinnt man hier jedenfalls ein besser entsprechendes Bild, als von dem Können der die Metalle bearbeitenden Kunstgewerbe. — Die Porzellan- und Majolika-Industrie wird durch das königlich sächsische Institut zu Meissen, die Mettlacher Fabrik Billeroy und Boch und die Venzlather Thonwaaren vertreten. Ihre Erzeugnisse lassen an Geschmack, an Gediegenheit und Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig. Die beiden ersteren Institute haben sehr erkennbare Fortschritte gemacht und die Grenze ihrer Leistungen weit hinaus zu rücken verstanden. — Von den Erzeugnissen der innerhalb eines Jahrzehnts so überraschend und glänzend entwickelten deutschen Kunstmöbel-Industrie sind nach Antwerpen verhältnißmäßig nur wenige vereinzelt, freilich meist ausgezeichnete, Proben aus Berlin, Hamburg, Ludwigshafen gelangt. Das Meiste und Bedeutendste an solchen Möbeln findet man in dem prächtig ausgestatteten Pavillon der bekannten Firma Ferd. Voigts u. S. (Berlin) in der internationalen Galerie beisammen: einen Rococosalon und ein Bibliothekzimmer.

Ganz unzureichend ist die Ausstellung der deutschen Textilindustrie. Einigermassen vollständig innerhalb derselben nur die der Teppichweberei von Cottbus, Schmiedeberg, Delsnitz, Wurzen, Berlin. In ihren hier ausgestellten Fabricaten, welche die gründliche glückliche Befreiung von den einstigen schlimmen Geschmacksfünden bekunden, zeigt sie sich auf ihrer vollen, heut erreichten Höhe. Kein anderes abendländisches Volk kommt in dieser Fabri-

kation den herrlichen orientalischen Musterwerken der Gattung näher als das deutsche.

Die Ausstellung unserer Sammet-, Plüsch-, Wollen- und Seidenstoff-Weberei ist kaum mehr als nur „markirt“. Besser kommt unsere Lederindustrie zur Geltung; die fabrikmäßige Bearbeitung zu industriellen Zwecken und zur Fußbekleidung, wie die kunstgewerbliche durch Pressung, Lederschnitt, Treiben u., in der Hulbe in Hamburg vor Allen excellirt. — Tapeten- und Papierindustrie, Typographie, Buchverlag, vielfältigende Künste — dies ganze Gebiet findet in Deutschland in Wahrheit doch noch eine ganz andere Pflege, als sich nach den hier ausgestellten Erzeugnissen schließen ließe. Eher schon läßt sich unsere Fabrication wissenschaftlicher und musikalischer Instrumente nach den hierher gesendeten beurtheilen. — Die Lehre aber mögen unsere Industriellen aus den hier wieder gemachten Erfahrungen ziehen, daß es besser für ihren und des Vaterlandes Ruhm wäre, sich von einer internationalen Ausstellung völlig fern zu halten, wenn das Reich die Sache der Beschickung nicht zu der seinigen macht, als so wie hier als eine willkürlich gemischte Gesellschaft von vereinzeltten Freiwilligen aufzutreten.

Unter den übrigen nationalen Abtheilungen verdienten besonders die an Erzeugnissen heimischer volksthümlicher Industrien, speciell interessanter Hausindustrien, Gewebe, Holz- und Töpferarbeiten, Waffen und Trachten ziemlich reiche serbische, und die der portugiesischen Colonien, die eine wohlgeordnete enorme Menge von wichtigen Naturproducten und von merkwürdigen und seltsamen Arbeiten verschiedener barbarischer und halbarbarischer Volksstämme enthält — ein ganzes ethnographisches Museum — eine eingehendere Behandlung, als ich sie ihnen hier zu Theil werden lassen kann.

Die Erzeugnisse des türkisch-ägyptisch-persischen Orients und ebenso Japans und Chinas, die sonst auf den „Weltausstellungen“ mit die anziehendsten und fesselndsten Abtheilungen zu bilden pflegten, fehlen zwar auch hier nicht gänzlich, aber sie kommen sämtlich aus zweiter Hand, sind von verschiedenen Händlern arrangirt und erheben sich, mit Ausnahme der von Sadullah, innerhalb der türkischen Abtheilung zu einer Sonderausstellung vereinigt, nicht viel über das Niveau der für den Massenausport gearbeiteten Fabrikwaaren.

Die internationale Ausstellung der schönen Künste zu Antwerpen bildet einen so viel umfassenden und bedeutenden Gegenstand für sich, daß ich auf seine Behandlung innerhalb der mir hier gesetzten Raumgrenzen verzichten muß.

Im Gegensatz zu der ziemlich unberechtigt mit ihrem stolzen Titel prunkenden „Exposition universelle“ ist die „Allgemeine Landesausstellung zu Budapest“ völlig das, was dieser Name ausdrückt.

Noch bis über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus galt Ungarn als ein halbasiatisches, von der großen europäischen Culturbewegung nur wenig berührtes Land. Seit aber einmal durch den „Ausgleich“ von 1867 die hemmenden Fesseln, welche auf seinem Volke lasteten, gesprengt waren, hat dasselbe sich mit bewundernswerther Energie, Zähigkeit und Consequenz und einer Opferfreudigkeit ohne Gleichen zu einer Machtstellung und zu einer Culturstufe emporgearbeitet, die es zu einem höchst einflussreichen, wichtigen und als solches von allen andern Staaten respectirten Mitgliede der europäischen Völkerfamilie machen. — Von vielen uralten eingewurzelt national Borurtheilen, Mißbräuchen und Ansitten hat sich Ungarn, unter dem Vorgehange großer und verehrter Führer, zu befreien verstanden. Aber keineswegs hat es damit zugleich auch seine nationale Eigenart geopfert, sondern diese vielmehr in voller Entschiedenheit zu bewahren getrachtet.

In der schönen Reichshauptstadt Budapest liest man die ruhmreiche Geschichte dieser Thaten, Opfer und von glänzendem Erfolg gekrönten Bestrebungen aus tausend offenbaren Zeugnissen und Früchten derselben, öffentlichen und privaten Unternehmungen, Bauten und sonstigen Neuschöpfungen zum gemeinen Wohl, zur Verschönerung der Stadt, zur Verbesserung der Lage der Bevölkerung. Diese überraschende Entwicklung zum Bessern ist nicht auf die Hauptstadt beschränkt geblieben. Das ungarische Volk hat die natürlichen Hilfskräfte seines Landes und die, welche in der eigenen Begabung, der eigenen Intelligenz und seiner so lange gleichsam in Schummer versenkt gewesenen Arbeitskraft und Tüchtigkeit liegen, erkannt und hat ernstlich damit begonnen, dieselben zum Heile des Ganzen nutzbar zu machen. Um die Strecke zu ermessen, um welche Volk und Staat seit der definitiven Befreiung auf allen Gebieten der nationalen Arbeit vorwärts gekommen sind, ist unter Anregung und Führung hervorragender Männer des öffentlichen Vertrauens diese „Allgemeine Landesausstellung“ in's Leben gerufen worden. Der Gedanke, sie zu unternehmen, ist bereits auf dem Landes-Gewerbefeste im Jahre 1879 ausgesprochen. Der Landesindustrie-Verein acceptirte ihn, entwarf den Grundplan. Das Stadregiment und dann auch die Staatsregierung entschlossen sich zu seiner Verwirklichung. Im Jahre 1883 empfing der betreffende Regierungsvorschlag durch Zustimmung des Reichstags gesetzliche Kraft. Kronprinz Rudolf übernahm das Protectorat, der Minister für Ackerbau, Gewerbe und Handel, Graf Szecsenyi, die Hauptleitung der Vorarbeiten. Die eigentliche praktische Organisationsarbeit aber fiel der sogenannten Landes-Commission und in ihr vor Allem ihrem Präsidenten, dem um Ungarns Handelspolitik so hoch verdienten Staatssecretair Dr. Alexander

Mattkowitz, zu. Die Direction der technischen Anlage und Einrichtung dem Obergeringieur Bela Müller. Die Verwaltung des Preßbureaus dem Sectionsrath Emmerich Galasz. Das Unternehmen wuchs rasch über die anfangs gezogenen Grenzen hinaus. Es erfolgte die doppelte Zahl der erwarteten Anmeldungen.

Die Hauptstadt bewilligte als Terrain zur Herstellung eines Ausstellungsparkes und zur Errichtung der nöthigen Haupt- und Nebengebäude einen 300 000 Quadratmeter umfassenden Theil des reizenden Stadtwaldchens vor dem westlichen Ausgang der neuen, prächtigen Radial- oder Andrássystraße. Die ausgeworfenen Kosten stiegen bis zu 1 806 000 Gulden. Mit Feuereifer sind alle Theilhaber an's Werk gegangen. Am 1. Mai d. J. konnte die Ausstellung eröffnet werden. Ihrem Programme nach ist sie eine ausschließlich national ungarische. Aber auch alle solchen fremden Producte, „die zur Förderung der ungarischen Industrie und Landwirtschaft beitragen können,“ sind zugelassen. Auf diesen Paragraphen gestützt, haben landwirthschaftliche und Arbeitsmaschinen neuer und verbesserter Construction, neue Erfindungen und Entdeckungen, Sämereien und lebende Thiere, auch von nicht ungarischer Herkunft ihren Einzug in die für sie errichteten Hallen im Ausstellungsparke gehalten. Auch ist daselbst ein großer, durch Form und Inhalt sehr interessanter, orientalischer Pavillon als Ausstellungslocal für Erzeugnisse der Türkei und der ehemals türkischen Donaufstaaten, Rumänien, Serbien, Bulgarien, errichtet. Ebenso ein nicht minder charakteristischer Bau zur Aufnahme der landwirthschaftlichen und gewerblichen Erzeugnisse Bosniens und der Herzegowina.

Der Park ist eine besonders glücklich geeignete, anmuthige, zum Aufenthalt zu jeder Tageszeit darin reizende Anlage. Nichts darin macht den Eindruck des erst gleichsam über Nacht und ad hoc künstlich Gemachten und Gepflanzten. Man hat nur die vorhandenen Waldpartien gelichtet, den sumpfigen Boden entwässert und geebnet, Rasen- und Blumenparquets angelegt und zwischen diesen Gartenpartien und Baumgruppen den Hauptpalast und die 107 verschiedenen Kioske, Pavillons, Hallen für Specialausstellungen, Restaurants, Cafés, Aneipen und „Ezarda's“ errichtet. Ersterer, zu dauernder Erhaltung bestimmt, ist nach den Plänen von Ulrich auf einer Grundfläche von 16 000 Quadratmeter aus Stein aufgeführt, von oblonger Grundfläche, mit sich rechtwinkelig kreuzenden hohen Mittel- und niederen Seitengalerien, in der Mitte von prächtiger, achtsseitiger Kuppel gekrönt; mit je einem imposanten Portalbau in dem Stil römischer Triumphbogen in der Mitte jeder der vier Fronten. Viele der Kioske und Anerbauten sind wahre Muster origineller, ansprechender und zweckgemäßer Gelegenheitsarchitektur.

Für das musikalische Ergöhen des Publikums in den zahlreichen gastlichen Etablissements nationalen und westeuropäischen Stils sorgen während der Tag- und Abendstunden mehrere Zigeuner-Capellen, die dort unermülich

ihre süß schwermüthigen leidenschaftlich grollenden und jauchzenden, hinreißend und zugleich nervös pridelnden, ja quälenden Weisen erklingen lassen.

Die Gesammtmasse der Ausstellungsgegenstände gliedert sich in 32 Gruppen, abgesehen von einigen Specialausstellungen.

Die Ausstellungen lebender Thiere sind nur temporäre. Während des Mai, des August und September haben solche stattgefunden. Eine der wichtigsten, die der lebenden Pferde, von welcher man sich mit Recht das glänzendste Schauspiel verspricht, steht in der ersten Hälfte des October bevor.

Die schon im Mittelalter erreicht gewesene Blüthe der Cultur, der Gewerbe und Kunsthandwerke in Ungarn ist durch die türkische Eroberung und der anderthalb Jahrhunderte währende Türkenherrschaft bis auf die Wurzeln ausgegilgt worden. Noch lange nach der endlich erfolgten Befreiung von ihr ist die Hauptthätigkeit und fast die einzige Quelle des relativen Wohlstandes die Bebauung des freigelegten Bodens des Landes gewesen. Die Landwirthschaft ist das eigentlich national-ungarische Hauptgewerbe. In alten patriarchalischen Zeiten ließ sich dieselbe daran genügen, das zu produciren, was das eigene Volk zu seiner Ernährung bedurfte. Erst nach der Befreiung des Bauernstandes durch die 48er Revolution und in viel verstärktem Grade noch, seit durch den Anschluß an das europäische Eisenbahnnetz das Land in directe Verbindung mit dem westlichen Europa gesetzt ward, hat die Landwirthschaft ganz andere größere Formen des Betriebes angenommen. In der Wissenschaft und Praxis der Bodencultur sind seitdem hier so enorme Fortschritte gemacht und die Erträge demgemäß in solchem Maße gesteigert, daß Ungarn heut zu den meist exportirenden Ackerbauländern Europas gehört. Wie das Korn, der Mais, der Weizen, so entspringt auch der köstliche Wein in reicher Fülle seinem gesegneten Boden. — Ungeheure Waldungen, deren verständige, nach wissenschaftlich erkannten Principien geregelte, Bewirthschaftung auch erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit ist, geben das beste Bauholz und Material für alle darin arbeitenden Industrien. Der Schooß der Erde in vielen Landestheilen birgt einen großen Reichthum an Edelmetallen, an Eisen, an Kupfer, an „schwarzen Diamanten“ — den Kohlen. Die Gebirge liefern vortreffliches Material der Architektur, darunter die schönsten Marmorgattungen. Der Besiß des Meeresküstenstrichs am Golf des Quarnero, mit dem Hafen von Fiume, hat der Nation, die ursprünglich ein Volk von Reitern und dann von Ackerbauern gewesen ist, nun auch noch die Eigenschaft eines seefahrenden und schiffsbauenden gegeben. Wie vordem die Fischerei in seinen prächtigen Strömen und Landseen, so ist nun auch die auf dem Meere zu einem wichtigen Zweige der nationalen Thätigkeit geworden. Die völlige Umwälzung im Betriebe der Landwirthschaft hat neue große Industrien in's Leben gerufen: die Maschinenindustrie, besonders die landwirthschaftliche Maschinen erzeugende; die rapid in's Kolossale gewachsene Mühlenindustrie, welche die Getreidebau-Producte verarbeitet.

Zu dieser Entwicklung der Maschinenindustrie hat die des Bergbaues und Hüttenwesens wie die des Eisenbahnbaues gleichzeitig nicht minder wirksam beigetragen. Allerdings sind es in der Mehrzahl ausländische, besonders deutsche Unternehmer, welche diese Fabriken auf ungarischem Boden begründet haben. — Mit dem wachsenden Wohlstand, mit den großen neuen Bauunternehmungen haben sich die Luxusindustrien im Lande gleichen Schritts entwickelt. Was Ungarn an deren Erzeugnissen so lange fast ausschließlich vom Auslande bezog, producirt es gegenwärtig in immer wachsendem Maß innerhalb der eigenen Grenzen. Selbst die schönen Künste sind, unter wirksamer Förderung der Großen des Landes, zu einer überraschender Entwicklung gelangt, — freilich meist noch in den Schulen von München, Düsseldorf und Paris.

In so manchen Landestheilen ist bei den sie bewohnenden Stämmen auch heut, im Zeitalter der Großindustrie, noch eine von Generation zu Generation vererbte und kaum degenerirte vielseitige Hausindustrie lebendig, in deren Betriebsweise und Erzeugnissen sich die Eigenart dieser Stämme entschieden und charakteristisch ausprägt.

Von allen diesen Gattungen und Richtungen der im ungarisch-siebenbürgisch-croatischen Reich betriebenen industriellen und künstlerischen Arbeit und eben so von den öffentlichen Bestrebungen zum Zweck der Heranbildung zu deren Ausübung empfangen wir durch die und in der Ausstellung ein möglichst vollständiges Bild.

In kolossalen dicht gefüllten Holzhallen sehen wir die in Ungarn producirten Maschinen, zum Theil in Thätigkeit gesetzt, zum Theil als nicht arbeitende Erzeugnisse ausgestellt, unter denen die landwirthschaftlichen den Hauptplatz einnehmen. Andere ähnlich umfangreiche Hallen beherbergen die systematisch geordneten Producte der Landwirthschaft und die der Verarbeitung ihrer Erzeugnisse. Wieder andere die des ungarischen Weinbaues und der — durch den Reichthum des Landes an edlem Traubensaft nicht ausgeschlossenen — im größten Maßstab betriebenen Alkohol- und Liqueurfabrikation.

Die Bergbau- und Hüttenproducte, die Gesteine und Baumaterialien des Landes haben ihre übersichtliche instructive Ausstellung in eigenen Gebäuden und in deren Umkreis. Eins der originellsten, charaktervollsten und ansprechendsten, ein lustig-malerischer bethürmter Fachwerkbau, dessen Ziegelfüllungen mit Baumrinden verkleidet sind, enthält die Ausstellung des Forstwesens, der Hölzer und sonstigen Waldproducte, der Bewirthschaftung, des forstwirthschaftlichen Unterrichtswesens und der ganzen jagdbaren Fauna Ungarns. Die kolossalen Stämme und Längs- und Querschnitte von solchen, welche im Forstpavillon selbst nicht Platz fanden, umgeben denselben draußen in wirksamer Gruppierung. — In einem weiten Gebäude von stattlicher Außen- und Innenarchitektur und vornehmer Decoration vereinigt das Ministerium der Communicationen und öffent-

lichen Arbeiten Alles, worin die großartige Thätigkeit der ungarischen Regierung und der Privaten auf dem Gebiet des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesens, der Flußregulirungen, der Strom- und Seeschifffahrt, der Handels- und Kriegsmarine, der Hafengebauten (von Fiume) und der Fischerei zum Ausdruck kommt. — In einem weiten Holzbau ist die Ausstellung der Hausindustrien installiert. Da drängt sich eine enorme Masse von eigenartigen, vielfarbigen Erzeugnissen der volksthümlichen Weberei, Teppich- und Deckenwirkerei, weiblicher Handarbeit von jeglicher Art, der Näherei, Stickeri, Spitzenklöppelei; ferner der Töpferei, der Holzindustrie, der Flechtereier, der Schmuckfabrikation, der Schneiderei. In zahlreichen gesonderten Kojen sind zugleich die Wohnungseinrichtungen — und zwar staffirt mit Gruppen lebensgroßer, mit den echten Costumen, selbst Producte der Hausindustrie, bekleideter, oft recht lebendig wirkender Gestalten, — der verschiedenen Volksstämme des Reiches veranschaulicht. Deren Freude an der grellen Buntheit schließt einen ruhigen harmonischen Farbenklang in ihren Erzeugnissen aus. Aber das instinctive Stilgefühl, die Nettigkeit, die heitere Pracht und das außerordentliche Handgeschick in den meisten dieser Arbeiten wirkt desto befriedigender und läßt uns diesen uralten nationalen Industrien eine lange Fortdauer von Herzen wünschen.

Die specifisch croatisch-slavonischen Erzeugnisse, welche in einem ungemein charakteristischen, polychrom decorirten großen Holzbau ausgestellt sind, haben mit den dort vereinigten eine enge Verwandtschaft. In dem bosnischen Pavillon dagegen sehen wir uns in den echten unverfälschten Orient versetzt, wenn es auch an mannigfachen Uebergangsstufen von den südslavischen zu den rein türkischen Erzeugnissen hier nicht fehlt.

Unter allen den Pavillons und Kiosken, welche im Park verstreut den Hauptpalast umgeben, gebührt dem eine ganz besondere Aufmerksamkeit, welcher die „Ausstellung der Stadt Budapest“ enthält. Was diese uns von großen öffentlichen Arbeiten zeigt, die in ihr und durch ihre Verwaltung zur Verbesserung und Verschönerung, an Einrichtungen zur Erziehung und speciell zum gewerblichen Unterricht der Jugend, die in diesen 15 Jahren unternommen und durchgeführt worden sind, flüßt uns den höchsten Begriff von dem weiten und großen Blick, der Einsicht, der Energie und dem feurigen Localpatriotismus dieser Behörden ein.

Im großen Palast drängen sich wohlgeordnet die Erzeugnisse der hauptsächlichsten Kunstgewerbe und einiger Nützlichkeits-Industrien zusammen. In „Kojen“, wie einst auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung, sind von den Kunsttischlern, Tapezierern und Decorateuren ganze Zimmer eingerichtet und mit allem ausgestattet, was zu Schmuck und Gebrauch dient. Außer einem ziemlich unglücklichen Versuch, den ungarischen „Bauernstil“ in Möbeln und Stickerieien salonfähig zu machen, sieht man da nichts anderes als ziemlich ausgeartete Nachahmungen von Wiener, Frankfurter, Münchener Vorbildern. Eine Art von Renaissance mit einer Lust an übertriebenen Formen und an

überladener Decoration wird fast von sämmtlichen Ausstellern dieser Gruppe cultivirt, die wenig erbaulich wirkt. Das Schönste und Kunstvollendetste, was diese und die mit ihnen zusammen wirkenden ungarischen Kunstgewerbe heut zu leisten vermögen, haben sie in der Ausstattung des loketten „Königspavillons“ geliefert. — Die im Palast ausgestellten Erzeugnisse der Kunstschlosserei und Eisenschmiedekunst beweisen eine ähnlich rasche und tüchtige Entwicklung derselben und ihre Schulung an den alten Meisterwerken der Gattung, wie wir sie in Berlin sich vollziehen gesehen haben. Einige recht wohl gerathene Bronzegüsse bildhauerischer und zahlreiche bronzene, messingene, zinkene decorative Kleinkunstwerke, Montirungen zc., gute Rlingen und Waffen und ziemlich unbedeutende Silberarbeiten repräsentiren diese Metallindustrie.

Unergleichlich reicher und glänzender entfaltet ist heut die ungarische Thonwaarenindustrie. Die Ausstellung dieser Erzeugnisse, besonders der decorativen Majolikagefäße (S. Fischer, Szolnay u. A.), bildet das Hauptparabestück im Palast. Die Ungarn sind zum Stolz auf diese, ein echt nationales Gepräge tragende Kunstindustrie, für welche die heimische Erde ein treffliches porzellanähnliches Material spendet und schöne Talente der Decoration thätig sind, durchaus berechtigt. Diesen Majoliken innig gesellt sind die Kunstglaswaaren, in deren farbiger, Email- und Golddecoration die Tendenz eines nationalen Stils sich kaum minder geltend macht. Ein solcher ist am entschiedensten ausgeprägt in den Arbeiten der Juweliers, Goldschmiede und Schmuckwaaren-Fabrikanten. Der Edelmetall- und Edelsteinschmuck der magyarischen Magnatencostume, Festtrachten und Prunkwaffen zeigt heut wie in der Vergangenheit ziemlich die gleiche Physiognomie und den gleichen Reichthum. Farbige Emailen kommen darin zu häufiger sehr effectvoller Verwendung; von Steinen außer den Brillanten und Türkisen besonders die herrlichen ungarischen Opale. Das köstlichste Meisterwerk künstlerischer Schmuckfabrikation altmagyarischen Stils unter allen hier ausgestellten ist der vielbewunderte Hals-, Ohren-, Arm- und Nieder- und Gürtelschmuck aus der Werkstatt von Egger in Budapest, welchen die Hauptstadt der Kronprinzessin Stephanie 1881 bei ihrer Vermählung dargebracht hat.

Die Producte der noch erst sehr bescheidenen, vom Auslande weit überflügelt Textilindustrie Ungarns, der Bekleidungsindustrie, welcher die Magnaten- und Priester-Amts-Trachten immer noch bedeutendere, Kunst und Geschmack ganz anders herausfordernde Aufgaben stellen, als irgend ein anderes wirklich getragenes Männercostüm Europas, der blühenden Lederindustrie und Wagenfabrikation; der Papierindustrie, Buchdruckerei und Buchbinderei, der Photographie; der wissenschaftlichen und chirurgischen Instrumente, der Kurzwaaren und Galanterieartikel, der Lebensmittel, die Chemikalien- und die Mühlen-

industrie sind außer den genannten Erzeugnissen übersichtlich gruppiert im Hauptpalast zur Ausstellung gebracht.

In diesem Gesamtbilde der ungarischen Production und Gewerthätigkeit giebt es sicher noch genug der unvollkommenen Partien. Aber das Ganze kann jeden Unbefangenen nur mit hoher Achtung für die sich auf allen Gebieten menschlichen Schaffens so energisch bethätigende Begabung; Lebens- und Arbeitskraft der heutigen eingeborenen Söhne und nicht zum wenigsten der eingewanderten Adoptivkinder dieser Nation erfüllen.

Auch in den bildenden Künsten regt sich frisches Leben. In dem zur Ausstellung ihrer Werke bestimmten interessanten Gebäude mit plastisch und farbig prächtig decorirter Façade und Außenseiten ist übrigens noch keineswegs alles Beste vereinigt, was die heutigen ungarischen Künstler hervorbringen. Ihre sehr Bedeutendes leistende decorative und monumentale Malerei lernt man nur in den öffentlichen Prachtbauten Budapests kennen. Der berühmteste Maler Ungarns, Munkacsy, ist leider nur ziemlich ungenügend vertreten durch die aus seinem Kreuzigungsbilde gelöste, in einem besonderen Gemälde wiederholte, Hauptgruppe. Der Preis unter den ausstellenden Malern gebührt Venczur und Horowitz für ihre Bildnisse. Des Letzteren Portrait der greisen Fürstin Sapieha gehört zum Schönsten, was in diesem Genre nach Gustav Richter neuerdings überhaupt gemalt ist. Vago, Vabitz, Feledi, Mannheim, J. Linnach, Meszöly, Szekefy, Than, Skutezky, Zornay, Vihary und der hier von Wien zu Gast erschienene H. von Angeli stellten nächst jenen die bemerkenswertheften Gemälde aus. Freilich, etwas national Magyarisches, das diese von denen anderer Schulen unterscheidet, ist auch in denen der Eingeborenen nicht zu erkennen. Man glaubt Wiener, Münchener und Pariser zu sehen.

Die Bildhauer sind den Malern im Ganzen noch überlegen. Tilgner, längst bekannt als einer der besten Wiener Meister, sandte eine ziemlich große Zahl höchst lebensvoller Bildwerke, besonders Büsten in Marmor — darunter auch eine polychrom behandelte von der schönsten Wirkung — Terra-cotta, Bronze und Gyps. A. Strobl scheint sein Schüler zu sein. Er arbeitet ganz in des Meisters Sinn und es gelingt ihm nicht selten, seinen Büsten einen ähnlichen Schein warmen athmenden Lebens zu geben, wie ihn jener erreicht.

Huszar ist der im Lande gepriesenste Meister ungarischer Bildhauerei; „unser großer Huszar“ von Jedem hier mit Stolz genannt. Seine aufgestellten Statuen lassen diese Bewunderung nicht recht begreiflich erscheinen. Als ungewöhnliche Talente der plastischen Kunst erweisen sich hier ferner Karl Senyei, Georg Zala und Georg Kis in ihren Statuen, Gruppen und Büsten. —

Den ungarischen modernen Architekten wird das beste Glück und die einzig rechte und wirksame Art der Förderung zu Theil: sie werden zur Ausführung zahlreicher bedeutender öffentlicher Bauten durch die Regierung,

die Städte und die reichen Privaten berufen. Die Namen der Baumeister von der größten Begabung freilich klingen fast sämmtlich deutsch und ihre Schule scheint die Wiener zu sein. Pbl, Hausmann, Vechnner, Ziegler, Rey, Quittner, Kaufacher, Fests, Schannen, Koch, Schickedanz, Pfaff, Ulrich. Ihre wirklichen Bauten und ihre hier ausgestellten Entwürfe könnten uns zu der Meinung verleiten, die deutsche Baukunst fände sich heut kein günstigeres Feld zur Bethätigung ihrer schöpferischen Kraft erschlossen als in Ungarn.

In diesem Pavillon der schönen Künste ist zugleich eine Ausstellung von erlesenen alten Werken ungarischer Kunstgewerbe installiert. Daß die Meister und Lehrer derselben im Mittelalter hauptsächlich Deutsche gewesen sind, werden auch die Magyaren nicht bestreiten. Die Goldschmiede zumal, die jenseits der Leitha und speciell in Siebenbürgen viel Herrliches geschaffen haben, wollten und konnten nie ihren innigen Zusammenhang mit Augsburg und Nürnberg verleugnen und haben ihn nie verloren. Die einen wanderten von dort in Ungarn ein, andere von ihnen, wie Albrecht Dürers Vater, wendeten sich aus dem Magyarenreich wieder zur Mutter der Künste, nach Nürnberg zurück.

Ihrem Beispiele bin auch ich gefolgt und folge ihm hier, indem ich die Allgemeine Landes-Ausstellung zu Budapest verlasse und mich zur „Internationalen Ausstellung von Arbeiten in Edelmetall und Legirungen“ in Nürnberg wende.

Die daselbst vor drei Jahren in's Leben gerufene bayerische Landes-Industrie-Ausstellung hatte einen überraschend glücklichen Erfolg gehabt. Außer dem sehr anständigen Ueberschuß von 400 000 Mark hinterließ sie dem damals in der alten Kunststadt gegründeten bayerischen Gewerbemuseum ein bleibendes Denkmal: das von dessen Director Dr. v. Stegemann erbaute Ausstellungsgebäude, welches die Werke der schönen Künste beherbergt gehabt hatte; einen mit gefälligen farbigen Decorationen in Keim'scher Mineralmalerei gezierten Ziegelbau. Auf einem, durch Niederlegung dieses Theils der alten Befestigungsmauer gewonnenen, Terrain an dem tiefer gelegenen sogenannten „Nonnengarten“, welches die Stadt dem Gewerbemuseum zu eigen überlassen hatte, wurde das auseinander genommene Gebäude von Neuem aufgerichtet. Es sollte fortan zur Aufnahme von Special- und Fach-Ausstellungen dienen und mit einer solchen eingeweiht werden; eben dieser jetzigen von Arbeiten in Edelmetall und Legirungen. Durch eine malerisch aus Holz construirte, bunt bemalte Treppenanlage, mittelst welcher zugleich die an der Westseite des Gebäudes vorbeiführende absteigende schmale Straße überbrückt wurde, setzte man das hier unterstellte hohe Erdgeschoß mit dem Nonnengarten tief unten davor in Verbindung. In diesem wurde ein anderer bunter schnörkelhafter Holzbau zur Aufnahme von Maschinen und einer Lesehalle errichtet; gegenüber an des Gartens Südseite ein großes Fachwerkgebäude für die Restauration, selbstverständlich im echten Stil deutscher Renaissance in seiner Gestalt wie seiner inneren Einrichtung und Ausschmückung.

Die bayerische Regierung sagte dem Unternehmen ihre Förderung zu. Von manchen Seiten, besonders in Deutschland und Oesterreich, ist man demselben freundlich entgegen gekommen.

Weniger beeifert zeigten sich die großen Fabrikanten der außerdeutschen Länder. Weber ihrem Ruhm noch ihrem Absatz kann eine Ausstellung ihrer Erzeugnisse in dem kleinen Nürnberg besonderen Zuwachs bringen. Warum also die immerhin beträchtlichen Opfer bringen zu dem Zweck, dem die Ausstellung unternehmenden Gewerbemuseum das Haus zu füllen?!

Eine sehr anerkennenswerthe Ausnahme machten die Japaner. Die kaiserliche Regierung zu Tokio organisirte eine Collectivausstellung, an welcher sich 98 Bronzefabrikanten aus verschiedenen Städten des Inselreichs mit einer Menge von ganz eminenten Arbeiten theilnahmen. Englands, Nordamerikas, Spaniens, Rußlands, Hollands Metallindustrie blieb fast gänzlich unvertreten. Von den französischen Werkstätten theilnahmen sich drei der berühmtesten Bronzefabrikanten: Barbéienne, Martin, Christophe und der erste aller Emailleurs P. Soyer. Von Belgien: die Compagnie des Bronzes. Die Italiener veräumen nicht leicht irgend eine Gelegenheit, um ihre allgemein ansprechenden, einschmeichelnden kunstgewerblichen Erzeugnisse zur Schau zu bringen und dabei, was auch hier ihren Bronze- und Schmuckwaarenfabrikanten nicht mißlingt, Käufer dafür zu werben. Scandinaviens Metallindustrie wird nur durch Schmuckwaaren nordischen Stils von Andrefen vertreten, die der Schweiz durch gute Goldschmiedearbeiten von Bossard. Türkische, persische, indische und chinesische Bronzegefäße, die einen mit tauschirter, gravirter, durchbrochen gearbeiteter Decoration, die andern mit farbigen Zellschmelzen bedeckt, wurden durch europäische und asiatische Händler und Sammler hergesendet. — Aus Oesterreich-Ungarn und Deutschland stammt die Hauptmasse der ausgestellten Gegenstände. Außer fertigen Metallarbeiten und Schmuckgegenständen haben auch Rohmaterialien, Werkzeuge und Maschinen, welche zu deren Fabrication dienen, Aufnahme gefunden. Letztere in einem großen hohen Saal an der Westseite des Hauptgebäudes und in dem bunten kuppelgekrönten Annezbau in dem traulichen, schattigen, Abends elektrisch beleuchteten, von Orchestermusik und Springbrunnenrauschen durchtönten, Garten.

Von großem Interesse ist die historische Abtheilung der Ausstellung. Man hat ihr einen, von Gold- und Metallglanz in den mannigfachen Tönungen schimmernden, durch zwei Stockwerke gehenden Kuppelsaal, den „Goldenen Saal“, zugewiesen, zu dessen prunkvoller Decoration die Nürnberger Blattgoldfabrikanten das Material lieferten. Hier sind in hohen umfangreichen Vitrinen in der Mitte des Raumes und längs seiner Wände viele Hunderte von älteren Kunstwerken in Bronze und Edelmetall, dem römisch-griechischen Alterthum, dem romanischen und gothischen Mittelalter, der Renaissance, der Barock- und Rococo-Epoche entstammend, vereinigt. Außerdem auch schöne Collectionen altchinesischer, altindischer und alt-

japanischer Arbeiten, unter letzteren besonders die merkwürdigsten durch Eisenschmitt, Silber- und Goldincrustationen geschmückten Schwertgriffknöpfe und Stichtblätter.

Eine fast verwirrende Menge köstlicher Schmuckstücke, edelmetallener Zugzuggefäße und Geräthe für kirchliche und profane Zwecke, aus dem Besitze von kunstliebenden deutschen Fürsten, wie der Großherzog von Sachsen-Weimar, der von Baden, der von Mecklenburg und Herzog Ernst von Coburg-Gotha, alten süddeutschen Adelsfamilien, Prälaten, Kirchenvorständen, Stadtbehörden, großen Sammlern und Liebhabern, läßt die unererschöpfliche erfinderische Phantasie und die technische Meisterschaft der alten deutschen und besonders auch der sächsisch-siebenbürgischen Goldschmiede sich hier gar herrlich offenbaren. Die Bedeutung der Letzteren lernen wir aus einer von den evangelischen Kirchen der Städte jenes Landes eingesendeten großen Sammlung silbervergoldeter, höchst kunstreich gearbeitet und geschmückter Altargeräthe und Gefäße aus dem 15.—18. Jahrhundert zum ersten Mal kennen.

In einem andern Saal des Hauses sind sogar Sammlungen prähistorischer Schmuckgegenstände aus Bronze und Gold, altägyptischer, central-amerikanischer, antik hellenischer und römischer Ausgrabungsfundstücke und ihrer Nachbildungen ausgestellt; in ihrer Nachbarschaft solche von nationalem „Bauernschmuck“ verschiedener Volksstämme.

Von größeren in Bronze ausgeführten Kunstschöpfungen sind N. Wegas' bekannte geniale Centaurengruppe, Wagnmüllers badendes Mädchen, beide von Gladenbeck in Berlin vorzüglich gegossen, ein Paar lebensgroße weibliche Idealstatuen aus den Werkstätten des Nürnberger Gewerbemuseums und einige bekannte Bronzestatuen nach Modellen moderner Franzosen aus Barbédiennes Werkstatt eingesendet. Dagegen in ziemlicher Menge Statuetten, kleinere Gruppen, Büsten, decorative Bildwerke der mannigfachsten Art, Ziergefäße, Garnituren, Reproduktionen alter und neuerer größerer Bronzewerke in Zink und echter Bronze aus Gießereien der genannten Nationen. Berliner Fabriken zumal überschwemmten die Räume mit ihren derartigen Metallwaaren, Cuivre-polis und Zinkbronzen. Aber Berlin sendete zugleich auch seine unübertroffenen messingbronzenen, kupfernen, vernickelten, künstlerisch gestalteten Beleuchtungsgegenstände. Münchener Meister lieferten, wie nach Antwerpen, ihre großen in prächtigem Stil gearbeiteten Kupfer- und Zinngefäße.

Die heutige deutsche Silber- und Goldschmiedekunst hätte zweifellos noch zahlreiche ganz andere und bedeutendere Schöpfungen auszustellen gehabt, als die hierher gelieferten eminenten Prunkstücke aus Berliner, Münchener, Wiener, Frankfurter, Stuttgarter, Hanauer, Bremer Werkstätten. Aber von der erreichten hohen Stufe des künstlerischen und kunsttechnischen Könnens unserer Meister geben dieselben immerhin eine zutreffende Vorstellung.

Was hier von einigen der besten Wiener, Münchener und Berliner

Juweliere an theils emailirtem, Gold- und Edelsteinschmuck ausgestellt wird, darf sich den schönsten derartigen Arbeiten der Italiener vergleichen, ja überbietet dieselben wohl noch in manchen Stücken.

Die Pforzheimer, Hanauer, Idarer, Schwäbisch-Ömünder vereinigten Schmuckfabrikanten geben in ihren massenhaft ausgestellten, überwiegend doch für den großen Markt gearbeiteten Erzeugnissen viele erfreuliche Beweise, wie sehr sich das ganze Niveau dieser an jenen Orten heimischen Industrien durch die in neuerer Zeit daselbst systematisch betriebene Schulung des Geschmacks und künstlerische Erziehung gehoben hat. Gleiches ist der durch württembergische und Berliner Firmen vertretenen Neusilber- und Alsenide-Industrie nachzurühmen.

Zum Außerordentlichsten und Bewundernswerthesten, was an modernen Metallarbeiten in Nürnberg ausgestellt ist, gehören die Gegenstände in der Collectivausstellung japanischer Künstler und Bronzefabrikanten. Der in der Ausführung dieser Bildwerke, Vasen und Geräthe und der sie schmückenden metallenen incrustirten, nielirten, getriebenen und ciselirten, wie der in farbigen Emaillen ausgeführten, mit feinstem Naturgefühl gezeichneten und modellirten, mit edelstem Geschmack getönten Decors — Darstellungen aus dem Thierleben und dem Pflanzenreich — bewiesenen technischen Kunst und Meisterschaft gegenüber stehen wir meist wie vor einem Unbegreiflichen. Weder unsere Erfahrung noch unsere Schulweisheit lösen uns das Räthsel so mancher Proceffe der Herstellung dieser Dinge.

Zu einer wirklichen „universellen“ Metallarbeiten-Ausstellung fehlt dieser Nürnberger wohl noch viel. Immerhin bietet sie mannigfache Anregungen und gewährt Künstlern, Fabrikanten und Kunstfreunden vielfache Bereicherung ihrer Anschauungs- und Fachkenntnisse, dem Publikum Gelegenheit, seinen Geschmack zu bilden. Vieles, was die moderne Abtheilung enthält, mag uns mit der Genugthuung erfüllen, wie es die Gegenwart so herrlich weit gebracht hat. Freilich aber bringt das Studium des historischen Theils es uns andererseits auch zur klaren Erkenntniß, daß alles Beste [auch auf diesen Gebieten bereits lange vor uns einmal erreicht und dagewesen] ist.





Eine Wallfahrt nach Mariä-Einsiedeln.

Don

Johannes Scherr.

— Zürich. —

I.

Was ist ein Kloster, Mama?“
„Der Papa soll es euch erklären.“
Der Papa that so und fügte seiner Erklärung bei: „In den Sommerferien will ich euch eins zeigen.“

Versprechen müssen gehalten werden, zumal, als die Ferien gekommen, wiederholte Mahnungen vonseiten der Kinder nicht ausblieben.

Unser liebes „gemäßigtes“ Klima hatte heuer (1885) die Laune, uns den tropischen Standpunkt klar und noch heißer als klar zu machen. Vielleicht gefiel sich die Sonne darin, allen Fortschrittsfezern zum Troß und Tort der bismärdischen Kolonialpolitik Vorschub zu leisten, indem sie die überschüssige und auswanderungslustige deutsche Jugend einen Kursus in ost- und westafrikanischer Temperatur durchschwitzen machte.

Wie dem sei, eines Morgens zu Ende Juli's nahm ich nach more consueto durchschwitzter Nacht mit Vergnügen wahr, daß

„Von des schimmernden See's Traubengestaden her“
eine frische Brise zu uns heraufwehte, und so gab ich das Signal zum Antritt unserer Wallfahrt.

Das ist jetzt nur noch eine Eisenbahnfahrt wie eine andere. Es mag ja sein, daß unter den Tausenden von schwäbischen, elsässischen und schweizerischen „Wybervölschern“, welche alljährlich zur schwarzen Muttergottes nach Einsiedeln wallfahren, dann und wann noch diese Frau oder jenes Mädel nach frommer Vormütter Sitte Erbsen in die Schuhe gethan hat. Aber das Dampfroß sorgt schon dafür, daß solche löbliche Rastung keinen Fußsohlenschmerz mehr verursache. Vor Zeiten ist das anders gewesen: da war

die Frömmigkeit noch nicht so eisenbahnbequem wie jetzt. Als ich in meinen Knabenjahren unter der Obhut meines guten Bruders — über dessen Grabhügel auf dem Friedhof von Tägerweilen im Thurgau Friede walte für und für! — zum erstenmal nach Einsiedeln wallfuhr, nein, wallwanderte, in recht langem und heißem Tagmarſch von Zürich aus wallwanderte, auf daß ich sähe und erführe, was Wallfahren wäre und was ein Kloster vorstellte, da trafen wir hinter der Schindellegi, dort, wo links her vom hohen Egel der Pilgerpfad in's Sihlthal herabsteigt, ein greißes Weiblein, welches, den Schnappſack auf dem Rücken, in der Linken einen großen Rosenkranz, in der Rechten einen langen Stab haltend und laut vor sich hinbetend, recht mühsällig sich fortschleppte. Die Pilgerin bettete uns an, aber nur mit den Augen, welche ehrlich und zutraulich aus dem alten Gesicht hervorstukten. Mein Bruder reichte ihr einen „Zürichilling“ und sagte: „Ihr habt wohl Erbsen in den Schuhen, Mutterle?“ — „Ja, Herrle, so hab' ich. Hab's gelobt zur benedeiten Muttergottes von Einsiedeln.“ — Wir ließen die Greisin hinter uns zurück und ich bemerkte einen Zug tiefen Mitleids in dem Gesichte meines Bruders. Dann wick dieser Zug einem sarkastischen Lächeln und ich hörte ihn murmeln: „Hätte sie wenigstens die Erbsen zuvor gekocht!“ Der ganze Vorgang stand mir wieder mit greifbarer Deutlichkeit vor den Augen, als das keuchende Lokomotiv uns an der bezüglichen Stelle vorüberschleppte oder vielmehr vorüberschob

Im züricher Bahnhof erschreckliches Menschengewimmel und buntes Touristengewusel. Eine unendliche Auswahl von verrückten Herrenanzügen und wahnſinnigen Damenhüten. Item jene plumpe Selbstsucht und rohe Rücksichtslosigkeit, welche den allermodernsten Verkehr durchweg kennzeichnen. Früher reiste man allerdings viel langsamer und viel beschwerlicher, aber auch in viel angenehmerer Gesellschaft. Jetzt geht Krethi und Plethi auf Reisen und verbreitet allüberall die öde Gemüthlosigkeit unserer Kulturbarbarei. Wir waren froh, endlich wohlbehalten eingeschifft und aus dem Lärm und Dunst heraus zu sein.

Nachdem er die nordwestliche Vorstadt mittels einer großen Kurve umfahren, gelangt der Zug an das linke Seeufer und rollt in geringer Höhe über dem blauen Wasserpiegel südwärts hinauf, immer durch Nebengelände und Obstgärten, vorüber an einer Reihe von schönen Dörfern, deren Wohlhabenheit — schweizerisch „Hablichkeit“ — aus allen Fenstern lugt. Dort unten zur Linken, zwischen Horgen und Wädenschweil, springt die Halbinsel Au weit in den See vor. Eine so zu sagen klassische Stelle, wenigstens literargeſchichtlicher Boden. Da, im Eichenſchatten des Augestades, haben gerade vor 135 Jahren Friedrich Klopſtock und seine züricher Freunde und Freundinnen am 30. Juli von 1750 jenes Jdyl der Freundschaft gefeiert, welches den Meſſiasſänger zur schönsten seiner Oden begeisterte. Ein Genöß dieser berühmten Zürichseefahrt, der junge Doktor Hirzel, hat dieselbe in einem vom 4. August 1750 datirten Briefe an den Frühlingsſänger

Kleist im überschwänglichen Stile der Abadonna- und Cidli-Zeit geschildert. Schon drei Tage zuvor hatte Klopstock selbst von Winterthur aus an den Bruder seiner geliebten Fanny darüber geschrieben und es ist ergötlich, aus seiner Epistel zu erfahren, wie die Erinnerung an Fanny den Dichter keineswegs verhinderte, dem „jüngsten und schönsten Mädchen“ der ganzen Gesellschaft, der „siebzehnjährigen schwarzäugigen Mademoiselle Schinz“, feurig den Hof zu machen und seine Bemühungen, die „siebzehnjährige Unschuld“ anzuleiten, „sich würdigere Vorstellungen von Gott zu bilden,“ mit „sehr vielen Küssen“ honoriren zu lassen.

Am Tage nach der Ausfahrt ging Klopstock mit Bodmer und Breitinger nach Winterthur, wo er im Kreise seiner Verehrer eine fröhliche Woche verlebte. In diesen Tagen bereitete er seinen Freunden eine freudige Ueberraschung, indem er ihnen die so eben gedichtete Ode „Der Zürichersee“ vorlas, fraglos eine der schönsten Blüthen, welche die deutsche Poesie auf schweizerischem Boden getrieben — vielleicht die schönste überhaupt.

Doch ich muß mich hier unterbrechen, um den großen Meistern und den fast noch größeren Jüngern der hochpreislichen Mikrologie unsrer Tage eine Mittheilung von unglaublicher Wichtigkeit zu machen: —

Der Stuhl, der Lehnstuhl, auf welchem Klopstock gesessen, als er zum erstenmal seinen „Zürichersee“ vorlas, er existirt noch! Halleluja.

Noch mehr: dieses verehrungswürdige Möbel befindet sich in meinem Besitze. Es steht in meinem Schlafzimmer und ich erlaube mir mitunter, darauf zu sitzen. Natürlich nur bei besonders feierlichen Anlässen und unter Berücksichtigung aller Forderungen der Pietät.

Wie dieser schlichte, aber doch „hilfvolle“ Rokoko-Stuhl aus der winterthurer Familie Künzli in die Familie Sulzer, aus dieser in die Familie Hegner, dann mit einem Sprößling derselben in's Pfarrhaus nach Oberwinterthur, von dort wieder nach Winterthur und zwar in das Haus „Zum blauen Fahnen“ in der Hintergasse und von da endlich durch weibliche Vermittelung zu mir gelangte — ja, das ist eine ebenso lange als, alexandrinisch angesehen, fabelhaft interessante Geschichte. Leider bin ich zu alt, um an die Schreibung derselben noch denken zu können. Ich hoffe jedoch, diese Mittheilung werde in der mikrologischen Welt der gelehrten Lumpensammler und exakten Trödelbubler das geziemende Aufsehen erregen und es werde sich dadurch etwa der berühmte Professor Bumbum, der Präparator des Schillerkäfers, oder der berufene Professor Bimbam, der Knicker des Göttesflohs, zu einer „grundlegenden“ und zugleich „abschlußgebenden“ Biographie Klopstocks anregen lassen. Die Stuhlgeschichte, allwozu das „exakte“ Material zu liefern ich erbötig bin, müßte darin selbstverständlich den breiten Raum einnehmen, welchen sie aus kultur- und literargeschichtlichen, aus biographischen, ästhetischen und kunstgewerblichen Gründen verdient . . .

In Wädenswil zweigt sich von der „Seethalbahn“ der Schienenstrang ab, welcher an den Berghalden rechts hinaufklimmt, dem Paß

der Schindellegi zu. Während der Zug, in Wädenschweil mit Wallfahrern schwer beladen, die vielfachen Bindungen sich hinanarbeitet, rollt sich links in der Tiefe zwischen Richtersweil und Rappersweil der See in seiner ganzen Breite auf. Ungefähr in der Mitte zwischen den genannten Ortschaften steigt aus dem blaugolden im Sonnenlichte funkelnden Wasserspiegel eine baumschattige Insel auf —

„Ufnau! Hier modert unser Heiland,
Für's deutsche Volk an's Kreuz geschlagen.
Ein deutsches Melka wär' dies Eiland,
Hätt' ihn kein deutscher Leib getragen.“

Vor fünf und vierzig Jahren hat man dieses kirrende Hyperbellech schön gefunden. Heute würde Herwegh wohl selber davon sagen: Da sieht man wieder, daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Vers weit ist. Freilich, die pompösen Reime „Eiland“ und „Heiland“ waren sehr verlockend. Aber den armen Hutten zum deutschen Heiland aufzublasen, zu einer so kolossalen poetischen Lizenz hat es, wenn mir recht ist, sogar der Vater Bombasticus Victor Hugo niemals gebracht. Hutten war fraglos ein bedeutender Mensch, vielleicht der genialste Deutsche von dazumal. Alles in allem genommen, war er aber doch nur ein verllorener Posten in einem verlorenen Kriege, dessen bestes Wissen, Wollen und Waffen der kursächsische Oeffentliche Hofrath Professor Dr. Martin Luther an die Fürsten und Städtemagistrate verk—ompromisselte, um sein Schaf, die lutherische Dogmatik, aus der Sturmflut der Zeit glücklich auf's Trockene zu bringen.

II.

Auf der Paßhöhe der Schindellegi stand vordem ein einsamlicher Bergweiler mit einer Pilgerwirthschaft, wo ich vor Zeiten manchmal eingelehrt bin und gebadene Sihlforellen genossen habe. Jetzt ist eine Bahnstation da, item eine Fabrik und mir wollte scheinen, der früher so heimelige Ort fabrikle schon bedenklich und habe auch seinen geschichtlichen Nimbus ganz eingebüßt. „Tout dégenère entre les mains de l'homme; il bouleverse tout, il défigure tout,“ hat der „Citoyen de Genève“ gesagt.

Was den geschichtlichen Nimbus der Schindellegi von ehemals betrifft, so hat es damit seine Richtigkeit. Hier, wo die zu Zeiten wild brausende Sihl aus dem Hochthal von Einsiedeln herabkommt, um mit scharfer Wendung am Fuße des „Hohen Rohnen“ hin westwärts weiter zu rauschen, hier in dieser Thalenge und an diesen steilen Bergthalben hat einer von den letzten heldischen Akten der Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft gespielt.

Die Mächenschaften, allwomit die französische „Schwesterrepublik“ i. J. 1798 der alten Eidgenossenschaft den Untergang bereitete, um die Schweiz recht bequem und gründlich austrauben und auspressen zu können, bilden einen ungeheuren Anäuel von Arglist, Tücke, Muthlosigkeit und Schamlosigkeit. Nicht bald hat sich in der weltgeschichtlichen Tragikomödie die menschliche

Niedertracht und Frevelhaftigkeit so zwanglos wüst kundgegeben wie hier. Die Räuberhorden des Direktoriums, die sansculotterigen „Vöffelgarden“ sollten „auf den Spitzen ihrer Bajonnette“ den Söhnen Teils, den Enkeln Winkelrieds „die Freiheit bringen“. Wäre das nicht so tragisch gewesen, würde es urkomisch heißen müssen. Uebrigens hätten die Agenten und Generale der „Schwesterrepublik“, die Mengaud, Lecarlier, Rapinat, Menard, Brune, Schauenburg und wie sie alle hießen, mit der Schweiz kein verhältnißmäßig so leichtes Spiel gehabt, wenn nicht vielerorten im Lande die öffentlichen Zustände so verworren, abgelebt, verrottet und beschwerlich gewesen wären, daß die urtheilslose Menge durch betrogene Betrüger unschwer überredet werden konnte, den Freiheitsklügenphrasen der räuberischen Eindringlinge Glauben zu schenken. Die betrogenen Betrüger aber, jakobinische Phantasten, wie der Baudois Saharpe und der Baseler Dohs, trugen kein Bedenken, die Selbstständigkeit, den Frieden, die Ehre und den Wohlstand ihres Heimatlandes den Franzosen preiszugeben, falls diese nur sich herbeiließen, ihre Phantasterei und Parteibornirtheit mit geschwollenen Tiraden von Menschenbruderschaft, Völkersolidarität und dergleichen Klügel mehr zu füttern.

Ganz anders fühlten und dachten die Magnaten, die Priester und die Sennen der Urkantone, sowie die Stadtpatricier und die Bauern von Bern. In ihnen allein lebte noch etwas von jenem Geiste der alten Eidgenossen, welcher bei Sempach und Näfels, bei Laupen und Murten gekämpft und gesiegt hatte. Die Urkantöner und die Berner hatten von der Ehre ihres Landes, von der Würde der Schweiz eine ganz andere, eine unendlich viel höhere Vorstellung als alle die liberalen Schwäpzer, welche zu Weggeizern und Handlangern der räuberischen Franzosen lakaienhaft sich hergaben. Wofür? Für einen Mondschein im Wasser, genannt Helvetische Einheitsverfassung, Helvetische Republik — so ein Schein und Schemen von der Sorte der „Batavischen“ und der „Eisalpınischen“ Republiken von dazumal. Die Berner und die Urkantöner stemmten sich freilich viel zu spät und mit viel zu unzulänglichen Kräften dem in's Rollen gekommenen Verderben entgegen. Aber sie unterlagen wenigstens ehrenvoll und zeigten der Welt, daß es innerhalb der verrathenen und verkauften Eidgenossenschaft noch immer Männer, ja, und auch Frauen gab, welche der Schande den Untergang vorzogen.

Am 5. März haben die Berner Milizen unter Erlachs Führung im Grauholz und bei Neuened heldisch gegen die Franzosen gestritten, während in ihrem Rücken ihre „realpolitische“ Regierung mit dem Feinde parlamentirte und kapitulirte und demzufolge der General Schauenburg um 1 Uhr Mittags in das nie zuvor von Feinden betretene Bern einziehen konnte, um sofort die Staatskassakammer und das Zeughaus auszurauben. Alles, natürlich, um der lieben auf den Bajonnettespizen der Schwesterrepublikaner gebrachten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit willen. Man muß die

durch Stürler im 12. und 15. Bande des „Archivs für schweizerische Geschichte“ (1859) zum erstenmal veröffentlichte „Correspondance“ des französischen Räubergenerals Brune lesen, um so recht zu wissen, warum und wasmaßen die Franzosen i. J. 1798 die Schweiz „befreiten“.

Im April wälzten sich die französischen Heerhaufen gegen die Urschweiz heran, um auch die Urkantöner zum Tanz um den phrasenbesitterten Freiheitsbaum der „Helvetik“ zu zwingen. Den Kern des Widerstandes gegen die gallische „Befreiung“ bildete das Volk von Schwyz unter der Führung von Moxs Reding, des wackern Sprößlings eines der ältesten schwyzerischen Geschlechter, und des Kapuziners Paul Styger, welcher tapfere Ruttenmann zu Pferde stieg, um, das Schwert in der Rechten und das Krucifix in der Linken, die Sennenscharen in den Kampf zu geleiten, ein Vorläufer seines Bruders in der Rutte, des tirolischen „Rothbartes“ Gaspinger. Diese zwei Kapuziner haben, menschlich angesehen, Duzende „zeitgemäßer“ Phrasenstrohdrescher von damals aufgewogen und wiegen noch heute Duzende von solchen auf.

Am 30. April fochten die Urkantöner bei Wolerau glücklich gegen die vom linken Zürichseeufer heraufdrängenden Franzosen, welchen als lockendes Kampfziel insbesondere die reiche Abtei Einsiedeln vorschwebte. Dieses Ziel hat denn auch eine ihrer Kolonnen mittels eines Seitenmarsches über Lachen am 2. Mai erreicht, während ihr Gewalthaufe am selbigen Tage beim Paß der Schindellegi durch Reding und seine tapfern Schwyzer nach heißem Kampfe zum Stehen gebracht wurde. „Die sehten ja noch viel verzweifelter als die Chouans,“ sagten französische Officiere, welche die Kämpfe in der Vendée mitgemacht hatten. Allein die Hiobspost von der Einnahme Einsiedelns durch die Franzosen und die weitere, daß eine französische Heerschar von Schwyz her über Ecce Homo und St. Josef gegen den Morgarten vordränge, sie nöthigten Reding, die Schindellegi aufzugeben und rückwärts auf der Hochebene von Rothenthurm eine neue Vertheidigungsstellung zu suchen. Hier, auf der altberühmten Wallstatt am Morgarten, allwo 482 Jahre zuvor die Eidgenossen ihren ersten Sieg gewonnen hatten, da haben, immer an demselben 2. Maitag, die Schwyzer wider einen mit fünffacher Uebermacht von allen Seiten her sie bedrängenden Feind den letzten Sieg der alten Eidgenossenschaft glorreich erstritten — erstritten vor allem durch den Wunden und Tod verachtenden Ungestim, womit der schwyzerische „Landsturm“, untermischt mit Greisen, Frauen, Mädchen, Kindern, auf die Franzosen sich warf.

Das war das Ende. Denn nachdem dieses brave Völklein, so gering an Zahl, so schlecht bewaffnet, so verlassen von aller Welt, gethan, was menschenmöglich, um den Heimatboden vor fremder Tücke und Gewalt zu schützen, mußte es der übermächtigen Vergewaltigung knirschend sich fügen. Aber die Tragödie der Vernichtung der alten Eidgenossenschaft sollte noch ein furchtbares Nachspiel haben. Im September desselben Jahres 1798

erhoben sich die Nidwaldner, durch das brutal-liberal-bureaufkratische Regiment der „Bürger“ Saharpe und Konsorten zur Verzweiflung getrieben, in Waffen gegen die „Helvetik“. Die guten Nidwaldner wußten nicht, daß „die Politik die Wissenschaft des Möglichen“ sei. Sie fühlten nur, es sei Schmach und Schande, daß die Franzosen in der Schweiz die Herren und daß die „Bürger Direktoren“, d. h. die Mitglieder des obersten Verwaltungsrathes der so schön erzwingenen helvetischen Einheitsrepublik, nichts als die gehorsamen Diener und besessenen Mittel der fremden Gebieter. Sie empfanden, daß sie, die Bauern von Nidwalden, lieber das Aeußerste wagen und leiden sollten und wollten, als die rohen Eingriffe in alle ihre Anschauungen und Ueberzeugungen, in alle ihre von den Vätern überkommenen Rechte und Sitten länger zu dulden.

Sie haben, nachdem ihre „Rebellion“ losgebrochen, alles in allem 2000 Bewaffnete — die mitkämpfenden Frauen und Mädchen nicht eingerechnet — zur Vertheidigung ihres Ländchens aufzubringen vermocht, gegenüber den 16 000 Mann französischer Kerntruppen, welche das helvetische Direktorium unter Schauenburgs Kommando auf sie losließ. Von drei Seiten, von Engelberg, vom Entlebuch und vom Vierwaldstättersee her, thaten die Franzosen den Angriff. Drei Tage lang — vom 6.—8. September — haben die Nidwaldner am Kernserwald, bei Alpnacht und bei Stanzstad wunderbar-heldisch den Einbruch abgewehrt und haben als wirkliche und wahrhaftige „Entel Winkelrieds“ herrlich sich erwiesen, als welche sie Salomon Tobler in seiner also betitelten epischen Dichtung (1837) mit Recht und schön gefeiert hat. Erst am 9. September — er heißt in Nidwalden noch jetzt „der Schreckliche Tag“ — gelang es Schauenburg, nachdem er seinem eigenen Berichte zufolge 3000 Mann eingebüßt hatte, mittels der Erstürmung von Stanz den wüthenden Widerstand zu bändigen und niederzuschlagen.

Und nun „Wehe den Besiegten!“ Tagelang hat die französische Kriegsjurie alle die Gräuelt, die sie vordem unter Louvois, Luxembourg und Melac gelernt und geübt, in dem unglücklichen nidwaldner Ländchen grausenhaft in Anwendung gebracht. Tagelang wütheten die Sieger mit Raub und Brand — 700 Häuser wurden eingäschert — mit Schändung, Marter und Mord also, daß der paradiesisch-idyllische Fleck Erde, welcher zwischen das Stanzzerhorn und den Pilatus eingebettet ist, in eine Hölle verwandelt war*).

*) Die schweizerischen Franzosensfreunde haben dazumal schon und bis zu unseren Tagen herab die in Nidwalden verübten Gräuelt, wie überhaupt das Gebären der Franzosen in der Schweiz, möglichst zu vertuschen und zu bemänteln, sogar schönzurfärben oder auch todzuschweigen gesucht. Es galt und gilt noch jetzt nicht für „liberal“, daran zu erinnern und davon zu reden. Den schweizerischen Gallomanen wäre — vorausgesetzt, daß sie für die Lehren der Geschichte überhaupt empfänglich — namentlich die Lesung des Buches zu empfehlen, welches der Pfarrhelfer Franz Josef Gut unter dem Titel „Der Ueberfall in Nidwalden i. J. 1798“ (Stanz 1862) veröffentlichte. Der gute Pfarrhelfer war freilich kein geschulter Historiker und verstand nicht, zu schreiben. Aber mit unendlichem Sammlerfleiß hat er ein äußerst reiches und zuverlässiges geschichtliches Material zusammengebracht.

Dermaßen haben die Soldaten der lieben „Schwesterrepublik“ auf den Spitzen ihrer Bajonnette den Schweizern die „Freiheit“ gebracht.

Damit aber dem i einer geschichtlichen Infamie das Tüpfelchen nicht fehle, bedarf es bekanntlich immer noch einer Extragemeinheit. Die Herren „Bürger Direktoren“ der helvetischen Einheitsrepublik beschafften das Tüpfelchen, indem sie pomphast verkündeten, die französischen Soldaten hätten sich in Nidwalden „um das Vaterland verdient gemacht“.

III.

Die Fahrt das Sihlthal aufwärts ist reizlos. Links und rechts eine grüne Bergwand, da und dort mit Nadelholz länglich bestanden. Die schmale Thalsohle gewährt nur Raum für die Straße, für die Eisenbahn und für den Fluß, welcher unter den obwaltenden Temperaturverhältnissen so zahm und leicht dahinrieselte wie eine ordonnanzmäßig-reichsfreundliche Reichstagsrede.

Zur Mittagszeit langten wir in der öden Bergmulde an, in welcher der heilige Meinard so um das Jahr 850 herum seine Siedlerzelle aufgeblockt hat. Daraus ist im Laufe der Jahrhunderte und, selbstverständlich, mit Beihilfe von bei passenden Gelegenheiten sich einstellenden Wundern die größte und reichste Benediktinerabtei der Schweiz geworden, deren Abt dereinst ein Fürst des Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation war und zu deren wunderthätigem Marienbilde Millionen und wieder Millionen von Pilgern und Pilgerinnen wallfuhren und noch jetzt durchschnittlich das Jahr über 150 000 oder mehr wallfahren. Ja, die Mönche, diese Kommunisten des Mittelalters, verstanden von jeher ihr Geschäft und verstehen es heute noch. Sie wußten, daß eine menschliche Gesellschaft nun und nimmer auf Nihilismus, Anarchie und Lüderlichkeit, sondern nur auf Autorität, Ordnung und Disciplin zu gründen wäre.

Das Hochthal von Einsiedeln entbehrt der Großartigkeit anderer Hochthäler der Schweiz. Denn hier ragen über die waldbekrönten Bergwände keine himmelan strebenden Felszacken, keine schimmernden Firnselder, keine funkelnden Gletscherhänge herein. Den Flecken Einsiedeln kann man sich leicht vorstellen, wenn man sich eine stadtähnliche Zusammenballung von Gasthöfen, Schänken und Kramläden denkt. Die mancherlei Neubauten dieser Art bezeugen, daß die Frömmigkeit nicht im Rückschritt, sondern vielmehr im Vorschritt begriffen sei und demnach das Wallfahrt-Geschäft vortrefflich rentire. Meines Wissens ist man aber noch nicht darauf verfallen, dasselbe im Großschwindelstil eines Actienunternehmens zu betreiben. Ich bezweifle auch entschieden, daß die klugen Klosterherren von Einsiedeln ihre Erübrigungen in den „katholischen“ Banken der frommen Millionendividendenversprecher Langrand und Bontoug angelegt haben. Diese Klosterherren sind übrigens keine Faulenzer. Viel gibt ihnen der Kirchendienst zu thun, aber mehr die Verwaltung ihrer ausgedehnten Güter, auf welchen sie eine

sorgfältige Pferde- und Rindviehzucht betreiben. Auch unterhält das Kloster ein gutgeleitetes und starkbesuchtes Gymnasium, an welchen 27 Patres als Professoren thätig sind.

Ueber die Dächer des Fleckens hinweg hebt sich die breite Front der Abtei, zwischen deren Flügel die Kirche mit ihren beiden Kuppelthürmen eingebaut ist, der ganze Bau quaderhaft fest und stattlich. Alt jedoch nicht; denn nicht weniger als sechsmal ist seit seinem Bestehen das Kloster theilweise oder ganz abgebrannt und so, wie es jetzt dasteht, wurde es erst in den Jahren 1704—19 im sogenannten florentinischen Stile neu hergestellt. Schöpfungen der Kunst des Mittelalters und der Frührenaissance, wie z. B. die herrlichen Glasgemälde im Kreuzgang der aufgehobenen Cisterzienserabtei Wettingen bei Baden im Aargau, würde man hier vergebens suchen. Die Legende setzt die Gründung Einsiedelns in das Jahr 861 und darum wurde zur Feier des Millenniums von 1861 die Klosterkirche einer durchgreifenden und prunkvollen Renovirung unterzogen. Viel Stukkaturvergoldung und Freskenmalerei ist dabei verschwendet worden. Die Mittel unserer Madonna Nigra erlauben ihr das, denn sie hat Einkünfte, um welche die Ruznießer verschiedener Civillisten sie beneiden dürften.

Die berühmte, an werthvollen Manuscripten — worunter kostbare Unica — und Incunabeln sehr reiche Bibliothek des Stiftes, welche bezeugt, daß die Benedictiner von Einsiedeln etwas auf Wissenschaft oder wenigstens auf Gelahrtheit hielten und halten, habe ich bei einem früheren Besuche kennen gelernt. Damals war ich an den gelehrten und literarisch thätigen Pater Gall Morell empfohlen und zwar durch dessen Vetter, meinen lieben Freund Karl Morell aus St. Gallen, den Verfasser trefflicher Monographien über „Die Schweizerregimenter im Solde Frankreichs“, über „Karl von Bonstetten“ und über die „Helvetische Gesellschaft“. Leider ist er frühzeitig, viel zu vorzeitig hingegangen, von wannen keiner wiederkehrt, aber doch nicht, ohne zuvor das nach meinem Gefühle schönste Weinlied deutscher Zunge gedichtet zu haben*). Wie es mit dem berühmten Kirchenschatz der Abtei heute bestellt sei, ob z. B. die 10 Pfund schwere Monstranz von gebiegenem Golde noch darin, weiß ich nicht zu sagen. Unsere Zeit reichete nicht zur Besichtigung von allem. Zudem beschäftigte mich lebhaft die Erinnerung, daß gerade vor 110 Jahren Göthe hier gewesen. Während seiner Bootfahrt den Zürichsee hinaus entstanden die stimmungsvollen Strophen, welche mit der Ueberschrift: „Auf dem See“ in der Sammlung seiner Gedichte stehen. Von Richterzweil aus zur Schindellegi hinangeflogen, wandte er sich — so erzählt er im 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ — auf der Paßhöhe, um „die entzückende Aussicht auf den See in sich aufzunehmen“, und improvisirte, um auszudrücken, „wie ihm zu Muth war“, die bekannte Bierzeile an Lili Schönemann, seine Quasi-Bräut. In der Karitäten- und

*) S. m. „Silberaal der Weltliteratur“, 3. Aufl. II., 574.

Schatzkammer der Abtei — die plündernden französischen Freiheitbringer hatten dieselbe damals noch nicht heimgesucht — fiel dem Dichter eine kleine „Zackenkrone“ auf, „wie man wohl ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen gesehen“. Er erbat und erhielt die Erlaubniß, „das Krönchen aus dem Schranke hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili'n auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst gewahrwerden“.

Nun, nicht mit dem Zackenkrönlein aus der Schatzkammer von Einsiedeln, wohl aber mit der Krone der Unsterblichkeit hat er das heißgeliebte Mädchen gekrönt. Lili Schönemann jedoch fand es nationalökonomischer, statt des Dichters vom Werther und Faust einen profaischen strasburger Gelbproz zu heiraten, und der Vater Iphigenie's und Dorothea's mußte sich seinerseits schließlich bequemen, seine Haus-, Tisch- und Betthälterin, die großäugige, hochbusige Vulpia, in aller Form zu seiner Frau Gemahlin zu machen. So lächerlich klein pflegen die großen Dinge dieser Welt zu enden.

IV.

Als wir die vom Bahnhof zur Abtei führende Hauptgasse, deren Pflasterung auf die Kasteiung der Wallfahrerfüße berechnet ist, hinangingen, sah ich das Wahrzeichen des Gasthauses zum „Steinbock“ noch immer fest in die Straße vorspringen. Da hab' ich in der Karwoche von 1838 mit einem tübinger Kommilitonen genächtigt, nachdem wir — dazumal gab es noch fußreisende Studenten — bei Windgetös und Schneegeföber von Richtersweil herausgewandert waren, um am folgenden Tage über den Schwyzer-Pafen zu steigen. Mein Wandergesährte von damals, ein Theologe aus Nassau, ruht wohl auch schon für immer irgendwo am Ufer der Lahn oder am Fuße von einer der Kuppen des Taunus. Was ist aus allen meinen Jugendgenossen geworden? Verborben, verstorben, verschollen! Mir wäre recht wehmüthig zu Muthe geworden, ossianisch, so zu sagen, wenn mir nicht die vollbesetzte Tafel des Speisesaals im Gasthaus zum „Pfau“ die trüben Gedanken zerstreut hätte.

Es war da gut sein. Man hörte aber nichts als Französisch, ausgenommen eine Ecke, allwo geistliche Herren italisch sich unterhielten. Beide den Saal entlang gestreckte Tische nahmen Franzosen und Französinen der „feinen Welt“ ein. Viele alte Damen, aber auch nicht wenige junge Herren, augenscheinlich von der jeunesse dorée. Es kam mir vor, als röche es da legitimistisch, jedoch mit stark bonapartistischem Zwischengeruch. Von französischer Mädchenschönheit war nur ein Exemplar da. Selbiges hatte aber ein Stück babylonischen Thurms auf dem Kopfe. Das Mittagessen — bitt' um Entschuldigung, im Deutschen muß man ja sagen diner — machte dem berühmten Wallfahrtsort und unserem Gasthof — ach Gott,

unserem hôtél sollte und wollte ich sagen — alle Ehre. Es war von der Suppe bis zum Gefrorenen beim Nachtsch — bis zur glace beim dessert, sagen Germanen und Germaninnen der gebildeten Stände — ganz vortrefflich, alles ebenso reichlich vorhanden als gutzubereitet*). Ja, von den schweizerischen Gastwirthen könnten unsere deutschen noch viel lernen, von den französischen, italischen u. s. w. gar nicht zu reden. Wo trifft man solche Dorfgeschäuser wie in der Schweiz?

Drüben lag die Abtei im Sonnenschein. Der weite Platz davor hat etwas Steppenartiges. „Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell —“ doch ja, ein Quell „durchrinnt den Sand“. Und was für ein Quell! Der berühmte aus 14 Röhren sprudelnde Brunnen, welcher den Wallfahrern heilig ist. Denn aus einer der 14 Röhren hat Christus der Herr getrunken, dazumal, als er unter Assistenz einer ganzen Engelschar die seiner jungfräulichen Mutter gestiftete Kapelle in der Klosterkirche weihte. Zum Gedächtniß dieses Geschehnisses ist das höchste Fest Einsiedelns eingefetzt, das Fest der „Engelweihe“ am 14. September. Da aber die Legende vergessen hat, zu melden, aus welcher der Röhren Christus getrunken, so ist es Pilgerbrauch, aus allen 14 der Reihe nach zu trinken, um die rechte nicht zu verfehlen. An dem Feste der Engelweihe hastet auch die geschichtliche Erinnerung, daß im Jahre 1517 am Tage derselben Ulrich Zwingli, damals Ortspfarrer in Einsiedeln, in der Klosterkirche gewaltig gegen das Wallfahrten- und Ablasswesen gepredigt hat. Dazumal scheint übrigens Einsiedeln nicht gerade durch asketische Sittlichkeit vor andern Orten sich hervorgethan zu haben. Wir hören von „Frauenhäusern“ und von Zwingli besäßen wir ein Selbstbekenntniß, daß er als einsiedler Pfarrherr auch gethan, wie seine hochwürdigen Herren Amtsbrüder thaten, d. h. solche Häuser besucht habe.

Von dem Brunnen führt eine breite Freitreppe zum Hauptportal der Kirche hinauf. Auf der obersten Stufe stehen rechts und links im Barockstil aus Sandstein gemeißelte Kolosßbilder, welche den Kaiser Otto den Großen und den Kaiser Heinrich den Zweiten als Beschüßer des Klosters vorstellen sollen. Der Tempel selbst mit seinen drei Schiffen, seinem hochgewölbten Chor, seinen Altären, seiner Fresken- und Vergoldungspracht macht keinen ästhetisch befriedigenden Eindruck, aber doch den des Stillen, Würdigen, Feierlichen und nebenbei auch den einer guten Lüftung und einer angenehmen Kühle. Wir bemerkten, daß die Wirkung des Ganzen auf die Kinder eine mächtige war. Sie waren still und gesammelt. Dem Jungen imponirte besonders ein auf einem Seitenaltar zur Rechten aufgestellter „heiliger Leib“ und ich erinnerte mich, daß ich selber vor langer, langer, langer Zeit als

*) Auch billig. Ich bezahlte für 5 Gedecke — zu Deutsch couverts — inbegriffen eine Flasche sehr guten Weins („Wettinger“), 16 Franken, mit welcher Mittheilung ich eine gelegentliche Abfertigung der zumeist ungerechten und übertriebenen Klagen über schweizerische Gasthofpreise bezwecke.

Knabe einen ähnlichen Eindruck empfangen hatte, als ich in der Stadtpfarrkirche von Schwäbisch-Ömünd zum erstenmal so ein kostbar aufgeputztes Skelett gesehen. War es vielleicht eine unbestimmte Ahnung von der Bedeutung der „Aesthetik des Hässlichen“? Ach, nein, es war eine erste Ahnung von der Bedeutung des Todes.

Unfern vom Haupteingang erhebt sich im Mittelschiff der Kirche ein riesiger aus schwarzem Marmor aufgebauter Kasten, vorn durch ein starkes Eisengitter verschlossen. Das ist die „heilige Kapelle“ oder „Gnadenkapelle“. Da drinnen im nur vom Ampelnlicht erhellten Dunkel thront auf einem Altar von weißem Marmor das wunderthätige Marienbild von Einsiedeln. In der sehr geschickt berechneten Beleuchtung ist das ganze Innere der Kapelle eitel Gold- und Silberschimmer und farbiges Steingefunkel. In allediesem Gesimmer, Geglimmer und Geglitzer sind mit Deutlichkeit nur zwei Mohrenköpfe zu unterscheiden, der größere der Muttergottes und der kleinere des Jesuskinds. Die Legende will, die aus Holz geschnitzte Madonna sei dem heiligen Meinard von der, wenn mir recht ist, ebenfalls heiligen Hildegard, Abtissin des Fraumünsterstiftes in Zürich geschenkt worden und habe allen Wandel und Wechsel der Zeiten, alle Fährlichkeiten und Nöthen der Jahrhunderte glorreich überdauert.

Die böse Hezerin Kritik wollte sich in mir regen, als ich so da stand vor der heiligen Kapelle und rings um mich die knieenden Peter und Beterinnen betrachtete. Aber ich schweigte und schwichtigte die kritische Regung mit der leisen Mahnung: Wst! Es gibt Reichsrichter in Leipzig*). Und außerdem: Ist denn nicht ein wirkliches und wahrhaftes Wunder die ganz unbezweifelbare Thatsache, daß Hunderttausende, Millionen von mühsäligen und beladenen Menschen, auf den Steinfliesen vor der Gnadenkapelle knieend, der schwarzen Muttergottes ihre Noth und ihr Leid geklagt haben und erleichtert, getröstet und wohl auch gebessert weggegangen sind? Item, stehen diese „Armen im Geiste“ menschlich und sittlich nicht berghoch über den halbgebildeten oder ganzbildungslosen Böbelhaufen der großen Städte, welche nur noch an das von dünkelfaften Asterweisen gepredigte materialistische Dogma: „Der Mensch ist auch nur ein Thier“ — glauben und daraus die Nutz- anwendung ziehen, daß sie sich bestialisch aufführen müßten und dürften? Ich meine, wir haben es sattfam schauernd miterlebt, wie die losgelassene Menschenbestie zu wüsten und zu wüthen vermag. Von dem, was in der Seele des Volkes vorgeht — des wirklichen und wesenhaften Volkes, welches mit dem in der Sudelküche kommunistisch-anarchistischer Hezerei zurechtgemachten Abstraktum „Voll“ nichts gemein hat — ja, davon haben die Herren Materialisten nicht die entfernteste Vorstellung. Kummern sich

*) Wie zu seinem Schaden jener Rheinländer erfahren hat, welcher 1884 in letzter Instanz zu einem Monat Gefängniß verurtheilt worden, weil er in einem Zeitungsartikel eine das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit betreffende Stelle aus meiner „Menschlichen Tragikomödie“ (3. Aufl. II, 114) citirt hatte.

auch nicht darum. Sie wäñnen, dem „Fortschritt“ zu dienen, wenn sie die Erde entgöttern, d. h. der Menschheit ihre Illusionen nehmen. Aber ohne Götter, Ideale, Illusionen, ist der Mensch allerdings nur ein zweibeiniges, federntloses Stück Vieh. Die Propheten der materialistischen Unheilsbotschaft haben in der Bornirttheit ihres Hochmuths, in ihrer läppischen Verdünkclung den gesunden Menschenverstand so ganz eingebüßt, daß sie nichts nach der Thatfache fragen, daß im günstigsten Falle höchstens 5 Procent der Menschheit zum Wissen, 95 Procent dagegen nur zum Glauben das Zeug haben und folglich die „Wissenschaft“ nicht zu ihrer Gottheit machen können. Und was hat es denn am Ende aller Enden mit allem unserem stolzen Wissen auf sich? So wenig, daß nur Thoren darauf eitel sein können. Vom Allwissenstherten, vom Urgrund, Sinn und Endzweck der Welt und des Daseins der Menschheit, wissen wir gerade so viel, wie unsere Vorfahren vor tausenden und wieder tausenden von Jahren auch schon gewußt haben, d. h. nichts, gar nichts.

V.

Ein an den linken Flügel der Abtei angebauter Thorbogen führt in einen großen Hof, wo wir an der ersten Thüre links die Glocke zogen. Nach einigem Harren erschien der Pförtner, kein Mönch — (wir haben überhaupt während unseres ganzen Besuchs nur einen einzigen Mönch zu Gesichte bekommen, den Pater oder Frater Sakristan, welcher in der Gnadenkapelle die Ampeln mit frischgefüllten vertauschte) — sondern ein ganz gewöhnlicher Thürsteher, welcher die Thüre des vor dem Treppenhaus angebrachten Eisengitters aufschloß und uns in die Korridore des zweiten Stockwerkes hinangeleitete. Da befinden sich die Gastzimmer und Festsäle, außerhalb der „Clausur“ gelegen und demnach auch für Damen zugänglich.

In dem einen Saal fiel mir ein gutgemachtes Bild von Leo dem Dreizehnten auf. „Einer unserer hochwürdigen Herren hat es während seines Aufenthalts in Rom gemalt,“ erklärte der Führer. Auch ein Bildniß des weiland Pater Gall Morell war da. Meine Frau bewunderte eine prachtvoll, mit unsäglichem Aufwand von Zeit und Fleiß gestickte Tischdecke, von den Insassinnen ich weiß nicht welchen Nonnentlosters hierher gestiftet.

Wiel bedeutender ist der große Musiksaal. Da sind an der den Fenstern gegenüber gelegenen Langseite in Prachtrahmen die lebensgroßen Bildnisse von Pio Nono, Kaiser Franz Josef und seiner Frau Elisabeth, Napoleon dem Dritten und seiner Frau Eugenie, König Friedrich Wilhelm dem Vierten und, seitwärts von diesem, Kaiser Wilhelm dem Ersten befestigt, allesammt von den Genannten dem Kloster geschenkt. Beim ersten Anblick wirkt es etwas befremdlich, die beiden hohenzollern'schen „Kaiser“ in dieser hochkatholischen Gesellschaft zu finden. Aber die Zollern waren ja den Grafen von Sulgen, von welchen der heilige Meinrad stammte, verwandt und

außerdem ist wenigstens Friedrich Wilhelm der Vierte, der „Romantiker“, hier ganz an seinem Platze.

Während ich mehrmals die Reihe der Bilder entlang wandelte, hatte ich allerhand Gedanken. Darunter auch „konfiscirliche“, die ich aber wohlweislich verschwieg und verschweige, denn — es gibt Reichsrichter in Leipzig. Dem ziemlich ordinär-gutmüthigen Rubelngesicht des neunten Pius sieht man es nicht an, was für ein eifriger Flüchspritzgewendrohrführer er bei seinen Lebzeiten gewesen ist. Nun ruht er von seinen anathematischen Anstrengungen aus „im Bann des großen Schweigens“, in welches doch auch alle die Spektakelmacher der Weltgeschichteübne eingehen müssen, gerade wie wir kleinen Leute von Zuschauern.

Die Donna Eugenia muß in ihrer Blüthezeit wirklich ein schönes Weib gewesen sein, auch nach Abzug dessen, was alles der Maler ihr angeschmeichelt hat. Aber „Schönheit vergeht“. Im Sommer von 1875 bin ich der Kaiserin zweimal begegnet, im Park von Ragaz und dann im Garten von Arenenberg. Da sah ich nur noch eine fragwürdig bemalte Ruine. Das Bildniß des Lügen-Louis ist eine künstlerische Unverschämtheit. Aus dem kleinen dickhäuchigen Kerlchen, weit mehr Myrtheer als Korse oder Gallier, hat der knechtischaffene Maler einen Imperator von höchster Staatlichkeit gemacht, — eine schreiende Lüge in Farben, ein gemalter Meineid, so zu sagen, und insofern allerdings ein symbolisch-getreues Abbild des meineidigen Decemberverschwörers. Schade nur, daß nicht nach Art der alten Gemälde und Holzschnitte dem Empereur ein Papierstreifen aus dem Munde hängt, worauf der am 5. December von 1851 geschriebene oder wenigstens gedachte Doppelvers aus den „Châtiments“ stehen mußte:

„C'est décrété, c'est fait, c'est dit, c'est canonné,
La France est mitraillée, escroquée et sauvée.“

Gegenüber dem Bildniß des Kaisers von Oesterreich hätte ich fast die „inopportune“ Frage gethan, wie es denn käme, daß, während Eis- und Transleithanien in „herzlicher Allianz“ mit dem „großmächtigen“ deutschen Reiche stehen, die Deutschen in Oestreich nur noch — halt! es gibt Reichsrichter in Leipzig. Auch unser lieber Freund von der Neva ist eifrig darauf aus, die Deutschen in den Ostseeprovinzen in richtige Russen umzuformen. Alles der „herzlichen Allianz“ mit dem „großmächtigen“ deutschen Reiche zuliebe. Als wir noch bundeszügliche Vaterländersezen, weltbürgerlicher „Kulturdünger“ waren, da ließ man uns Deutsche wenigstens aus Mitleid überall Deutsche sein und ließ uns auch so mitlaufen. Seitdem wir aber eine „Großmacht“ geworden, sind wir so ziemlich überall scheel-angesehen, verhöhnt, gehaßt und verfolgt und dürfen es sein. „Erkläre mir, Fürst Derindur“

Reichsorthodoxe von Ordonnanzmaß werden daraus mit Betrübnis ersehen, daß man auch innerhalb der Klostermauern von Einsiedeln legerische Anwandlungen haben kann.

Kaiser Wilhelms Antlitz trägt den Stempel der Offenheit und natürlichen Wohlwollens. Auch ein Republikaner, falls er Augen besitzt, welche die Dinge sehen können und wollen, wie sie sind, muß darin den Ausdruck einer Gesinnung finden, von welcher die berühmte kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 zeugt. Zweifellos war es damit nicht auf eine „That in Worten“, sondern auf eine That in Werken abgesehen. Der Kaiser und sein Kanzler sind nicht die Männer, welche dafürhalten, „in magnis voluisse sat sit“. Sie haben die riesige Aufgabe einer socialen Reform tapfer angefaßt mit Händen, welche in der Lösung großer Aufgaben sich erprobt hatten.

Aber es gibt Aufgaben, welche überhaupt nicht zu lösen sind. Selbst ein mit Allweisheit und Allmacht ausgestatteter Gott könnte die sogenannte sociale Frage nicht zu einer vorstellbar glücklichen Lösung führen, so er nicht vorher die Menschen in Engel verwandelte, d. h. in Fabelwesen, geschlechtslos, bedürfnislos, leidenschaftslos. Und sogar Engel würden auf die Dauer den schönen, obzwar etwas langweiligen Traum einer „socialen Harmonie“ nicht zu verwirklichen und aufrechtzuhalten vermögen. Wissen uns die eranisch = jüdischen Mythen nicht zu berichten, wie die lieben Engel einander in die Haare geriethen? Welchen sie uns nicht, wie Urmuzd gegen Ormuzd sich empörte und Satan die rothe Fahne wider Gott erhob? Kinder und Dichterlinge mögen sich an der Fata Morgana eines „ewigen Friedens“ unter den Völkern, einer „socialen Harmonie“ unter den Menschen ergözen. Männern ziemt es, die Menschen und Völker, die Lebensbedingungen und Lebensführungen zu nehmen, wie sie sind, wie sie in ihrer Wesenheit immer waren und darum auch allzeit sein werden, sein müssen. Nicht allein das Erdenleben in allen seinen Erscheinungsformen, sondern auch das ganze Universum in allen seinen Ausstrahlungen ist ein ewiger Krieg aller gegen alle. Frieden wird erst der Schluß der Welttragödie bringen und dieser Friede wird nur der des Todes sein.

Es ist ein edler Gedanke, den nun einmal auf der ganzen Linie der Civilisation so heftig wie noch nie entbranntem Kampf zwischen Kapitalismus und Proletarismus mittels einer „humanen“ Gesetzgebung schlichten zu wollen. Wäre nur die Erziehung der beiden Kämpfer nicht schon zu jenem Siedegrade des Hasses und der Wuth geblieben, welcher keine „Vernunft“ mehr annimmt. Man will sich hüben und drüben nicht mehr verstehen und verständigen. Und wollte man auch, wann sind denn weltgeschichtliche Krankheiten mittels Pflastern und Latwergen geheilt, wann weltgeschichtliche Krache mittels „Reconstructionen“ bankrotter Gesellschaften in die Länge verhindert worden? Die Gesellschaft von heute ist bankbrüchig an Glauben und Hoffen. Sie hat, bewußt oder unbewußt, das Vertrauen auf die Zukunft verloren und lebt, eingestandener oder verhehlter Weise, nur noch in der und für die Gegenwart, um dieselbe rückwärts auszunützen und um jeden Preis möglichst zu genießen. Die Besitzenden thun so, die Besitzlosen möchten so thun.

Tennyson, der englische Hofdichter, hat zur Zeit, als er das noch nicht war, in der weitaus bedeutendsten seiner Dichtungen („Locksley Hall“) einen Blick in die Zukunft geworfen, welcher durchaus nicht für einen hofdichterlichen gelten konnte. Allerdings hat er hinter der vertobten Götterdämmerung ein Zukunftsparadies der Menschheit aufglänzen gesehen, ein Optimismus, welcher ja bei einem Lyriker, dem es stets sehr wohlgegangen und der es schließlich zur Lordschaft gebracht hat, leicht begreiflich ist. Dennoch sah aber auch dieser lyrische Optimist die herandrohende sociale Katastrophe vorher: —

„Slowly comes a hungry people, as a lion, creeping nigher.
Glares at one that nods and winks behind a slowly-dying fire . . .“

Man könnte ohne Zwang unter dem „slowly-dying fire“ die dem völligen Erlöschen nahe idealistische Weltanschauung verstehen, unter dem „one“, welcher bei dem erlöschenden Feuer „nickt und blinzelt“, den üppig genährten, fatten, denkrägen, bei Aukstern und Champagner eingebuselten Geldsäcker und unter dem „creeping lion“ die Horde der Kommunisten, Nihilisten, Anarchisten und Dynamitisten. Ob aber das „hungry people“ so ganz eine Wahrheit? Wenigstens hier zu Lande, in der Schweiz, hat, so glaube ich, bis jetzt noch niemand hungern müssen, wer arbeiten wollte*). Anderwärts, in von der Natur besonders stiefmütterlich behandelten Landschaften und mehr noch in den großen Städten, diesen unheilvollen Ansammlungen von allem Unnatürlichen, Ungefunden, Schädlichen und Scheusaligen, ist das freilich vielfach anders und da und dort allerdings schrecklich und grausig.

Wenn nun aber die namentlich von dorthier erschallenden Klagen über die „schwere Zeit“, über Noth und Elend wohlberechtigt sind, so darf man doch auch billig fragen: Warum haben denn alle die Warnungen vor der Ueberspannung und Vergeilung des Industrialismus und der Konkurrenz keine Beachtung gefunden? Und ferner: wie reimen sich mit jenen Klagen diese Thatsachen? Die Bevölkerungen nehmen überall zu, alle Länder überspannen sich mit Eisenbahnen, mit Telegraphen- und Telephonnetzen, Städte und Dörfer wachsen und verschönern sich fortwährend, die Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten des Daseins steigen zusehends, der allgemeine Wohlstand nimmt sichtbar zu, der Lebensgenuß vervielfältigt sich unendlich, die Künste blühen, Fest reiht sich an Fest jahrein jahraus, der Vereinskummel

*) Es müssen doch wohl noch die Mittel vorhanden sein, nicht nur den Hunger, sondern auch den Durst — und was für einen Durst! — zu stillen, wenn man erfährt, daß während der zehntägigen Dauer des eidgenössischen Schützenfestes in Bern (19. bis 29. Juli 1885) in der Festhalle allein verzehrt worden sind: Ochsenfleisch 12 000 Kilos, Kalbfleisch 12 000 K., Schinken 1000 K., Würste 7000 Stüd, Betten 75 000 St., Hausbrot 1500 K. und vertrunken 50 000 Liter Bier und 208 000 Flaschen Wein. Das sieht doch wahrhaftig nicht hungrig und durstig aus! Man kann auch nicht einwerfen, daß sich bei derartigen Festen eben nur die „besitzenden“ Klassen einfinden. Das ist nicht wahr. In der Schweiz ermöglicht es der durchschnittliche Wohlstand auch den Arbeitern — ich meine die Handarbeiter — Feste zu feiern, und sie sind gar nicht lässig darin.

währt jahraus jahrein, die Bankettsäle hallen wider von Toasten, die Theater, die Concertsäle, die Museen, die Schaubuden strotzen von Besuchern, die Bahnzüge, die Dampfschiffe, die Gasthöfe, die Weinstuben, die Bierhallen, die Bäder, die Sommerfrischen, die Ballsäle und Tanzböden sind voll; das reißt, fährt, reitet, schießt, turnt, jagt, zecht, singt, tanzt, küßt, lacht, jubelt — ja:

„Das ist die Noth der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Noth!
Das ist die schwere Noth der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Noth!“

Wer jedoch, nachdem er skeptisch = stoptisch diesen „Kanon“ Chamisso's angestimmt hat, dem Schein, Tand und Flitter unserer Tage auf den Grund zu sehen sich bemüht, der wird freilich ein anderes Bild gewinnen.

Die Sache ist: mit der wissenschaftlich-, technisch-vollswirtschaftlichen Entwicklung hat die sittliche bei weitem nicht schrittgehalten. Der moralische Vorschritt unserer Zeit verhält sich zum materiellen wie ein alter müder Droschkengaul zu einem jungen feurigen Vollblutrenner. Deshalb sind genau in demselben Maße, in welchem das menschliche Denkvermögen straffer wurde, die sittlichen Bande schlaffer geworden und aus dieser Schlaffheit entspringt der mollusksche Philanthropieschwindel, die feige Nachsicht mit dem Laster und Verbrechen, die jämmerliche Bemäntelung und Schönfärbung aller Niedertracht und Schande. Mag die Wissenschaft von Entdeckung zu Entdeckung stürzen, sie vermag, weil der ethischen Seele entbehrend, die Menschen nicht mehr zu veredeln, sondern nur noch zu raffiniren. Daher die Thatsache, daß je mehr jetzt das Leben den Menschen bietet, diese nur desto bedürftiger, unzufriedener, begehrlicher und genußsüchtiger werden. Daher die Verrohung der Massen, die Verwilberung unserer Zeitgenossen bis zum Knabenalter hinunter, die Wahnsinnigkeiten des Luxus, die Widernatur der Ausschweifung, die Lastergräuel, wie sie in diesen Tagen drüben im scheinheiligen England aufgedeckt wurden, aber auch anderwärts verübt werden. Das grelle Mißverhältniß zwischen dem Ueberschuß an materieller und dem Mangel an moralischer Kraft ist das große Unglück unserer Zeit, welche darum eine immer erschreckendere Aehnlichkeit mit der ihrem Untergang entgegengetreibenden antiken Welt gewinnt.

Und die Hunnen brauchen dießmal nicht aus den Steppen von Hochasien herzuschwärmen, um zum vernichtenden Stoß der Barbaren auf einen in Hyperkultur gleißenden Gesellschaftsbau den Anstoß zu geben. Wir haben sie schon mitten unter uns.

VI.

In die Klosterkirche zurückgekehrt, hörten wir, wie die Mönche, in dem Chor hinter dem Hochaltar unsichtbar, unter Orgelbegleitung die Vesper sangen.

Das Ceremoniell des katholischen Kultus ist und bleibt doch eins der gelungensten Kunstwerke, welches Menschen jemals erfunden und geschaffen haben. Dasselbe ist wunderbar darauf berechnet, daß den Sinnen geboten werden müsse, was den Sinnen gebühre, weil eben, wie weltbekannt, der Mensch nur in sehr bescheidenem Maße aus „Geist“ besteht. Das übersahen die Herren Reformatoren und darum thaten sie den groben Mißgriff, den Gottesdienst seines künstlerischen Schmuckes zu entkleiden. Ein Kult, welcher, weil nicht schön gestaltet, nicht mit einer gewissen mystischen Magie die Einbildungskraft anzuregen und das Gefühl anzusprechen vermag, wird auf die Dauer die Menschen, nicht etwa nur die „ungebildeten“, erkälten und geradegu langweilen. Der Protestantismus hat diese Gefahr längst erkannt. Er hat auch dies und das versucht, sie zu beseitigen. Aber sein Wesen wehrt ihm, einen künstlerisch durchgebildeten und theatralisch wirksamen Gottesdienst zu schaffen. Was dabei herauskommt, wenn er es unternimmt, von dem Prachtgewande des katholischen Ritus etliche Plüden sich anzueignen, haben uns die läppischen Mummereien der englischen „Ritualisten“ gezeigt. Das Mächtige des katholischen Dienstes ist die symbolisirende Beseelung jedes seiner einzelnen Akte, die alle mitssammen wieder auf die Gesamtwirkung des Ganzen abzielen. Mit einer tiefen Erkenntniß des Menschen und seiner Bedürftigkeit hat die Kirche alle Künste in ihren Dienst zu ziehen gewußt, um eine Mythologie und einen Kultus in's Leben zu rufen, wodurch sich die Gläubigen angezogen, angeheimelt und festgehalten fühlen könnten und wirklich fühlen.

Unbefangene, urtheilsfähige und aufrichtige Beobachter bekennen, man empfinde in katholischen Kirchen, daß man es mit einer dauerhaften Macht, in protestantischen dagegen, daß man es nur mit einer vorübergehenden Meinung zu thun habe.

Von der Macht des Katholicismus hatten wir eine drastische Probe zur Stelle.

Auf den Stufen vor der Gnadenkapelle kniete einer der jungen und feinen Franzosen, die wir an der Mittagstafel gesehen, in inbrünstiger Andacht. Er hatte sein Gesicht fest an das Eisengitter gedrückt, seine Arme und Beine zitterten krampfhaft, große Schweißtropfen perlten an seinen tief-schwarzen Haaren. Etliche Schritte links hinter ihm kniete die schöne junge Französin mit dem Wabelthurmhut auf dem Boden, ebenso im Gebete ringend, ebenso selbst- und weltvergessen. Diese beiden Menschen — ich hätte jeden Eid darauf geschworen — waren zur Stunde in jeder Faser von der mystischen Magie ergriffen, von welcher ich vorhin sprach, und beide rangen, so gut sie es verstanden, nach der Vereinigung ihres Wesens mit dem der Gottheit, wie sie sich dieselbe vorstellten und an welche sie glaubten.

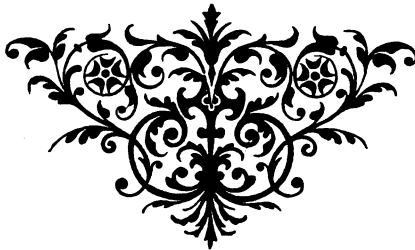
Ein achselzuckendes „Wahn! Wahn!“ hat solcher Energie der Ueberzeugung gegenüber gar nichts zu bedeuten. Denn was ist am Ende aller

Enden Bahn und was Wahrheit? Das, was dafür zu halten die Menschen übereingekommen sind.

Indem ich meine Blicke durch die Wölbungen schweifen ließ, kam mir, ich weiß nicht wie und warum, die Frage: Was werden wohl unsere rothen Hunnen, wann sie einmal Meister geworden, aus dieser Wallfahrtskirche machen? Vielleicht eine Kammer ihres ungeheuren internationalen „Ergastulum“, allwo weiland Proletarier über weiland „Mastburger“ die Sklavenbögtepeitsche schwingen. Oder vielleicht — wer weiß? — um den von ihnen so hochgehaltenen Traditionen von 1793 gerecht zu werden, einen Tempel der „Déesse de la raison“, welche dann an der Stelle der schwarzen Muttergottes dort auf dem Altar thronen würde. Möglich sogar — denn wunderbar wechseln die Gedanken wie die Geschicke der Menschen — daß in der glühend andächtigen jungen Französin dort eine künftige „Göttin der Vernunft“ und in dem inbrünstig betenden jungen Franzosen ein künftiger Chaumette steckt. Warum denn nicht? Vom Anaxagoras Chaumette wissen wir mit Bestimmtheit, daß er ein salbungsvoller Oratorianermönch gewesen, bevor er der Pontifex Maximus des „Vernunftgottesdienstes“ in Notre-dame wurde, und die Demoiselle Maillard, welche eine so „reizende“ Déesse de la raison vorstellte, hatte eine strengreligiöse Erziehung in einem Kloster erhalten.

Ihr spottlacht über diese Zukunftspantasie? Ich aber sage euch: Es ist kein Unsinn so alt, daß er nicht wieder neu, und keine Mode so toll, daß sie nicht wieder modisch werden könnte.

Denn die Dummheit, ja, die Dummheit währet ewiglich! Hofianna.





Ferien im Engadin.

Aufzeichnungen im Fluge.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Daß für meinen lieben Freund und Reisebegleiter G. P. das Engadin diesmal ein Aufenthalt des Kummers und angstvoller Besorgniß werden sollte, das ahnten wir nicht, als wir uns vor gerade einem Jahre nach den heiteren Wochen, die wir dort oben verbracht hatten, in München von einander trennten. Wir hatten uns in den heißesten Tagen des Juli in Innsbruck getroffen und waren bis zum letzten Augenblicke noch un schlüssig darüber, wo wir Schutz gegen die sengenden Strahlen der Hochsommersonne suchen würden. Dunkle Gerüchte über energische Absperrungsmaßregeln, die die von der Cholerafurcht besallenen Regierungen getroffen haben sollten, durchschwirrten die Luft. Es hieß, das Stillfer Joch sei von den Italienern abgesperrt, und damit wäre uns der schönste Weg nach dem Engadin abgeschnitten gewesen. Selbst die Innsbrucker Wirthe, die doch eigentlich alles Interesse daran haben mußten, die Wahrheit genau zu kennen, konnten uns keinen Bescheid geben. Die Einen sagten so, die Anderen so. Bei dieser Sachlage blieb uns nichts Anderes übrig, als es darauf ankommen zu lassen, den Versuch zu wagen und auf unser Ziel loszufahren, um zu sehen, wie weit wir kommen würden.

Innsbruck bereitete uns insofern eine gewisse Enttäuschung, als wir keinen der Tiroler, die wir in ihrem Vaterlande suchten, keinen der liebenswürdigen Jodler mit den nackten Knien, dem schönen Lederhurt und dem Gemüsbart am Hut lebendig antrafen. Sie waren alle auf den Jahrmärkten, wo sie als Naturfänger concertirten und Handschuhe verkauften. Wir sahen nur die schöne Franziskanerkirche mit dem außerordentlich wirkungsvollen,

und großartigen Denkmal des Kaisers Maximilian, der freilich auch nicht da, wo sich das mächtige Werk in kunstvoller Herrlichkeit erhebt und die Nachwelt an die Thaten des „letzten Ritters“ gemahnt, begraben ist. Wir sehen da die beiden Reihen der gewaltigen Erzfiguren, die zur Rechten und Linken zwischen den Säulen wie in der Paradedstellung dastehen und dem schönen Raume mehr den weltlichen Charakter einer wundervollen Rüst-kammer, als den eines Gotteshauses geben. Wir sehen da auch in einer Seitencapelle das Grabdenkmal der Philippine Welfer und ihres kaiserlichen Gemahls, und was man eben sonst noch Fremden zu zeigen pflegt.

Die erste richtige Tirolerin trafen wir in Landeck im Gasthose „zur Post“; das war die Kaffirerin, die natürlich Hofer hieß. Ein frisches, hübsches Mädchen, wie Milch und Blut, mit blonden Haaren und dunklen Augen, wie gemalt von Meister Defregger. Da mieteten wir auch den Wagen, der uns in vier Tagen über das Stilfser Joch nach St. Moritz bringen sollte.

Am ersten Tage fuhren wir auf der herrlichen Finstermünzstraße über Hochfinstermünz, wo die Schönheit der Aussicht und die romantische Umgebung für das schlechte Mittagessen uns entschädigen mußte, über Raubers und Sanct-Valentin auf der Haid mit seinem schönen Blick auf das imposante Schloß Fürstenberg, das jetzt zu einem Armenhause geworden ist, und auf das darüber liegende blendend weiße, fensterreiche Kloster, das sich in ungealterter Frische auf dem grünen Hintergrunde ungemein malerisch abhebt, durch das winklige, enggassige Mals nach Spondinig. Die Fahrt nahm gute vierzehn Stunden in Anspruch; um halb acht Morgens hatten wir Landeck verlassen und erst um zehn Uhr Abends trafen wir in Neu-Spondinig ein.

Es war ein herrlicher Tag; die wenigen Regenschufche frischten die Luft immer wieder auf, und der bewölkte und sich entwölkende Himmel gewährte eine beständig wechselnde Beleuchtung. Auf der unvergleichlich gehaltenen Fahrstraße konnten wir die Schönheit der Landschaft in vollster Ruhe genießen. Ueberall das üppige Grün der Wiesen und das Dunkel des Nadelholzes auf den Bergen. Dazu das Brausen und Rauschen des Inns, der in seinem felsigen Bett schäumend aufspringt, hie und da Stromschnellen bildend, in größeren und kleineren Wasserfällen herabstürzt; und als Abschluß des Horizontes immer die gewaltigen Schneeberge in tiefstahlblauer Färbung mit blendend weißen Häuptern. Am Saum der höchst interessanten Kunststraße mit ihren Tunneln, Galerien und Brücken sahen wir in größeren oder geringeren Abständen die grob realistischen Heiligenbilder, die gerade in diesem Theile von Tirol häufiger und häßlicher sind, als irgendwo in der Welt. Die hageren abgezehrten Glieder des Gekreuzigten, der fleischlose Rumpf, der entsetzlich leidende Ausdruck des Gesichtes, die klaffen den Wunden, Alles das wirkt eher grauig als erhebend und trostreich; und auch die Pinselereien an den hell getünchten Wänden der Häuser, die fast immer die heilige Jungfrau mit dem Kinde darstellen, sind beinahe durchgängig durch-

aus unschön; aber überall ist das Bestreben nach großsinnlicher Wirkung erkennbar.

Es hat Alles seinen Grund, sagt der Philosoph. Es muß also auch wohl seinen Grund haben, daß die Leute hier in dieser herrlichen Gegend, in dieser wunderbaren Luft ihre Flecken so dumpyig und eng bauen, wie es der Fall ist. Sie haben ein eigenthümliches Talent, sich von ihren Wohnhäusern aus die Aussicht zu versperren und dem Zuzug der frischen Luft zu wehren. Die Häuser haben zum Theil ein ehrwürdiges Alter; an einem sah ich die Jahreszahl 1519. Viele tragen Kuffchriften; eine davon habe ich behalten:

„Wir bauen Häuser hoch und fest
Und sind darin nur fremde Gäste.“

Die Bevölkerung sah, soweit sie sich unseren Blicken darbot, zum großen Theil recht unsauber und zerlumpt aus; fast Alle bettelten uns an; kleine Kinder von zwei Jahren, die sich kaum auf den Beinen halten konnten, streckten schon die Hand entgegen und hatten jenen flehenden Ausdruck im Auge und jenen winselnden Ton in der Stimme, die dem berufsmäßigen Bettler eigen sind.

Am andern Morgen beim Frühstück in der Laube zu Neu-Spondinig — es war das schönste Wetter, das man sich nur denken konnte: klar und hell, Sonnenschein und nicht heiß — sahen wir am Tische neben uns ein bildhübsches, zierliches, schlankgewachsenes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, der man an einer gewissen Sicherheit anmerkte, daß sie zum Hause gehörte. Wir hielten sie für die Tochter des Wirthes und combinirten sofort, daß sie jedenfalls den Winter in einer Großstadt zubringen müsse; denn sie war ganz und gar nicht ländlich, sondern bei aller Einfachheit mit großem Geschmac und der besonderen lebenswürdig-österreichischen, festen Eleganz gekleidet. Wir knüpften natürlich mit ihr eine Unterhaltung an, und sie erzählte uns, nachdem sie die Nummern unserer Zimmer erfahren hatte, daß wir in denselben Betten übernachtet, in denen Tourville und seine ermordete Frau am Tage vor der Katastrophe geschlafen hatten. Meinem lebenswürdigen, aber von Natur aus ein bißchen ängstlichen Reisebegleiter wurde bei dem Gedanken, daß er harmlos auf demselben Lager die Nacht zugebracht, auf dem die Ermordete am letzten Tage ihres irdischen Daseins geruht hatte, noch nachträglich ganz unbehaglich zu Muth, während mir, wie ich offen gestehen muß, die Kenntniß der Thatsache, daß ich in dem Bette des Mörders geschlafen hatte, das Frühstück nicht weiter verdaute. Das hübsche junge Mädchen entpuppte sich als eine Beamte der k. k. österreichischen Monarchie; sie war die Telegraphistin. Ich brauche nicht zu sagen, daß wir in der nächsten Stunde jeder drei oder vier Depeschen abzusenden für unerläßlich hielten. Eine meiner Depeschen — die an meine Frau — begann mit den Worten: „Durch die reizendste Telegraphistin des österreichischen Kaiserreichs übersende ich Dir vom Fuße des Stiffler Jochs herzliche Grüße.“

Sie zählte die Worte ruhig ab und nannte die Taxe; als sie aber die Depesche gelesen, beschwor sie mich, den Eingang zu ändern; sie müsse diese Depesche nach Bozen weitergeben, wo sie sehr bekannt sei, und sie behauptete, daß sie die größten Unannehmlichkeiten haben und alle möglichen Redereien werde erdulden müssen, wenn ich ihrem Wunsche nicht entspreche. Ich ließ mich sehr lange bitten, weil mir das die Möglichkeit bot, mich noch länger mit der hübschen Person zu unterhalten; und ich dachte mir, daß sich eine ganz heitere Lustspielsituation daraus machen ließe, wenn man eine Gelbin zur Telegraphistin machte, die in der Ausübung ihres Berufs genöthigt werden könnte, von Amtis wegen eine Liebeserklärung an ihre eigene Adresse abzutippeln. Aber ich glaube, die Situation ist schon einmal benutzt. Dann fällt das auch weg.

Die Auffahrt von Neu-Spondinig über Trafoi zur Fochhöhe ist die lohnendste, zugleich interessanteste und bequemste Spazierfahrt, die man sich nur denken kann. Bekanntlich ist der Weg über das Stilsfer Joch die höchst geführte Kunststraße Europas. Man fährt bis zur Höhe von 8500 Fuß hinauf auf ebenem, genügend breitem Wege mit derselben Behaglichkeit und Sicherheit, wie auf der Charlottenburger Chaussee. In 46 Windungen, den sogenannten Serpentinaen, schlängelt sich diese kühnste und erstaunlichste aller Alpenstraßen an den Felswänden des Kor- und Ostinesberges zur Höhe hinauf, — zur Höhe des ewigen Schnees, in einer Natur, deren majestätische Gewalt und niederdrückende Erhabenheit geradezu unvergleichlich sind. Die schönste Gletschergruppe Deutschlands, die Gruppe des Ortler mit den blendend weißen Schneehauptern, die vom wolkenlosen blauen Himmel in herrlichen, bald scharfkantigen, bald weich abgerundeten Conturen sich abheben, verliert man nicht einen Augenblick aus den Augen. Die anderen mächtigen, schneeig behaupteten Bergriesen wirken wie eine titanenhafte Suite um diese kolossale Majestät unter den deutschen Bergen. Bald scheinen sie sich in Ehrerbietigkeit zu entfernen, bald vertraulich sich ihr zu nähern. Mit Staunen und mit einem Gefühle ungläubiger Bewunderung blickt man aus dem schweren und schwerbeladenen Landauer hinauf zu den eingerammten Pfählen, die ganz oben über unserem Haupte die kühnen Windungen des Weges bezeichnen. Es erscheint undenkbar, daß man da heiler Haut hinaufkommen könne. Aber die Straße steigt so bedächtig, so kaum merklich, daß wir erst auf dem Wege der Ueberlegung zu der Erkenntniß der Schwierigkeiten, die wir spielend überwinden, gelangen. Nicht auf einen Augenblick beschleicht uns ein Gefühl der Unbehaglichkeit, geschweige denn der Beängstigung. Zu unserer ehrlichen Bewunderung der imposanten und feierlichen Größe dieser herrlichen Natur gesellt sich noch die Bewunderung des kühnen Werkes von Menschenhand, das uns den Genuß dieser natürlichen Schönheiten unter den ruhigsten und bequemsten Bedingungen gewährt. Unter uns üppige, kräftige, gesunde Wälder, rauschendes Wasser; vor uns die zerklüfteten kahlen Felswände mit ihren feltjamen

Rissen, Sprüngen und Einhöhlungen, die sich in dem hellen, von der Sonne warm gefärbten Grau der Felswände in tiefblauem Schatten zeigen, und auf den höchsten Rücken der wunderbar weiche Mantel des ewigen Schnees, der in schöner Willkür hier die Schärfe des Umrisses noch verschärft, und dort zu einer sanften Wellenlinie abstumpft und rundet. Das blendende Weiß der Schneedecke, die einem riesigen Segeltuche, das sich über die Höhen hinzuspinnen scheint, gleich, wird nach der Tiefe zu von dem schmutzigen Grau des Schnees aus früheren Jahren verbräunt. Hier und da sieht man in dem unermeßlich weiten weißen Binnen grün durchleuchtende Stellen, aus denen schaumige kleine Minnsale hervorsieseln, die zunächst wie harmlose Striche aussehen. Auf den ersten Blick bemerkt man kaum das Fluthen und hält sie für Furchen im Schnee; das aber sind die Anfänge der oft so verheerenden und gewalthätigen Gießbäche. So auch beginnt der Trafoier Wildbach, der während des ganzen Vormittags in der Tiefe unser Begleiter bleibt, und dessen merkwürdiges grauweißes, schmutziges Gletschervasser, in das zu enge Bett eingezwängt, sich in wunderbarer Wildheit aufbäumt. Wir durchfahren herrliche Wälder und sehen am Saume unseres Weges die reizenden, farbigen, schöngestalteten, kleinen Blumen der Alpenflora, und hunderte von Schmetterlingen in den buntesten Farben umspielen lustig unser Gefährt. Es ist Alles da: die großartige Gewalt und die entzückend frische Lieblichkeit, das eigenartig melodische Klauschen des Wildbachs in der Tiefe und der Glanz des unermeßlich hohen klarblauen Himmels in der Höhe.

Oberhalb Trafoi hält der Kutscher an einem einfachen Holzkreuz mit einer unorthographischen Aufschrift, die uns meldet, daß hier die unglückliche Frau von Tourville ihr Leben eingebüßt hat.*) Wer diese Stelle gesehen, wird begreifen, daß die Bozener Geschworenen nach der Augenscheinnahme den Ehemann zum Tode verurtheilt haben, denn an einen Unglücksfall oder Selbstmord ist hier nicht zu denken.

Auf der Franzenshöhe fanden wir im Gasthof, der in den Reisebüchern als vorzüglich gerühmt wird — wir haben nicht recht erfahren können, weshalb —, die ersten Exemplare der Bergfexe und Salontiroler, die sich furchtbar wichtig machten und von ihren Abenteuern im Schnee uns soviel Geschichten aufbinden wollten, daß uns beinahe Hören und Sehen verging. Von Franzenshöhe zur Paßhöhe wird der Weg immer gewaltiger; die Kolosse der Ortler- und Deßthaler Gruppe rücken immer näher heran, man kann die Gletscher jetzt mit den Händen greifen, thatsächlich, man braucht nur auszustiegen. Endlich sind wir auf der Paßhöhe angelangt, 8488 Fuß über dem Meere, beinahe 2000 Fuß höher als der Gotthard und Simplon. Eine steinerne Gedenktafel trägt die Jahreszahl der Vollendung der Paß-

*) Ich habe diese Landschaft von St. Valentin auf der Haid bis zum Tourvillekreuz in der Erzählung „Helene Jung“ schon geschildert. P. L.

straße: 1828. Da ist auch die Grenze zwischen Oesterreich (Tirol), Italien (Lombardei) und der Schweiz. Da hat man den großartigsten Rundblick auf dieses schönste aller Alpenbilder. Es weht da von den nahen Gletschern eine scharfe, herrliche Luft, die wir tief einziehen. Nirgends zeigt sich der Ortler schöner als hier. Da sehen wir den Cevedale, den Cristallo, die Hörner der Tre Signori, die wundervolle Weißflugel und die Engadiner Berge.

Wir waren noch immer im Unklaren darüber, wie man uns an der Grenze behandeln würde. Sogar der Wirth auf Franzenshöhe wußte nicht genau, ob man uns eine Quarantaine auferlegen würde oder nicht. Aber alle beunruhigenden Nachrichten bestätigten sich zum Glück nicht; wir wurden weder zurückgehalten noch ausgeräuchert. Am Zollamte in St. Maria wurden wir von den höflichen italienischen Grenzbeamten sehr menschlich behandelt.

In 38 Windungen führt nun der Weg von der Höhe nach Bormio hinab, durch ein wildes enge Thal, eine graue, finstere, gebieterische Landschaft mit mächtigen Wasserfällen. Der Weg führt durch zahlreiche Tunnels und Galerien. Aber nun geht's im lustigen Trab, der durch Hemmschuh und Bremse gemäßiget wird. Am Abend trafen wir in Bormio ein. Das große Kurhaus, das an den Neuen Bädern errichtet ist, ist im großen Stile eingerichtet; namentlich die Bäder sind sehr elegant, und das schöne blaue Wasser ist, von seiner Heilkraft, die ich nicht zu untersuchen hatte, ganz abgesehen, außerordentlich angenehm. Aber die Hoffnung auf eine gute Verpflegung, die wir uns nach dem schlechten Essen der letzten Tage gemacht hatten, erwies sich als trügerisch; es wurde ein großes Souper mit allen Präntensionen eines großen Hotels aufgetragen, die Speisen waren indessen kaum zu genießen; und daß der Oberkellner die Schüsseln vorchriftsmäßig schwenkte und eine sehr weiße Cravatte trug, war uns doch nur ein geringer Trost.

Am anderen Morgen fuhren wir von Bormio durch das Veltlin, ein sehr malerisches Thal, von der wilden Udda durchfluthet, von waldigen mächtigen Bergen rings eingeschlossen. Sie und da sehen wir die Bäche in schönen Fällen herabstürzen. Wir durchfahren graue Dörfer und Weiler, enggassige Steinstraßen; die meisten Häuser ungelüftet, mit kleinen Fenstern und zum Theil sehr schönen Schmiedearbeiten. Da, wo Verzierungen überhaupt angebracht sind, zeigt sich ein entschieden künstlerischer Geschmack; er zeigt sich auch an den Heiligenbildern an der Kirche, die zwar oft ziemlich kindisch sind, aber doch immer einen gewissen Schönheitszinn bekunden, der gegen die graufigen Rohheiten der überrealistischen Herrgottsbarstellung in Tirol erheblich absteht. Einige der Dörfer weisen noch die deutlichen Spuren des Krieges auf, der dieses schöne Thal verwüstet hat. Hier haben die Garibaldi'schen Freischaaren gegen die Oesterreicher erbittert gekämpft. Einige Flecken sind nur Trümmerhausen, die Steinhäuser sind verlassen,

Alles ist öde; man wird unwillkürlich an die Pueblos der Indianer in dem sandigen und steinigen Arizona und in Neu-Mexico erinnert. — Der spitze hohe Kirchthurm Tirols verschwindet, und an seine Stelle rückt nun der italienische Glockenthurm mit seinen durchbrochenen, stadtwerkartig gegliederten Absätzen.

Die Menschen, denen wir begegnen, sind wahre Modelle für die Maler: entweder schön oder schrecklich, aber immer charakteristisch. Die zahlreichen italienischen Bettler und Blinden sind in ihrer Weise bewundernswerth; so blind wie ein italienischer Blinder ist kein Mensch auf Erden. Und dabei die unglaublichen Mißgestalten, die Leute mit Kröpfen, die Trottel! Und wie sie sich kleiden, wie das Halstuch sitzt! Und dieser Sinn für Farben, diese zerlumpten braunen Weiber mit den rothen Strümpfen und grauen Röcken! Diese Männer mit ihren nackten Armen, diese Mädchen mit den Kübeln auf dem Kopf am Rohrbrunnen, die Leute auf den Bänken, die Neugierigen, die durch das Gitterwerk an den Fenstern ihre schwarzäugigen Köpfe hervorstrecken — Alles das übt eine ganz merkwürdige malerische Wirkung.

In Campo = Cologno kamen wir denn endlich an die vielgefürchtete Grenzsperre; sie hatte für uns jedoch nur etwas vorwiegend Komisches. Wir wurden in ein schmutziges Haus geführt, in ein Zimmer, das im ersten Stockwerk lag. Dahin wurden auch unsere Koffer gebracht. Der Mann, der mit der Räucherung beauftragt war, fragte uns ernsthaft, ob wir viel oder wenig durchräuchert werden wollten? Und er sah uns dabei mit so verständnißvollen, verschmitzten Augen an, daß wir die Tendenz seiner Frage sofort herausfühlten. Wir drückten ihm das nicht verlangte Trinkgeld in die Hand und sagten: „Wenig, ganz wenig!“ Darauf streute der Mann irgend einen chemischen Stoff in einen kleinen Teller, und nachdem er das gethan hatte, sagte er, wir könnten wieder gehen. Damit war die Ansteckungsgefahr von uns genommen.

Dicht am Hause, an der Brücke, war die Grenze — eine Grenze, wie sie sich kleine Kinder vorstellen. Da standen zwei Soldaten, die keinen Menschen ohne Legitimationspapiere hinüberließen. Aber die kindische Absperrung hat doch auch ihre Schattenseiten, die von den Grenzbewohnern zum Theil sehr empfindlich bemerkt werden. Wir sprachen einen Mann, der seine Felder hüben und drüben, auf Schweizer und italienischem Gebiet, liegen hat, und der nun genöthigt war, die auf italienischem Boden liegenden Felder verkommen zu lassen, da man den Arbeitern nicht gestattete, zur Vor- nahme ihrer Feldarbeiten die Grenze zu überschreiten. Es herrschte überhaupt auf dem Schweizer Gebiet eine große Erbitterung über die von der italienischen Regierung getroffenen Absperrungsmaßregeln, die allerdings den Verkehr erheblich geschädigt hatten. Alle Wirthe führten bittere Klagen. In demselben Flecken war auch das Haus, in dem die aus der Schweiz nach Italien Gehenden die langweilige Quarantaine durchmachen mußten. Für

uns, die wir aus Italien nach der Schweiz gingen, gab es diese Belästigung zum Glück nicht. Das Quarantainegebäude war in Wahrheit eigentlich nichts Anderes, als ein Asyl für Arbeitscheue, die auf Generalunkosten sieben Tage verpflegt wurden. Unter den siebenzig Leuten, die da festgehalten waren, befanden sich zwanzig Vorbestrafte, abgesehen von den zahlreichen Bettlern. Leute, die nicht wußten, wo sie unterkommen und wie sie sich nähren sollten, gingen einfach an die Grenze und ließen sich da auf sieben Tage in Quarantaine stecken.

Gegen Abend kamen wir in dem an einem herrlichen Gebirgssee ruhig und friedlich gelegenen Le Prese an, und da fanden wir ein wahrhaft ideales Hotel, die schönsten Zimmer, die beste Verpflegung und den lebenswürdigsten Wirth. Um neun Uhr am folgenden Morgen nahmen wir von diesem schönen, durch die ungünstigen Zeitverhältnisse leider gänzlich verödeten Gasthof Abschied. In dem reinlichen, mit städtischen Ansprüchen gebauten Poschiavo mit seinen hübsch getünchten Häusern, mit Blumen und Vögeln an den Fenstern, nahmen wir Vorspann und fuhren, wiederum bei dem herrlichsten Sommerwetter, durch das grüne, dichtbewachsene, von dem jagenden Poschiavino durchrauschte Thal auf guter sehr steiler Straße nach der Berninahöhe hinauf.

Als wir das nette Wirthshaus in La Mösa, das nahezu auf der Höhe liegt, verließen, fing es an ziemlich heftig zu regnen. Es kühlte sich sehr merklich ab, und nach einiger Zeit sahen wir die ersten Schneeflocken vom Himmel herabfallen, zunächst lose, dann dichter und dichter. Bei gehörigem Schneefall und einem heftigen schneidenden Winde kamen wir oben auf dem Hospiz der Berninahöhe an, und da wurde unser Aufenthalt durch einen wahren Schneesturm, der nun um uns her tobte, in unliebsamer Weise verlängert. Von der viel gerühmten Aussicht sahen wir natürlich gar nichts. Es donnerte und blitzte in einem fort, und der Schnee fiel so dicht, daß man nicht fünf Schritt weit sehen konnte. Immer heftiger und unheimlicher blies der Wind, und immer gewaltiger fiel der Schnee in dichten Strähnen, in denen sich die einzelnen Flocken gar nicht mehr unterscheiden ließen, so daß nach einer Stunde Alles, was das Auge in dem verengten Horizonte noch erspähen konnte, unter einer dichten weißen Decke lag. Es war das Bild einer sibirischen Landschaft. Wir waren mitten im tiefsten Winter; die Kälte war schneidend. Am Fenster des Hospizes vereiste der Schnee zu steinharter Masse, und die arme Buchhalterin hatte Zahnschmerzen, bei dem Wetter und da oben! Wenn wir aber noch vor Einbruch der Nacht in St. Moritz ankommen wollten, so mußten wir uns auf den Weg machen. Wir mummelten uns so warm wie möglich in alle Decken ein, über die wir verfügen konnten, und bei Wind und Wetter ging es nun bergab. Drei Finger hoch lag der Schnee auf unserem Gepäc und auf dem Wagen, und er saß so fest und in so dicker Schicht auf dem Mantel des Rutschers, daß er mehrere Stunden später, als wir in St. Moritz ankamen, noch nicht ge-

schmolzen war. Und das war Ausgang Juli! Während der Thalfahrt lichtete sich allmählich das massige Gestöber und löste sich schließlich in einen kalten Sprühregen bei unaussprechlich scharfer Luft auf, und nun erschienen die mächtigen Nadelhölzer des Hochgebirges in herrlichstem Grün und die smaragdgrünen Triften in glänzender Ferne. So kamen wir nach scharfer und ziemlich beschwerlicher Fahrt gegen Abend durch Pontresina, von dem wir einstweilen die Schönheiten nur ahnen konnten, und eine Stunde darauf, schon bei einbrechendem Duntel, endlich in St. Moriz an. Die armen Pferde, die den anstrengenden Weg von Landeck ohne einen Rasttag gemacht hatten, konnten sich kaum noch auf den Weinen halten. Die Kurgäste starteten mit Bewunderung unseren mit dichtem Schnee bedeckten Wagen an.

St. Moriz ist das höchstgelegene Dorf des Engadins, 5700 Fuß über dem Meer. Das ist so ziemlich die einzige positive Angabe, die ich machen werde; denn es liegt mir sehr fern, den Verfassern der Reisehandbücher in's Handwerk zu pfeifen. Ueberdies weiß alle Welt, daß St. Moriz in zwei verschiedene Theile zerfällt: in das Dorf mit dem vornehmen und unglaublich theuren Hotel „Culm“ und in St. Moriz-Bad, das eine knappe halbe Stunde davon entfernt liegt, mit den drei großen Hotels „Kurhaus“, „Victoria“ und „Hotel du Lac“. Furchtbar theuer ist es überall. Im „Hotel du Lac“ scheint es am gemüthlichsten und lustigsten herzugehen, während in den beiden mächtigen Hotels, die auf dem großen, mit bescheidenen Anlagen versehenen Plage in vornehmer Langweiligkeit einander gegenüberliegen, die Heiterkeit nicht gerade das Regiment führt. In den beiden großen Hotels am Plage herrscht die strengste, gähnende, kurgemäße Zucht. Ich bin überzeugt, daß es im „Lac“ zum mindesten ebenso moralisch ist; aber die Leute, die da sind, stehen auf dem Standpunkt des edlen Paris: „Immer singen und tanzen und allweil fidel!“ — und sie haben ja so recht! „Kurhaus“ und „Victoria“ erinnern an den Olymp im Offenbach'schen „Orpheus“. Der „Lac“ hat viel mehr Aehnlichkeit mit dem unendlich amüsanteren Drusus. Allerdings wird im „Hotel du Lac“ auch mit Strenge und überflüssiger Sittenrichterei renommirt. Ich bemerkte, daß zwei wunderhübsche Mädchen aus Wien, die keine andere häßliche Eigenschaft besaßen, als die daß sie eben jung und hübsch und Schauspielerinnen waren, mit einer gewissen auffälligen Kühle behandelt und durch den Aneifer einer unliebsamen Kritik scharf gemustert wurden.

Natürlich trafen wir viele bekannte Gesichter. Es ist ein „schöner Brauch“, daß man sich darüber ärgert. Wer nicht bei einem Sommerausfluge darüber Klage führt, daß er vielen Bekannten begegnet sei, hat eigentlich seinen Beruf als Ferienreisender verfehlt. Aber auch in dieser Beziehung gehöre ich zu den Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben, denn mir macht es Freude, in einer fremden Gegend Bekannte wiederzusehen. Ein besonders starkes Contingent hatten die verschiedenen Bühnenkünstler gestellt. Gleich in den ersten Tagen traf ich den Director unseres „Victoria-

theaters“, Herrn Scherenberg, den Charakterdarsteller des königlichen Schauspielhauses, Herrn Kahle, mit steifem Halse und Urlaubsbart, dessen Frau, unsere anmuthige Salondame, Frau Kahle-Refler, deren Haut die deutlichen Spuren einer glücklich überstandenen Bergpartie aufwies — sie war in der That auf dem Piz Languard gewesen und nicht wenig stolz darauf —, unsere schwarzzüngige sentimentale Liebhaberin Fräulein Barkany, die sich ebenfalls viel darauf zu gute that, daß sie mit ihrem 25 Centimeter-Tailenmaß und den zierlichsten Zeugstiefeln mit Dr. Güsfeldt um die Wette die höchsten Gletscher nahm, die ausgezeichnete tragische Liebhaberin Fräulein Nina Weiße aus Frankfurt, die Frau des dortigen Intendanten, unsere frühere, viel bewunderte und vielgeliebte erste Schauspielerin des Refibenztheaters, Frau Hermine Claar-Delia und deren Schwester Regina, früher eine Zierde des Burgtheaters, die Wittwe des Gründers der „Neuen Freien Presse“, Dr. Max Friedländer, ferner die beiden reizenden Geschwister Marberg aus Wien, die blonde Bertha Neder, unsere erste „Fernande“, endlich Frau Niemann-Seebach, die sogar einen schönen Kandelaber gestiftet hat mit der weithin sichtbaren Aufschrift: „Gestiftet von Frau Marie Niemann-Seebach.“ — Der Kandelaber macht sich am Tage sehr schön; es ist nur schade, daß er nicht auch am Abend zu sehen ist, denn er brennt nie. Er scheint eine Eigenart der Tragödiinnen zu sein, hier Stiftungen zu machen. Die Histori, die natürlich auch wie jedes Jahr, oben war, hat eine „Fontana Histori“ gestiftet. Wir harren nun der Stiftung, die Fräulein Stollberg machen wird.

Von dem höher gelegenen Dorf senkt sich der Weg nach dem grünen hellen See, an dessen Ende St. Moritz-Bad anfängt. Da finden wir zunächst auf dem Wege, dem Seehotel gegenüber, die bekannten Buden mit den üblichen Schnurpfeifereien. Der Weg mündet auf den großen freien Platz, in dessen Mitte das Musikhäuschen errichtet ist. Wenn man vom Dorf kommt, ist links die Badeanstalt und der Trinkbrunnen mit der üblichen Wandelbahn.

Das Leben geht hier seinen geregelten Pendelschlag, und alle Welt lebt dasselbe Dasein: die Mahlzeiten werden gemeinsam eingenommen, man steht zur selben Zeit auf und legt sich zur selben Zeit schlafen. Die Unterhaltung ist auch immer dieselbe; das wichtigste Thema ist und bleibt die Wetterfrage, und der Stand des Barometers und des Thermometers wird mit größter Aufmerksamkeit beobachtet. Das Wetter ist hier in der That Alles. Es bedeutet noch mehr als in anderen Sommerfrischen, denn wenn es hier einmal unangenehm wird, ist es geradezu unerträglich. Schon bei normaler Witterung ist es des Morgens und Abends bis zur Kälte kühl; wird es aber ein bißchen böse, dann ist es geradezu entsetzlich. Man kann weise Betrachtungen anstellen über die eigenthümliche Beschaffenheit des modernen Kulturmenschen. Im Winter sehnt er sich nach dem Sommer, und ist der Sommer endlich da, dann hat er nichts Eiligeres zu thun, als

ihm zu entfliehen und so hoch zu klettern, bis er den richtigen Winter findet. Ich habe während des größten Theiles meines Aufenthaltes im Engadin den unangenehmsten Winter gehabt, den man sich nur denken kann. Das Thermometer, das in der Nacht auf und unter den Gefrierpunkt sank, stieg gegen Morgen gewöhnlich auf 4—5 Grad und kam selbst in der Mittagsstunde oft nicht auf 8—9. Dabei hatten wir abwechselnd eisigen Regen und Schneefall. Der Himmel war gewöhnlich grau und sah aus, als ob er in Sad und Asche trauere. Die Berge waren verdrießlich, von schweren Wolken umzogen und mit dichtem Schnee bedeckt, und um die Wintertäuschung zu einer vollkommenen zu machen, hörten wir beständig das Gebimmel und Schellengeläute, das wir nur von den Schlitten her kennen. Alle Welt trug auch die dicksten Winterkleider; die Damen hüllten sich in ihre Plaids, und die Herren gingen im Zimmer in dicken Filzpantoffeln einher. Die Bude, in welcher die Jäger'sche Normalkleidung mit dem alliterirenden Motto: „Wer weise, wählt Wolle“ verkauft wurde, wurde den ganzen Tag nicht leer. Man sah nur rothe Wangen, violette Nasen und aufgeprungene, von der scharfen Luft der Höhe abgeschälte Haut. Ich habe in meinem Zimmer fast täglich stark einheizen müssen, und es war doch so kalt, daß mir die Finger klamm blieben; oft wurde ich den ganzen Tag über nicht eine Stunde lang warm. Der Regenschirm gehört hier zu den integrirenden Theilen des menschlichen Körpers. Und wenn man vor lauter Unbehagen nicht weiß, wie man sich gebühlich ausschimpfen soll, dann kommt einer der Engadin-Enthusiasten und sagt: „Aber gesund ist es! Die schöne reine Luft! Das stärkt die Nerven.“ Ich bin von Hause aus gern höflich, aber ein paarmal bin ich in St. Moritz doch grob geworden. Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß in der Erinnerung die Sache ihren Reiz hat.

Was macht man eigentlich in St. Moritz? Ich habe mir die Frage zehnmal vorgelegt, ich habe sie auch an Andere gerichtet, und immer nur die Antwort bekommen: „Man geht hier so herum!“ Man macht Spaziergänge und sucht es immer so einzurichten, daß man zur Mahlzeit pünktlich wieder zur Stelle ist, oder man macht auch Ausflüge, wie überall, und ich gebe zu, daß hier die Gelegenheit dazu dem Naturfreunde in überreichem Maße geboten wird.

Für sonstige Vergnügungen wird nicht übermäßig gesorgt. Allerdings war von Zeit zu Zeit Ball. Im „Victoria-Hotel“ waren die „Réunions“ gerade so langweilig wie überall in der Welt, und nirgends habe ich eine so scharfe Scheidung zwischen den Aristokraten und den kaum Wohlgeborenen wahrgenommen wie hier. Die geborenen jungen Damen tanzten nur mit Ihresgleichen. Ich bedauere, sagen zu müssen, daß viele recht schlecht tanzten. Wir hatten aber auch Concerte, außer den regelmäßigen auch einige außer-gewöhnliche. So wurde eines zum Besten des Vadeorchesters gegeben im Saale des „Seehotels“. Der kleine, drockige, verwachsene, unendlich häß-

liche, aber recht intelligent dreinschauende Kapellmeister Roggero Reduzzi, der durch sein Erscheinen das naheliegende Wortspiel, daß er reducirt aussieht, allerdings rechtfertigt, mit kolossalen Ohrmuscheln, deren Umfang selbst die musikalische Veranlagung nicht genügend erklärt, hatte zur Feier des Tages eine weiße Cravatte angelegt. Das Orchester spielte recht gut. Eine besondere Anziehungskraft erhielt das Concert aber durch die „Mithwirkung geehrter Dilettanten“. Graf Hohenthal sang mit schöner, voller, wohlklingender und gut geschulter Baritonstimme, und der damalige Polizeipräsident von Straßburg, Baron von Salbern, spielte. Baron von Salbern ist ein wirklich ausgezeichnete Geiger, mit kräftigem Tone, gebildetem Kunstgeschmack, technisch sehr weit vorgeschritten, ohne irgend eine Unart des Dilettanten. Natürlich fanden die Vorträge bei dem dankbaren Publikum den lebhaftesten Beifall, der übrigens auch bei einem weniger dankbaren berechtigt gewesen wäre. Auch von den Gletschern des „Victoria-“ und „Culm-Hotels“ im Dorfe waren die eifrigen Größen herab in die Gemüthlichkeit des „Seehotels“ gestiegen. Da sah man auch verschiedene Damen der hohen französischen Aristokratie, u. A. die noch immer schöne Gräfin Bourtales, einst eine der gefeierten Schönheiten des Kaiserreichs, des zweiten natürlich, ferner eine sehr elegante Marquise, die es nicht verschmähte, mit einem deutschen Freiherrn zu tanzen. Zum Glück waren wir einige tausend Fuß über dem Niveau von Desroulebes, und kein chauvinistisches Organ hatte einen Berichterstatter zur Stelle.

Noch interessanter als die gewöhnliche Wademusik des Herrn Reduzzi waren mir die italienischen Straßenmusikanten, die wirklich ganz vorzüglich spielten und verhältnißmäßig vorzüglich sangen. Es war ein vollkommenes Orchester mit Guitarre, Mandoline, Geige, Cello, Baß und Flöte, und allesamt sangen mit jener natürlichen Kunst der Italiener, die wirklich keine Fabel ist, und mit unvergleichlich schöneren Stimmen, als man sie bei uns antrifft. Sie tremuliren allerdings und quetschen, aber ihr Gesang hat doch etwas merkwürdig Frisches und Liebenswürdige. Sie sangen meistens reizende, fidele Gassenhauer, aber auch anspruchsvolle Opernarien. Der Solist, der beständig wechselte, trat in die Mitte, die Andern begleiteten mit den Instrumenten und setzten bisweilen auch als Chor ein. Alle hatten eine merkwürdige Beweglichkeit, sie liefen hin und her, tactirten mit dem Fuße, Alles war Leben und Freudigkeit an ihnen. Durch ihre Lustigkeit unterscheiden sie sich namentlich von unseren schwermüthigen Hof- und Straßenängern. Auch ihr Aeußeres war recht präsentabel; sie hatten gute reinliche Kleidung und Wäsche; und es gab viele Kurgäste, die nicht besser aussahen.

Das Hauptvergnügen bilden die zahllosen Ausflüge. Ich will sie natürlich nicht alle schildern. Am bequemsten und schönsten sind die an den herrlichen grünblauen Seen entlang, in denen sich die Schneeberge und der blaue Himmel in den merkwürdigsten Farben abspiegeln, also über Campfer,

Silbaplana, wo auf einem Hause die sehr berechnete Inschrift steht: „*Mt terrarum mihi praeter omnes angulus ridet*“ — denn es ist da ganz wunderschön —, und Sils-Maria. Von da geht man durch das grüne, von wildgeküfteten Felsen und hohen Bergen in sanften Linien eingeschlossene Fergthal zur Gletscheraussicht. Das Thal ist ringsum abgeschlossen. Zwischen zwei Senkungen der Berge im Hintergrunde erscheint der schöne Gletscher mit blendend schneeiger Decke, die bis tief hinabreicht, darüber der von leichtem Gewölk bezogene blaue Himmel, auf dem schon jetzt, um die fünfte Stunde, die mattglänzende Halbscheibe des wachsenden Mondes erkenntlich ist, während der volle Glanz der Sonne noch auf die weiche, weiße, sanfte Schneemasse fällt. Wir klettern auf den Berg, der links von dem einfachen Gasthause aufsteigt, und da finden wir das erste Edelweiß! Es gehört ein einigermaßen geübtes Auge dazu, um die silzige Sternblume, deren Name so schön, viel schöner als die Blume selbst ist, unter der farbigen Flora, den mächtigen, prächtigen Marguerites, den Alpenrosen und all den reizenden Blümchen, die überall aufspritzen, zu finden. Aber es geht mit dem Edelweiß gerade wie mit den Brombeeren: wenn man einmal eines gefunden hat, findet man gleich ein Duzend. Jeder von uns brachte einen großen Strauß heim.

Ganz wundervoll ist die Vegetation hier auf dieser mächtigen Höhe. Die grünsträhnigen Lärchen mit ihren stolz ausgebreiteten Armen, die dunklen mächtigen Arven, büschelartige gewaltige Bäume in schönen Verzweigungen, Alles das ist gesund, großartig, kühn und grün, und es giebt dieser Alpenlandschaft ihren besonderen Reiz. Hier hat man die volle Poesie des Nadelholzes, und man vergißt, wenn man um sich blickt, wie hoch man sich befindet. Diese Mischung von Lieblichkeit und Großartigkeit der Natur habe ich kaum irgendwo gesehen.

Die Menschen sind hier nicht gerade schön zu nennen. Die Frauen tragen gewöhnlich dunkelbunte Kleider mit knalligfarbigen Brusttüchern und rothgemusterte Kopftücher. Wirkliche Schönheiten habe ich nicht unter ihnen gesehen; aber einige sind doch recht hübsch, wenn man eben nicht nach städtischen Begriffen urtheilt. Die scharfe dünne Luft, der Sonnenbrand und das rauhe Wetter haben ihre Haut tief braun gefärbt. Merkwürdigerweise sind diese Romaninnen fast alle blond. Die Gesichter sind platt, die Stirnen rund, die Nasen klein, die Augen blau, die Zähne gesund. Ihre Gestalt ist eher klein als groß; aber groß sind ihre Füße in dem klbrigen Schuhwerk. Unter den Männern sind nur die Führer und Kutscher kenntlich, gewöhnlich gedrungenere Gestalten, stämmig, die meisten krummbeinig, großfüßig, mit schwerem Schritt. Sie tragen kurze Jacken, weite Hosen, und überlassen die kleidsame Gebirgsausrüstung den Salontirolern. Sie sprechen romanisch, ein italienisches Raubermelisch mit allen möglichen Sprachbrocken. Es fällt angenehm auf, daß man hier gar keine Bettler findet; auch die scheußlichen Trottel fehlen. Als wir durch das Dorf nach dem Ferggletscher

fuhren, sahen wir allerdings eine Wahnsinnige, oder vielmehr eine Stumpfsinnige, eine Mikrocephale, mit thierischen Augen, einem unverhältnißmäßig großen Munde mit mächtigem Gebiß, völlig stirnlos und albern, mit auffälligen Bewegungen. Die Unglückliche wirkte sehr unheimlich, wie eine Figur von Edgar Poe.

Setzt man den schönen Weg an den Seen weiter fort, so kommt man nach Maloja, einem alten Dorfe, dessen sich die moderne Speculation jetzt bemächtigt hat, um daraus durchaus einen Lustkurort in der Weise von St. Moritz und Pontresina zu machen. Das Dorf bietet denn auch ganz den Anblick des amerikanischen Werdelandes; Alles ist in voller Bauhätigkeit begriffen. Es ist ein Riesenhôtel da aufgebaut, das vorläufig dazu da ist, nicht um Bedürfnisse zu befriedigen, sondern um Bedürfnisse zu schaffen, ein Hôtel, das furchtbar Reclame macht, und das vorläufig trotz allem Luxus noch immer etwas öde und verlassen ist. Aber es wird schon werden, denken die Unternehmer, und das hoffe auch ich! Da sind prachtvolle Wagen, die den Namen des Hôtels in weithin leuchtender Aufschrift tragen; die Diener haben feste Livreen; dann sind besondere Grooms, die den Wagen anhalten, besondere Bootfahrer; der Portier sieht majestätisch aus. Riesenanschlüge verkünden Taubenschießen u. dgl. Die Säle sind großartig, die Einrichtung ist fürstlich; das Tischzeug von erstaunlichem Luxus. Da werden auch große spiritistische Matinsen zum Besten einer englischen Kirche angekündigt, sogar Costümbälle — man fragt sich, wo bekommen die Leute hier die Costüme her? — Abends Illumination. Es ist alles Mögliche da, nur kein Publikum, aber es wird schon kommen. Der liebenswürdige belgische Graf, der an der Spitze des Unternehmens steht, und einstweilen noch das schöne Lied von Koschat singen mag: „Verlassen, verlassen, verlassen bin i, wie der Stein auf der Straßen“, wird schließlich schon auf die Kosten kommen, denn er hat die Sache brillant in Scene gesetzt.

Vom Hôtel aus hat man einen herrlichen Blick auf den von Bergen umschlossenen Maloja-See. Der Anblick ist schön und gewaltig, aber nicht so herzerfreuend, wie der auf die Seen von Sils-Maria und Silvaplana. Ich denke mir, man muß hier schwermüthig werden. Mit der heiteren Großartigkeit von St. Moritz und Pontresina ist nach meinem Geschmack Maloja gar nicht zu vergleichen. Unter den zahlreichen Neubauten befinden sich auch sehr schöne Schweizerhäuser von riesigen Verhältnissen, mit mehr oder minder sinnigen Aufschriften, z. B.: „Qui chaque année à Maloja viendra, longtemps sur terre restera“, oder: „Celui qui rend service doit l'oublier, celui qui le reçoit, doit s'en souvenir“, oder: „Bien faire et laisser dire“, oder das specifisch Schweizerische: „Schang! stand uff! schau, d'Sunn schint scho'!“

Von Maloja-Culm hat man einen herrlichen Tiefblick auf die italienische Niederung in üppigster Vegetation. Ein Zickzackweg windet sich in blendendem Weiß durch das Grün thalwärts. Wir sehen in der Tiefe die Post, die

wie ein Spielzeug ausfieht und staubaufwirbelnd in das Land der Quarantaine hinabrollt.

Ein anderer regelmäÙiger Ausflug ist nach dem benachbarten lieblichen Pontresina. Es versteht sich, daÙ zwischen den beiden Kurorten eine harmlose Eifersüchtelei besteht. Die Gäste von Pontresina begreifen nicht, wie man es in dem langweiligen St. Moriz aushalten kann, und die Leute von St. Moriz blicken mit einer gewissen Verächtlichkeit, wie auf Menschen zweiter Klasse, auf die Gäste von Pontresina herab. Ueber Pontresina fährt man nach dem schönen Morteratsch-Gletscher. Man kommt da bei dem herrlichen Wasserfall des Berninabaches vorbei, der in einem Felsentessel über mächtige Blöcke schäumend und wild brausend sich jäh in die Tiefe stürzt. Dann klettert man eine halbe Stunde zur Höhe, sieht da den wunderschönen Gletscher und die Eiszrotte vor sich und begegnet allen möglichen roth angebrannten, sich schwer dahinschleppenden Touristen und auch vielen muthigen Damen, die, wenn sie einmal Berge klettern können, gewöhnlich besser klettern als die starken Männer.

Ueber Pontresina, bei dem prachtvollen Roseg- und dem eben genannten Morteratsch-Gletscher vorüber, führt der Weg zur Berninahöhe hinauf. Diese Felsenlandschaft mit dem wilden, schäumenden Berninabache hat etwas merkwürdig Theatralisches. Man denkt unwillkürlich an eine Inszenirung der Meininger. Nach etwa dreistündiger Fahrt ist man oben an den beiden merkwürdigen Seen, dem kleineren tiefschwarzen und dicht daneben dem großen hellmalachitgrünen. Die vollständig verschiedenartige Färbung dieser beiden Wasserspiegel, die dicht neben einander vor uns liegen und die das Auge gleichmäÙig überschaut, sind von eigenthümlicher Wirkung. Heute haben wir schönes Wetter, und nun ist auf dem Plage vor dem Hospiz, auf dem uns bei unserer Hinfahrt das Unwetter überraschte, eine wahre Wagenburg, und in dem Speisesaal hat sich eine wunderbar kosmopolitische Gesellschaft mit sehr vielen hübschen Damen zusammengefunden.

Nach Tisch mache ich mit einer lebenswürdigen Berliner Landsmännin einen Ausflug nach der Alp Grüm. Wir nehmen keinen Führer, wir können uns ja auf den Wegweiser verlassen! Aber der Wegweiser ist so thöricht wie möglich, er zeigt wirklich nach allen Richtungen, und mit dem Scharf- und Ortsinn, der mich auszeichnet, nehmen wir denn auch richtig gleich den falschen Weg, auf den der Weiser ganz unzweideutig hinzeigt. Eine halbe Stunde klettern wir über recht unbequeme Höhen. Einstweilen haben wir noch so etwas wie einen Weg vor uns, wir können noch den Fußspuren folgen; aber sie verlieren sich bald im Geröll vollständig, und wir sind allein in der ungeheuren Natur, inmitten abgebröckelter Felsstücke, von gewaltigen Bergriesen umgeben. Es ist ganz wundervoll, eine Fels-einsamkeit, wie man sie sich nicht schöner denken kann! Lautlose Stille. Wir gehen guten Muths weiter, wir werden schon irgendwo ankommen. Wir klettern auf und ab, bisweilen wird es sogar ein bißchen mühsam, und

die Sonne brennt uns tüchtig auf den Kopf. Aber nach einer Weile, mitten im Sonnenbrande, weht uns eine merkwürdige Frische entgegen. Da muß wohl ein See in der Nähe sein, denn so weit reicht nicht der kühle Hauch der Gletscher, die wir in der Ferne erblicken, und der Weg nach der gesuchten Alp Grüm soll ja am See entlang führen; das hat man uns gesagt! Aber es ist noch immer keine Spur wahrzunehmen, und es wird immer später. Da hören wir das Geläut einer Heerde in der Ferne, und wir sehen auch einen Menschen, jedenfalls den Hirten. Wir schreien ihn an, aber der Laut unserer Stimme bringt noch nicht bis zu ihm. Wir suchen ihn nun auf kürzestem Wege zu erreichen; aber der kürzeste Weg ist unglaublich beschwerlich, bisweilen ganz unmöglich. Der Hirt entschwindet unseren Augen. Da taucht er wieder auf. Endlich sind wir ihm nahe genug gekommen, und auf unser wiederholtes Schreien blickt er sich um. Wir machen ihm Zeichen, die er auch versteht. Er bleibt stehen, wir suchen uns ihm zu nähern, er kommt uns entgegen. Der Mann spricht weder französisch, noch deutsch, noch italienisch, wahrscheinlich romanisch; aber die allgemein verständliche Sprache des Trinkgeldes versteht er doch. Wir schreien ihm beständig das Wort *Alp Grüm* in die Ohren, und darauf läßt er seine Kühe grasen und führt uns sicher und gut in einer Viertelstunde auf eine ausgetretene, nicht mehr zweifelhafte Straße, die zu der gesuchten Alp führt.

Landchaftlich ist der Weg herrlich, an wunderbaren, klaren, gletscherfarbigen Seen vorüber, aber er ist sehr ermüdend, dicht besät mit kleinen, boshaften, spitzen, scharfkantigen Steinen und grobem Geröll; bisweilen ist er auch ein bißchen steil. Nach etwa fünfviertel Stunden sehen wir das Haus. Es begegnen uns nun auch viele Touristen mit dem üblichen Aufputz: die Herren mit Wadenstrümpfen und Kniehosen, hohen Stöcken und einem Schleier um den Hut — was der Schleier um den Hut zu bedeuten hat, habe ich nie begreifen können, — die Damen ebenfalls mit hohen Stöcken, zum Theil höchst elegant, und mit zierlichstem Schuhwerk, von dem es mir schier unbegreiflich ist, daß sie damit vom Fleck kommen können. Viele auch auf Eseln und Maulthieren. Wir sehen auch Bettelkinder mit aufgerissenen, braunrothen Wangen, Schäfermädchen, die auf dem Bauche liegend schlafen. Mit einem Worte: die ganze Staffage des Engadins.

Die Aussicht von der Alp oben ist unendlich lohnend. Man sieht in das breite, von grünen Bergen und Gletschern eingeschlossene, grüne Thal von Poschiavo, den stillen See von Le Prese mit dem schönen verlassenen Hotel, das uns so gastlich aufgenommen hatte. Wir haben vor uns eine ganz abgeschlossene Landschaft, die Berge Italiens in den entzündendsten Farben, von goldigem Dufte überhaucht. Leider dürfen wir nicht lange bleiben, denn es steht uns noch ein weiter Rückweg bevor, und Eile ist geboten, da wir durch den schönen Umweg viel Zeit verloren haben. Die sechste Abendstunde war schon vorüber, als wir ziemlich ermattet und gehörig durchhißt am Hospiz in unseren Wagen stiegen, der uns nach St. Moritz zurückführen sollte.

Als wir bei Pontresina ankamen, wurde es plötzlich kühl und dunkelte schnell. Der Himmel bezog sich mit dicken Wolken, und ab und zu flammte er in bläulichem Wetterleuchten auf und zeigte wunderbar die wild zerrissenen Conturen der Berge in ihren phantastischen Bildungen. Der Mond durchbrach bald das Gewölk, bald verschwand er hinter demselben, mit einem silbernen Streif die an ihm vorüberziehenden Wolken säumend. Es war ganz dunkel, als wir um halb neun zur Höhe des Dorfes von St. Moritz gelangten. Reizend, gemüthlich und behaglich war die Wirkung des Hotels „Culm“, in dessen hellbeleuchtetem Speisesaal sich die Gäste Gutes anthaten, und dann die Lichter im Thal und der Mond, der sich wieder aus den Wolken herausgearbeitet hatte und nun seinen Widerschein im See abspiegelte! Es war ein ganz herrlicher Tag und ein herrlicher Abend.

Die Bäder in St. Moritz möchte ich nicht zu den Vergnügungen rechnen. Es sind die unangenehmsten Bäder, die ich in meinem ganzen Leben kennen gelernt habe. Man wird in eine schmale hölzerne Wanne, in der man sich nicht bewegen kann und die gar nicht appetitlich aussieht, hineingequetscht, und wenn man drinnen ist, werden so und soviel Holzdeckel darüber gedeckt, so daß nur der Kopf hervorsteht. Jedermann, der ein Bad nimmt, hat zunächst das Gefühl, daß er lebendig begraben wird. In dieser eingefargten Stellung muß man möglichst ruhig bleiben. Bei einer verhältnißmäßig niedrigen Temperatur von etwa 22 Grad entwickelt sich bald eine große Wärme, man hat ein prickelndes Gefühl, das recht angenehm ist; der ganze Körper bedeckt sich mit kleinen Bläschen. Gegen das Wasser habe ich gar nichts einzuwenden, aber diese hölzerne Einsargung ist mir immer abscheulich gewesen.

Es versteht sich, daß wir da oben viel liebenswürdige Menschen kennen gelernt, mit denen wir uns auf die Dauer der Saison in der üblichen Weise angefreundet haben. Besonders lebhaft ist meine Erinnerung an einen sehr klugen und unterhaltenden italienischen Advokaten, der, wie man mir sagte, einer der bedeutendsten seines Landes ist, und an eine sehr schöne junge italienische Dame, die dem Laster des Spiels zu unglaublich niedrigen Points ganz verfallen war.

Aber Alles muß einmal sein Ende nehmen, auch der Aufenthalt in St. Moritz. Denn es kommt schließlich auch ein Augenblick, in dem man für die Großartigkeit der Natur nicht mehr die volle Empfänglichkeit besitzt, und in dem man kaum noch das Auge aufschlägt, um einen neuen Gletscher zu erblicken. Und wir hatten damals so schlechtes Wetter; es war oft so kalt, so bitterkalt, so gräulich ungemüthlich, und die Abende wurden schon so lang! Und da faßten wir eines Tages den Entschluß, unseren Aufenthalt um acht Tage abzukürzen und wieder in unsere heimische Niederung mit bekannten Gesichtern, dem normalen Thermometerstande, einer anderen Küche und Laubbäumen hinabzusteigen. An einem schönen klaren Morgen fuhren wir in dem guten Wagen, der mit vier stattlichen, mit Schellenge-

läut behängten und mit Fasanenfedern kokett geschmückten Pferden bespannt und von einem tüchtigen jungen italienischen Kutscher geleitet wurde, von St. Moritz ab über den Albula und Schynpaß in der Richtung nach Thufis.

Die schauerliche Steinigkeit des Albula bildet einen sehr wirksamen und schönen Contrast mit dem hellen Grün der Wiesen und dem schönen Dunkel des dichten Nadelwaldes, die wir eben verlassen haben. Der Weg führt durch einen Felsenkessel von großartiger Starrheit. Die Berge haben wild zerklüftete Conturen. Die Elemente müssen da in unbordenklichen Zeiten in entseßlicher Weise getobt haben. In Bergün bekamen wir den schlechtesten Kaffee, den ich in meinem Leben getrunken, — und das will ziemlich viel sagen, denn ich habe lange Zeit in Sachsen gelebt.

Hinter Tiefenlaken beginnt der Schynpaß, eine der schönsten und interessantesten Fahrstraßen der Welt. Der Albulafluß rauscht da zwischen fast senkrecht abfallenden, dicht an einander gerückten, oder vielmehr nur wenig von einander abgerissenen Felsen. Es ist das amerikanische „Canyon“, wie es im Buche steht, nur unendlich bequemer, als die berühmten Naturwunder der neuen Welt, verschönt durch den eigenthümlichen Zauber der Schweizer Gebirgslandschaft, durch den Reichthum des Gletschers und des Wassers, und begünstigt von den Segnungen einer alten Cultur. Hier rollt man an den tiefen Schründen und Abgründen auf wohl geebnetter Straße vorüber, ohne auch nur einen Augenblick von einem unbehaglichen, geschweige denn unheimlichen Gefühle befallen zu werden. Man weiß, die Straßen sind gut gehalten, die Pferde wissen Bescheid, und die Kutscher passen auf. Erst durch reifliches Nachdenken kommt man zu der Wahrnehmung, daß die Geschichte denn doch nicht ganz so völlig gefahrlos ist, wie sie wirkt, — einer Wahrnehmung, die sich dem Reisenden, der ein amerikanisches Canyon besucht, bei jedem Schritt und Tritt gewaltsam aufdrängt. Hier kann man sich ungetrübt dem Vollgenusse an der Schönheit der Natur hingeben, ohne dabei an sich denken zu müssen. Im Uebrigen zeigen sich hier ganz dieselben Eigenthümlichkeiten, die den seltsamen Reiz der amerikanischen Canyonlandschaft ausmachen: die kahlen mächtig zerklüfteten Felsen, die jäh abfallen und oben auf einmal ganz unmotivirt, wie es scheint, mit dichten, dunkelgrünen Tannen und Lärchen bestanden sind, während bei anderen das Grün des Mooses bis an den Spiegel der weiß schäumenden wilden Albula hinabreicht. In kühnen Windungen, denen die Fahrstraße folgt, braust der schöne Fluß durch das felsige Bett, das sich bald verengt und dann den Gischt grollend in die Höhe treibt, bald wieder erweitert, um dem gequälten Wasser einige Freiheit zu gewähren. Die hängenden Brücken, die Tunnel, die Galerien! Die wenigen Dörfer, denen wir begegnen, sind, wie alle Schweizer Flecken, ungemein sauber; die Häuser zeigen auffallend schöne Schmiedeeisenarbeiten, haben lächerlich kleine Erkerchen, dicke Mauern, die in lichten Farben getüncht, bisweilen auch mit gemalten Ornamenten geziert, und mit sinnigen, frommen, mitunter auch

launigen Sprüchen in deutscher oder lateinischer Sprache geschmückt sind. Viele Häuser sind sehr alt; solche, die aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammen, gehören nicht zu den Seltenheiten. Die Einwohner scheinen sehr conservative und nicht übertrieben thätige Leute zu sein; sie bleiben auf ihrer Scholle kleben und lassen zerfallen, was hinfällig wird. Man sieht viele Trümmerhausen, Brandstätten, wenig Neubauten.

In Thufis sahen wir zum ersten Male das Laubholz wieder; ich kann nicht schildern, wie sehr mich der Anblick erfreute.

Am andern Morgen machten wir von da den Ausflug nach der Bia-mala. Der Himmel war bedeckt, und ich kann mir keine schönere Beleuchtung für das wilde und großartige Gebirgsbild denken. Hätte ich die Bia-mala ein Jahr früher gekannt, — ich weiß nicht, ob mich die Großartigkeit des Colorado-Canyons so entzückt haben würde, wie es der Fall war. Man braucht wirklich nicht nach Arizona zu gehen.

Ich verzichte auf die Verlockung, nochmal eine Bergschlucht zu schildern. Wir hielten uns übrigens auch nicht lange auf und fuhrten schon in den Vormittagsstunden über Thur weiter nach Kagaz, wo wir am Nachmittag im „Quellenhof“, einem Hotel im großartigsten Stile, eintrafen und gut untergebracht wurden. Die Gesellschaft bestand fast ausschließlich aus Franzosen, und es versteht sich, daß diese aus Patriotismus streng unter sich blieben und in höflicher aber entschiedener Weise jede Vermischung mit den Deutschen zu meiden suchten. Wie tief uns das kränken mußte, brauche ich nicht zu sagen. Einigen Trost gewährte es uns, daß wir unter den Gästen des „Quellenhof“ unseren Feldmarschall Moltke erblickten, dem die Franzosen mit einer gewissen Curve aus dem Wege gingen. — Im Damensalon fand sich am Abend die französische Gesellschaft ziemlich vollzählig zusammen. Da waren verschiedene junge Mädchen, die zum Tanz aufspielten, sehr gefühlvoll, aber sehr unrhythmisch und mit erstaunlich beharrlichen falschen Väffen. Junge Damen waren genug da, aber an Herren war ein erschrecklicher Mangel. Siehe Greise und heranwachsende Kinder männlichen Geschlechts wurden zu Tänzern herangezogen; zwischen den männlichen Tänzern war ein Altersunterschied von gewiß siebzig Jahren. Die „Seele“ des Tanzes war ein Jüngling mit sehr feurig blinkenden, aber nicht ganz gerade blickenden Augen, der infolge dieser Eigenthümlichkeit immer sehr neugierig ausah.

Die Bäder im „Quellenhof“ sind wundervoll; das Wasser hat etwas mehr als die gewöhnliche Bannenbadewärme, etwa 27 $\frac{1}{2}$ Grad; aber es ist durchaus nicht störend heiß. In den sauberen Rachelbädern sieht man es in seiner wundervollen Klarheit, und man hat das Gefühl der absoluten Sauberkeit um so eindringlicher, als man in St. Moritz in dieser Beziehung stets von dem unbehaglichen Gefühle des Zweifels angewandelt wurde. Auf dem Wege nach der Laminaschlucht begegneten wir dem Großgrundbesitzer von Kagaz, dem Besitzer der Bäder, des „Quellenhofs“ und der „Schlucht“.

Herrn Simon, auf dessen Antlitz sich das stolze Bewußtsein: „Dies Alles ist mir unterthänig“ deutlich abspiegelte. Der Weg zur Schlucht ist ganz herrlich; wilde Tannen bilden eine grandiose Decoration. Die Schlucht selbst ist, wie man weiß, eines der tollsten Naturschauspiele. In grauer Beleuchtung schieben sich die kahlen Felswände dicht zusammen. Da, wo sie von einander weichen, erblickt man unten die schäumenden Fälle der Tamina und oben durch einen schmalen Lichtspalt den blauen Himmel und die grünen Tannen auf dem Gipfel des Berges. Die heißen Quellen, deren Besichtigung dem Reisenden das Vergnügen eines Schwigbades gewährt, und all' diese Wunderlichkeiten und Wunder der Natur würden gewiß noch viel merkwürdiger wirken, wenn das Menschenwerk nicht zu anschaulich mitwirkte. Man tritt an die Thür eines Klosters, geht einen Corridor entlang, steigt eine Treppe hinab, und da ist dann die Schlucht, zu der der Zugang mit einem Schlüssel geöffnet und abgeschlossen werden kann. Ein bequemer Weg auf Balken führt durch diese schauerliche Wildheit. Das Alles ist in der Vorführung etwas kleinlich, es sieht aus wie eine Weihnachtsausstellung im Panopticum. Wenn man sich an Seilen herunterlassen oder auf schwanen und zweifelhaften Leitern hinabklettern müßte, dann würde man das Gefühl des Großartigen sicher viel stärker empfinden.

Von Ragaz fuhren wir über Lindau nach München und von da nach der Heimat zurück. Ohne Ueberhebung darf ich sagen, daß ich meinen Namen nie so oft habe nennen hören wie am Bodensee. Wir hatten Herrliches gesehen, gewiß einige der schönsten Flecke unserer bewohnten Erde; wir brachten tiefe und dankbare Erinnerungen heim. Aber trotz alledem hatten wir, als der Zug langsam in den Berliner Bahnhof einfuhr, doch die froheste Empfindung, wieder zu Hause zu sein; und wir dachten an das Wort des alten Philosophen: „Man reist eigentlich nur, um zurückzukommen.“





Illustrierte Bibliographie.



Harald und Theano.

Eine Dichtung in fünf Gesängen von
Felix Dahn, illustriert von Johannes Gehrtz.
Leipzig, Adolf Lize.

Das Gedicht, das, durch die Kunst des Illustrators gehoben, den Freunden Dahns wieder in Erinnerung gerufen wird, ist eine Jugendarbeit im vollsten Sinne des Wortes. Dahn selbst berichtet in einem der älteren Hefte von „Nord und Süd“ über die Entstehung dieser Erzählung in Versen in seinem Aufsatz über Friedrich Müdert:

„Als ich im Laufe des Jahres ein kleines episches Gedicht vollendet hatte, schickte ich zum folgenden 15. Mai abermals eine Geburtstagssendung nach Coburg, das Manuscript von „Harald und Theano“, mit der Bitte, es zu prüfen und mir das Urtheil zu sprechen. Ich erbat das Urtheil unter dem Pseudonym „Felix Warten, Abgabe Herrn Clemens Piloty“ — mein Schulfamerad, Bruder von Carl Piloty, den ich in das Verhängen ward wohl selten einer Entscheidung bei Verwerfung des Gedichts alle meine Verse

trauen zog. Mit ängstlicherem Geharrt: war ich doch entschlossen, zu verbrennen und alle künftigen zu verschwören.

Wie schlug mir das Herz, als der gute Clemens mir eines Abends die Antwort brachte; ich erbrach eilig und las:

Reuseß, Pfingsten 1855.

Diesmal brachte der Mai mir weniger Blumen im Garten,
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir schönen Erfaß:
Duftigen Glanz aus Nord und Süd, Harald und Theano,
Blüthe so reich, die noch reichere Früchte verheißt.

Mein lieber junger begeisterter Freund! nehmen Sie freundlich diesen dürftigen Dank für Ihre reichhaltige diesjährige Gabe, die mich nicht nur innig erfreut, die mich selbst überrascht hat nach der vorjährigen, welche mich zwar alles Schöne und Gute von Ihnen erwarten ließ, aber nicht gleich so was Großes, wie das hier Zurückfolgende. Es hat meinen ganzen Beifall, auch den meines Hauses gewonnen: denn meine beiden Töchter haben es ihrer Mutter vorgelesen. Es ist vortrefflich erfunden, angelegt und ausgeführt, mit fortwährend gesteigertem Interesse bis zum befriedigenden Schlusse. Nun lassen Sie's bald drucken: ich denke, es soll auch den Leuten gefallen, und, wenn Sie nicht anders wollen, dediciren Sie es mir, was an sich unnöthig wäre. An

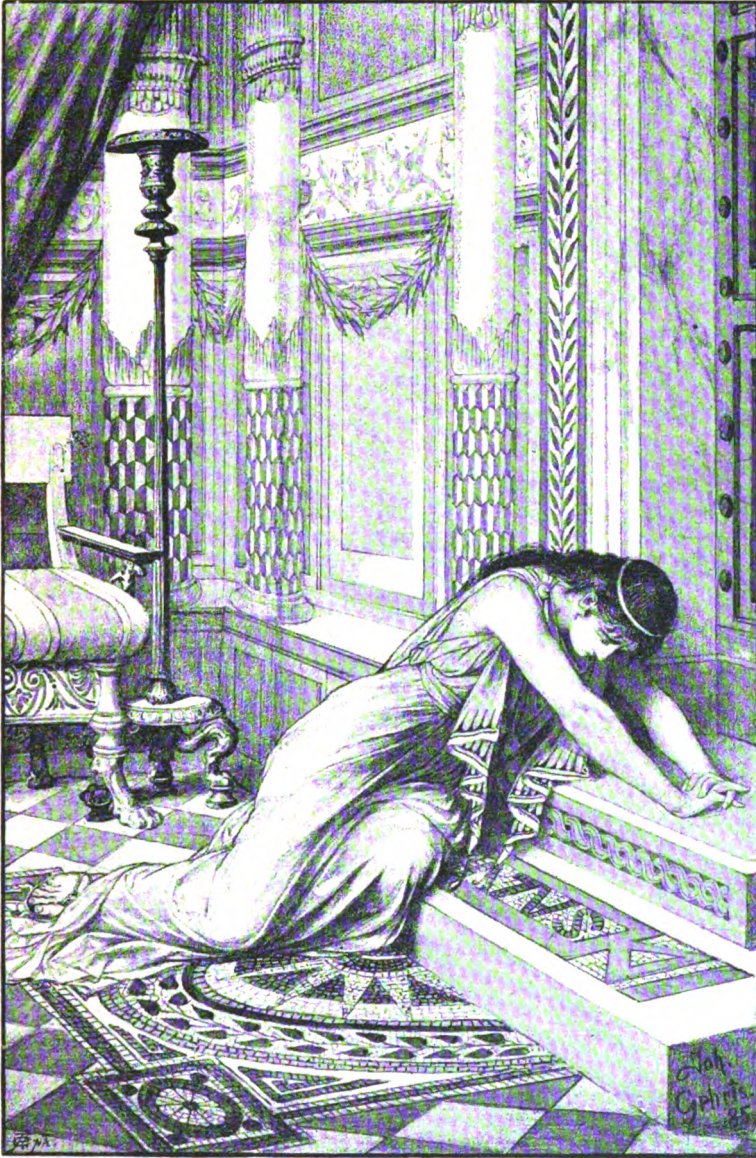


Aus: Harald und Theano. Von Felix Dahn. Leipzig, Adolf Litz.

zwei Stellen habe ich mit Bleistiftschrift eine Verbesserung gefordert, die Ihnen leicht sein wird: einmal, daß der gute Junge das Gift nicht so unnöthiger Weise trinkt, statt es wegzuschütten. Sie werden's wohl mit seiner sentimentalen Verzweiflung motiviren können. Sodann, daß Jungfrau Theano bei der Leiche etwas schwunghafter klage. Sie scheinen mir etwas geilt zu haben. Vielleicht dürften Sie auch, wenn Sie das Ganze noch einmal durchsehen, bei einigen Versen nachhelfen. Die gewählte Versweise hat zwar meinen ganzen Beifall, besonders auch, daß Sie weder lauter Reimpaare, noch lauter gleichmäßige Reimverschlingungen anwenden, sondern eine dem epischen Fluß zusagende Mischung. Aber hin und wieder sind die auf einander reimenden Zeilen zu weit und durch zu viele Zwischenglieder von einander getrennt,



Aus: Harald und Theano. Von Felix Dahn. Leipzig, Adolf Zieg.



Aus: *Gerald und Theano*. Von Felix Dahn. Leipzig, Adolf Tise.

so daß sie einzeln wie reimlos klingen, weil man bei dem letzten den ersten vergessen hat.“ — Und nun geht Rückert auf einige Fehler in der Versbildung ein, um dann seine Theorie des Epos zu entwickeln. „Das Epos, nach meinen Begriffen, muß ebenso stetig vorwärtsschreiten, von Scene zu Scene, wie das Drama, in welchem ein Rückwärtsgehen schon physisch unmöglich ist auf der wirklichen bretternen Bühne. Aber das Epos baut uns eben solche Bühne vor der geistigen Anschauung auf, auf der es auch nicht rückwärts gehen darf. Ich weiß wohl, und damit sind Sie freigesprochen, daß keiner unserer Dichter dieses Gesetz erkannt hat, selbst Blaten nicht, der in den Abassiden beständig dagegen sündigt. In Hermann und Dorothea ist



Aus: Harald und Theano. Von Felix Dahn. Leipzig, Adolf Zige.

das Gesetz beobachtet, aus dem göttlichen Instinct, der Goethe überall sicher leitet. Wenn Sie es aber für künftige Anwendung studiren wollen, so gehen Sie die Zeitfolge der Odyssee durch. Unsere Leser wissen natürlich gar nichts davon, aber es hängt damit zusammen, daß sie alle Geschichten so chaotisch stoffmäßig aufnehmen oder vielmehr an sich vorüberbrausen lassen. Es versteht sich, daß Sie an Ihrem Gedicht in diesem Stück nunmehr nichts ändern können; es würden dadurch mehrere der schönsten Scenen wegfallen. Aber ich wünsche zu wissen, ob Ihnen meine Theorie einleuchtet?“

Als späterhin Dahn Rückert persönlich kennen lernte, und zwar in des greisen Dichters eigenem Hause, wurde viel über die Theorie des Epos im Allgemeinen und

über seinen Harald und Theano verhandelt. Dahn schreibt hierüber: „Gleich in den ersten Stunden verhandelten wir über Rückerts in dem obigen Briefe entwickelte Theorie vom Epos, die ich mit einigen Modificationen als richtig anerkannte und bei Umarbeitung von ‚Harald und Theano‘ nach Möglichkeit befolgte.“

Wir kennen die ursprüngliche Form des Gedichtes nicht und sind daher nicht in der Lage das Maß des Einflusses zu bestimmen, welchen Rückerts Theorie auf die Umgestaltung des Gedichtes hatte. Den oben gegebenen Rath, „daß der gute Junge das Gift nicht so unnötiger Weise trinke“, hat Dahn offenbar befolgt. Er sucht den Schritt des schwärmerischen Indierjünglings zu motiviren, und auch die Klage der Jungfrau Theano scheint auf Rückerts Rath umgestaltet zu sein.



Aus: Harald und Theano. Von Felix Dahn. Leipzig, Adolf Diez.

So wie das Gedicht vorliegt, verdient es nicht bloß als eine Vorstufe in der Entwicklung eines der bemerkenswerthesten Dichter der Gegenwart unsere Beachtung, sondern auch durch seinen eignen Werth.

Es spielt auf der Insel Cyprien zur Zeit der Römerherrschaft. Auf Cyprien lebt neben dem genußsüchtigen Römerthum eine junge Christengemeinde unter Führung des Hebräers Josephus. Phalanthus, der Tyrann der Insel, ist der typische Repräsentant des untergehenden Sinnencultus, Theano, seine Schwester, die würdige Vertreterin der aufblühenden Lehre von der Menschenliebe und dem Gottesdohne. Da stürzen die germanischen Heiden in's Land, Herzog Harald von Sachsen und seine

wilde Schaar, und erobern die Insel mit unerhörter Geschwindigkeit. Theano gewirrt den jungen, wohlgestalteten, redinhaften Herzog lieb, und Phalanthus nützt die Liebe seiner Schwester zum Verrath aus. Unbewaffnet soll Harald in sein Haus kommen, um seine Schwester als Gattin heimzuführen. Die Schwester aber ist nicht anwesend, sie wird unter Schloß und Riegel gehalten, während man dem Sachsenherzog einen vergifteten Becher credenzt. Aber nach germanischer Sitte heut er zuerst den Trunk seinem Gastfreund. Phalanthus erblickt, Harald erkennt den Verrath und schlägt seinen verrätherischen Gastfreund zu Boden. Ehe er jedoch aus dem vielverschlungenen Bau entkommt, trifft ihn der Speer eines Verfolgers. Seine Getreuen kommen nur noch zur rechten Zeit, um von ihm Abschied zu nehmen, und Theano, die unschuldige Ursache seines Todes, stürzt klagend über seine Leiche. Vereint ziehen die Germanen mit der Leiche ihres Herzogs in die nordische Heimat, Josephus und Theano begleiten sie, um die Lehre von der Menschenliebe den Völkern der Mitternacht zu verkünden.

Eine gewisse Vorliebe für die alterthümliche Richtung macht sich auch in dem 1855 von dem 21jährigen Dichter verfaßten Erstlingswerke geltend. Das Werk zeugt aber zugleich von einer gewissen Selbstständigkeit in der Auffassung der Verhältnisse und der historischen Ideen. Die Gestalt der Theano, in welcher immer noch das griechische Ideal des Lebensgenusses mit dem christlichen Gedanken der Weltentsagung streiten, ist dessen ein Zeugniß. Die andern Figuren des Gedichts sind weniger originell. Die Versificirung ist trotz des Rückert'schen Tadelz — oder vielleicht infolge desselben — eine leichte und gute.

Ueber die Illustrationen zu dem Jugendwerke Dahns kann sich der Leser unsrer Zeitschrift durch die Proben, die wir ihm bieten, sein eigenes Urtheil bilden. Die Verehrer Dahns, von welchen wohl nur sehr wenige die Jugendarbeit des Dichters kennen, werden der Verlagsbuchhandlung für diese Gabe Dank wissen.



Meyers Conversations-Lexikon.

Vor uns liegt ein stattlicher Band, ein alter Bekannter in neuem Kleide, eine von jenen wenigen bevorzugten Erscheinungen der deutschen Literatur, denen es vergönnt ist, mit verjüngtem Antlitz und im neuen Schmucke periodisch einen reichen Kreis alter Bekannten zu begrüßen. Es ist der erste Band der vierten Auflage von Meyers großem Conversations-Lexikon. Vor nunmehr sechs Jahren war das epochemachende Werk in seiner dritten Auflage zum Abschluß gekommen und hatte, schon in seinen früheren Auflagen ein willkommener Freund und vielgesuchter Berater, sich damals schnell eine vorher nie gekannte Popularität erobert, wie seine beispiellose Verbreitung in weit mehr als 100 000 Exemplaren zur Genüge bewies.

Inzwischen ist die Welt nicht stehen geblieben; im Fluge kommend und davon eilend hat sie uns auf jedem Gebiete Neues gebracht. Wissenschaftliche Forschung hat manches Geheimniß der Natur erschlossen und die Kenntniß unseres Erdtheiles erweitert, neue politische und sociale Fragen haben sich in den Vordergrund gedrängt, unser Volk ist aus seiner continentalen Beschränktheit herausgetreten und hat seinen Antheil an der Welt Herrschaft erhalten. Was in früherer Zeit von Bedeutung war, ist zum Theil werthlos geworden, oder veraltet. Unbekanntes, wenig Beachtetes ist in den Vordergrund des Interesses getreten. Wir sind an einem Markstein unserer politischen und socialen Entwicklung angelangt, und so halten wir den Zeitpunkt des Erscheinens der neuen Ausgabe für einen sehr glücklich gewählten. Wie die erste Abschlagszahlung jetzt vor uns liegt, stellt sie sich schon der oberflächlichen Musterung als ein Meisterwerk dar, ein Beweis der hohen Leistung, welcher die deutsche Typographie in allen ihren Zweigen heut gewachsen ist. Aber nicht nur ihre äußere elegante, dabei solide Erscheinung, auch in ihrem inneren Kern zeigt diese neue Auflage einen gewaltigen Fortschritt im Vergleich mit ihrem so sehr geschätzten unmittelbaren Vorgänger.

Der „Meyer“ ist von den drei großen deutschen Encyclopädiën die jüngste, der „Brockhaus“ hat 43, der „Pierer“ 17 Jahre vor ihm voraus. Jedes dieser beiden letzteren hatte sich einen großen Kreis von Freunden zu erwerben gewußt, beide waren bereits zu unentbehrlichen Rathgebern geworden, als der dritte Bewerber in die Schranken trat und, von neuen überraschenden Gesichtspunkten geleitet, im äußern Gewand wie inneren Kern seinen Vorgängern durchaus unähnlich, sich im Fluge die Gunst des deutschen Publicums errang. Die bis dahin erschienenen Encyclopädiën behandelten zwar in mehr oder weniger eingehender Weise die Gebiete der Geschichte, der Erdbeschreibung, der Literatur, der Biographien u. a., aber einestheils beschränkten sie sich aus leicht erklärlichen Gründen auf eine allgemeine Darstellung, andernteils vernachlässigten sie es, ihrem Programm einige der wichtigsten Disciplinen einzuverleiben oder sie schenkten denselben doch nur eine vorübergehende Beachtung. Die Naturwissenschaften erfuhren eine rein akademische Behandlung, wie aber ihre verschiedenen Zweige in das praktische Leben umgestaltend, fördernd, schaffend eingreifen, davon erfuhr man wenig oder nichts; die Technik, welche seit dem Beginn des Jahrhunderts mit Riesenschritten vorangeeilt ist und revolutionirend jede Thätigkeit beeinflusst hat, wurde kaum kurzer Erwähnung gewürdigt. Und vergebens suchte man in den damaligen Publikationen ähnlicher Art nach Belehrung über die vielen volkswirtschaftlichen Fragen, deren Verständniß zum allgemeinen Bedürfniß wurde, seitdem die Nation in ihren breitesten Schichten sich mit dem Wie und Warum der inneren wie der äußeren Politik zu beschäftigen anfing.

Hier ein Reformator gewesen zu sein, muß Meyers dauerndes Verdienst bleiben. Wie richtig Meyers Auffassung von der wahren Aufgabe eines Conversations-Lexikons war, bewies nicht allein sein erstaunlicher Erfolg, bewies auch die Nachahmung, welche sein Beispiel sofort an anderer Stelle fand. Aber nicht nur hinsichtlich der Erweiterung des Stoffes und seiner sachlichen Behandlung, auch in Bezug auf die innere Organisation, Gliederung und Ordnung derselben lenkte Meyer in neue, nie vorher betretene Bahnen. Nirgends hatte man es vorher wie hier verstanden, das ungeheure Material des gesammten menschlichen Wissens und Könnens in so übersichtlicher, leicht findbarer Weise zu ordnen, daß dem augenblicklichen Wissensbedürfniß schnell und leicht genügt wurde,

nie vorher war auch das illustrative Element in so vortrefflicher Weise in den Dienst der Schrift gezogen worden.

Der Begründer des Bibliographischen Instituts ist auch auf diesem Gebiete bei uns ein Bahnbrecher gewesen. Viele sind seinen Spuren gefolgt, aber mehr als einem unter ihnen sollte der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß seine Illustrationen weniger auf Belehrung und Erläuterung des Textes als auf die Anlockung der großen Menge berechnet erschienen. Ist der heutige Büchermarkt zum guten Theil ein Bilderbüchermarkt geworden, ist dem Bild häufig die Rolle des Haupt- und Zugstücks angewiesen, dem der Text so nebenher auf den Leib geschrieben erscheint, so wird man dem Meyer'schen Conversationslexikon ganz unbedingt das Zeugniß ausstellen, daß es auch bei seinem gegenwärtigen neuen Gange streng dem Grundsatz treu geblieben ist, die Illustration nie und nirgend für einen weniger hohen Zweck zu verwenden, als den der Erläuterung des Textes. Um dies aber voll und ganz zu erreichen, mußte sie künstlerisch vollendet sein. Zu welcher nie gekannten Vollkommenheit sich die illustrativen Darstellungsmittel entwickelt haben, zeigen uns die prächtigen Tafeln der Völkertunde, zur Zoologie und Botanik, zur Kunstgeschichte und Kunstindustrie, die Städtepläne u. a. im vorliegenden Bande zur Genüge. Welche Mühe, Arbeit und Kosten aber sich an die Herstellung einer einzigen dieser Tafeln knüpfen, das möge der in die Geheimnisse des Drukkes und des Nichteingekehrte aus der Thatsache entnehmen, daß beispielsweise die Tafel „Amerikanische Völker“ 18 verschiedene Farben und demgemäß auch so viele Steine erforderte, über welche jedes Blatt in streng vorgeschriebener Reihenfolge zu gehen hatte. Bei einigen dieser Blätter war der Proceß sogar 22 Male durchzumachen. Selbstverständlich bedarf es der peinlichsten Genauigkeit, also des besten Arbeitermaterials, des vorzüglichsten Papierses, soll die Arbeit des Künstlers ihre Wiedergabe in voller Treue und Frische erhalten. Natürlich läßt sich ein Farbenbild auch mit weniger Farben, also mit viel niedrigeren Kosten, aber auch weniger vollendet herstellen, wie das ja bei gleichartigen Publicationen durchweg geschieht. Trotz dieses weit größeren Aufwandes stellt sich der „Meyer“ aber im Preise keineswegs höher als seine Concurrenten, so daß der scharfe Kritiker Neuleaux hier seine helle Freude haben und sein viel berufenes Verdicht ganz sicherlich so mobilisiren müßte, daß er zu dem „billig“ ein wesentlich anderes Adjectivum gefellte. Von solchen künstlerischen Beilagen, wie sie bereits in großer Zahl vorliegen*), bringt die gegenwärtige Auflage 550 Blätter außer 3000 im Text eingedruckten bildlichen Erläuterungen; also gegen die vorhergehende Auflage ein Mehr von 150 Blättern und von nicht weniger als 1500 Textillustrationen. Diese Vermehrung erklärt sich theils aus einer reicheren Ausstattung der schon früher bedachten Rubriken, theils und zwar noch mehr aus einer bedeutenden Erweiterung des Illustrationsprogramms, welche den veränderten Zeitbedürfnissen und den in die weitesten Schichten eingedrungenen Bestrebungen entsprechend Rechnung trägt. Dahin gehören die meisterhaften Tafeln zur Völkertunde in Aquarell-Druck, von welchen der vorliegende Band drei enthält, ferner die 25 Tafeln zur Kunst-Industrie, welche Art und Stil der gewerblichen Leistungen in alter und neuer Zeit zur Anschauung bringen und gerade jetzt, wo wir in einer Entwickelungsphase unseres gewerblichen Lebens stehen, von höchstem Interesse sind. Neue Erscheinungen finden wir auch auf dem Gebiet des Thierreiches, der Botanik, der Astronomie und Technologie, der Baukunst u. a. Wo es nur immer wünschenswerth schien, ist der Aquarell- und Farbendruck und zwar in höchster technischer Vollendung an die Stelle des Schwarzdrucks getreten. Zu den Textbildern, auf deren außerordentliche Vermehrung wir schon hingewiesen haben, sind ganze Kategorien hinzugekommen, indem namentlich das Zeitgemäße und Interessante berücksichtigt wurde: Anatomie und Zoologie, die Chemie und Technologie, die Maschinenkunde, die Landwirtschaft, das Kriegs- und Seewesen, die Baukunst, die Costümkunde, die Heraldik, Alterthumskunde und Kunstmythologie, dazu kommen Pläne der bekanntesten Schlachten, Situationskarten wichtiger Städte und Hafensplätze (im vorliegenden Bande Angra Pequena, Uden u. a.), mehrere Hundert deutscher und ausländischer Städtewappen u. a. m. In keinem ähnlichen

*) Als eine Probe hat uns die Verlags-handlung für die Abonnenten von „Nord und Süd“ das diesem Heft vorn eingefügte, in 11 Farben prächtig ausgeführte Facsimile der Gutenberg'schen 42zeiligen Bibel zur Verfügung gestellt.

Werk ist die Illustration in so ausgiebigem, aber zugleich auch in so zweckentsprechendem Maße verwendet worden wie hier. Als einen überraschenden Fortschritt begrüßen wir die Kartenbeilagen. Der Prospect verspricht uns 140 Karten, darunter 17 Geschichtskarten, und 60 Städtepläne in Stahlstich und Chromolithographie, also einen vollständigen sehr reichhaltigen Atlas, in größtentheils ganz neu gezeichneten Blättern und von musterhafter kartographischer Ausführung, so daß die Abonnenten mit den zahlreichen Situationskarten und Plänen, welche in den Text eingedruckt sind, in den Besitz eines kartographischen Materials gelangen werden, wie es in solcher Vollständigkeit und Vorzüglichkeit unsere bewährtesten und kostspieligsten Atlanten nicht zu bieten vermögen. Selbstverständlich sind auch auf den Karten des vorliegenden Bandes überall die neuesten Forschungen berücksichtigt und die jüngsten politischen Umgestaltungen, auch soweit sie unsere eigene Stellung im Auslande betreffen, eingetragen.

Die Hauptsache bleibt indessen immer der gedruckte Text, die eigentliche Substanz des Werks. Sich da ein Urtheil zu bilden, fällt ungleich schwerer, ein endgiltiges, durchaus verlässliches Urtheil über ein Werk dieser Art wird aber der am besten geben können, den sein Beruf dazu führt, dasselbe dauernd zu benutzen, bei auftauchenden Fragen zu Rathe zu ziehen und die erhaltenen Antworten mit gleich verlässlichen Quellen zu vergleichen.

Was das Finden anlangt, so gebührt dem Meyer ganz unstreitbar das Verdienst, daß man das Gesuchte nicht nur wirklich findet, sondern daß man dasselbe auch leicht findet. Dieser Vorzug ist der neuen Auflage mit noch größerer Bestimmtheit zuzusprechen als ihren Vorgängern; der Fortschritt in formeller, praktischer Beziehung ist ein eminenten. Wie der Raum für viele Tausende neuer Artikel gewonnen wurde, ist leicht aus der knappen, klaren und abgerundeten Diction ersichtlich, in der alle Artikel abgefaßt sind. Daß gerade hier, namentlich in Bezug auf den jedem Artikel gebührenden Raum das richtige Maß gehalten wurde, muß als eine sehr hohe Leistung der Redaction hervorgehoben werden. Allerdings werden die Anforderungen, welche in dieser Hinsicht gestellt werden, mehr oder weniger von individuellen Neigungen beeinflusst. Der Gelehrte will etwas Anderes als der Kaufmann, die Wünsche des Künstlers weichen von denen des Militärs ab, es ist nicht leicht, Alle zu befriedigen. Und dennoch ist der Maßstab, den man an ein solches Werk anzulegen hat, nicht zu schwer zu finden. Ein Conversationslexikon ist kein Fachlexikon, es soll jedem Gebildeten Antwort stehen, es soll auch den Fachmann auf die Quellen hinweisen, aus denen er weitere Belehrung schöpfen kann, aber weiter gehen soll es nicht. Andernfalls wird es zu einer Sammlung weitläufiger Abhandlungen, die für den allgemeinen Leserkreis ungenießbar, für engere Fachkreise ungenügend sind. Eine Uebersetzung des Principis in die Praxis ist freilich keine ganz leichte Sache, aber die Redaction hat sich dieser schwierigen Aufgabe mit großem Geschick entledigt. Das Veraltete ist ausgemerzt oder auf den gebührenden Raum beschränkt — dem Neuen, Wichtigeren ist zu seinem Recht verholfen. Beispielsweise ist schon in diesem ersten Bande der Entwicklung unseres Colonialbesitzes die größte Aufmerksamkeit gewidmet.

Es leuchtet ein, daß eine solche Vollkommenheit nur durch die umfassendsten Vorbereitungen ermöglicht werden konnte. In der That ist denn auch seit Jahren ein ansehnlicher Stab von Gelehrten im Dienste des Werkes thätig, und der Herausgeber hat den Druck nicht eher begonnen als bis jedes einzelne der zahllosen Fächer, in welche der Stoff des weitstreichigen Werkes zerlegt werden mußte, durchaus bearbeitet, lückenlos von A bis Z vorlag. Daher die Abrundung, die einheitliche Behandlung jedes einzelnen Gebiets, das ebenmäßige Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen.

Die Liste dieser Mitarbeiter zeigt uns nun die wohlbekannten Namen erprobter Kräfte, welche die früheren Auflagen zu dem machten, was sie geworden; einer oder der andere ist abberufen worden und hat durch eine gleich tüchtige Kraft ersetzt werden müssen. Es ist das eine stattliche Phalanx bewährter Männer, aber wie schwer es ist eine solche zu finden, das wissen Wenige. Wissenschaftlich und doch gemeinverständlich, erschöpfend und doch präcis, knapp und doch abgerundet zu schreiben, das ist nicht Jedermanns Sache. An diesen vereinigten Anforderungen scheitert so manche sonst hochbewährte Kraft. Glücklicherweise hat die Redaction, welche es vermocht hat, einen solchen Kreis gelehrter und gewandter Arbeiter um sich zu versammeln.

Hat der Meyer schon in seinen früheren Auflagen durch die Zweckmäßigkeit seiner Anlage, durch die abgerundete und gemeinverständliche Darstellung, durch die meisterhafte Verwerthung des illustrativen Elementes unter ähnlichartigen Werken unbestritten einen ersten Rang eingenommen, so wird er zweifellos in dieser neuen Auflage mit seinem in eine prächtige Form gefaßten vortrefflichen Inhalt sich die volle Gunst aller deutschen Leser in ungeschwächtem Maße erhalten und zu seinen alten Freunden neue hinzugewinnen.

Historische Vorträge von Carl von Noorden. Eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Mit dem Portrait C. von Noordens in Lichtdruck. Leipzig, Dunder und Humblot. 1884.

In einer Zeit, in welcher die Vertreter einer universalen Geschichtsschreibung an den Fingern abzuzählen sind, ist es doppelt schmerzlich, einen im rüstigsten Mannesalter stehenden Gelehrten einem beglückenden pädagogischen Wirkungskreise und einer umfassenden wissenschaftlichen Thätigkeit entrißen zu sehen. Denn Carl von Noorden hatte eben erst das fünfzigste Lebensjahr überschritten, als der Tod ihn ereilte; er hat eine Reihe von Schülern zu begeisterten Anhängern der historischen Wissenschaft herangebildet und — was die Hauptsache war — seine Arbeiten bewegten sich mit gleicher Sicherheit auf dem weiten Gebiete der mittelalterlichen wie der neueren Geschichte. Auch die „Historischen Vorträge“, welche Wilhelm Maurenbrecher mit pietätvoller Sorgfalt aus Noordens nachgelassenen Papieren ausgewählt hat, sind ein vollgültiger Beweis für die universale Geistesrichtung ihres Autors und geben auch einem größeren Publikum eine Vorstellung von der Bedeutung, welche Noorden als akademischer Redner erlangt hatte. Wie in seinen Collegien, so kam es ihm auch bei diesen Vorträgen, welche er in verschiedenen Städten gehalten hat, darauf an, mit Fortlassung eines nur verwirrenden Details eine Persönlichkeit oder eine Periode in großen Zügen zu skizziren; darin liegt der eigenthümliche Reiz dieser Geschichtsbilder und die nachhaltige Wirkung auf Leser und Hörer. Dem Mittelalter gehören an: „Abalbert von Bremen“ und „Kirche und Staat zur Zeit Ludwigs des Baiern“, der neueren Zeit die Vorträge über Wilhelm von Oranien, den Gegner Ludwigs XIV., über Frau von Maintenon, Lord Bolingbroke, Swift, Victor Amadeus II. von Savoyen und Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Mit Recht bemerkt Maurenbrecher, daß dieser letztere „an Inhalt und Form der bedeutendste, gedankenreichste und reifste“ von allen ist. Eine akademische Festrede, die er am 22. März 1870, am Geburtstage des Kaisers, hielt, behandelt „Ernst Moritz Arndt und Preußens deutschen Beruf“. Man spürt in den marligen Sätzen der Rede etwas von dem Geiste des alten Arndt, zu dessen Füßen gefesselt zu haben Noorden sich Zeit seines Lebens rühmte. Außer den schon ange deuteten Vorzügen mußtet eine im besten Sinne des Wortes liberale Gesinnung den Lesern der Vorträge wohlthuend an.

Apotheker Heinrich von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich.

Heiberg hat die Hoffnung, welche seine bisherigen Werke für eine bedeutende Zukunft erweckten, durch seinen neuesten Roman glänzend erfüllt. Er hat in „Apotheker Heinrich“ ein Werk geschaffen, welches sich in die vorhandenen etikettirten Fächer unseres kritischen Metenschranke nicht unterbringen läßt, sondern vielmehr bestimmt scheint, die Marke für ein neues Fach abzugeben. Wenigstens wäre es sehr ersprießlich für den Fortschritt der realistischen Richtung in unserer Literatur, wenn dieses prächtige Buch Schule machte! — Die Versuche einiger geistvoller, aber unproductiver Köpfe, dem nachgerade ungenießbar geworden falschen Idealismus durch Nachahmung Zolas auch bei uns den Garaus zu machen, sind kläglich gescheitert, weil unser deutsches Publikum eben nicht mit kalter wissenschaftlicher Genugthuung zuzuschauen vermag, wenn solch ein literarischer Bivisector in den Eingeweiden der Gesellschaft wütht. Heiberg hat seine große Begabung für naturalistische Schilderung auf gut deutsch zur Anwendung gebracht und damit zugleich einer neuen Art von Idealismus zum Siege verholfen, welche wir uns mit Freuden gefallen lassen wollen. Seinem scharfen Auge bleibt nichts verborgen, was die gewöhnlichsten Vorgänge auch des harmlosesten

Daseins individualisirt; es entdeckt die verstecktesten Beweggründe des Handelns in der zartesten wie in der rohesten Menschenseele; es findet mit verblüffender Sicherheit die geheimnißvollen Wechselbeziehungen heraus, welche zwischen unserem Empfinden und unserer leblosen Umgebung bestehen. Aber Heiberg benützt diesen Scharfblick nicht etwa dazu, die Resultate seiner Beobachtung mit „wissenschaftlicher“ Objectivität, ohne gemüthliche Theilnahme vor uns auszubreiten, sondern er macht sie vielmehr seinem idealen Zweck der Erweckung tiefster Sympathie für jedes Menschen Lust und Leid dienlich.

Das Buch hat große Aehnlichkeit mit Flauberts „Madame Bovary“, besonders im Aufbau und in der Art der Schilderung; aber Flaubert findet trotz seiner an's Unheimliche grenzenden Beobachtungsgabe doch niemals jenes Fädchen, welches selbst die ärgste menschliche Zümmlichkeit, Lächerlichkeit und Beschränktheit noch mit unserem lachenden oder weinenden Mitgefühl verknüpft. Seine sämtlichen Figuren bleiben uns im Grunde gleichgültig, oder werden uns gar widerlich, und sein ganzes Werk hinterläßt schließlich nur den Eindruck grausamer Gewissenhaftigkeit, nicht den großer Künstlerkraft. Auch Heiberg analysirt im „Apotheker Heinrich“ Alltagsmenschen in kleinlichsten Verhältnissen, behandelt den oft dagewesenen Stoff der unglücklichen Ehe, welche ein junges Mädchen, den Eltern zu Liebe, mit einem viel älteren Manne eingeht; auch er giebt so viel Detail, daß auch kein Lippelchen an der Greifbarkeit seiner Figuren fehlt: auch er zeichnet in seinen Titelhelden, ohne irgendwo zu grell aufzutragen, ein wahres Konstrum von selbstgefälliger, tugendhafter Niedertracht und erspart uns nicht die dümmlich grinsenden Porträts kleiner Provinzial-Schuste — aber dennoch durchdringt ein edles Pathos seine Schilderung, die heiße Ironie wird durch den Humor köstlich verklärt, und die innige Sympathie mit dem großen Leide auch unbedeutender Seelen erwirkt die künstlerische Befreiung von dem niedererschlagenden Gefühl, welches sonst die Schilderung des nacktesten Egoismus in den vielerlei Gestalten wohl erzeugen würde. Ich glaube dem „Apotheker Heinrich“ dieselbe Bedeutung für unsere Literatur beimeissen zu dürfen, welche „Madame Bovary“ für die französische gehabt hat, halte aber dabei Heibergs Werk für das ungleich schönere. Wenn der Ideengehalt des Buches ein reicherer wäre, würde ich es sogar mit Eliots „Middlemarch“ in Vergleichung bringen — aber Heiberg scheint nicht der Mann des Gedankens zu sein, sondern der des Schauens und Empfindens. Diese Eigenschaften machen ihn zu einem Naturalisten und Humoristen, auf den wir stolz sein können. Man könnte wegen Doras Blindheit mit dem Verfasser rechten und ihm vorwerfen, daß er an einigen wenigen Stellen etwas aus der Rolle gefallen sei — aber ich bin kein Freund kritischer Aufspielerei, wo es sich darum handelt, auf eine neue, bedeutende Erscheinung hinzuweisen, und solche deshalb mit der dringenden Mahnung an alle Literaturfreunde, den „Apotheker Heinrich“ nicht ungelesen zu lassen.

E. v. W.

Bibliographische Notizen.

William Dunbar. Sein Leben und seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen nebst einem Abriss der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Literatur- und Culturgeschichte. Berlin, R. Dppenheim.

William Dunbar lebte am Hofe Jacobus IV. von Schottland, also am Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts. Er ist der geschätzteste und bekannteste schottische Dichter seiner Zeit. Seine bedeutendsten Leistungen liegen auf dem Gebiete des Satyrischen und Humoristischen, und sein Spott gilt hauptsäch-

lich dem Leben und Treiben am Hofe, einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten, oft auch ganzen Ständen. Schippers Monographie ist die erste zusammenfassende Arbeit über Dunbar. Er schildert ausführlich das Leben des Dichters, bespricht eingehend seine Werke, schildert das Zeitalter und dessen Sitten, wie sie sich in den Werken des Dichters widerspiegeln. Eine große Anzahl von Dunbars Dichtungen werden analysirt und in vorzüglicher, gewandter Uebersetzung vorgeführt. Von allgemeinstem Interesse sind die bekannten historischen Betrachtungen des Verfassers.

Das Verhältniß des Dichters zum Könige, zum Hofe und zur Gesellschaft werden auf's Anschaulichste geschildert und seine Bedeutung für seine Zeit in gründlicher Weise klargelegt. Durch die skizzierte Darstellung der Geschichte der schottischen Literatur vor Dunbars Zeit hat das Buch einen sehr wichtigen Theil gewonnen. Es ist das Werk umfassenden Wissens und gründlicher Forscherarbeit, zu welcher glücklicher Weise auch die Resultate im richtigen Verhältnisse stehen.

Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung von Dr. Hans Meyer. Mit 120 Abbildungen und Plänen, einer Erdkarte und einem Anhang: „Die Igoroten.“ 544 Großoctav-Seiten. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Herr Hans Meyer hat in den Jahren 1881—1883 eine Weltreise unternommen über Constantinopel, Athen, Syrien, Egypten, Indien, Ceylon, Java, die Philippinen, über China und Japan und von da nach Californien, Mexico, Cuba, um über das östliche Nord-Amerika wieder nach Deutschland zurückzukehren. Die Erlebnisse dieser Reise bilden den Gegenstand der vorliegenden Schilderung. Kein gelehrtes Buch ist es, das Meyer bietet, aber es ist offenbar mit der Gründlichkeit und dem Ernst des Gelehrten geschrieben. Die Form, mehr eine Reihe von Tagebuchblättern, als eine disponirte Darstellung, ist leicht, angenehm und sehr dazu angehan, den Leser in Gedanken seine Weltreise mitmachen zu lassen. Als Anhang wird eine wissenschaftliche Abhandlung über die auf den Philippinen heimischen Igoroten geboten. Die photographischen Aufnahmen, welche von Richard Pittner und Professor Keller-Leuzinger für den Druck bearbeitet sind, sind eine sehr dankenswerthe Zugabe.

Fritz Reuter = Nekroten. Von Carl Theodor Gaedert. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagscontó.

Gaedert, der Verfasser des auch von uns besprochenen Werkes: „Das niederdeutsche Schauspiel“ hat in diesem Büchlein von neuem seinen eifrigen Sammelleiß bewährt. Unterstützt von der Wittwe des großen Humoristen und vielen seiner Freunde und Leidensgefährten, bietet er eine Anzahl interessanter Papiere aus

Reuters Studienzeit, welche unlängst bei Gelegenheit der Acten-Kassirung am Berliner Gericht zum Vorschein gekommen waren. Das Convolut in Großfolio mit der Aufschrift: „Fascicul, enthaltend die Papiere des Studenten Reuter,“ wurde der Wittve eingehändigt und von dieser Gaedert zur Verfügung gestellt. Es sind an sich nicht gerade wichtige Papiere, sie gewähren aber ein Bild von Reuters Studentenleben und der Zeit, in welche dieses fiel. Der zweite Theil des Buches „Neue Mittheilungen aus Reuters Leben“ enthält vielfache Berichtigungen, besonders der Angaben Glausaus, und zahlreiche Briefe Reuters von größtem Interesse. Besonders erwähnenswerth ist sein Schreiben an Jacob Grimm, seine Correspondenz mit Julian Schmidt und Ludwig Pietzsch. Die „Gelegenheitsgedichte“ sind eine angenehme Zugabe, die uns allerdings keinen neuen Zug des Reuter'schen Wesens und der Reuter'schen Dichtungstypen kennen lehrt. Weit aus das Wichtigste ist Capitel 6 „Ueber die Urgestalt von Ut mine Stromtid“. Gaedert giebt eine ausführliche Analyse zu der zu zwei Dritteln hochdeutsch abgefaßten Ueberschrift des später so berühmt gewordenen Romans, macht auf diese Weise den Vergleich beider möglich, so daß wir sozusagen in die Gedankenwerkstätte Reuters eingeweiht werden. Denn die „Stromtid“ bezeichnet den Anfang wie das Ende, den ersten Anlauf, wie den Höhepunkt von Reuters geistigem Schaffen. Gaedert's neue Gabe verdient unsern Dank; nur können wir ihm auch hier den Vorwurf der Weit-schweifigkeit nicht ersparen. In unserer Zeit, in der so viel geschrieben und so flüchtig gelesen wird, kann man den Autoren nicht oft genug zu Gemüthe führen, sich so kurz als möglich auszudrücken. In der Kürze liegt zum Theil schon der halbe Erfolg, denn die Erfahrung lehrt, daß umfangreiche Bücher erst gar nicht geöffnet werden, — ein trauriges Verhältniß, dem sich mancher Autor vielleicht nicht gern fügen möchte; das darf aber nur derjenige wagen, der zwar viel, aber nicht zu viel Worte macht.

Allerlei Herzensgeschichten. Novellen und Studien von Eugen Salinger. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Der Verfasser der Herzensgeschichten versteht nicht nur munter und frisch zu erzählen, sondern auch zu rühren und zu ergreifen; in der kleinen Novelle „Reine

„Herzenüber“ gelingt ihm dies mit den einfachsten Mitteln, er schildert mit einer Naturwahrheit, die packt und rührt und schließlich zu tragischer Wirkung sich steigert. Ebenso stehen ihm die heiteren Töne zu Gebote, die kleine Humoreske „Eine Geschichte in 2 Stunden 30 Minuten“ be-

handelt ein schon vielfach bearbeitetes Thema, aber so hübsch erzählt und mit so glücklichem Humor, daß wir den Erfolg, den Salinger mit der vorliegenden Novellensammlung gehabt hat, wohl begreifen und ihm gern noch öfter auf demselben Gebiet begegnen werden. Mz.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Bahr, Hermann**, Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schaffle. Zürich, Verlagsmagazin.
- Barnes, R. H., und Brown, C. E., Charles George Gordon**, Eine Skizze. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Berge, Elisabeth von, Pausanias**, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Freiburg i. B., Kiepert & von Bolschwing, Hofbuchhandlung.
- Bibliothek für Ost und West**, 12. Bd. J. H. Wehle, Krethi und Pletl. 13. Bd. Victor Wodiczka. Der schwarze Junker. 14. Bd. Max Kelbeck, Wiener Opernabende. 15. Bd. Egon, Meilensteine. 16. u. 17. Bd. Fritz Lemmermayer, Der Alchymist, Erstes und zweites Buch. Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel.
- Blum, Hans**, Aus dem alten Pitalval. Französische Rechts- und Culturbilder aus den Tagen Ludwig XIII. XIV. XV. Bd I. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. — Herzog Bernhard. Eine Geschichte vom Oberrhein a. d. Jahren 1638, 1639. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
- Bogensberger, Gustav**, Jüngend-Weisen. Aus dem Nachlasse. Graz, Franz Peschel.
- Brasch, Dr. Moritz**, Die Classiker der Philosophie. Lfg. 46–48. Leipzig, Gressner & Schramm.
- Brahms Thierleben**. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Colorirte Ausgabe. 8. Band: Fische. 9. Band: Niedere Thiere. 10. Band: Insecten. Bibliograph. Institut, Leipzig.
- Bronnlag, Emil**, Geschichte der deutschen Literatur. Siebente Lieferung. — Graf Adolf Friedrich von Schaack. Ein literarischer Essay. Bremen, Carl Rocco.
- Bridel, Louis**, La femme et le droit. Etude historique sur la condition des femmes. Paris, F. Pischon. Lausanne, F. Rouge.
- Dänische Schaubühne**. Die vorzüglichsten Comédien des Freiherrn Ludwig von Holberg. In der ältesten deutschen Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von Dr. Julius Hoffory und Dr. Paul Schlechter. Dritte Lieferung. Berlin, Georg Reimer.
- Deutsche Encyclopädie**. Lief. 3. Aedilen bis Agrar-Politik. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.
- Engelhorn's Allgem. Roman-Bibliothek**. Bd. 24. Jacques Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin. Bd. 25/26. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Friedhelm, Walther**. In der besten der Welten. Naturalistisch-soziales Lebensbild aus unsern Tagen. Zürich, Verlagsmagazin.
- Goedecke, Carl**, Grundriss der Geschichte der deutschen Dichtung. Drittes Heft. Dresden, Ls. Ehlermann.
- Günther, F.**, Der Harz. Lfg. 4. Hannover, Carl Meyer.
- Hagen, Edmund von**, Philosophische Abhandlungen und Aphorismen. Beiträge zur Einsicht in ächte Weisheit. Erster Haupttheil: Genius, Geist und Gemüth. Heft. I. Intellectualles. Hannover, Commissionsverlag von Carl Schüssler.
- Häusser, Caroline**, Grüsse aus Nord und Süd. Novollen-Cyclus. I. Lieferung. München, Staegmeyer'sche Verlagshandlung.
- Helffenstein, Ludwig**, Allerseelen. Ein Vorspiel. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Hellwald, Friedrich von**, Frankreich in Wort und Bild. Heft 19–21. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.
- Henckel, W.**, Russische Geschichte in Biographien von N. Kostomarow übersetzt. Lfg. 1. Leipzig, Franz Duncker.
- Holz, Arno**, Das Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Zürich, Verlagsmagazin.
- Helchen, Paul**, Afrika-Hand-Lexikon. Mit vielen Abbildungen und Karten. Leipzig, Gressner & Schramm.
- Jahrbuch der Königlich Preussischen Kunstsammlungen**. 6. Band. 3. Heft. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
- Jordan, A.**, Moderne Dioskuren. Humoreske. Cannstatt, G. Ad. Stehn.
- Kalender für Musiker und Musikfreunde**. 1886. Herausg. von Gustav Damm. Hannover, Steingrübbers Verlag.
- Kapf-Essenther, F. von**, Moderne Helden. Charakterbilder. Zwei Theile in einem Bande. Nur ein Mensch. Hans, der nicht sterben wollte. Sommernachtstraum. Jena, Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung.
- Kolb, G. Fr.**, Culturgeschichte der Menschheit. Lieferung 11. 12. Leipzig, Arthur Felix.
- Krause, Dr. Aurel**, Die Thinkit-Indianer. Ergebnisse einer Reise nach der Nordwestküste von Amerika und der Beringstrasse. Jena, Hermann Costenoble.
- Leimbach, Karl L.**, Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur. Band IV. Abthl. 2. Kassel, Theodor Kay.
- Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Band II. Lieferung 1–3. Kassel, Theodor Kay.
- Leo, F. A.**, Shakespeare-Notes. London, Trübner & Co., Ludgate Hill.
- Lübke, Wilhelm**, Bunte Blätter aus Schwaben 1866–1884. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
- Wantagazza, Paul**, Indien. A. d. Italienischen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Herm. Costenoble.

- Meerhelmb,** Richard von, Monodramen neuer Form (Psycho-Monodramen). Neue Folge. In zwanglosen Heften. Heft 2—6. Dresden, H. Jaenicke.
- Memel,** Arthur. Pariser Luft. Leipzig, Albert Ufnad.
- Memolren** der Königlich Preussischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Grossen. Vom Jahre 1709—1742. Vierte Auflage. Mit Illustrationen. Leipzig, H. Barsdorf. 2 Bde.
- Morf,** M., Zur Biographie Pestalozzis. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Zweiter und dritter Theil. Winterthur, Bleuler, Hausheer & Comp.
- Neelmeyer-Vukassowitsch.** Bibliothek f. moderne Völkerkunde. Bd. II. Lfg. 21—26 (Oesterreich-Ungarn). Lfg. 27. 28. Grossbritannien. Leipzig, Franz Duncker.
- Niklas,** Johannes, Johann Andreas Schmellers Leben und Wirken. München, M. Rieger'sche Universitätsbuchhandlung.
— Die Ephesier, Drama in drei Acten von Joh. Andreas Schmeller. München, M. Rieger'sche Universitätsbuchhandlung.
- Philippi,** Felix, Irrlicht. Schauspiel in vier Aufzügen. Bühnenmanuscript. München, Druck von R. Oldenbourg.
- Pless,** Dr. H., Das Weib in der Natur- u. Völkerkunde. Anthropologische Studien. 2 Bde. Leipzig, Th. Griebens Verlag.
- Rentsch,** Otto, Neue thüringer Klänge. 1. Bändchen. Jena, Fr. Mauke Verlag (A. Schenk).
- Revue internationale.** Tome septième. Livr. II. III. Florence.
- Rex,** Dr. Erwin, Abriss der Geschichte der antiken Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der Langenscheidt'schen Bibliothek sämtlicher griechischen und römischen Klassiker in neueren deutschen Musterübersetzungen. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
- Reskoschny,** Dr. Hermann, Afghanistan und seine Nachbarländer. Der Schauplatz des jüngsten russisch-englischen Conflicts in Central-Asien. Nach den neuesten Quellen geschildert. Mit ca. 200 Abbildungen, vielen Karten und Plänen und einer grossen in Farben ausgeführten Karte Afghanistans als Gratisbeigabe. Leipzig, Gressner & Schramm.
— Das asiatische Russland. I. Band. Mit einer Karte des Kaukasus. II. Band. Mit einer Karte von Nord- und Mittelasien. Leipzig, Gressner & Schramm.
— Europas Colonien. West-Afrika vom Senegal zum Kamerun. Nach den neuesten Quellen geschildert. Mit 120 Abbildungen und 12 Karten. Leipzig, Gressner & Schramm.
- Roesprecht,** Dr. Christian, Der Mensch und seine Wohnung in ihrer Wechselbeziehung. München, Theodor Ackermann.
- Scherr,** Dr. Johannes, Bildersaal der Weltliteratur. 3. neubearbeitete und stark vermehrte Auflage. Lief. 2—25. Stuttgart, Gebrüder Kröner.
- Schnitter,** Albert, Schön-Lischen. Eine Weihnachtsgeschichte in Versen. Graz, Franz Pechel.
- Scholz,** Dr. Friedrich, Die Handschrift und ihre charakteristischen Merkmale. Mit vielen chemigraphischen Tafeln. Bremen, Carl Rocco.
- Schweiger-Lerchenfeld,** A. v., Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Lieferung 19—24. Wien, Post, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Seeley,** J. R., Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preussen im Zeitalter Napoleons. Gotha, Friedr. Andreas Perthes.
- Segebarth,** Johann, Do Davszer Smuggler. Erzählung in niederdeutscher Mundart. Berlin, H. Th. Mrose.
- Semmlig,** Hermann, Ein Genzianentrauss. Novellen und Reisebilder a. d. Schweizer Alpen. Leipzig, Eugen Peterson.
- Siegfried,** Zeitschrift für volksthümliche Dichtung und Wissenschaft. Lieferung 3—6. Beerfelden & Leipzig, Meinhardts Verlag.
- Steiner,** P., Elementargrammatik nebst Übungsstücken zur Gemein- oder Weltsprache. Deutsche Ausgabe. Neuwied, Hensers Verlag.
- Steinhausen,** H., Der Corrector. Scenen a. d. Schattenspiele des Lebens. Leipzig, Johannes Lehmann.
- Sterne,** Carus, Herbst- und Winterblumen. Eine Schilderung der heimischen Blumenwelt. Lfg. 11—15. Leipzig, G. Freytag.
- Stieler,** Carl, Culturbilder aus Baiern. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Carl Theodor Heigel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.
- Svoboda,** Dr. Adalbert, Kritische Geschichte der Ideale. Erster Band. Dritte Lieferung. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).
- Taylor,** Bayard, Ein Lebensbild aus Briefen zusammengestellt von Marie Hansen-Taylor und Horace E. Scudder. Uebers. und bearbeitet von Anna M. Koch. Mit Portrait. Gotha, F. A. Perthes.
- Veredarius,** O., Das Buch von der Weltpost. Entwicklung und Wirken der Post und Telegraphie im Weltverkehr. 6. Heft. Berlin, Herm. J. Meidinger.
- Weinkauff,** Franz, Almania. Dreisprachiges Studentenliederbuch. 2. Heft (Schluss).
- Welcke,** H. A., Die Dresdener Gallerie. Heft 20. Roundnitz-Leipzig, A. H. Payne.
- Zilligstein,** Emil von, Aus der Heemte. Heiteres und Ernstes, Gereimtes und Ungereimtes in Oberlausitzer Mundart. Görlitz, H. Tzschaschel.

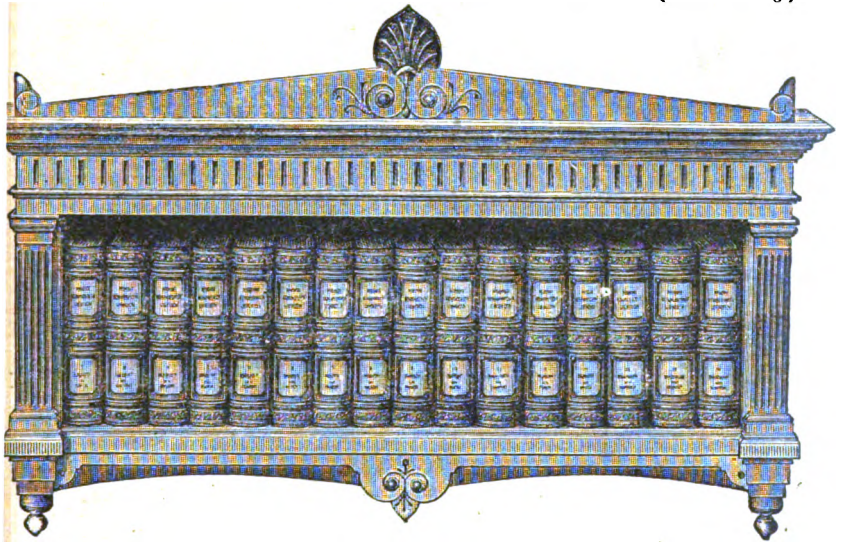
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

„Ein monumentales Werk, wie es keine andre Nation besitzt.“ (Weser-Zeitung.)



Soeben erschien der *erste Band* von

Meyers Conversations-Lexikon,

vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit über 3000 Abbildungen im Text, 550 Illustrationstafeln, Karten und Plänen, davon 80 Aquarelltafeln.

16 Bände von je 64 Bogen Text mit ca. 200 Abbildungen und 30—40 Beilagen in Halbfranz gebunden à M. 10,00 oder 256 Lieferungen à 50 Pfennig.

Jährlich erscheinen 3—4 Bände.

Dieses grossartige Werk, ein vollständiges Wörterbuch des allgemeinen Wissens, umfasst alles, was der Inbegriff moderner Weltbildung erfordert. Seinem Wert kommt sein Ruhm gleich, welcher ihm schon bei mehr als dreimalhunderttausend Familien Eingang verschafft hat.

Über den **Inhalt** urteilt die *Neue Freie Presse*: „... Genug, die neue Auflage ist eine mustergültige und kann rückhaltlos jedem empfohlen werden, der das begriffliche Verlangen hat, das neueste auf der Höhe der Zeit stehende Conversations-Lexikon zu besitzen.“

Über die **Ausstattung** urteilt das *Journal für Buchdruckerkunst*: „... Eine Riesen- und Meisterarbeit. Unerreicht weder von einem ähnlichen deutschen Werk noch von einem solchen einer andern Nation.“

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und liefern das Werk auf Wunsch auch gegen Ratenzahlungen.

Alle ältern Conversations-Lexika werden für 42 Mark in Umtausch angenommen.

Ausführliche Prospekte gratis.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst
ausgezeichnet auf der

**INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN
AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.**

IM EINZELVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, **32 Pf.** } die Gefässe
Die halbe Flasche oder Krug, **25 Pf.** } mit
} einbegriffen.

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i. B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a. S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i. W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i. M.,
Berlin,	Diiren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i. W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i. V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Proceß Gräff

von

Paul Lindau.

Band 35. — Heft 104.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

November 1885.

Greslau
S. Schottlaender.

November 1885.

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B. Um die Pfingstzeit. Novelle. (Schluß)	153
Heinrich Albrecht in Berlin. Paul Boerner	172
Georg Irmer in Hannover. Der Nord-Ostsee-Canal	177
Wilhelm Herz in München. Zwei Novellen in Versen	197
Paul Lindau in Berlin. Idealismus und Naturalismus in Berlin. Proceß Gräf	204
Felix Ueberbach in Breslau. Die Entwicklung der deutschen Universitäten	269
Bibliographie	284
<small>Geographische Umschau: Annie Brassey, Eine familienreise; Hesse-Wartegg, Nord-Amerika; Cansdell, Russisch Central-Asien. (Mit Illustrationen.) — Jastrow, Der deutsche Einheitstraum. — Schäffle, Die Ausichtslosigkeit der Socialdemokratie. — Wilhelm Raabe, Pfläfers Mühle.</small>	
Bibliographische Notizen	295

Hierzu ein Portrait von Dr. Paul Boerner.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

== Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. ==

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Profaska, Carl, in Posen. (Salonbibliothek.)
Kreud & Jemel, in Berlin. (Schriften von Ernst von Wildenbruch.)

„Nord und Süd.“



Die Monatschrift „Nord und Süd“ ist mit April dieses Jahres in ihren neunten Jahrgang eingetreten. Sie hat die Freude gehabt, bei dem Erscheinen ihres 100. (Juli-) Hefstes den Beifall und die Glückwünsche der gesammten deutschen Presse und der deutschen Lesewelt entgegenzunehmen. Wir haben daraus das Bewußtsein geschöpft, daß wir unserem hochgesteckten Ziele: die ersten Dichter und Gelehrten Deutschlands zu vereinigen zu gemeinsamer veredelnder Einwirkung auf das deutsche Volk, immer näher und näher gekommen sind und leiten daraus auch die Pflicht her, fürderhin unserer Aufgabe treu zu bleiben und zu deren Erfüllung unsere ganze Kraft einzusetzen. Wir dürfen auch in Zukunft auf die Mitarbeiterschaft der bewährtesten Männer unter Deutschlands Dichtern und Gelehrten bauen, und hoffen so, nicht nur nicht zurückzubleiben hinter dem, was uns die volle Zufriedenheit unserer Leser eingetragen hat, sondern unserm Ziele in stetem Fortschritt entgegenzustreben.

Das vorliegende 104. Hest zeigt wiederum die von uns stets nach Kräften angestrebte Vereinigung anerkannter literarischer Größen mit aufstrebenden, jüngeren Arbeitern; es zeigt wiederum die gleichmäßige Berücksichtigung der Dichtung und Wissenschaft, des Allgemeingültigen und Interessanten mit dem Actuellen, die Gegenwart Beschäftigenden. Greifen der „Proceß Gräf“ und „Der Nord-Ostsee-Canal“ unmittelbar in das Leben unserer Tage hinein, in die weltbewegenden Fragen der

Zeit, so führt uns die Jensen'sche Novelle in einen abgelegenen Winkel der Gebirgswelt und die Herz'sche Dichtung in die schönen Zeiten der Romantik zurück — in der Abwägung dieser entgegengesetzten Wirkungen liegt der Gedanke, der uns stets bei der Auswahl dessen leitet, was wir unseren Lesern vorzulegen beabsichtigen.

Breslau, Ende October 1885.

Die Verlagsbuchhandlung

S. Schottlaender.

Sämmtliche Hefte von „Nord und Süd“, sowie die Portraits sind — soweit der Vorrath reicht — das Hest zum Preise von M. 2.00, das Portrait zum Preise von M. 1.50 für die große, M. 1.00 für die kleinere Ausgabe, durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes, oder auch direct von der Verlagsbuchhandlung S. Schottlaender in Breslau, Siebenhufenerstr. 2/3, zu beziehen.

Gesammtregister über die ersten 104 Hefte von „Nord und Süd“ sind gratis und franco von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Beiliegende Bestellkarte empfehlen wir Ihrer gef. Beachtung resp. Benützung.

B. S.

2008
2009
2010
2011
2012



W. Baer

Good luck!

Best wishes for your future endeavors.

Sincerely,

John Doe

John Doe
123 Main Street
City, State, ZIP

John Doe
123 Main Street
City, State, ZIP

3/1/2024

123 Main Street



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXV. Band. — November 1885. — 104. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Paul Boerner.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Um die Pfingstzeit.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i. Br. —

(Schluß.)

Nun war der Werkeltag wieder auf die Pfingstfeiertage gefolgt, und Erwin Curtmann hatte sich in dem Aufenthaltsort, der ihm so unerwartet zu einer Station geworden, eingewöhnt. Eigentlich war's nur die Zungengewöhnung an die Bauernkost gewesen, die etwas Ueberwindung von ihm verlangt, doch er hatte seinem verfeinerten Geschmack nicht lange Einwendungen nach dieser Richtung vergönnt. Die hohe Luft und das Herumschweifen tagüber in ihr machten hungrig, das im Haus selbstgebackene Brot war kräftig, die Butter und Milch frisch und duftig-aromatischer als drunten in der Stadt. Davon ließ sich zur Genüge und sogar vortrefflich leben; die Entbehrung des sonstigen mittäglichen Weines und abendlichen Bieres in der Kneipe hielt im Gegentheil den Kopf freier und alle Sinne genussfähiger. Außerdem war's spaßhaft und in Bezug auf Volksart und Brauch mannigfach lehrreich-interessant, mit den Bauern, den Knechten und Mägden bei der frühen Mittagsmahlzeit um die runde, gewaltige, dampfende Schüssel zu sitzen, aus der ihm das Ketterl stets den besten Knödel, Speckstücke und sonstige Zuthatbrocken vortrug, ehe die Andern dreinlangten, auf den Teller herausfischte. Darin bestand seine einzige Bevorzugung, sonst bekümmerte sich niemand um das Treiben und Thun des Gastes, ging jeder vom Sonnenaufgang bis zum Untergang gleichmäßig seiner Wege und seiner Arbeit nach. Das Mädchen allein zeigte sich jederzeit, wenn es Muße besaß, beflissen, etwaigen Wünschen von ihm zu Dienst zu stehen, und sie konnte dies zum meist, die Hauswirthschaft in Küche und Vorrathskammer nahm ihre Mühewaltung nicht übermäßig in Anspruch. Wenn das Mittagessen vorüber

war, hatte sie viele Stunden lang nichts mehr zu „schaffen“, Zeit und nicht minder Bereitwilligkeit und Lust, den Hausgenossen nach allen Punkten der Umgegend, wohin er Verlangen trug, zu begleiten und auf den oft für einen Fremden kaum auffindbaren Wegen zu führen. Ihr Wesen und Benehmen legte dabei keinen leisesten Anhauch von Scheu vor dem städtischen Herrn an den Tag, sie behandelte ihn vollständig wie einen Gefährten, einen Freund, einen Gespielen, nur daß sie ihn nicht „Du“, sondern „Sie“ nannte und ihn stets mit „Herr“ anredete. Aber das war nur eine Form, weil sie irgend eine Ansprache für ihn haben mußte, und kam ihr nicht anders vom Mund, wie wenn sie ihn mit seinem Namen oder Vornamen gerufen hätte. Wenigstens lag keinerlei Ehrerbietung darin, die besaß Jugend vor Jugend auch nicht. Und sie war ein großes Kind, wie nur eines sein konnte, fröhlich, zuthunlich, neugierig, neckisch und schalkisch. Gelernt hatte sie nicht viel, kaum etwas über das Lesen, Schreiben und Rechnen der Dorfschule hinaus, aber sie wußte gar Mancherlei, was ihr von Kindheit auf um sie herum in Feld und Wald, Hof und Haus in offene Augen und Ohren hineingegangen und worüber sie sich dann in ihrem eignen Kopf allerhand zurecht gedacht hatte. So war's wohl manchmal recht komisch, doch nie langweilig, sie ihre Meinung über etwas sagen zu hören. Nichts paßte weniger auf sie als Einfältigkeit und Stumpf sinn; ihr liefen immer Gedanken herum und sie traf nicht selten mit einem einfachen Wort den Nagel auf den Kopf. Sie sah und hörte und kannte Alles aus ihrem Lebenskreise, Blatt und Blume, Vogel und Insect, nur besaß sie keine oder sonderbar kinderhafte Namen dafür. Ihr fehlte alle Bildung, doch Sinn und Gemüth des kleinen Dinges enthielten, wie das Köpfschen, eine poetische Mitgift der Natur, und nicht minder ihre helle Stimme und ihr Lachen. Nur die Tracht legte sich über dies Alles ungefähr wie der dicke, dunstige Rauchqualm eines Fabrikshotes vor den Sonnenblick eines Frühlingstages. Sie hatte jetzt das Festgewand abgethan und ging in einem efelsgrauen Werktagskleide, aber, wenn es möglich war, ließ dieses noch weniger Menschliches vom Hals bis zu den Füßen an ihr übrig, als das himmelblaue Brunkostüm.

Dennoch machte die unförmliche Last von Kleidungsstücken das Mädchen keineswegs, wie der erste Anblick muthmaßen ließ, körperlich schwerfällig und ungeschickt; sie kletterte nicht nur mit ihrem Begleiter um die Wette in Gestein und Geklüft, sondern streckte ihm manchmal an einer besonders schwierigen, doch ihr altvertrauten Stelle die Hand zum Anhalt hin und half ihm mit Rath und That über die Fährlichkeit weg. Man sah ihr an, daß sie es gern that und einen Kinderstolz darüber fühlte, ihm Beistand leisten zu können; zuweilen, wenn er einen weißquirrenden Wasserlauf bis zu schmalerm Punkt umgehen wollte, raffte sie hurtig ihre Röcke um die Beine mit der Hand zusammen, sprang behend wie eine Ziege über das Felsgehack, stand ohne zu gleiten festgewurzelt drüben auf ihren Füßen und lachte ihn an, daß er sich seines bedachtamen Zauberns schämte und mit raschem Satz ihr nach.

sprang. Dann war sie ihm schon wieder voraus, unbegreiflich schnell an einem jähen Abhang emporklimmend; ihm verging der Athem und er konnte ihr nicht folgen. „Bleib', daß ich mitkomme!" rief er leuchtend, aber sie blickte ihn nur kurz mit den Irisaugen schelmisch an, und sein Ruf spornte sie zu noch größerer Geschwindigkeit; das Kind war offenbar leicht wie ein Vogel, und das steilste Klettern machte ihr nicht die geringste Beschwer. Er streckte einmal bei solchem Anlaß die Hand weit über sich vor und erhaschte einen ihrer langen Zöpfe, um sie daran festzuhalten. Aber ein Schreck fuhr ihm durch die Glieder, denn sie verlor den Halt dadurch, glitt und fiel rückwärtsüber gegen ihn, so daß er sie nur noch eben mit den Armen aufzufangen vermochte. Oder aufzufangen meinte, denn von dem Kopf, der an seiner Brust lag, kam plötzlich ein helles Lachen. Der Schall hatte ihm nur einen Schreck einjagen wollen, sich fallen lassen und sprang schon wieder, vergnügt über das gelungene Possenspiel, so sicher wie immer vorwärts. Aber die Sache hatte ihr köstlichen Spaß gemacht, sie drehte sich öfter an ähnlichen Stellen um und sprach neckisch zurück: „Net an die Zöpf fasse, lust falle mer beid.“ Das reizte ihn, es dennoch zu thun, und sollt's wohl auch, und dann fiel sie jedesmal geschickt wieder zurück und klammerte, als ob sie stürze, die Hände um ihn. Nur war kein Schreck mehr dabei, sondern der Heiterkeit über das lustige Spiel bei ihr kein Ende. So klangen sie miteinander zu allen Bergspitzen der weiten Umgegend hinan, legten sich droben bei Sonne und Wind in's gelbe Psriemgras und schauten schwatzend oder schweigend in die unabsehbaren Fernen, und niemand bekümmerte sich darum, wo sie wanderten und weilten, wenn Ketterl nur zeitig genug heimkam, um für das Haus die Abendsuppe zu richten.

Ab und zu brachten es die Umstände auch mit sich, daß er durch seine Kleidung dem Mädchen gegenüber einen Vortheil besaß und seinerseits ihr zur Hülfe kommen konnte, hauptsächlich wenn es einen dichten Busch oder scharfes Gestrüpp zu durchbrechen galt. Dann war er voran und erweiterte den Durchgang für den schwerfälligen Umfang ihrer Röcke, gab aber gleichfalls nicht minder sorglich Acht, daß keine zurückschnellende Gerste ihr in's Gesicht klatsche oder ihr Haar am Gerant hängen bleibe. Sie war sein Kamerad, trotz allen Unterschieden zwischen ihnen eigentlich ein Kamerad, wie er noch nie einen solchen im Leben gehabt hatte. Und zugleich, wie Jugend gern Sorge für etwas auf sich nimmt, hegte er ein Gefühl für sie, wie für ein ihm anvertrautes Kind, das ihm zu behüten und stets ungefährdet wieder heimzubringen obliege. So stützten und schützten sie sich wechselseitig bei ihrem Umherklettern und gingen oft geraume Weile, sich lustig an den Armen schlenkernd, Hand in Hand, und die Augen des Ketterl leuchteten immer von Frohsinn und Glück. Sie hatte nie Freundschaft mit irgend einem anderen Mädchen ihres Heimortes gehabt und schloß sich zum erstenmal mit der ganzen Natürlichkeit und Freudigkeit einer voll zutraulichen Seele an ein junges Menschengeschöpf an, das ihr schon beim ersten Anblick auf dem Stadt-

markt ein anhängliches Gefühl wachgerufen. Darin lag die Antwort auf die Frage, die er sich beim Erwachen am ersten Morgen gestellt, warum das kleine Ding so an ihm, dem Wildfremden, hänge. Sie dachte gar nicht daran, daß er nicht ihres Geschlechts und ein „Herr“ sei; er war ihr wie eine Freundin, etwas, das sie zum erstenmal durch ihn kennen gelernt. Und hing er doch ähnlich an ihr, denn ein warmes, herzliches und beglückendes Gefühl schuf unwillkürlich das andere.

Zimmer freilich konnte er sie nicht vor kleinem Ungemach bewahren. Es war am Mittwoch nach dem Pfingstsonntag, daß sie sich zu einem bisher noch nicht besuchten, schwer zugänglichen Hochlopf hinaufgearbeitet; Dickicht und Dornwerk hatten zuletzt ziemlich lang das Vorwärtskommen behindert. Doch nun lagen sie auf der freien Höhe, der Wind strich lind und summend um sie, die Sonne fing bereits an, allmählich schräge Strahlen zu werfen. Sie blickte ihre rötlichen Goldfunken durch das aufgesponnene Scheitel- und Schläfenhaar des Mädchens, so einsam und lautlos war's, nur ein kreisender Buffard that ab und zu einen verhallenden Schrei aus hoher, blauer Luft, und nur die helltönig „schwägende“ Stimme Ketterl's klang drein. Doch auch sie war wortfarger als sonst, ihre Augen blickten abendlich groß über dem verstummenden Munde in die träumerische Weite. Erwin Curtmann kam's, daß er sagte: „Es klingt mir gar nimmer gut, Ketterl, und hier oben erst recht nicht, daß Du mich nicht ebenso heißt, wie ich Dich. Wir sind doch zwei gleiche Menschengeschöpfe und jedes dem andern gut Freund; in der Stadt mag's nicht sein, aber hier nennst Du Alles sonst „Du“ und sollst zu mir auch nicht mehr „Sie“ und „Herr“ sagen. Mir ist's allmal im Ohr dabei, als hätt'st Du mich nicht gern.“

Sie sah ihn fröhlich an, doch schüttelte halb den Kopf. „Dös cha i net, dös Ercht könnt' i scho.“

„Was kannst Du nicht?“

„A Herr thun's do allemweg blibe, awer wann i Ihne schau', denk' i mi: Du bischt's, und dös könnt' i scho sage.“

„So sag's einmal, Ketterl.“

„Du weisch wohl scho, daß i Di gern hab'? Dös braucht mer net zu rede.“

Wie widerspruchsvoll das große Kind dajaß mit dem poetischen Rüsschen, dem sonndurchspielten Haar, den leuchtenden Falteraugen und der plumpen, wulstigen Larvenhülle, die Alles, was sich darunter barg, als eine lichtscheue Mißbildung vermuthen und erscheinen ließ. Curtmanns Blick haftete mit solcher Empfindung auf den dicken Achselpolstern, da sah er über der Beuge des Ellenbogens etwas Rothes durch den grauen Ärmel hervorquellen, einen Blutstropfen, dem ein zweiter nachsickerte. „Was hast denn da, Ketterl?“ fragte er, „Du mußt Dich gestochen haben.“

Sie schaute hinunter und antwortete: „'s isch a Dörnle gfi,“ sagte mit den Fingern danach und zog dran.

„Thut's nicht weh?“ frug er.

„A weng, 's isch abbroche.“

Sie hielt den langen Schlehborn, dem die offenbar noch in der Haut steckende Spitze fehlte, und die Bänder am Ärmel aufschnürend, streifte sie den letzteren hurtig bis über den Ellenbogen zu der Stelle hinauf zurück, wo der kleine schwärzliche Stachel noch saß. Dabei aber geschah vor den Augen des Zuschauers etwas Verwundersames. Freilich im Grunde eigentlich durchaus kein anderes Wunder, als daß eine von ihm gefasste fälschliche und thörichte Vorstellung plötzlich berichtigt und ihm ihr völligstes Gegenheil unanzweifelhaft ad oculos demonstrirt ward. Denn der weiß-rothige Arm, der unter dem häßlichen Ärmelstoff zum Vorschein kam, war Alles eher als eine Mißbildung; er glänzte vielmehr wie eine frische Frühlingsblüthe aus dem grauen Kleid hervor. Doch ebensowenig war er ein magerknochiger Kinderarm, sondern schön und voll gerundet, genau so, wie er einer jungen blühenden weiblichen Gestalt entsprechen mußte; nur ein klein wenig, doch reizvoll schwächlich, verschmälerte er sich nach oben.

Erwin Curtmann indeß sah stumm darauf nieder, wie auf ein halb unglaubhaftes Naturwunder. Dann sagte er plötzlich: „Warte — Du kannst's nicht allein — ich thue Dir die Spitze heraus.“ Er streckte hastig die Hand vor und drückte behutsam den kleinen Stachelrest aus der Wunde, und es war kein Augentrug, wie er fast gemeint zu haben schien, so weich und lieblich, gleich dem Blick, empfand auch das Gefühl den warmen, weißen Arm. Dann sagte das Ketterl treuherzig: „I dank' au, 's thut scho nimme weh,“ und sie streifte den efelsgrauen Ärmel wieder, wie staubige Spinnweb über eine Apfelblüthe, herunter.

Das Ganze hatte kaum länger als eine Minute gedauert, doch es beharrte gleich einer Phantasmagorie noch vor den Augen des jungen Mannes fort. Ein sonderbares Flimmern und Schimmern vor seinen Wimpern blieb's, darauf er schweigmäßig hinschaute.

„Worum schwächst denn nüt meh, Herr?“ fragte das Mädchen nach einer Weile.

Er fuhr leicht zusammen, drehte den Kopf gegen sie und versetzte, ihr wie mit einem ungläubigen Ausdruck in's Gesicht blickend:

„Wie alt bist Du denn eigentlich, Ketterl?“

Er hatte noch nie danach gefragt und auch noch kaum drüber gedacht; auf vierzehn bis fünfzehn Jahr etwa mocht' er sie geschätzt haben. Nun nickte sie mit einer gewissen nachdenklichen Ernsthaftigkeit drein:

„I bi scho gar alt, uf kommende Bonifaz werd' i achzehn Johr.“

Achtzehn Jahre — es fiel Erwin Curtmann plötzlich wie ein Gespinnst von den Lidern. Da erklärte das Wunder sich freilich auf natürlichem Wege; er sah's jetzt auch — wo hatte er denn bisher seine Sinne und seine Vernunft gehabt? Das war ja kein Kind, nur die sinnlose Kleidung

verursachte die Täuschung. Wenigstens körperlich war sie's offenbar nicht mehr, sonst allerdings an Kopf und Herz ein achtzehnjähriges großes Kind.

Wie lind und leise der Wind durch die Spätmachmittagsstille daherkam! So traumhaft und weich, wie —

Wie der weiße Arm, der dort unter der farblosen Hülle verschwunden.

Das Ketterl sah nach der niedertauchenden Sonne und sagte jetzt: „'s isch spat, i muaß wohl ham.“

„Ja, komm!“ Curtmann sprang rasch auf; es faßte ihn wunderbar, fast unheimlich auf der einsamen Höhe an. Eilig schritt er abwärts, so schnell, daß ihm diesmal das Mädchen kaum zu folgen vermochte; beinahe schien's, als trachte er sie hinter sich zurück zu lassen. Aber sie holte ihn doch ein und griff lachend nach seiner Hand.

„Was bist du dann so stolz g'worde? Willst du mi net mitnehme?“ So ging er mit ihr durch den dichten Busch, doch er hielt ihr braunes Händchen lockerer als sonst.

* * *

Zum ersten Mal in der Nacht drauf lag Erwin Curtmann nicht in dem herrlichen festen Landluft- und Hochgebirgschlaf, aus dem er sonst immer erst von der Morgensonne geweckt worden, sondern er warf sich unruhig umher, fuhr aus Halbträumen in die Hüh', sah geraume Zeit über sich in's Dunkel und fiel wieder in ein Phantasie-durchgauteltes Mittel Ding von Wachen und Schlummer. Dann sprang er früh auf und trieb sich allein umher, den ganzen Vormittag lang. Sein Wesen hatte etwas auch jetzt noch Verträumtes und Unstütes, er wußte nicht, was er dachte und wollte. In seiner Reisetasche führte er ein Skizzenbuch mit sich und nutzte dies heut', um seine Gedanken zu beschäftigen und zu fesseln. Seine Hand bediente sich des Graphitstifts gewandt und mit ausgesprochener Begabung, warf auf einem Blatt um das andere kleine Terrainstudien, die Wiedergabe eines eigenartigen Hauses, hübsche Busch- und Baumgruppen in leichter, kundiger Weise hin. Auch nach dem Mittagessen verließ er gleich wieder die Stube und setzte die nämliche Beschäftigung fort. Es geschah zum ersten Mal, daß er das Ketterl nicht aufgefordert, mit ihm auf die Berge zu steigen, und sie sah ihm beim Fortgehen verwundert nach. Doch er wollte durchaus zeichnen, nichts Anderes, und eifrig glitt sein Stift über das Papier. Dann indeß fuhr sein Strich einmal von einem Buchen der Finger seitwärts aus, denn hinter ihm scholl ein leises unterdrücktes Lachen. Das Mädchen war geräuschlos unvermerkt herangekommen, stand schon ein Weilchen in seinem Rücken und bog den Kopf ihm halb über die Schultern auf das Blatt. Sie zeigte sich hoch erstaunt über seine Kunstfertigkeit, die vor ihm liegenden Dinge so auf dem Papier

wieder zu geben; er sagte mechanisch: „Soll ich von Dir auch ein Bild machen, Ketterl? Setz' Dich dahin!“ Das that sie mit großer Freudigkeit, hockte sich an einen Grasrain ihm gegenüber, und er schlug eine Seite seines Buches um. Doch auf einmal ging es ihm mit einem kurzen Ruck durch die Glieder, und halb aufblickend sprach er hastig: „Das Bild sollt' Dein blaues Sonntagskleid anhaben; willst Du's nicht dazu anziehen? Ich wart' derweil.“

Er war beim Sprechen an den Schläfen eigenthümlich roth geworden, ihr leuchtete aber sichtlich sein Wunsch außerordentlich ein, sie sprang gleich auf: „Ei jo, frist! I komm scho!“ und sie lief dem Hause zu.

Er rief ihr nach: „Laß Dir Zeit und mach' Dich recht schön, damit das Bild hübsch wird.“

Dann saß er wieder allein und führte noch ein paar Striche an seiner vorherigen Zeichnung aus, doch plötzlich stand er ebenfalls auf. Er hatte drüben in seiner Tasche noch einen besseren Graphitstift, den wollte er holen, und er eilte auch dem Hause entgegen. Dies lag völlig lautlos verlassen, die Knechte befanden sich an der Feldarbeit, die Mägde waren seitwärts im Viehstall thätig und der Höchstbauer zu einem Nachbarhof hinübergewandert. Hurtig stieg der junge Student die Treppe empor und ging über den stillen Vorplatz; doch in der Eile irrte seine Hand sich und öffnete statt seiner Stubenthür eine andere, weiter am Flurraum entlang belegene. Und zwar mußte es die Thür zur Kammer des Ketterl sein, denn dies selbst befand sich d'rin auf wenig Schritt Entfernung vor ihm.

Allerdings auf den ersten Blick kaum erkennbar. Sie hatte ihr Werttagskleid abgelegt und den blauen Sonntagsstaat noch nicht angezogen, sondern stand in einem kurzen, dunkelrothen Flanelkröckchen, das um die Taille von einem breiten, niederartigen Gurt gehalten wurde. Aus diesem herauf bauschte sich nur ein schneeweißes Hemd über Brust und Achseln in die Höh, ließ indeß ein reizendes Stückchen des Halses, des Nackens und der Schultern unbedeckt, und die beiden glänzenden Blüthenarme sahen völlig bloß aus den kurzen Leinenärmelchen hervor. Das Fenster, klein und niedrig, ging nach Norden, der Vorhang war zugezogen, und ein mattes, leis dämmeriges Licht lag über dem reizenden poetischen Mädchenbild, das auf's Vollkommenste an einen eben aus unförmlich häßlicher Larvenpuppe hervorgeklüpfte weißen Falter erinnerte.

Erwin Curtmann sagte leicht stotternd, daß er sich in der Thür geirrt habe, doch er that keinen Schritt zurück, um den Fehlgriß zu verbessern, und seine Worte klangen fast, als ob sie auf die entschuldigende Erläuterung vorbereitet gewesen seien. Es lag im Uebrigen nicht das Geringste von Anstößigkeit in dieser Halbbedeckung, sie glich vielmehr der Tracht, wie sie mit wenig Unterschied in andern Gegenden des Gebirges allgemein üblich war, und ließ nur zum ersten Mal erkennen, daß kein Kind, sondern ein

vollblühendes, jungfräuliches Mädchen, gewissermaßen kein Ketterl, vielmehr wirklich eine Jungfer Käthe Hablückel dastehe. Und obwohl sie über die unerwartete Anwesenheit des Hausgastes etwas „verschrat“, und „schämig“ rasch nach dem bereit liegenden blauen Prachtgewand griff, that sie dies unverkennbar nicht aus einer Empfindung, zu unbedeutend zu sein, sondern weil ihre augenblickliche Gewandung sie zu unwürdig für Jemanden von feinem, städtischem Geschmack bedünkte. Hurtig wollte sie sich in ihrer Dürftigkeit unter der Sonntagsherrlichkeit verschwinden lassen, doch Curtmann trat schnell auf sie zu, hemmte ihr den Arm und sagte: „Nein, laß — bleib so, Ketterl — gerad' so ist's am Besten und will ich ein Bild von Dir zeichnen.“

Das kam ihr sehr spanisch vor, und sie antwortete, ihn verwundert und ungläubig ansehend: „Dös müßt an unklug Bild si, i cha mi ja gar net so schaun lasse, i bi ja ganz garstid.“ Aber er wiederholte: „Nein grad' so, ein Maler will's anders haben, als die übrigen Leut', da kann er's besser machen,“ und sie lachte darauf: „Du mußt's frili wisse, i hab' scho g'hört, daß d' Malerherre alleweil a weng nerr'sch si und d' schlechteste Määd am gernschte habe.“

So ließ sie sich die schöne blaue Hülle nehmen und sich von ihm auf den Bettrand setzen und in die geeignetste und hübscheste Stellung bringen. Es dauerte ziemlich lange, ehe er diese zur Zufriedenheit ausfand, denn er hatte stets noch etwas anders und malerischer zu ordnen, legte ihr bald den einen, bald den andern Zopf nach vorn über die Schulter und streifte manchmal mit der Hand dabei leise über ihren weißen, weichen Nacken bog die schönen runden Arme bald so, bald so in anmuthige Lage. Dann endlich befand sich sein allerliebstes Modell in nicht mehr zu verbessernder Pose, und mit widerstrebendem Entschluß trat er zurück und nahm einen Sitz zum Zeichnen ein. Es war gleichfalls etwas seltsam, daß er, um den besseren Bleistift zu holen, sein Skizzenbuch mitgenommen hatte; jetzt schlug er ein leeres Blatt auf und begann.

Wie sauber, wie frisch und anmuthend war Alles in der einfach ausgestatteten Kammer, der Rahmen um sein Modell, ein makellos gehaltenes Nest für eine weiße, braunglänzend beschopfte Taube. Während der Arbeit seiner Finger fiel es ihm nebenbei in die Vorstellung.

Das Mädchen saß so erwartungsreich unbeweglich, wie das Haus und Alles in der Runde reglos und lautlos umher lag. Der junge Künstler hatte den Vorhang am Fenster zur Seite geschoben, und von dem sonnenübergossenen Hochthal draußen fiel ein Abglanz herein, der den Raum mit ganz feinem Goldschimmer durchflimmerte. Die groß aufgeschlagenen Augen Ketterls leuchteten gleich zwei Blumentelchen durch die Stille; sie sah nach der Vorderschrift dem Zeichnenden getreulich in's Gesicht und gab sich Mühe, ernsthaft dem gewichtigen Moment entsprechend dreinzuschauen. Doch manchmal

zuckten die rothen Lippen schelmisch und konnten ein fröhliches Lachen nicht verhalten.

Das Bildniß schritt rasch und ähnlich vorwärts, der Urheber hatte eine glückliche Stunde. Der kleine Kopf und die Züge desselben sahen sprechend von dem Blatte auf, nun fügte er die Gestalt der Sitzenden bis gegen die Hüften hinab daran, die Schulterrundungen, die Arme, die Büste mit der faltig bauschigen Leinwand. Dann stand reizvoll das Ganze da, ein anmuthreiches getreues Abbild, doch auf den ersten Blick unzweifelhaft nicht das eines Kindes.

Erwin Curtmann ließ den Stift ruhen und blickte vergleichend das Original an. Der Kopf über der Schulter konnte noch ein wenig eigenartiger liegen, und er stand auf, um ihm solche Lage zu geben. Doch wie er die Hand danach streckte, durchrüttelte ein Zittern ihm den Arm, er fuhr plötzlich zurück, wendete sich hastig zur Thür und lief, sein Skizzenbuch auf dem Stuhl lassend und ohne auf das verständnißlos nachschauende Gesicht des Mädchens zu achten, durch die leblose Stille des Hauses die Treppe hinab und athemlos weiter die nächste Vergelöhne hinan, von der er erst am Abend zurückkam.

* * *

Mit der körperlichen, wie mit der Gemüthsstimmung des jungen Gastes in dem Gehöft des Hächstbauern war eine Veränderung vorgegangen. Er verbrachte die Nacht noch weit schlafloser als die vorige, sein ganzes Nervensystem befand sich in einer krankhaften Erregung. Die Blutwellen seiner Arterien klopften im Fieber, und der Kopf brannte ihm. Wie der erste Hahnschrei auf dem Hof das Morgengrauen kündigte, schrak er mit einem Ruck vom Scheitel bis zum Fuß zusammen. Dann fiel er vor Uebermattung noch in einen unruhvollen, schwerathmenden Schlaf.

Als er daraus erwachte, fand er einen in seinem Innern gebildeten Entschluß vor. Es war sonnenhell und für den ländlichen Brauch schon spät, denn er traf in der Stube drunten niemanden mehr an als das Ketterl, das noch mit dem Frühstück auf ihn wartete. Doch er ließ das letzte unberührt, trat auf sie zu und sagte, die Hand ausstreckend:

„Ich muß Dir Lebewohl sagen und fortgehn —“

„Was willst, Herr?“ fragte sie halb verständnißlos, doch mit einer schreckhaft aufschauenden Kopfbewegung.

„In die Stadt zurück — ich kann nicht länger bleiben, Ketterl, die Ferien gehen zu End.“

Nun war sie sichtlich bestürzt. „Davon hoch geschickrig Tags selber no net g'wußt, will's mi dünke.“ Und nach einer kurzen Pause setzte sie bekümmert hinzu: „Hab' i Di denn gar ebbes z' Leid geihan?“

„Du? Nein — niemand.“ Er streichelte leicht mit der Hand über

ihre weichen Wangen; dann fügte er stockend nach: „Thut's Dir denn Leid, Ketterl?“

Sie griff nach seiner Hand: „Gelt, gehst net, bleibst net? I hott' mi druf g'freit, daß i hüt' mit Di in'n Wald geh. Geshtern hast' trukt mit mi und wollst mi net mitnehme. Wisch wieder guet, Herr?“

In ihrem Gesicht kämpfte noch zweifelnde Besorgniß und Freudigkeit; Erwin Curtmann dagegen ward dunkelroth und jäh danach blaß, und es überlief ihn heiß und kalt zugleich. Er stotterte: „In den Wald? Wenn Du's willst — hast Du mich denn gern, Ketterl?“

Jetzt lachte sie wieder mit glücklicher Miene: „Als ob Du gar kei Stadtherr wärsch. Schau'st, und Du hast' mi au gern und bleibst und gehst mit mi nach'm Esse in'n Wald. I bring Di uf a Plätzle, das no net kennst, un wo's Dir guet g'falle werd.“

Es war schon spät, sie hatte in der Küche für den Mittag zu sorgen und sprang fort; der Morgen mußte sie bereits in's Feld hinausgeführt haben, denn sie trug auf dem Bruststück ihres grauen Kleides ein Sträußchen von weißen Maiglöckchen, die jetzt erst hier oben in Blüthe standen. Curtmann sah ihr nach, und es durchrüttelte ihm alle Glieder. Sein Entschluß, mit dem er herabgekommen, war gebrochen. Er wollte ihn ausführen, wollte hinaufgehen, seinen Hut und seine Tasche holen und heimlich das Haus verlassen, aber er konnte den Fuß nicht bewegen. Nur gegen die Wand hinzutreten vermochte er und auf den Kalender zu starren, der dort angenagelt vom braunen Holz her sah. Er suchte mechanisch unter der Rubrik „Juni“ nach dem heutigen Tagesdatum. „Freitag“ war's und „der fünfte“; als Heiligennamen stand „Bonifacius“ daneben. Wohl eine Viertelstunde blickte er darauf hin; die Pfingstferien waren in der That noch nicht zu Ende, er mußte noch nicht fort. Von der Küche her klang hell und fröhlich die Stimme Ketterls, sie sang bei ihrer Beschäftigung einen Volkstext, offenbar ein Bruchstück eines uralten Liebes vom „Mädel, das einen Knaben lieb hatt.“

Beim Mittagstisch aber ließ sie kaum die Augen von ihm, und wenn er sie gleichfalls ansah, mußte sie sich das Lachen verbeißen, so ausgelassen und schalkhaft ging's ihr um den Mund. Doch vermied er zumeist, das Gesicht nach ihr hinzudrehen, fast noch mehr indeß, dem Blick Cyriak Hablühels zu begegnen. Seine Miene besaß etwas Scheues, und sein Mund war beinahe stumm. Und wie er nicht sprach, so aß er auch kaum; nur seine Farbe wechselte mehrfach hastig zwischen Röthe und Blässe. Die erstere fiel allerdings unschwer zu erklären, denn der Junitag war selbst hier oben sehr heiß.

„Als müeß a Wetter cho,“ sagte das Ketterl vor der Thür, „da isch guet unter d' moosige Stämm, ka Sonnenstrahl fällt dazwische.“

Sie lachte Erwin Curtmann an, der den Thürgriff noch mit der Hand umklammerte, als ob er sich daran halte. „Na kimmst, Herr?“

Da ließ er die Finger los und hob den Fuß, und sie gingen. Das Mädchen faßte nach Gewohnheit seine Linke und führte ihn einer Richtung zu, in die sie noch nie zusammen gekommen. Die Sonne machte jetzt erst Mittag und lag funkelnd, blendend und brennend auf der steinigten Halbe, die sie überschritten. Kein Windhauch rührte Halm und Blatt, Alles stand unbewegt und hatte ein sonderbares, wie der Wirklichkeit entrücktes Gesicht. Nur Schmetterlinge klappten ihre glänzenden Flügel auf farbigen Doldenkelchen auf und zu, Eidechsen raschelten am heißen Boden, einmal ringelte sich zwischen Gestein und Gerank eine braune Schlange zischend dicht über Ketterls Fuß, daß ihr Begleiter sie erschreckt zur Seite riß. Doch sie lachte furchtlos: „Dös thut nüt, mir ha ta giftig G'würm bi us.“ Mit halb überschleiertem Blick sah er nieder; sie hatte recht, es war keine Kreuzotter sondern eine Kupfernatter. Sie züngelte und zischte nur, doch wand sich unschädlich vorüber in den Busch.

Ein halbes Stündchen mocht's gedauert haben, dann stieg höher, fast weißstämmiger Tannenwald vor ihnen auf. Auch er besaß in seiner Reglosigkeit etwas Verzaubertes, als überwölbe er unter dem grünen Portaldach einen Zugang zu geheimnißvollem Wunder seines Innern. Nur um ein paar Schritte noch folgte die Sonne den Hineintretenden nach, dann umgab sie schattenkühle Stille mit einem dämmernden Licht, das durch den Gegensatz anfänglich beinahe wie einfallendes Abenddunkel erschien. Die da und dort sichtbar gewesene Wegspur, der sie bis jetzt nachgegangen, hörte auf, und Ketterl zog ihren Gefährten pfadlos zwischen dicht überwachsenem Felsgebüsch mit sich, ein wenig aufwärts. So erreichten sie in einer Minute einen eigenthümlich gebildeten, heimlich anmuthenden Waldstüß. Klosterhohe, ganz mit grauen und grünen Moosen und Flechten bekleidete Steinwände umschlossen auf drei Seiten einen Gebiertraum, dessen Boden an einer Seite divanartig gleichfalls mit einem fußtiefen Moospolster bedeckt lag; zwischen zwei Weisstannen konnte man in die artige Einfriedigung hineintreten. Es war Alles nur eine Zufallsklaune der Natur, doch die beiden Bäume standen, wie wenn sie als Thürpfosten dorthin gepflanzt worden seien.

„Do isch's Plätze scho,“ sagte das Ketterl, mit fröhlichem Selbstgefühl ihrem Begleiter wie einem ortsfremden Ankömmling die Honneurs machend. „Welt, wie a Kämmerle mit 'nem Bettle dri. Do cha mer scho hehlinge sitze und rede, 's schaut koaner zu.“

Sie führte ihn in's Innere des kleinen Raumes hinein, wo sie ihn neben sich auf das grüne Natursopha niederzog; doch zugleich auch mußte sie lachen, so tief sanken sie beide in das weiche Moos, daß sie in mechanischer Bewegung, wechselseitig nach einer Stütze suchend, mit den Armen umeinander griffen.

Erwin Curtmann war es wie in einem Traum und alle seine Sinne wie in einen Nebel, einen Rausch, eine Betäubung getaucht. Er wollte

nicht daraus aufwachen, denn er fühlte, daß er nur so einem zusammen-schnürenden Krampf in seinem Innern Widerstand leistete. Wenn er aus diesem halbtrunkenen Zustand zur Besinnung kam, mußte er aufspringen und vor sich selbst davonstürzen.

Auch seine Augen befanden sich in einer Ueberreizung, daß sie nicht die Wirklichkeit, sondern nur Phantasiegebilde wahrnahmen. Das Mädchen an seiner Seite trug wie immer ihr Werkstagskleid, aber er sah nicht den eiselsgrauen Stoff, die Achselpolster und Hüftenwulste, den vierströtig ungestalten, plattpressenden Brustlaß. Wie er sie gestern gezeichnet, saß sie neben ihm, mit dem leichten rothen Röckchen um die schlanken Hüften, glanzarmig, der junge Busen ungezwängt unter der bauschenden Weinwand sich hebend und senkend, weich und weiß der Nacken und die Schultern darüber. Das Alles aber war keine Einbildung der Erinnerung, sondern diese reizvoll blühende Mädchengestalt lag auch jetzt nur von der dünnen Hülle der widerständig plumpen, schönheitsmörderischen Tracht dem Blick entrückt. Die thatsächliche Erscheinung war Trug und die Vorstellung Wahrheit.

Draußen schief die Welt im heißen Mittag, doch im Bergwald ebenfalls war weitem kein Laut, als ein klopfender Ton, vermuthlich das ferne Hämmern eines Schwarzspechtes. Auch dies ward nach wenig Augenblicken still, nur eigenthümlich Klang's dennoch in der Nähe, als klopfte es in der kleinen grünen Mooskammer noch mit einem ganz leisen Echo hurtig fort. Ketterl horchte einen Moment drauf, woher es komme, dann fand sie's aus und sagte: „Hach warm kriegt, Dei Herze schlägt gar g'schwind.“

Das erste Wort war's, nachdem sie sich auf die weiche grüne Ruhebank gesetzt, der Arm des jungen Mannes lag noch haltend um ihre Schulter, er erwiderte hastig fragend, halb flüsternden Ton's: „Klopft Deines denn nicht so, Ketterl?“ und seine Hand schlang sich unter ihrem linken Arm durch und legte sich prüfend auf den Sitz ihres Herzens. Dichter so an ihn herangezogen, legte sie das Köpfchen zutraulich gegen seine Brust und antwortete: „Na, i hob's net warm, i bi's scho g'wönnt.“

Er brauchte den Kopf nur ein wenig sinken zu lassen, und seine Wange legte sich ihr auf die Stirn. So raunte er noch leiser als zuvor an ihr Ohr: „Was wollst denn heimlich's hier mit mir reden, Ketterl?“

Sie gab einen Augenblick keine Antwort, als daß sie unwillkürlich die Stirn fester an ihn schmiegte. Dann entgegnete sie leis seufzend: „Ach, i woß net, ob i's sage sull. I hab's wol eh'nder denkt, aber helfe thät's do nüt, wenn i's Di a sage thät.“

„Von Deinem Herzen — was es da redet, Ketterl?“

„Hm-hm,“ machte bejahend ihr Mund. „Was willstsch?“

Seine Hand hatte sich nach den Maiglöckchen an ihrer Brust gestreckt; er versetzte mit leicht zitternden Lippen: „Die Blumen mücht ich zum Andenken von Dir,“ und seine Finger schlüpfen, den kleinen Strauß los

machend, in den schmalen Spalt des Kleides, durch den die langen Stengel hinabreichten. Ruhig ließ sie ihn gewähren, und das Blut pulsrte ihm unter den Nägeln, ein warmer Anhauch kam den Fingerspitzen entgegen und durchfloß ihn mit einem süß berausenden Gefühl. „Hatt'st Dir die Blumen für mich angestekt, Ketterl?“ fragte er, mit der andern Hand ihr Köpfschen an sich schließend. Er sprach's nicht einer Erwiderung halber, sondern nur um etwas zu sagen, nicht stumm zu sein. Doch sie antwortete:

„Na, der heilig Bonifaz hat's mi brocht.“

Eine halbe Erinnerung kam ihm aus dem Namen, seine Augen hatten auf dem letzteren heut' Morgen eine geraume Zeit lang gedankenirr verweilt. „Bonifaz?“ wiederholte er, „heut ist Bonificiustag, ich sah's im Kalender; warum hat er Dir die Maiglöckchen gebracht?“

„Wil's mi G'urtstag isch.“

Das weckte ihm noch ein anderes Gedächtniß. „Auf kommende Bonifaz“ hatte sie gestern gesagt, würd' sie achtzehn Jahr. Also heut' war das; es durchstieß ihn mit einem sonderbaren Schauer, ohne daß er wußte, weshalb. Doch Alles that's, jede Faser an ihm war in bebender Erregung.

„Dein Geburtstag?“ wiederholte er abermals, „da sag' — ich hab' Dich lieb', Ketterl — was willst von mir, daß ich Dir gebe?“

„Gajch mi welli liab un gern? I ha's glaubt un do bin i mit Di hergange —“

Erwin Gurtmann entgegnete nichts, doch sein Kopf hob sich leise, so daß seine Lippen sich dicht über die des Mädchens bewegten. Und er stand im Begriff die seinigen herabzubiegen und mit ihnen eine stumme Antwort zu geben. Das Ketterl aber fügte mit einem Seufzer nach:

„Weisch, der Bonifaz isch der Stasi.“

„Der Stasi?“ Sein Kopf stuzte mit einem unwillkürlichen Ruck etwas zurück. „Wer ist das?“

„Mi Schatz, der mi heirath'n möcht und i möcht'n au, mir ha us selli gern.“

Ein plötzliches Zucken durchfuhr den ganzen Körper des jungen Studenten, seine beiden Hände ließen gleichzeitig das Mädchen fahren, und er stieß aus:

„Du hast einen Schatz?“

Sie erschrak. „Bisch verzürnt?“, doch zugleich schlang sie ihm den Arm um den Hals, ihn zu halten. „Sei guet! Bisch au no jung und hasch g'wieß a Schatz au in Din'r Heimat. Wann's denkst, cha't mi net zante.“

Es saß ohne Befinnung, wie gelähmt und betäubt; sie hatte den Kopf wieder an ihn gelegt, doch so, daß ihre schönen Trisäugen jetzt bitternd treuherzig grad in die seinigen hinausschauten, und dazu ging nun ihr rascher Mund hurtig wie ein hellplätschernder, sich überstürzender Bergquell.

Der Anastasius war der bravste Bursch im ganzen Ort und der beste und klügste und sauberste, und er hatte nie eine Andere gern gehabt als

sie und sie keinen als ihn, schon über zwei Jahre lang. Aber er war arm, denn sein Vater hatte nur ein ganz kleines Häusle drüben am Berg, und er mußte drunten bei dem reichen Unterhofbauern als Knecht im Lohn arbeiten. Der Höchstbauer konnt ihn auch wohl leiden, doch von einem Tochtermann ohn' Gut und Geld wollt' er nichts wissen, und bevor der Stasi sich so viel verdient, als Cyriak Hablüzgel von einem Schwiegersohn verlangte, mußten sie alt und grau werden. Und nicht einmal mit einander reden konnten sie, denn der Stasi durfte nicht auf den Hof kommen, wie ein anderer Schatz zu seinem Maible, und ihn anderswo treffen durft' sie auch nicht, damit ihr Vater ihm nicht noch ganz gram dazu würd! Nur von Weiten konnten sie sich einmal schaun und sich mit den Augen nicken, daß es allweil trotzdem noch gleich mit ihnen ständ', und nur am vorigen Bonifaz hab' er sich's getraut und auf sie gepaßt, um's ihr zum Geburtstag zu sagen, daß er keine Andere nehmen thät, als sie. Drum sei sie heut' ganz in der Früh' wieder an die nämliche Stelle gegangen, weil's wieder Bonifaz gewesen, und da hab' er auch schon gewartet und ihr die „Blümle“ gesucht gehabt. Aber gar traurig sei's auch gewesen, daß sie dabei weinen müssen, denn jed' Eine im Dorf sag's als gewiß, wenn ein Maible achtzehn Jahr geworden und nicht heirathen könnt', da wär's gar bald zu besorgen, daß ihr Schatz sie nachher nimmer möcht'.

Wie ein sprudelnder, sich immer hastiger vorwärts treibender Quell kam es von Ketterls Rippen, und auch ein wenig wirkliches Wasser gesellte sich drein, denn beim Gedanken der letzten schlimmen Befürchtung quollen ihr zwei Thränen aus den Lidwinkeln und standen schimmernd in den Augen, wie Thautropfen in zwei violettblauen Genzianen. Der Zuhörer aber hatte Zeit gehabt, sich etwas auf sich selbst und die Dinge um ihn herum zu besinnen. Nicht völlig, aber doch etwas; seine Hand hielt reglos das aus dem Kleid losgemachte Maiglöckchensträußchen, und seine Augen sahen ausdruckslos in die des Mädchens hinein. Er hatte den Wortlaut von dem verstanden, was sie gesagt, indeß ohne irgendwelches Denken damit zu verbinden. Es war ihm Alles wirr im Kopf, sein Herz schlug noch immer laut und hämmernnd, doch anders als vorher, heftig, zornig, er wußte nicht auf was. Und mit auffahrendem Ton auch stieß es ihm als Antwort über die Lippen: „Was geht mich das an? Und darum hast Du mich hierher geführt, um mir das zu erzählen?“

Da quollen die beiden Thränen an ihren Wimpern dicker, und von dem unfreundlichen Klang seiner Stimme zum Schluchzen gebracht, entgegnete sie zaghaft: „I hatt denkt, daß D' mi liab hasch — i will au nüt meh sage —“

Sie ließ jetzt den Arm von seinem Nacken fahren und wollte aufstehen, und es ging ihm plötzlich wie ein Stich durch die Brust, daß er dem kleinen, lieben Ding die kummervollen Thränen im Auge vergrößert hatte. Es war

doch wieder ein großes Kind, das in der ganzen zutraulichen Arglosigkeit seiner Natur vor ihm stand — und er besaß doch kein Recht, auf sie zornig zu sein. Instinctiv griff seine Hand nach ihr, um sie zu halten, und er zog sie wie ein Kind zurück auf seine Kniee herunter und antwortete: „Was könnt' ich denn dabei thun, Ketterl?“

Seine Stimme klang wohl anders, als vor einigen Minuten noch, ruhiger und kühler, aber es war doch wieder der alte freundliche Ton und er ließ einen glücklichen Schimmer in die nassen Augen zurückfliegen. Sie setzte sich ihm auf den Schooß und erwiderte freudig: „I ha's frill g'wußt, daß mi do guet bisch und net zankst. Schau, i ha denkt —“

Ihr Bünglein hatte wieder Muth und Worte, zu „schwätzen“, was sie gedacht. Ihr „Vatter“ hätt' gar großen Respect vor ihm bekommen, das wüßt sie genau; was der „Herr“ reden thät, wär ihm allmal gescheidt und recht. „Un i ha denkt, wann nur Du a Wörtle mit'm rede thätst, daß der Staji ze us is Guz komme un bi us uf Aerbet gehe darfst, daß'n der Vatter kenne lerne thät, wie brav un guet er isch.“ Und sie hätt' geglaubt, wenn er den Staji nur einmal selber sähe, da müßt der ihm auch so gefallen, daß er's gewiß für ihn thun würd', und drum hatte sie ihm heut in der Früh gesagt, er mücht' um Mittag hierher in den Wald kommen, damit der „Herr“ ihn anschauen könnt! Und er stehe sicherlich schon lange drüben bei der Bliztanne und warte.

Das Ketterl sprach's, und wie ein bittendes Kind einer Mutter, streichelte sie mit dem braunen Händchen schmeichelnd Erwin Curtmanns Gesicht, das sehr blaß geworden war und in dessen Schläfen das Blut nicht mehr pulsrte. Langsamer, wenn auch noch mit lauten Schlägen klopfte ihm das Herz an die Brustwandung, doch er verstand es jetzt, es war auf nichts zornig als auf sich selbst.

Einen Augenblick saß er noch, dann sagte er aufstehend: „Komm, Ketterl, ich will den Staji anschauen.“

Sie flog wie ein Vogel in die Höh': „Willstch? Da ha i scho kei bang, daß'r Di net au g'falle werd.“ Und seine Hand fassend, zog sie ihn aus der kleinen grünen Mooskammer eifertig mit sich durch den Wald. Er sprach nicht, sah nachdenklich stumm vor sich hin. Die Dinge um ihn her hatten alle ein anderes Gesicht, als wie er gekommen, eine oft gesehene nüchterne Wirklichkeit. Bekannte Blätter, Blumen und Falter waren's, die einen märchenhaft flimmernden Zauberschmelz verloren, der vorhin aus dem zitternd hastigen Klopfen seines Herzens darüber gefallen. Und so auch ging das Ketterl im eselsgrauen Rock mit Polstern und Wülsten neben ihm, nur ihr Köpfcgen mit den braunen Zöpfen schwebte wie eine fröhliche Blüthe auf plumpen Stiel über der unförmlichen, mißfarbigen Hülle.

Während des Gehens faßte die Hand Curtmanns einmal mit einer plötzlichen Bewegung nach seiner Brusttasche, sie verfolgten etwa zehn Minuten

lang einen schmalen Buschweg, dann stieg mitten im Wald eine weißknorrig abgestorbene, offenbar vom Blitz getroffene Tanne vor ihnen auf. „Schaust, do isch d'r Stasi!“ lachte das Mädchen frohgemuth.

Geduldig wartend stand ein junger, ungefähr zwanzigjähriger Bursche mit hübschem, offenherzigem Gesicht unter dem Baum. Er hatte seine Sonntagsjacke und rothe Weste angelegt, rührte sich nicht vom Fleck, rückte auch nicht am Hut, sondern hielt Curtmann nur, wie dieser dicht herangekommen, mit einem „Grüß Gott, Herre“, die kräftige Hand hin. Dem Ketterl nickte er danach nur einen Gruß und sie ihm ebenso; dann standen sie beide, als ob sie sich nichts angingen, ein halbes Duzend Schritte von einander.

Erwin Curtmann faßte nach der Begrüßung den Arm des jungen Bauernknechtes: „Kommt, Stasi, ich möcht ein Wörtle mit Euch reden; kannst dableiben, Ketterl, brauchst's nicht zu hören, es geht Dich nicht an.“

Das Mädchen blieb gehorchend zurück, die beiden Andern schritten etwas weiter in den Wald. Es dauerte indeß nur einige Minuten, dann kamen sie zurück, der Stasi mit einem etwas sonderbaren Gesicht, groß aufgesperrten Blicks, halb verbattert, halb lachend, im Ganzen nicht übermäßig von Gescheidtheit strotzend. Er ging am Ketterl, ohne dasselbe anzublicken, vorüber, dem Waldbausgang zu; der junge Student folgte ihm noch und sagte halbblaut: „Habt's also von einer Erbschaft, Stasi.“

Dazu nickte dieser nur antwortlos und trottete gleichmäßig weiter, doch wie er um die Wegede gebogen, machte er plötzlich einen Satz über einen mindestens fünf Schuh hohen Steinblock weg und rannte gleich einem vom Sonnenstich närrisch gemachten und toll nach Wasser davonstürzenden Thiere bergunter.

Curtmann war zu dem ruhig wartenden Mädchen zurückgekehrt und sagte: „Komm, Ketterl, wir wollen heimgehen.“ Sie frug nicht, wo der Stasi geblieben sei, sprach überhaupt kein Wort von ihm, so daß ihr Begleiter zuletzt verwundert sagte: „Hast Du denn den Stasi wirklich so gern? Man hätt's kaum geglaubt, wie ihr beisammen standet. Nicht einmal an der Hand gefaßt habt ihr euch.“

Sie schüttelte den Kopf. „Dös thät si au net schide; mir si ja no kei Brautlüt.“

„Aber mich hältst Du doch an der Hand, Ketterl.“

Lachend sah sie zu ihm auf. „Du bist au net mei Schatz.“

„Was bin ich denn, Ketterl?“

„Der bescht Herre uf d'r Welt.“

Sie setzte keinen Zweifel drein, der Stasi mußte ihm gefallen haben, er hatte ihm anschauen müssen, wie brav und gut er sei, und wollt's ihrem Vater mit vornehmer Rede sagen, daß der's auch glauben und gewiß halten müßt. Der Rückweg durch die heiße Sonne ward ihr recht lang, zumal

ihr Gefährte gar nicht so wie sonst ausschritt, sondern oftmals stehn blieb, dies und das beschaute und langsam fürder ging. So brauchten sie wohl eine Stunde, um zum Hof zurückzukommen, und dann war's dem Ketterl doch fast noch zu früh geschehen und klopfte ihr das Herz, denn nun sollte sich's entscheiden, ob die Fürsprache ihr zu Gutem verhelfen würde, oder nicht. Aber eh's so weit kam, begab sich vor ihren Augen etwas Wunderfamliches, noch niemals Dagewesenes: Aus der Hausthür trat ihr Vater hervor und neben ihm eine rothe Weste, die nur dem Stasi gehören konnte, da er sicher der einzige im Ort war, der heut' am Werkeltag um des Bonifaz willen solches Sonntagskleid trug. Cyrial Hablüzgel sah nicht um ein Haar anders aus als sonst, hielt die kurze Peise zwischen den Zähnen, nahm sie indeß, seiner Tochter entgegenkommend, ein paar Augenblicke heraus und sagte:

„D'r Rappenecker Stasi isch do un hat mit mit g'redt, daß 'r Di möcht', Ketterl. Er hot a Erbschaft macht un 's Göld bi si im Sack. Ha jo, 's isch scho ebbes, bigoscht, siebzehunnert Gulde. I hoa's nachzählt un g'feit, 's isch Dei Sach', i hoa nüt meh d'wider.“

Der Höchstbauer steckte die Peisen spitze wieder in den Mund und ging dampfend weiter selbein. Das Ketterl stand vollständig „verpaßt“ und sah den Stasi an; der nickte nur bestätigend mit dem Kopf. Dann drehte sie sich nach Erwin Curtmann um, doch vergeblich, er war fort. Nur der Rappenecker Stasi trat jetzt an sie hin und sprach: „'s isch Dei Sach', Ketterl, hat d'r Vatter g'feit.“ Und er faßte ihre Hand und schlenkerte ihr den Arm hin und her.

Da kam der junge Student mit seiner kleinen Ränzeltasche auf dem Rücken aus dem Hause hervor. Dem Mädchen war's noch so wirbelig im Kopf, daß ihr nur vom Mund gerieth: „Was willst denn, Herr?“

„Ich sag't's Dir heut Morgen, daß ich fort müßt,“ antwortete er. „Gehabt Euch wohl, Stasi, und macht bald Hochzeit.“

„Pfiuet Gott, Herr,“ erwiderte der Stasi, die Hand hinhaltend; „un i mach au mei Dank.“

Er stand und sprach höchst gemüthsrühig, wie wenn ihm nichts Besonderes passirt wäre, und als ob er das treffliche Wort illustrire, was eine gute Kessel werden wolle, brenne bei Zeiten, oder ein Bauersmann könne sich nicht zu früh an stoische Seelentruhe gewöhnen. Und so auch drehte er sich um und ging in's Haus hinein, um seinen Hut zu holen, den er drinnen liegen gelassen.

Das Ketterl aber begriff von Allem noch nichts. Sie klammerte sich nur an Curtmanns Arm und sagte halb weinend: „Noa, Herr, sollsch net fortgoß.“ So zog sie ihn um die Hausdecke an die stille, fensterlose Außenwand, dort jedoch ließ sie ihn los, blickte ihm groß und scheu in's Gesicht und fragte stotternd:

„Wie hast's dann g'macht?“

Er zwang sich ein wenig zum Lachen. „Es ist ja Dein Geburtstag heut', Ketterl, und der Bonifaz hat's gemacht. Ich hab' ihm nur gerathen, wie er's machen sollt' — aber wenn Du meinst, Ketterl, daß er's verdient hat, da gieb mir einen Kuß für ihn.“

Das klang ihr so verwunderlich, daß sie auch lachen mußte, doch verlegen sagte sie hinterdrein:

„Du wirst mi do net kisse mäge?“

„Warum nicht?“

„Du bist jo a Herr und i bi nur a schlecht's Bauermaidle.“

Doch er sah sie mit so herzlichen Augen an, daß sie sich plötzlich rasch mit dem Handrücken über den Mund wischte, den Arm um seinen Hals schlang und ihre frischen rothen Lippen kräftig auf die seinigen drückte. Dann sagte sie, ihn wieder anschauend: „Wann i's dann scho derf, i hätt's scho lang gern than — vergelt's Di Gott!“ und sie küßte ihn noch einmal ebenso. Er hielt ihr halb lachendes, halb weinendes Gesicht zwischen den Händen, bückte sich nochmals, küßte ihr eine der beiden Thränen von der Wimper und erwiderte, so gut er's vermochte, in ihrer Mundart:

„W'hüt Di Gott, lieb's Ketterl — wenn Du in die Stadt kommst, weißt mein Haus. Gelt, schau'st bei mir' ein und sagst mir, wenn Du mit'm Stasi Hochzeit machst. Da komm ich herauf.“

Und ein paar Minuten später stand Erwin Curtmann nicht mehr dort, sondern schon einige hundert Schritte weit entfernt, hatte sich noch einmal umgedreht und winkte dem noch vom selben Fleck ihm nachschauenden Mädchen mit der Hand. Dann ging er rasch auf der schmalen Fahrstraße weiter, die ihn am Pfingstsonntag hierher gebracht. Nur war es jetzt nicht tiefe Dämmerung, vielmehr der vollhelle Tag lag über dem Hochthal und ließ kein vom rechten Weg Abkommen besorgen. Doch der uralte Gespinnste der Winterstauben und des Wachholbergestrüpps, des Schlehdorns und Stechapfels auf den kleinen kahlen Hügelkuppen, der weiche Wind war wieder da und strich wie mit langen, ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen über die sanft gewellte Landschaft. Und grad' ebenso ruhig und gleichmäßig, schön und friedlich ging der Herzschlag in der Brust des jungen Wandrers. Sie hob sich so befreit, als seien die zehn Hundertthaler-Banknoten, um welche die kleine Briestafche auf ihr leichter geworden, eine schwere Last gewesen, unter der sie sich bedrückt gefühlt. Auch bei den glänzendsten Wechselverhältnissen war es allerdings eine ganz artige Summe, aber die freien, freudigen Augen des jungen Verschwenders besagten, für den Einkauf, den er damit in sich selbst gemacht, doch nur gering.

Nun stand er dort, wo ein Fußpfad sich von der Straße abzweigte und steil in's Tiefland hinunterstürzte; ein Quell überrieselte ihn unter grünem Laubdach. Erwin Curtmann durstete, er bückte sich, schöpfte mit

der Hand von dem klaren, köstlichen Wasser und trank. Dann warf er aus dem Schatten einen letzten Blick hinter sich auf die Hochfläche mit den zerstreuten grauen Dächern. Schon weit hinüber an der Berglehne lag noch das große Gehöft des Höchsthauern in der vollen Sonne, d'rin die hellen Schindeln wie silberne Schuppen flimmerten und glänzten.

Auch um die Augen des stumm Schauenden flimmerte und gaukelte etwas, ohne daß ihm zum Bewußtsein kam, was. Dann verschwand's, doch zog ihm den Blick auf seine Hand, in der er noch immer den kleinen Maiglöckchenstrauß hielt, und auf diesem saß die schöne Freundin feuchtschattiger Wegstellen, eine Iris. Sie schlug die wundervollen, noch von keinem Anhauch in ihrem Frühlingschmelz beeinträchtigten, blau-violett leuchtenden Flügel auf und wiegte sich ruhig auf den weißen Glöckchen, als sei es eine schöne Gemährleistung der Natur, daß Jugend sich vor Jugend nicht zu fürchten habe.

Ein Weilchen blickte Erwin Curtinam träumerisch auf das zutrauliche reizende Sonnenkind nieder, dann schwenkte er leicht das Sträußchen, sie flatterte auf und schwebte durch die Goldstrahlen fort. Aus tief überquellendem Gefühl sprach er jetzt laut vor sich hinaus:

„Die unbegreiflich hohen Werte
Sind herrlich wie am ersten Tag,“

und jugenbleichten Fußes sprang er den steilen Abstieg zum Niederland hinunter, der Stadt entgegen.





Paul Boerner.

Von

Heinrich Albrecht.

— Berlin. —



Die deutsche Medicin hat vor wenigen Monaten einen schweren Verlust erlitten. Dr. Paul Boerner, den am 30. August ein rascher Tod nach kurzem Krankenlager dahingerafft hat, war innerhalb des letzten Decenniums — wir reproduciren das einstimmige Urtheil, auch seiner Gegner — ihr berufenster Publicist. Es hat eine weit umfassende Bedeutung, dieses eine Wort, eine Bedeutung, schlecht verstanden von denen, die vom hohen Throne wissenschaftlichen Selbstbewußtseins herab glauben, ein karges Zugeständniß gemacht zu haben, wenn sie es als einziges Wort der Anerkennung dem Verstorbenen nachrufen. Es umfaßt ein volles Beherrschen eines großen Gebietes wissenschaftlicher Forschung, es umfaßt ein Urtheil, frei von Einseitigkeit und starrem Hasten am Unbedeutenden, es umfaßt den klaren Blick, das richtige Erkennen der großen, bewegenden Fragen, das rasche Festhalten des Augenblicks und endlich die Gabe, durch Wort und Schrift Anderer Denken und Thun in Bahnen zu leiten, die zum Heile des Ganzen führen. Alle diese Eigenschaften besaß Paul Boerner in hervorragendem Maße. Im Verein mit einer mehr als gewöhnlichen Energie und einer gewaltigen Arbeitskraft haben sie ihn befähigt, einen Einfluß auf viele Fragen der Wissenschaft, die sein eigenstes Gebiet war, wie des öffentlichen Lebens zu üben, der es rechtfertigen dürfte, seiner eigenartigen Persönlichkeit an dieser Stelle eine etwas eingehendere Darstellung zu widmen.

Paul Boerner wurde am 25. Mai 1829 als der Sohn eines höheren Justizbeamten in Jakobshagen in Pommern geboren. Nach vollendeter Gymnasialbildung widmete er sich zunächst dem Studium der Jurisprudenz. Schon das Jahr 1848 ließ erkennen, daß der Hochbegabte nicht bestimmt war, fern von den bewegenden Fragen des Tages ein Dasein im Verborgenen zu führen. Wir finden ihn als einen der Führer an der Spitze begeisterter Studenten. Boerner selbst hat in späteren Jahren seinen Antheil an der achtundvierziger Bewegung nicht verleugnet. Wir citiren sein eigenes Urtheil über jene Tage: „Wir sollten,“ sagt er, „doch in unseren Tagen nicht allzu ungerecht sein gegen die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts mit ihrem treibenden Enthusiasmus, der sich noch nicht an dem mühevollen Kampfe mit der trägen Materie abgekühlt hat. Als diejenigen unter uns, welche längst über die Jahre hinaus sind, in welchen der große Florentiner nel mezzo del camin di nostra vita seine Wanderung durch die Hölle begann, noch jung waren, im Jahre 1848, sah man auf die Freiheitskriege wie auf eine weit zurückliegende, mit ihren Ideen und Bestrebungen kaum noch verständliche Periode zurück. Ist aber nicht seit dem Jahre 1848 jetzt dieselbe Zeit verfloßen? Wie darf man sich darüber wundern, daß neue Strömungen, neue Ansichten die Herrschaft gewonnen haben? Wenn aber die Älteren sich hüten sollen, die jüngere Generation unrichtig zu beurtheilen, weil sie anders denkt und spricht, als sie in ihrer eigenen Jugend es gelernt hatten, so soll auch das gegenwärtige Geschlecht diesen Fehler zu meiden suchen und nicht über eine Periode absprechen, die seinem Verständniß ebenfalls schon halb entrückt ist, oder gar den jugendlichen Idealismus jener Tage noch heute mit dem Republikanismus und Socialismus unserer Tage identificiren.“

Nachdem Boerner drei Jahre juristischen Studien obgelegen, bewog ihn eigene Neigung, dieselben mit der Medicin zu vertauschen. In Berlin fesselte ihn, wie er selbst oft betont, vor Allen Helmholtz, dessen naturwissenschaftliche Richtung hervorragenden Einfluß auf Boerner gehabt hat. Virchow und Wardeleben nennt er daneben als diejenigen, die bestimmend auf den Gang seiner Studien einwirkten. 1854 promovirte Boerner in Greifswald und practicirte dann bis zum Jahre 1863 in Königswalde und in Landsberg a. W. Er hat es oft bedauert, daß er nicht eher zu dem Entschluß kam, seine Landpraxis mit dem Aufenthalt in Berlin und einer literarischen Thätigkeit, auf die seine ganze Begabung ihn hinwies, zu vertauschen, aber denen, die später fern von den Centren der Wissenschaft und den Stätten, auf denen sich die wichtigen Ereignisse des Tages abspielen, Freude und Gewinn durch seine publicistische Thätigkeit gehabt haben, ist diese Zögerung zu Gute gekommen. Boerner kannte die Bedürfnisse des praktischen Arztes aus eigener Entbehrung, und dieser Umstand hat vielen seiner späteren Publicationen ihre Signatur gegeben. 1863 siedelte Boerner nach Berlin über. In diese Zeit fällt der Beginn seines literarischen

Schaffens, fällt zugleich der Beginn der Entwicklung der öffentlichen Gesundheitspflege in Deutschland, auf deren gedeihlichen Ausbau er einen so maßgebenden Einfluß geübt hat. In dem Feldzuge von 1870/71 nahm Boerner als Führer eines Sanitätszuges Antheil. Er hat seine Erinnerungen an diese Zeit in einer Schrift niedergelegt: „Ein preußischer Sanitätszug an der Loire.“*) In diesem anspruchsfloßen Heftchen zeigt sich bereits der weitgehende Blick über den engen Rahmen der Gegenwart hinaus, der Boerner bei allen seinen literarischen Unternehmungen auszeichnete. Viele von den Forderungen, die er damals hinsichtlich der Einheitlichkeit der Führung solcher Sanitätszüge wie der Kriegslazarethe überhaupt stellte, praktische Winke, die er gab in Bezug auf die Einfügung der freiwilligen Krankenpflege in den militärischen Organismus, finden sich heute in den Bestimmungen der Kriegsanitätsordnung verkörpert. Boerner lehrte mit dem Charakter eines Oberstabsarztes der Landwehr und mit dem eisernen Kreuz geschmückt in die Heimat zurück. Hier nahm er seine publicistische Thätigkeit mit neuen Kräften und wachsendem Erfolg wieder auf. Im September 1875 erschien die erste Nummer der „Deutschen medicinischen Wochenschrift“,**) die sich bald den Rang einer der leitenden Fachzeitschriften eroberte. In das Jahr 1877 fällt die Herausgabe der deutschen Ausgabe von George Wilson's „Handbuch der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege“,***) ein Werk, das durch neuere Publicationen überholt ist, damals aber eine Errungenschaft auf diesem Gebiete bedeutete. 1878 begründete Boerner sein „Jahrbuch der praktischen Medicin“,^{o)} 1879 den „Reichs = Medicinalkalender“.^{oo)} In den Jahren 1881—83 nahm Boerner einen hervorragenden Antheil an dem Zustandekommen der „Allgemeinen Deutschen Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens“, deren Katalog^{ooo)} ebenfalls unter seiner Leitung entstand. Während der Ausstellung, als die Versammlungen des Deutschen Vereins für Gesundheitspflege und des Deutschen Vereins für Gesundheitstechnik in Berlin tagten, gab er im Auftrage der städtischen Behörden seinen „Hygienischen Führer durch Berlin“^{†)} heraus. Seine letzte größere Arbeit ist der im Manuscript vollendete „Bericht über die Allgemeine Deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens“.^{††)}

Mit diesen größeren Werken ist jedoch die literarische Thätigkeit Boerner's keineswegs erschöpft. In den siebenziger Jahren war er einer

*) Berlin, Aug. Hirschwald, 1872.

**) Berlin, Georg Reimer, 1875—85.

***) Berlin, Georg Reimer, 1877.

o) Stuttgart, Ferd. Enke, 1878—85.

oo) Cassel, Theodor Fischer, 1879—85.

ooo) Berlin und Cassel, Jul. Springer und Theod. Fischer, 1883.

†) Berlin, Max Pasch, 1882.

††) Breslau, C. Schottlaender, 1885.

der eifrigsten Mitarbeiter an der von Barrentrapp redigirten Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege. Die Tagespresse, in erster Linie die Nationalzeitung, verdankt ihm während eines Zeitraums von zwanzig Jahren eine Fülle anregendster und gerade auf die weitesten Kreise rückwirkender Beiträge. Seine Essays über Rudolph Virchow und Friedrich Theodor von Frerichs in Heft 61 und 86 dieser Monatschrift sind Meisterstücke biographischer Charakteristik. Ueberhaupt war sein Wirkungskreis nicht auf das Gebiet der Medicin und ihr verwandter Fächer beschränkt. Darüber hinaus beschäftigte er sich mit Fragen aus dem Gebiete der Philosophie, der Geschichte, der Politik. Er gehörte als eines seiner einflussreichsten Mitglieder dem von ihm mitbegründeten National-liberalen Verein in Berlin an und candidirte bei der letzten Reichstagswahl durchaus nicht ohne Erfolg für den Wahlkreis Schwarzburg-Rudolstadt. An äußeren Erfolgen und Ehren war Boerner's Laufbahn nicht arm. Eine Reihe von Orden zierte seine Brust, und zu wiederholten Malen wurden ihm von höchster Seite Zeichen der persönlichen Anerkennung zu Theil.

* * *

Wir haben in dem Vorstehenden versucht, in kurzen Umrissen den Lebensgang Paul Boerner's zu skizziren. Schwieriger ist es, anknüpfend an diese Daten eine Charakteristik seiner Bedeutung für die Wissenschaft und das öffentliche Leben zu geben. Nicht eigene Forschungen und Entdeckungen von bleibendem Werthe, wie die eines Virchow, Frerichs, Koch u. A. sind es, die seinen Namen zu einem Markstein auf der Siegesbahn der neueren Wissenschaft machen, die Art vielmehr, wie er auf Andere und für Andere wirkte, wie er vermittelnd eintrat zwischen der Wissenschaft und denen, welche berufen sind sie praktisch auszuüben einerseits, zwischen exacter Forschung und den weiten Schichten, denen ein Verständniß für ihre Resultate Noth thut, andererseits, ist es, die Boerner's Bedeutung ausmacht. Um dies ganz verstehen zu können, ist es nöthig, auf Boerner's eigenartigen Charakter etwas näher einzugehen.

In einem kurzen Nachruf, den Flügge*) dem Verstorbenen widmet, charakterisirt derselbe Boerner mit folgenden Worten: „Daß seine Thätigkeit sich so stetig in einer gleichzeitig der Entwicklung der Wissenschaft und den humanitären Bestrebungen der Gegenwart dienlichen Richtung bewegte, dafür ist der Umstand wesentlich, daß Boerner eine ideal angelegte Natur war, die unter allen Umständen für das Wahre und Rechte eintrat; daß er ohne Rücksicht auf die Folgen seine eigene Ueberzeugung oder die für richtig anerkannte Meinung Anderer vertrat; daß er bei seinem ganzen Streben und Handeln sich nicht von egoistischen Motiven, sondern von dem aufrichtigen Bemühen leiten ließ, der Wissenschaft und der Menschheit zu

*) Deutsche med. Wochenschr. 1885, Nr. 37.

nützen.“ Das in diesen Worten ausgesprochene Urtheil könnten wir durch tausend Einzelheiten belegen. Seine unnachlässliche Parteinarbeit für Wahrheit und Recht hat ihm eine nicht geringe Anzahl von Feinden geschaffen, sein rücksichtsloses, oft schroffes Eintreten für seine Ueberzeugung ihn in eine endlose Reihe persönlicher Conflict gebracht. Die letzten Zeilen aus seiner Feder in Nr. 34 der Deutschen medicinischen Wochenschrift waren eine geharnischte Antwort auf einen Angriff, den ihm ein früherer Kampfartikler zugezogen hatte. Für Eigensucht gab es dabei keinen Platz in seiner Seele. Ebenso wie er ohne Aussicht auf materiellen Gewinn Jahre hindurch seine Zeit und seine Arbeitskraft der Hygiene-Ausstellung widmete, trat er mit gleicher Opferfreudigkeit für seine Freunde ein, wann und wo sie seine Hilfe in Anspruch nahmen. Vielen von den Männern, die heute von Lehrstühlen herab die Wissenschaft lehren und am richtigen Platze zum Nutzen der Gesamtheit wirken, hat er die Pfade gebnet, die ersten Sprossen der Leiter zu ihrem Ruhm erklimmen helfen. Und dabei ist sein eigener Lebensweg keineswegs immer ein dornenloser gewesen. Es hat lange gedauert, bis er Boden gewann in dem Ringen mit den Erfordernissen der Großstadt, bis seine schriftstellerische Thätigkeit auch von materiellen Erfolgen gekrönt wurde, die bei ihm stets in zweiter Linie standen.

Diese Eigenschaften gewannen Boerner — um uns nochmals der Worte Flügge's zu bedienen — „eine große Zahl von Freunden, die ihn aufrichtig verehrten und gern für die Schätzung seiner ganzen großartigen Persönlichkeit auf den kleinlichen Maßstab verzichteten, der sich nur der Mittelmäßigkeit und Einseitigkeit gegenüber bewährt“. Sie alle ordneten sich, wenn es darauf ankam, seinem scharfen Urtheil unter und stellten sich unter seine Fahnen, wenn er sie zu gemeinsamer Arbeit berief. Keiner verstand es, wie er, mit raschem Blick die Tragweite einer neuen Entdeckung, die Bedeutung eines geplanten Unternehmens zu durchschauen, zu organisiren, zu gestalten. Der Gedanke gewann durch sein Wort, seine Fassung Ausdruck, zündete, wurde zur That. So sind Forschungsergebnisse Anderer erst durch ihn zur Geltung gekommen, so sind Werke entstanden, bei denen seine eigentliche Mitarbeit weit in den Hintergrund tritt, die aber dennoch den Stempel seiner Genialität tragen und als seine Schöpfung auf die Nachwelt kommen werden.

Lag es in dem Charakter Boerner's, alle großen Fragen der Zeit, die in das Bereich seines Wirkens fielen, aus selbstlosestem Antriebe zu den feinen zu machen, ihnen die weiteste Anerkennung zu sichern und aus ihnen heraus Nutzen für die Gesamtheit zu stiften, so unterstützte ihn dabei neben umfassendstem, allem Dilettantismus abholben Wissen eine zähe Energie und ungewöhnliche Arbeitskraft. Neben den regelmäßigen Arbeiten, welche die Redaction seiner Wochenschrift, seines Medicinalkalenders und des Jahrbuches mit sich brachte, gewann er Zeit, den Bericht über die Hygiene-Ausstellung zu organisiren, in umfassendster Weise die Agitation für die

zoologische Station in Neapel zu leiten, eine Anzahl von Zeitschriften mit Beiträgen zu versehen. Zugleich füllte er das Amt des Revisionsarztes einer der größten Versicherungsgesellschaften aus. Er war regelmäßiger Besucher einer ganzen Anzahl von Vereinen und verfehlte nie, an den großen medicinischen und hygienischen Congressen theilzunehmen, um persönliche Beziehungen anzuknüpfen und zu erneuern oder gegebenen Falles selbst thatkräftig in die Debatten einzugreifen. Nicht genug damit, eine Reihe neuer literarischer Unternehmungen war bereits wieder geplant, deren ausgearbeitete und unterzeichnete Contracte sich in seinem Nachlaß vorgefunden haben. Diese ganze gewaltige Arbeitslast bewältigte er spielend. Stets bewahrte er sich die geistige Frische, die unbefangene Fröhlichkeit, die den persönlichen Verkehr mit ihm zu einem so anziehenden machte; seine Unterhaltung war immer geistreich, oft durch Humor und Sarkasmus gewürzt. Alle die Mittel, die ihm im persönlichen Verkehr zu Gebote standen, wußte er durch eine eigene Begabung nutzbar zu machen, um anzuregen, sein Urtheil zur Geltung zu bringen, für seine Ziele zu wirken. Am glänzendsten kamen sie zur Entwicklung, wenn es galt, sei es im Verein von Standesgenossen, sei es weiteren Kreisen gegenüber durch die Rede seine Wirkung zu üben. In der klaren und souveränen Weise, mit der er überall, wo es galt, seine Ansicht mitzutheilen wußte, liegt der Schlüssel zu den vielfachen Erfolgen, die seine Bemühungen auf diesem Gebiete gekrönt haben. Auf wichtige Fragen der wissenschaftlichen Medicin hat er auf diese Weise indirect, auf solche der ärztlichen Standesinteressen direct einen größeren Einfluß geübt, als Manche ihm zugestehen möchten.

Als Boerner im Jahre 1875 seine „Deutsche medicinische Wochenschrift“ begründete, wollte er ein Organ für die Interessen des praktischen Arztes schaffen. Abgesehen von der Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege, eine Frage, auf die wir weiter unten noch näher eingehen werden, schwebte ihm dabei das Ziel vor, „ausgehend von der Grundlage, welche die wissenschaftliche Medicin allein zu legen vermag und die daher in einer für praktische Ärzte bestimmten Zeitschrift der sorgsamsten Pflege an hervorragender Stelle bedarf“, in erster Linie die ärztlichen Standesinteressen zu fördern und zu pflegen. Diesen in der ersten Nummer seiner Zeitschrift klargelegten Zielen ist Boerner durch zehn Jahre treu geblieben. Im Gegensatz zu den vielen specialistischen Organen und den kritiklos referirenden Zeitschriften hat Boerner die durch Virchow und Andere so oft betonten Einheitsbestrebungen in der Medicin hochzuhalten gewußt, hat immer und immer wieder darauf hingewiesen, daß nur von dieser Grundlage aus der praktische Arzt seinen Beruf segensbringend auszuüben vermag. Er war stets ein Eiferer gegen alles Unwissenschaftliche, Dilettantenhafte, Schematische. So hat er die Vermittelung zwischen Wissenschaft und Praxis in einer Weise ausgeübt, die in erster Linie dem Arzte, weiter aber durch ihn der Gesamtheit zum wahren Nutzen gereicht hat. Dann aber hat er ferner,

seinem ersten Programme getreu, streng gewacht über der Ehre des ärztlichen Standes, hat seine Interessen gewahrt, wo er nur konnte, in Wort und in Schrift. Auch hier mußte er durch die Ueberlegenheit seines Urtheils, durch die Macht seiner Feder die Meinungen im Voraus zu bilden, und gerade auf diesem Gebiete ist Vieles seiner Initiative zu danken, was heute als eine segensreiche Errungenschaft betrachtet wird. Es ist von hervorragendem Interesse, nach dieser Richtung die zehn Jahrgänge der Deutschen medicinischen Wochenschrift zu durchmustern. Jahr für Jahr, Woche für Woche finden wir die Spuren dieser ununterbrochen fortgesetzten Miniarbeit Boerner's, und fast überall, wo ein wirklicher Fortschritt zu verzeichnen ist, können wir rückwärts seinen Einfluß verfolgen.

Eine in allen ihren Bestrebungen so durchweg nur der Förderung des Gesamtwohls lebende Natur, wie die Boerner's, mußte nothwendig aus dem ganzen eben geschilderten Wirkungskreise heraus auf das Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege geführt werden, und hiermit begeben wir uns auf das eigentliche Feld, auf dem Boerner's große Veranlagung zu ihrer weitesten Bethätigung gelangte. Die Gesundheitspflege hat heute, wie Boerner in der Einleitung zum Hygiene-Ausstellungs-Bericht hervorhebt, „eine hervorragende Stelle in dem Arbeitsprogramm aller Nationen eingenommen. Seit einer Reihe von Jahren kann sich kein Gebiet unseres öffentlichen Lebens ihrem Einfluß entziehen. Politik und Gesetzgebung, Literatur und selbst die Kunst haben mit ihren Grundsätzen sich abfinden müssen.“ Aber diese herrschende Stellung nimmt die Gesundheitspflege in Deutschland erst seit wenigen Decennien ein. Vor Allem waren es bei uns die Bedürfnisse der riesenhaft anwachsenden Großstädte, die nicht mehr gestatteten, die fundamentalen Forderungen der Hygiene unerfüllt zu lassen, und die zu der Zuangriffnahme jener gewaltigen von den großen Communen unternommenen Werke führten, welche zunächst die Beschaffung ausreichenden Trinkwassers, in allerneuester Zeit die Reinigung des Untergrundes unserer Städte anstrebten. An diese reihten sich, mit der zu immer höherer Entfaltung gelangenden Technik gleichen Schritt haltend, die weiteren Institutionen an, die wir heute unter dem Begriff hygienischer Einrichtungen zu subsumiren pflegen.

Boerner's Auftreten als Publicist fällt mit dieser Periode des Aufschwungs der Gesundheitspflege zusammen. Von vornherein hat er sich ihrer Bestrebungen mit der ganzen Begeisterung angenommen, die ihn überall trug, wo es galt, einem als gut erkannten Gedanken zum Siege zu verhelfen. Ein gründliches Studium der englischen Anlagen für öffentliche Gesundheitspflege weckte in ihm zunächst den Wunsch, die gleichen Vortheile seinem Vaterlande zuzuwenden. In Vereinen und öffentlichen Versammlungen, in seiner Wochenschrift und in der Tagespresse trat er unablässig ein für die Einführung der Einrichtungen, die Staat und Gemeinde in jenen Jahren in's Werk zu setzen gewillt waren, die aber oft gerade von der Masse, der

sie zu Gute kommen sollten, am schärfsten befehdet wurden. Das erste große sanitäre Gesetz, das wir dem Reiche verdanken, das Reichsimpfgesetz, hat, um nur wenige Beispiele hier herauszugreifen, in Boerner einen seiner eifrigsten Vorkämpfer gefunden. Hier, wie auf allen Gebieten, auf denen er eine allgemeine Sache zu der seinen machte, trat er ausgerüstet mit umfassendem Wissen und auf eigene Erfahrung gegründeter Sachkenntniß in den Kampf, und wenn Einer dazu beigetragen hat, Vorurtheile zu besiegen, und damit der Gesetzgebung die Wege zu ebnen, so ist es Boerner gewesen. Die Einführung der Anzeigepflicht bei ansteckenden Krankheiten und der obligatorischen Leichenschau auf dem Wege der Reichsgesetzgebung, Fragen, deren Wichtigkeit heute allgemein anerkannt sind, und deren gesetzliche Regelung wohl nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte, hat er mit nicht minderem Eifer angestrebt. Die Herbeiführung einer Medicinalreform, die ja die einschneidendsten Interessen der öffentlichen Gesundheitspflege in sich begreift, hat von Anfang an in dem Programm seiner literarischen Thätigkeit gestanden. Heute bildet auch diese den Gegenstand ernstester Erwägung in den maßgebenden Kreisen, und wir dürften nicht fehlgehen in der Annahme, daß die durch Boerner seit Jahren beeinflusste Agitation auch hierzu ihr Theil beigetragen hat.

Neben diesen Fragen, die der Regelung auf dem Wege der Reichsgesetzgebung unterliegen, nehmen in Boerner's agitatorischer Thätigkeit einen nicht geringeren Raum diejenigen Bestrebungen ein, die innerhalb der letzten Decennien die Verwaltungen der großen Städte — in erster Linie Berlin's — so hervorragend in Anspruch genommen haben. Jeder kennt die ununterbrochene Reihe von Kämpfen, welche die Berliner Stadtverwaltung ausgefochten hat um ihre beiden großartigsten sanitären Institutionen, Wasser-Versorgung und Canalisation. Sie hat bei ihrem Ringen mit Vorurtheilen und Gehässigkeiten aller Art keinen treueren und erfolgreicheren Bundesgenossen gehabt als Boerner. Die gewichtige Stimme der Berliner Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege, welche in diesen Fragen stets für die städtische Verwaltung in's Gewicht gefallen ist, ist oft durch Boerner's sachliche Referate, durch sein zielbewußtes Eingreifen in die Discussion beeinflusst worden. Er hat durch Vorträge und populäre Abhandlungen, die er so meisterhaft zu verfassen wußte, in allen Kreisen den Sinn für hygienische Verbesserungen zu wecken verstanden, er hat die öffentliche Meinung nach vielen Richtungen geklärt und in richtige Bahnen geleitet. Weit über Berlin hinaus hat diese seine Thätigkeit einen Nachhall gefunden und fruchtbringend eingewirkt auf die Entschließung der Verwaltungen anderer Städte, die bei ihren sanitären Einrichtungen in den Berliner Anlagen ihr Vorbild sahen. Diese wenigen hervorstechenden Beispiele mögen genügen, um Boerner's Wirken auf dem Gebiete der praktischen Gesundheitspflege zu charakterisiren. Wir würden sie durch eine ganze Anzahl weiterer vervollständigen können, wenn nicht der uns zugemessene Raum uns einige Beschränkung auferlegte.

Fast in höherem Grade noch, als durch diese mehr in die Augen fallenden praktischen Erfolge, hat Boerner darüber hinaus die Anerkennung engerer, mehr fachverständiger Kreise durch sein Wirken auf einem anderen Gebiete gefunden. Trotz der großen thatsächlichen Errungenschaften auf dem Gebiete staatlicher, kommunaler und privater Hygiene konnte ein tiefblickender Geist, wie der Boerner's, sich nicht verhehlen, daß eine große Zahl ihrer bereits durchgeführten wie angestrebten Institutionen noch auf einem durchaus unzuverlässigen Boden stehen. Die Verhandlungen unserer großen hygienischen Vereine liefern ja dafür in jedem Jahre den erneuten Beweis, wenn sie eine Reihe von Fragen „als immer noch nicht spruchreif“ für eine spätere Discussion zurückstellen. Boerner ist einer der Ersten gewesen, der mit Nachdruck dafür eingetreten ist, „daß vor Allem die Hygiene zu einer Wissenschaft werden und auf die Basis experimenteller Beweise gegründete Lehrsätze aufstellen müsse, ehe die praktischen Maßnahmen uns den vollen erhofften Nutzen bringen können.“*)

Während England auf dem Gebiete der Verwaltung, soweit sie sich auf die Gesundheitspflege bezieht, dann aber noch mehr durch seine vorge-schrittene Technik, deren es sich schon seit dem vorigen Jahrhundert erfreut, uns entschieden weit vorausgegangen ist, übernahm Deutschland von dem Augenblick an, wo hygienische Bestrebungen überhaupt Eingang fanden, die leitende Stelle auf dem Felde wissenschaftlicher Forschung. Die erfolgreichen Bemühungen eines Virchow und Pettenkofer, die Hygiene zu einer Wissenschaft zu erheben, sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie hier eingehender zu schildern. Pettenkofer ist es zu danken, daß an der Universität München schon im Jahre 1865 der erste Lehrstuhl für Hygiene errichtet wurde. Die Arbeiten des mit demselben verbundenen hygienischen Institutes haben der Gesundheitspflege, das steht wohl unbestritten fest, ganz neue Grundlagen gewonnen. Boerner hat diesen Fortschritt von vornherein mit den lebhaftesten Sympathien begrüßt. Er hat früh erkannt, daß von einer Etablierung der Hygiene als selbstständiges Lehr- und Forschungsgebiet auch an den Universitäten des leitenden deutschen Staates, Preußen, die segensreiche Entwicklung der praktischen Gesundheitspflege abhängig sei, und ist, sobald die richtige Zeit hierfür gekommen war, mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit und seines publicistischen Einflusses für diese Forderung eingetreten. Heute ist, Dank der Initiative des Cultusministers v. Gossler, ein Theil dieser Forderungen erfüllt. In Berlin und Göttingen bestehen seit Kurzem selbstständige hygienische Lehrstühle und Institute, andere sind in Aussicht genommen. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir Boerner's Einfluß und immer wiederholtem Hinweis auf diese Frage einen nicht geringen Antheil an dieser Gestaltung der Thatsachen beimessen. In einem längeren Aufsatze**) hat er selbst noch kurz vor seinem Tode die „Zukunft

*) Flügge a. a. O.

**) Preussische Jahrbücher Bd. LVI.

der wissenschaftlichen Hygiene in Deutschland“ zum Gegenstande eingehendster Erörterung gemacht und die Anschauungen darin niedergelegt, die er seit einer Reihe von Jahren in Wort und Schrift vertreten hat.

Eng verknüpft mit der Geschichte der Entwicklung der gesammten Hygiene in Deutschland wird für alle Zeiten die „Allgemeine deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens“ bleiben. Der Plan zu derselben war zwar wesentlich einem Kreise von Männern entsprungen, welche die Gesundheitstechnik vertraten, und es war dementsprechend anfänglich in's Auge gefaßt worden, ihr einen vorzugsweise gesundheitstechnischen Charakter zu verleihen. Schon in den ersten Berathungen des provisorischen Comités, in dem Boerner's Stimme ihren Einfluß geltend machte, gelang es aber, diese Einseitigkeit dem Unternehmen fernzuhalten. Wesentlich dadurch ist es gekommen, daß die Ausstellung in der That die gesammte Hygiene repräsentirte, Gesundheitspflege und Gesundheitslehre. Neben der Technik traten in erster Linie die Objecte in den Vordergrund, welche von den Erfolgen der wissenschaftlichen Hygiene Kunde gaben, sowie die Modelle, bildlichen Darstellungen und Erläuterungen, in denen die Regierungen und Communen gewissermaßen einen Rechenschaftsbericht von ihren Bestrebungen und Errungenschaften auf dem Gebiete der praktischen Hygiene erstatteten. Mit einem Wort, den Männern, die in selbstlosestem Bestreben die Ausstellung zu Stande gebracht, war es gelungen, in ihr ein selten vollständiges Bild alles dessen zu verkörpern, was in Deutschland auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten erreicht ist.

Stand es somit unzweifelhaft fest, daß dem Sachverständigen in der Ausstellung ein überreiches Material zum Studium, dem Techniker die ausgiebigste Anregung für weitere Vervollkommnungen geboten war, so ist andererseits häufig die Frage aufgeworfen, ob derartige Ausstellungen auch für weitere Kreise einen Nutzen gewähren. Boerner hat in einem Vortrage, den er gegen Schluß der Ausstellung gehalten hat, auf diese Frage eine Antwort gegeben. Er weist darauf hin, daß eine Ausstellung wie die Hygiene-Ausstellung, gerade wie es Pettenkofer von den populären Vorträgen behauptet, eine weitergehende Mission hat als Sachverständige zu bilden. „In allem menschlichen Wissen und Thun, Dichten und Trachten,“ so lauten die Worte Pettenkofer's, „liegt, soweit es Wahrheit ist, Harmonie. Diese Harmonie, welche in allen Wahrheiten liegt, soll Jedem zum Bewußtsein, zur Empfindung gebracht werden, damit sich möglichst Viele daran erfreuen, dafür erwärmen, mit neuen Gegenständen zunächst befreunden und dann vielleicht befaßen oder doch aus Ueberzeugung und mit Sympathie denjenigen nach Kräften beistehen, welche sich berufsmäßig mit den Gegenständen eingehender befaßen müssen. Die Gesundheitspflege beruht nicht allein auf der Thätigkeit der Sachverständigen oder der Behörden, sondern noch viel mehr auf der Mitarbeit des ganzen Volkes selbst. Wovon die Menschen nun nie

etwas gehört haben, wovon sie nichts wissen und gar keine oder falsche Anschauung besitzen, darf man billiger Weise auch keine Theilnahme verlangen, am allerwenigsten aber eine Opferwilligkeit erwarten, wie die öffentliche Gesundheitspflege ihrer unter allen Umständen bedarf.“ In diesem Sinne hat die Hygiene-Ausstellung sicher ihre Mission erfüllt. Nahezu eine Million Menschen hat dieselbe besucht, und wenn nur ein kleiner Bruchtheil derselben durch die Anschauung, des Gebotenen belehrt und zu Missionären auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege durch sie geworden ist, so ist der Gewinn schon als ein überaus reicher anzuschlagen. In der That hat sich die Kritik, die naturgemäß an alle derartigen Leistungen gelegt wird, mit großer Uebereinstimmung dahin ausgesprochen, daß der Nutzen, den die Hygiene-Ausstellung nach dieser Richtung geschaffen, nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Einen großen Antheil des Verdienstes an dem Zustandekommen der Hygiene-Ausstellung nehmen wir für Paul Voerner in Anspruch. Alle, die mit ihm von Anfang an an der mühevollen Aufgabe gearbeitet haben, werden dahin übereinkommen, daß er eine der treibenden Kräfte war, die alle Hebel des großen Mechanismus in Bewegung gesetzt haben. Vor Allem aber war er es, der der idealen Seite des Unternehmens, gegenüber manchen, bei der Veranstaltung einer Ausstellung Einlaß begehrenden materiellen Interessen Geltung zu verschaffen wußte. So würde an sich schon Voerner's Verdienst um diese gemeinnützige, von den schönsten Erfolgen gekrönte Schöpfung zweifellos feststehen, hätte er nicht darüber hinaus ihre Bedeutung zu einer dauernden gemacht durch das letzte Werk seines reichgesegneten Lebens, den von ihm in's Leben gerufenen und fast vollendeten Bericht über die Hygiene-Ausstellung.

Von vornherein waren wohl Alle, denen in dieser Sache ein Urtheil zukam, darin einig, daß der Erfolg der Ausstellung nur als ein halber zu bezeichnen sei, wenn mit dem Schluß derselben allmählich der Eindruck des auf ihr zur Anschauung Gelangten verblaßt wäre. Um dem Werk einen bleibenden Werth zu sichern, war es eine unumgängliche Forderung, daß in Form eines eingehenden sachlichen Berichtes allen denen, welchen ein Studium der Ausstellung selbst nicht möglich war, ihre Resultate veranschaulicht, und den Besuchern die Erinnerung an das Gesehene auf die Dauer fixirt werde. Die Herausgabe eines solchen Berichtes lag in der Absicht der Leiter des Unternehmens, aber Schwierigkeiten aller Art stellten sich der Verwirklichung des Planes entgegen. Dieselben waren theils materieller Natur, bedingt durch die schwierige Lage, in welche die Finanzierung des Unternehmens durch den Brand der Ausstellung im Jahre 1882 gerathen war, theils gesellten sich diesen Hindernissen später andere hinzu, die aus der Verzögerung der Vorarbeiten für ein solches Werk erwuchsen. Fast wäre an diesen Klippen die Herausgabe eines Berichtes überhaupt gescheitert. Da trat in letzter Stunde Voerner in die Bresche ein. In den wenigen Monaten, die

ausreichen, um in feiner Hand alle die Fäden zu vereinigen, die geknüpft werden mußten, um das Zustandekommen des umfangreichen Werkes zu ermöglichen, traten, wie bei keiner Gelegenheit, die glänzenden Eigenschaften an's Licht, die ihm den Ruf eines der begabtesten Publicisten der Gegenwart erworben haben. Sein Organisationstalent sicherte in kurzen Wochen die Mitarbeit der competentesten Fachleute, vertheilte mit richtigem Griff die Rollen, gestaltete zu einem Ganzen, was sich Anfangs kaum in einem Rahmen vereinigen zu lassen schien. Seine bewährte Energie sicherte ihm das Vertrauen der hohen Förderer des Werkes, deren Unterstützung zu dessen gedeihlichem Fortschreiten nöthig war. Heute, wenig über ein Jahr nach Beginn der ersten Vorarbeiten, sind zwei umfangreiche Bände des Werkes der Oeffentlichkeit übergeben, und über seinen Werth herrscht nur eine Stimme.

Der Bericht über die Hygiene-Ausstellung ist kein illustrirter Katalog, keine trodene Aufzählung und Beschreibung der einzelnen in Berlin zu dem Gesamtbilde einer Ausstellung vereinigten Gegenstände. Jeder Abschnitt bietet einen kurzen orientirenden Abriss über das Gesamtgebiet, dem die Gruppe der Ausstellung, die er behandelt, gewidmet war. Er giebt dem Leser Aufschluß, was auf diesem Gebiete überhaupt bis heute geleistet ist, worin der Fortschritt der letzten Jahrzehnte beruht. Um diesen Kern gruppirt sich die Aufzählung und Beschreibung der Ausstellungsgegenstände, an deren Werth überall der Maßstab einer sachlichen Kritik gelegt ist. So gestaltet sich der Bericht zu einem, auch dem Verständniß weitester Kreise zugänglichen Handbuch, das gerade auch für den Laien eine Fülle anregenden und belehrenden Stoffes enthält. Boerner hat damit ein Werk hinterlassen, das in seiner anziehenden Form geeignet zu sein scheint, vielen der Ideen, für die er ein Vierteljahrhundert hindurch seine ganze Kraft eingesetzt hat, die von ihm zum Wohle der Gesamtheit stets erstrebte weiteste Verbreitung zu sichern.

Blicken wir kurz auf das Gesagte zurück, so dürfte sich aus den darin wiedergegebenen Einzelzügen ein Gesamtbild zusammensetzen, das den Eingang aufgestellten Gesichtspunkten entspricht. Boerner's Bedeutung ist nicht mit Unrecht in den Worten zusammengefaßt: „Er war einer der hervorragendsten Publicisten der Gegenwart,“ aber wir wollen die Bedeutung dieses Wortes im allerweitesten und edelsten Sinne verstanden wissen. In diesem Sinne wird ihm neben den Vorzüglichsten sein Platz in den Annalen der Medicin angewiesen werden.





Der Nord-Ostsee-Canal.*)

Don

Georg Arner.

— Hannover. —

Gin Project von so bedeutender Tragweite, wie es der Durchstich der jütischen Halbinsel zum Zwecke der Verbindung der beiden deutschen Meere in militärisch-politischer und commerzieller Hinsicht ist, muß — wie leicht zu vermuthen — auch eine reiche Vorgeschichte haben. Die in nautischer Beziehung so überaus gefährliche Durchfahrt durch die dänisch-schwedischen Meerengen im Verein mit der leicht ausführbaren Sperrung derselben im Kriegsfall durch eine der beiden genannten nordischen Mächte mußten in den interessirten Gemeinwesen die Erwägung über die Möglichkeit einer Vermeidung jener Schwierigkeiten durch die Schaffung einer neuen directen Wasserstraße durch die jütische Halbinsel sehr bald wachrufen. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die Projecte und Ausführungen von Canalbauten, deren schon urkundliche Aufzeichnungen des Mittelalters Erwähnung thun, aufzuzählen, welche lediglich in Hinblick auf commerzielle Vortheile ohne Rücksicht auf die militärisch-politische Wichtigkeit einer solchen Anlage unternommen worden sind. Dahin gehört die alte Verbindung der Hansestadt Lübeck mit Hamburg mit Benutzung der Alster und Trave, welche, schon 1448 durch Verträge der Hanse mit dem Herzog Adolf von Holstein vorbereitet, erst 1525 ausgeführt wurde, aber schon im Jahre 1550 durch die Besitzer der Güter Borstel und Fersbeck in Folge einer Fehde derselben mit den Hansestädten eine definitive Unterbrechung erfuhr; eine belgische Gesellschaft hatte in den fünfziger Jahren

*) Die angezogenen Archivalien befinden sich sämmtlich im Staatsarchiv zu Hannover.

unjeres Jahrhunderts die Absicht, diese alte Verbindung zwischen den beiden Hauptemporen der Nord- und Ostsee, Hamburg und Lübeck, wieder herzustellen. Das Unternehmen scheiterte jedoch an den Schwierigkeiten, welche die dänische Regierung aus dem selbstsüchtigen Interesse, die Entwicklung Holsteins, dessen Uebergewicht in der Monarchie es zu fürchten hatte, zurückzuhalten, jener Gesellschaft bereitete. Eben dahin gehört der noch ältere Stecknitzcanal, dessen Erbauung sogar in das vierzehnte Jahrhundert zurückreicht, und welcher unter Benutzung der Stecknitz, eines Nebenflusses der Trave, und der Delvenau, die bei Lauenburg in die Elbe mündet, ebenfalls eine unmittelbare Wasserverbindung zwischen Lübeck und Hamburg herstellte. Ebenso bezweckte das seiner Zeit viel besprochene Project der hannoverschen Landdrosten von Olsberghausen aus dem Jahre 1746, welches neben der Stecknitz den Mölln- und Rakeburger See und die Wadenitz bis nach Lübeck benutzen sollte, nichts anderes, als eine schnellere und billigere Waarenverbindung zwischen Hamburg, dem Binnenlande und Lübeck. Aehnliche Pläne sind noch gar manche gemacht und zum Theil auch ausgeführt worden, ohne daß man solche Wasserverbindungen gerade Nord-Ostsee-Canäle nennen könnte. Es handelt sich hier nur darum, eine Uebersicht derjenigen Projecte zu geben, denen der militärisch-politische Gesichtspunkt zu Grunde lag, und diese gehen bis in die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zurück.

Ueber das erste Project, welches in dieser Hinsicht in Frage kommt, sind wir sehr dürftig unterrichtet. Wir wissen von demselben nur soviel, daß König Christian III. von Dänemark, dessen Regierungszeit in die Jahre 1533—1559 fällt, einen größeren Canal, welcher von Ripen quer durch Schleswig nach Rolding gehen und die Möglichkeit gestatten sollte, dänische Schiffe jederzeit aus der Nordsee nach dem baltischen Meere und umgekehrt ziehen zu können. Bemerkt muß dabei werden, daß König Christian die drei nordischen Reiche unter seinem Scepter vereinigt hielt, daß demnach nicht die Furcht vor einer militärischen Sperre des Sundes zur Anlage dieses neuen Canals, sondern allein die große Gefährlichkeit des Sundfahrwassers und der Verlust an Zeit, den eine Umschiffung Sütlands mit sich brachte, den König bestimmt haben müssen. Das Project, in der Wegweite des Canals wohl das kürzeste, ist nicht ausgeführt worden. Hundert Jahre später nahm König Christian IV. von Dänemark den Plan seines Ahnherrn von Neuem auf; in diesem Zeitraum hatten sich die politischen Verhältnisse in den nordischen Reichen zu Ungunsten Dänemarks wesentlich verändert, und es war wohl die Furcht vor dem mächtigen schwedischen Rivalen am Sund, der in der Brust des dänischen Königs den Gedanken an jenes alte Canal-Project wachrief; auch dieses Unternehmen, welches Vallum und die Apenrader Bucht verbinden sollte, gelangte nicht zur Ausführung.

Der Zeit nach zwischen diesen beiden Projecten liegt ein viel großartigeres Unternehmen, das von dem deutschen Reiche in Scene gesetzt

und in Verbindung mit der geplanten Gründung einer deutschen Reichsflotte gebracht, einen so weitsichtigen politischen Blick des Urhebers verräth, daß es einer eingehenderen Erwähnung verdient. Der Vater des Gedankens, daß die Machtstellung des Deutschen Reiches einerseits die Gründung einer deutschen Kriegsflotte gebieterisch verlange, und daß andererseits für diese deutsche Machtentwicklung zur See eine ungehinderte Verbindung der Nord- und Ostsee unbedingt nothwendig sei, wie er von unserem großen leitenden Staatsmanne heut so energisch aufgenommen ist, ist Niemand anders als — Wallenstein. Wie dieser als Felbherr, Staatsmann und Finanzmann gleich bedeutende Mann den deutschen Kaiser durch sein Auftreten auf die Höhe einer fast unumschränkten Macht gehoben hatte, so war er auch der eigentliche Träger der großdeutschen Politik und des Gedankens einer absoluten Monarchie, wie sie im Jahre 1628 den Wiener Kaiserhof beherrschten. Keiner fühlte tiefer das Schmählische des Sundzollens und keiner erkannte besser, daß die nordischen Seemächte ihre Lebensaufgabe darin sehen würden, die weitere Machtentwicklung Deutschlands, wo sie konnten, zu hindern, als er. Wallenstein dachte an die Wiederbelebung der Hanse, die in ihrem Kampfe gegen den englischen Handel, wie sie ihn in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts gegen die übermächtigen Merchants Adventurers auf eigene Faust mit ihrer, um diese Zeit immerhin noch Achtung gebietenden Seemacht und, wenn es sein mußte, auch gegen die Königin Elisabeth von England selbst, zu unternehmen sich mehrmals erboten hatte, von Kaiser und Reich schmäzlich im Stiche gelassen, Ansehen und Macht fast gänzlich verloren hatte. Es ist bekannt, wie Wallenstein mit Anlehnung an die deutschen Seestädte der Ost- und Nordsee und mit Unterstützung der Seemacht Spaniens eine deutsche Kriegsflotte zu gründen versuchte, wie der deutsche Kaiser diese Pläne seines Generalissimus mit Eifer aufgriff und eigene Commissare für diese Sache nach Hamburg sandte. Diese Bemühungen, die Hansestädte für den großen nationalen Zweck, der erst in der Gegenwart seine Erfüllung gefunden hat, zu gewinnen, hatten keinen Erfolg. Der Einfluß der deutschfeindlichen evangelischen Seemächte auf die Entscheidungen Hamburgs, Bremens und Lübecks war bereits zu groß, als daß derselbe nicht das nationale Interesse, das man in den Hansestädten für die Gründung einer deutschen Flotte hegte, bald zum Schweigen gebracht hätte. Es läßt sich auch nicht wegleugnen, daß bei der übermächtigen Seemacht Englands, Hollands und der beiden nordischen Reiche der Handel der deutschen Seestädte, im Falle sie das kaiserliche Project zu dem ihrigen gemacht hätten, in der ersten Zeit allerdings vollkommen in Frage gestellt worden wäre.

Wallenstein verzichtete trotz der Ablehnung der Hansestädte nicht auf die Durchführung seiner maritimen Pläne, er ließ sämtliche Ostseehäfen, insbesondere die Insel Rügen, sowie die Seeplätze Holsteins und Schlesiens besetzen und begann auf eigene Hand den Schiffsbau und die Umwandlung von Rauffahrteischiffen in Kriegsschiffe, ein Unternehmen, das nicht so

ausichtslos war, wie es heute erscheinen möchte, da im Großen und Ganzen ein principieller Unterschied in der Bauart der Handels- und Kriegsschiffe um jene Zeit noch nicht vorhanden und nur die stärkere oder geringere Bemannung und Armirung für die Benennung entscheidend war. Im Mai 1628 wurde Wallenstein vom Kaiser zum „General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer wie auch des Ozeanischen und Baltischen Meeres General“ ernannt und er ist somit wohl der erste Infanterie-General, der zum Admiral avancirte. Und um diese Zeit war es, wo der unternehmende Mann den Plan faßte, die jütische Halbinsel zu durchstechen, um so seiner Flotte, die in Wismar und andern Seehäfen der Ostsee gebaut und gesammelt wurde, die Durchfahrt in die Nordsee, ohne den Sund, der in den Händen der Dänen und Schweden war, passiren zu müssen, zu ermöglichen. Leider wissen wir, außer der Thatsache und dürftigen Notizen in den Briefen Wallensteins, über die Zusammenführung von Arbeitern zu den nothwendigen Erdarbeiten für den Canal, fast nichts; wir erfahren selbst über die Richtung des Durchstichs nichts, doch wird eine genaue Durchforschung der Wiener und Wallenstein'schen Archive für dieses hochinteressante Project sicher Näheres ergeben. Wallensteins Entsetzung vom Commando und das Einrücken der schwedischen Truppen in Deutschland machte den großartigen Plänen mitten in ihrem Entstehen ein allzu frühes Ende.

Kurze Zeit später wurde dieser Wallenstein'sche Plan von einer fremden Macht ausgenommen und zwar, wie es scheint, mit der Zugrundelegung der Gedanken Senes, aber in einer etwas anderen Richtung, von England unter der Herrschaft Cromwells. Man hatte in England noch nicht vergessen welche bedeutenden Vortheile für den Wohlstand Englands die englische Schifffahrt nach den Ostseeländern und dem Haupt-Emporium derselben, Archangel, zu den Zeiten der Königin Elisabeth und des Zars Basilius gebracht hatte, und der gewaltige Mann, der nun die Geschicke Großbritanniens leitete, verkannte ebenso wenig die Wichtigkeit der Handelsverbindungen mit den nordischen Ländern. Nur waren die Schwierigkeiten und die Hindernisse für die englischen Ostseefahrer bedeutender geworden, und in gerechter Berücksichtigung der Gefahren, welche im Sund den Schiffen drohten, kam Cromwell auf den Gedanken, einen näheren, sicherern und zollfreien Weg von der Nordsee in die Ostsee zu finden. Es ist bekannt, daß der Protector seit dem Jahre 1654 in ein sehr naheß Verhältnis zu Schweden getreten war, und daß die Stellung desselben zu Carl Gustav fast eine intim freundschaftliche genannt werden kann. Aus diesen Umständen mußte Cromwell Vortheil zu ziehen und so schlug er dem schwedischen Könige den Verkauf eines Hafensplatzes in der Ostsee an England vor. Und zwar war es Wismar, auf welches sich sein Blick richtete, um von dort aus eine Verbindung mit der Nordsee herzustellen. Cromwell ließ durch seinen Agenten, wie wir aus einem späteren Promemoria im Staatsarchive zu Hannover erfahren, Carl Gustav seine Pläne in aller

Offenheit und Ausführlichkeit vortragen. Danach sollte der projectirte Canal von Wismar über Hohenfischeln in den Schweriner See und von da mit Benutzung des Bettes der Elbe in die Elbe gehen, Schweden sollte bei den Herzögen von Mecklenburg die Erlaubniß dazu und eine Einigung über dieses Project eines Nord-Ostsee-Canals erwirken. Man weiß nicht genau, wie weit die Unterhandlungen wegen des Verkaufs von Wismar gediehen sind; sicher ist, daß englische Commissare bereits in Mecklenburg gewesen sind, um die weiteren Unterhandlungen mit dem Herzoge von Mecklenburg zu führen und eine genaue Prüfung der örtlichen Verhältnisse zu unternehmen. Doch scheiterte das Project, wie wenigstens von englischer Seite versichert wurde, an der Unmöglichkeit, die Höhen zwischen der Stadt Hohenfischeln und dem Meere mit einem Canale zu durchbrechen, aber man glaubte allgemein, daß Cromwell bei der Energie, die seine gesammte politische Thätigkeit bezeichnet, einen andern Weg, um zu seinem Ziele zu gelangen, gefunden haben würde, wenn er nicht bald darauf gestorben wäre.

Daß bei der gewaltigen Machtstellung Englands gerade in der fraglichen Zeit, als die Politik Cromwells fast die ausschlaggebende für die Entschliessungen der meisten Staaten Nord- und Mittel-Europas war, die Durchführung der englischen Pläne nicht unmöglich war, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Wohl aber bedarf es eines kurzen Hinweises auf die gewaltige Perspective, die sich für Englands Stellung als maritime Weltmacht ergeben haben würde, wenn jene Pläne Cromwells zur Reife gediehen wären. Wismar wäre Englands nordisches Gibraltar geworden, von dem es aus die Nord- und Ostsee leicht beherrscht haben würde, wie wesentlich anders würden sich unter dem dominirenden Einflusse der englischen Seemacht die nordischen Verhältnisse gestalten haben!

Das englische Project eines Nord-Ostsee-Canals, wie es Cromwell auszuführen im Sinne gehabt hatte, und dessen Consequenzen sich in erster Linie gegen Dänemark und Lübeck gerichtet haben würden, muß bekannt geworden sein, denn bald nach dem Tode des Protectors wandte sich die Hansestadt Lübeck an die holländische Republik, um auf gemeinsame Kosten und mit gemeinsamem Nutzen den alten Stechritzcanal, dessen wir oben Erwähnung gethan und der in der That bereits eine, wenn auch mangelhafte, Verbindung der Ostsee mit der Nordsee darstellte, so weit auszubauen, daß derselbe Seeschiffe zu tragen vermöchte.

Die Holländer ergriffen diese Gelegenheit um so freudiger, je ängstlicher sie die kühnen Pläne Cromwells in derselben Angelegenheit verfolgt hatten. Schon waren drei holländische Baumeister in Lübeck anwesend, als Dänemark von dem Vorhaben Nachricht erhielt und nun alle Mittel in Bewegung setzte, um diesem Unternehmen, welches im Großen und Ganzen auf nichts anderes als eine höchst gefährliche Concurrenz der dänischen Sund-Durchfahrt ausging, ein Ziel zu setzen. Holland und Lübeck hatten diplomatische Unterhandlungen mit dem Herzoge von Lauenburg, durch dessen

Land der Canal gehen mußte und von dessen Zustimmung der Canalbau somit abhängig war, angeknüpft; es gelang jetzt Dänemark, den Herzog durch Drohungen und Versprechungen zur Ablehnung der Vorschläge zu bestimmen, und damit war auch dieses holländische Project eines Nord-Ostsee-Canals vereitelt.

Die Pläne für einen großen Nord-Ostsee-Canal wurden erst hundert Jahre später im Jahre 1775 in größerem Maßstabe wieder aufgenommen, und zwar von Seiten Dänemarks selbst. Gleich beim ersten Bekanntwerden derselben wurden die Nachbarstaaten dadurch in nicht geringe Aufregung gesetzt, und zwar machte dieselbe sich in England und in dem damals zu dem englischen Reiche gehörigen Hannover am stärksten geltend. Wie aus den Acten ersichtlich ist, interessirte sich besonders Prinz Friedrich von Dänemark lebhaft für das Unternehmen; er bereifte in Begleitung des Barons von Schimmelmann monatelang die Gegend und von den Zeitgenossen wird versichert, daß er die Trieffeder des ganzen Projectes gewesen sei. Man arbeitete mit fieberhafter Eile an dem Bau des Canals und im Jahre 1785 war er im Wesentlichen vollendet. Es ist der bekannte Schleswig-Holstein'sche Canal, welcher von Kiel mit Benutzung der Lebensau, des Flemhuder Sees und der Eider bei Tönning in die Nordsee mündet und fast die Grenze zwischen Schleswig-Holstein bildet. Ursprünglich war der Canal für alle Arten von Seeschiffen berechnet und ebenso sehr mit Hinblick auf die militärische Benutzbarkeit wie auf die commerziellen Vortheile gebaut, aber im Laufe der Arbeit selbst stellten sich der weiteren Ausdehnung des Unternehmens so große Schwierigkeiten entgegen, daß man sich auf die commerzielle Ausbeutung des Canals schließlich beschränken mußte. Die wesentlichen Veränderungen, welche gesteigertes Bedürfniß und ausgedehntere Kenntniß des Schiffbaus mit der Zeit mit sich brachten, sowie die Einrichtung der Schleusen im Canal machten diesen Wasserweg zwischen Ostsee und Nordsee halb nur noch für Binnensfahrzeuge benutzbar; und als man im Jahre 1848 dem Gedanken näher trat, durch eine Vertiefung und Erweiterung dieses alten Canals das Project eines für Seeschiffe benutzbaren Nord-Ostsee-Canals zu lösen, zeigte es sich, daß die Kosten nicht geringer als die eines Neubauses sein würden. Bei der Anlage des Canals aber wurde das Unternehmen der dänischen Regierung als ein weitaussehendes politisches betrachtet und namentlich von England nach allen Seiten hin einer eingehenden Kritik unterworfen, ja man sah in demselben eine so große Gefahr, daß man in Hannover dem Gedanken näher trat, ein Concurrenzunternehmen mit Zugrundelegung des alten Stednikcanals in Scene zu setzen. Bei dieser Gelegenheit fanden denn auch eingehende Erörterungen über das ehemalige Project Cromwells und die verschiedenen politischen Gesichtspunkte, die dasselbe beeinflusst hatten, statt. Die diplomatischen Verhandlungen über diesen Gegenstand umfassen eine ganze Anzahl von Bänden selbst im Archiv zu Hannover, das doch erst in zweiter Linie dabei interessirt war, und es

wurden dabei alle jener verschmizten Kunststücke des Aushorchens und der Bestechung angewandt, durch welche sich die Politik des achtzehnten Jahrhunderts auszeichnete, um hinter die tiefer liegenden maritimen Pläne Dänemarks zu kommen. Erst als die Eröffnung des neuen Canals zeigte, daß derselbe zur Verfolgung kriegerischer Zwecke durchaus ungeeignet ausgefallen war, legte sich die Aufregung in England und Hannover, doch ließ man dort, schon um die englischen Handelsinteressen sicher zu stellen, jenes Concurrencyproject auf der Basis des alten Stechniplanals nicht fallen; immer von Neuem wurden Gutachten und Entwürfe eingereicht, bis die Invasion Napoleons und die Besetzung Hannovers durch das französische Heer mit vielen andern englischen Plänen auch diesem ein Ende machten.

Später blieb das Project des Nord-Ostsee-Canals den Erwägungen unternehmungslustiger Privatgesellschaften überlassen, die, fast aus aller Herren Länder stammend, die verschiedenen beteiligten Regierungen mit ihren Plänen überschwemmt, aber auch ausnahmslos lediglich den Verkehrs- und commerciellen Interessen dienen wollten. Von vornherein wird ja im Großen und Ganzen jedes industrielle Unternehmen, wenn es politische Gesichtspunkte zu beeinflussen suchen, erschwert, wenn nicht in Frage gestellt werden; und bei einem so weitausstehenden Projecte von beinahe internationalem Charakter, wie es das einer Durchstechung der jütischen Halbinsel ist, wird dies in erhöhtem Maße der Fall sein. Ein solches Unternehmen kann, sobald das Substrat, auf dem es auszuführen ist, im Besitze eines kraftvollen Staates ist, niemals in die Hände von Privatgesellschaften kommen, die Regierung eines solchen wird in erster Berücksichtigung der eminenten militärischen Wichtigkeit des Canals den Bau desselben selbst übernehmen, um das volle Verfügungsrecht über denselben zu allen Zeiten in der Hand zu haben. Darin liegt der große Unterschied, welcher die internationalen Canäle von Suez und Panama von dem deutschen Nord-Ostsee-Canal unterscheiden wird. Wie die wichtigsten Flußübergänge in einem Lande durch Befestigungswerke vor feindlichen Angriffen von Seiten der Staatsregierung geschützt sein müssen, so wird dies gemäß der Wichtigkeit eines Verbindungsweges zwischen der Nordsee und Ostsee für den Nord-Ostsee-Canal noch als weit nothwendiger erscheinen müssen.

Erst das kräftige Erwachen des deutschen Einheitsgedankens in unserem Volke, wie er sich im Jahre 1848 in dem Befreiungskampfe um Schleswig-Holstein und in der Gründung einer deutschen Reichsflotte zeigte, erinnerte zum ersten Male wieder an die wichtigen Aufgaben Deutschlands im Norden und unter diesen an die für die maritime Machtstellung Deutschlands nothwendige Ausführung des Nord-Ostsee-Canals. Es ist auffallend, wie auch in der neueren Zeit der deutsche Einheitsgedanke mit den Plänen zur Gründung einer deutschen Flotte und zur Durchstechung der jütischen Halbinsel Hand in Hand gingen, ganz wie zu den Zeiten des ersten deutschen Reichsadmirals Wallenstein. Wie damals im Jahre 1628, so lagen auch 220 Jahre

später die politischen Verhältnisse Deutschlands zu ungünstig, um diese Pläne durchzuführen. Wallensteins kühne Unternehmungslust scheiterte an der Schwäche des deutschen Kaisers und den Schwierigkeiten, die das katholische Reichsregiment in Deutschland geschaffen hatte, die maritimen Pläne des Jahres 1848 an der Unzulänglichkeit der Mittel und dem particularistischen Elende, aus dem sich Deutschland nicht herausreißen konnte. Heute hat man des verdienstvollen deutschen Admirals Bromme von 1848 fast ganz vergessen, und nicht unbedient wäre es, wenn seine Vaterstadt Leipzig ihm, der die ersten feindlichen Trophäen von einem Seegefecht unter deutscher Reichsflagge heimgebracht hat, ein Denkmal errichtete!

Der Flottenausbruch von 1848—49 trug die Bearbeitung des Projectes eines Nord-Ostsee-Canals dem Major Christensen auf, und dieser entledigte sich in eingehender technischer Untersuchung an Ort und Stelle der schwierigen Aufgabe. Das Christensen'sche Project beruhte auf der Linie Kiel-Westensee-Botolphsholm-Lütjenwisch-Canerau-Hohenhörn-Burg durch den Rudensee und zwischen Brunsbüttel und Büttel in den Ausfluß der Elbe, hatte aber den Mangel, daß dasselbe ohne die Anlage mehrerer Schleusen nicht durchführbar war, und dieser Umstand würde heute wohl entscheidend für die Ablehnung dieser Canallinie sein. Der Ausgangspunkt Kiel war im Gegensatz zu dem früheren Eckernförde bedingt durch die Vorzüglichkeit des Kieler Hafens in nautischer und militärischer Beziehung, und diese Ansicht ist durch die Erhebung Kiels zum ersten deutschen Kriegshafen und durch die großartigen Befestigungen, die ein gesichertes Sammeln der Kriegsflotte in dem davorliegenden Seebecken möglich machen, bestätigt worden, es wird bei dem heute schwebenden Projecte wohl an keinen andern Ausgangspunkt für die Ostsee gedacht werden können, als an Kiel. Daher fallen schon von vornherein die zahlreichen andern Linien, die um dieselbe Zeit und später in Anregung gebracht worden sind, wie das frühere der Gebrüder Christensen Eckernförde Brunsbüttel und andere mehr, weg. Man kann sich denken, daß das Christensen'sche Project einer eifrigen Discussion unterworfen worden ist, und zahlreiche Brochüren und Besprechungen in Zeitungen zeigten, wie mächtig das Interesse für den Gedanken eines Nord-Ostsee-Canals war. Wenn in jenen Jahren die schönen Pläne einer deutschen Flotte wie des deutschen Nord-Ostsee-Canals resultatlos zerrannen, so lag die Schuld davon nicht an dem Mangel an Patriotismus des deutschen Volkes, sie lag vielmehr an der elenden Zerrissenheit unseres Vaterlandes, deren Anhänger noch heute nicht gänzlich ausgestorben sind, so wunderbar dies immerhin klingen muß; sie lag an dem Mangel eines einheitlichen Willens, der Fürsten und Nation zur Durchführung des deutschen Einheitsgedankens zwang. Admiral Bromme nahm die Flagge der deutschen Dampffregatte „Barbarossa“, auf welcher er den ersten siegreichen Kampf bei Helgoland am 4. Juni 1849 mit der dänischen Seemacht bestanden hatte, wie er es den Frauen von Bracke, die sie gefertigt und ihm bei seinem Abschiede bis zu einer bessern

Zeit anvertraut hatten, wenn diese nicht eintreten würde, versprochen hatte, mit in sein Grab draußen auf dem kleinen Friedhofe des oldenburgischen Dörfchens Hammelwarden.

Kurz nach Brommes Tode — er starb am 9. Januar 1860 — nahm die dänische Regierung den Plan eines Nord-Dtsee-Canals wieder auf. Dieses letzte Project rührte von einem amerikanischen Ingenieur C. Hansen aus New-York her und bezeichnete als Canalweg die Linie: Neustädter Bucht (Hafftrug) mit der Mündung in die Ostsee über Cossebeck, König, Steenrade, Giffelrade, Sarau, Gniffau, durch den Warber See, Groß-Rönnau, Heidmühlen, Hegebuchenbusch, Bramstedt, Hingscheide, Neuenkirchen, S. Margarethen. Dieser Unternehmung der dänischen Regierung lagen sicherlich zunächst politische Motive nicht zu Grunde, es sollte im Gegentheile dieser Wasserstraße der Schutz voller Neutralität zu Gute kommen, wie der Unternehmer Hansen eingehender ausführte, indem er in seiner Schrift sagte:

„Sollen aber dem Verkehre diese Vortheile dauernd gesichert werden, soll der Canal seine Bestimmung, der friedlichen Schifffahrt stets einen gefahrlosen Verbindungsweg zwischen der Ostsee und der Nordsee zu gewähren, erfüllen, so ist es erforderlich, daß derselbe den Wechselfällen der europäischen Politik entzogen und in völkerrechtlich verbindender Weise als neutrales Fahrwasser anerkannt werde, gleichwie bisher der Weg durch den Daresund und die Belte ein solches gewesen ist.

„Ebenso wie die Panama-Eisenbahn unter dem gemeinschaftlichen Schutze Americas und Englands ein allen Nationen zu allen Zeiten geöffneter Verkehrswege ist, und voraussichtlich auch der Suez-Canal seiner Zeit die Vortheile der Neutralität genießen wird, so dürfen wir auch nicht daran zweifeln, daß unserm Canal die Anerkennung als neutrales Fahrwasser von Seiten der Seemächte zu Theil werden wird, um so weniger, als das Interesse der eigenen Untertanen hierbei so wesentlich theilhaftig ist.“

Solche Expectationen einer internationalen Anschauung mögen sich aus dem Munde eines Amerikaners ganz gut anhören; heute aber ist glücklicher Weise bei uns in Deutschland der Staatsgedanke und das Staats-Interesse die erste und einzige Richtschnur bei Unternehmungen von so hoher politisch-militärischer Bedeutung, wie der Nord-Dtsee-Canal für unseren Staat ist, und die Engländer würden mittheilhaftig die Achseln zucken, wollten die übrigen Nationen einen Durchstich der englisch-schottischen Insel als neutrales Fahrwasser verlangen! Und auch selbst das schwache Dänemark würde bei der Ausführung des Canals bald genug diese internationalen Gesichtspunkte Hansens haben verleugnen müssen, es würde nothgedrungen mit diesem Unternehmen politisch-militärische Interessen haben verknüpfen und den Canal besetzen müssen. Die Ereignisse des Jahres 1863 überhoben die dänische Regierung diesen Ueberlegungen.

Unterdessen ruhte die Bewegung für den Nord-Dtsee-Canal in Deutschland keinen Augenblick, und kaum war Schleswig-Holstein Dänemark entrisen, so trat diese Frage wieder in den Vordergrund der öffentlichen Be-

sprechung. Namentlich von militärischer Seite erfuhr dieselbe jetzt die eingehendste Beleuchtung, die in den strategischen Forderungen gipfelten, daß „dieser Nord-Ostsee-Canal, der für die deutsche Machtentwicklung zur See unumgänglich nothwendig sei, rückwärts der deutschen Hauptvertheidigungslinie gegen Norden, also zwischen Eider und Elbe, nicht aber nördlich von ersteren die Halbinsel durchschneiden und seine Mündungen durch starke Land- und Seebefestigungen gesichert werden müßten, dabei würden diese Mündungen in großen, vor Wind und Wetter geschützten Einbuchtungen des Meeres, also nur in solchen Häfen liegen dürfen, die so beschaffen sein müßten, daß sie die Befestigungskunst für den Feind wenigstens von der Seeseite aus uneinnehmbar machen kann“ —; also Gesichtspunkte, wie sie heute noch ebenso von militärischer Seite als nothwendig im Auge behalten worden sind. Ueber die zweite Frage, wie die Kosten des Unternehmens unter die einzelnen deutschen Staaten vertheilt werden könnten, den letzten Vers aus dem Jammerliede deutscher Kleinstaaterie, brachten die großen Ereignisse des Jahres 1866 Deutschland glücklich hinweg, und der gewaltige Mann, der die Herkulesarbeit der Einigung Deutschlands fertig gebracht hat, wird auch den Plan eines Nord-Ostsee-Canals, an dem beinahe fünf Jahrhunderte und die verschiedensten Nationen Europas vergeblich gearbeitet haben, verwirklichen!

Aber sehen wir am Schlusse einmal ganz ab von der militärisch-politischen Seite des Unternehmens, die heute allein schon für die deutsche Regierung bestimmend sein muß, ziehen wir nur den Menschen- und Güterverlust in's Auge, welchen die Stürme alljährlich in jener gefährlichen Gegend um Skagen, dem „Kirchhof der Schiffe“, forbern, so würde dies an und für sich schon ein Grund sein müssen, den Nord-Ostsee-Canal als die einzige Möglichkeit solchen Unglücksfällen zur See vorzubeugen, in's Auge zu fassen. Weiß man doch, daß allein im Jahre 1859 117 Schiffe an den dänischen Küsten gestrandet sind, von denen vier mit Mann und Maus untergingen, und hundert Schiffe in jenen Gegenden auf offener See zu Grunde gingen, von denen allein ein Drittel die deutsche Flagge führten! Nun ziehe man den enormen Werth der untergegangenen Schiffe in Betracht, man bedenke, daß das amerikanische Schiff „Joseph Clark“, welches 1857 zu Grunde ging, allein den Werth einer Million Mark repräsentirte, und der Untergang der englischen „Arctic“ im Jahre 1860 einen nicht geringeren Geldverlust bedeutete, und man wird gestehen müssen, daß die Kosten der Herstellung eines Nord-Ostsee-Canals entfernt nicht die Höhe des Verlustes erreichen, den in wenigen Jahren die Stürme des Sundes den seefahrenden Nationen zufügen. So forbern nicht allein militärisch-politische Rücksichten und Verkehrsinteressen, sondern auch jener Tribut, der alljährlich an Menschenleben und Gütern dem Sundes gebracht wird, gebieterisch von Deutschland die baldige Ausführung des Nord-Ostsee-Canals!



Zwei Novellen in Versen

aus dem zwölften Jahrhundert, nach dem Altfranzösischen

von

Wilhelm Herz.

— München. —

I.

Guingamor.

Vom Lied, das Guingamor genannt,
Mach' ich den Inhalt euch bekannt.
Glaubt nicht, daß ich ein Märchen dichte!
Denn wahr ist, was ich euch berichte.

Ein König war in fernen Jahren —
Den Namen hab' ich nicht erfahren —
Der hielt mit ritterlicher Hand
Die Herrschaft im Bretonenland.
Ihm lebt' ein Nefse, Guingamor;
Der that vor allen sich hervor.
Der König hatt' ihn herzlich lieb,
Und da er ohne Kinder blieb,
Gedacht' er, ihm nach seinem Sterben
Des Landes Krone zu vererben.
Der Jungherr war von Lieb' umgeben,
Klug im Versprechen, mild im Geben.
Die Ritter, Knapen und die Knechte
Ehrt' jeden er nach seinem Rechte.
Durch Hochsinn, Schönheit und Verstand
Ward er berühmt im ganzen Land.

Einst ritt der König noch vor Tag
Zum Waidwerk aus in Wald und Hag.
Der Nefse konnte just nicht jagen,
Da ihm die Ader war geschlagen.

Darum mit einigen Baronen
Blieb er zu Hause, sich zu schonen.
Man ließ ihn bis zum Morgen träumen;
Dann wandelnd in des Schlosses Räumen
Ward er gewahrt des Seneschals.
Er schlang den Arm ihm um den Hals,
Sie gingen plaudernd, sich zu setzen,
Um sich am Schachspiel zu ergehen.
Da kam des Königs schöne Frau,
Ein hohes Weib von schlankem Bau.
Sie wollte zur Kapelle geh'n;
Doch wie verzaubert blieb sie steh'n
Und blickte lang den jungen Mann, —
Den schönen Spieler staunend an.
Sie steht auf des Gemaches Schwelle
Und rührt sich nicht von ihrer Stelle.
So herrlich von Gestalt und Mienen
War ihr noch nie ein Mann erschienen.
Er saß dem Fenster zugekehrt,
Von einem Sonnenstrahl verklärt,
Der auf sein Antlitz sich ergoß,
Sein Haupt mit Goldlicht überfloß.
Zu lange weilt die Königin;
Ihr wandeln sich Gedank' und Sinn.
Sie fühlt's, ihr ganzes Herz entbrann
In Liebe zu dem schönen Mann.

An's Beten denkt sie nimmer;
 Sie geht zurück in's Zimmer
 Und ruft ein Mägdlein: Geh' sofort
 Zu jenem Herrn am Fenster dort,
 Zu Guingamor, des Königs Nessen,
 Er komme her, mich hier zu treffen! —

Das Mägdlein läuft zum Ritter hin,
 Sagt ihm den Gruß der Königin,
 Er möge kommen, sie zu sprechen.
 Er eilt, das Schachspiel abzubrechen,
 Und folgt dem Kind zur Kemenat,
 Wo ihm die Frau entgegentrat,
 Ihn holden Blick's willkommen hieß
 Und sich zur Seite sitzen ließ.
 Ihn wundert dieses güt'ge Wesen:
 Wozu hat sie mich auserlesen?
 So huldreich war sie nie zuvor. —
 Da sprach die Herrin: Guingamor,
 Ihr seid so weise, fein und kühn,
 Und Eure Heldenehren blüh'n.
 Euch winkt ein herrlich Abenteuer;
 Denn hohe Minne wartet Euer,
 Und Eurem Lieb ist keine gleich.
 Nicht Weib noch Maid im Königreich
 Darf sich in ihren Glanz erheben;
 Euch aber ist sie ganz ergeben:
 Ihr dürft sie fest umfassen. —
 Der Jungherr sprach gelassen:
 Wie sollt' ich eine Dame lieben,
 Die mir bis heute fremd geblieben?
 Kein Wort von ihr vernahm ich je
 Und dürste nicht nach Liebesweh. —
 Drauf sprach die hohe Herrin: Nun,
 Ihr sollt nicht allzu spröde thun.
 Mich dürft Ihr lieben, sollt' ich denken,
 Und kein Versagen wird Euch kränken.
 Ich lieb' Euch inniglich fürwahr
 Und will Euch lieben immerdar! —

Der junge Ritter saß und sann,
 Und vorbedächtig hub er an:
 Ich weiß, für meiner Fürstin Huld
 Trägt stets mein Herz des Dankes Schuld,
 Und Euren Ehren dien' ich gern:
 Ihr seid die Gattin meines Herrn! —
 Da glüht ihr schönes Angesicht:
 Von solcher Liebe red' ich nicht!
 Denn ich bin Dein von Seel' und Leib
 Und lieb' Dich als ein liebend Weib.

Bin ich nicht hold? Und schön bist Du!
 Und neigt Du Dich mir freundlich zu,
 Welch' selig' Leben lacht uns dann! —
 Sie zieht ihn sanft zu sich heran
 Und küßt ihn auf die Wangen.
 Doch als er schreckbefangen
 Solch' heißen Liebeswunsch vernahm,
 Sprang er vom Sitze roth vor Scham
 Und ging aus dem Gemach in Haft.
 Sie hielt am Mantel ihn gefaßt;
 Er rang sich los; da brach das Band:
 Der Mantel blieb in ihrer Hand.
 Fort eilt er mit verstärktem Sinn
 Und setzt zum Schach sich wieder hin,
 Wo er in sich versunken saß,
 Daß er des Mantels ganz vergaß.

Die Herrin stand in Seelenqual;
 Sie dacht' in Ungst an den Gemahl.
 Sie hatte, was ihr Herz erfüllt,
 Dem Jüngling allzu rasch enthüllt:
 Weh, wird er nun nicht alles sagen
 Und bei dem Oheim sie verklagen? —
 Sie rief aus ihrer Mägdlein Schaar
 Eins, das ihr ganz ergeben war;
 Die nahte leis und hängte stumm
 Dem Ritter seinen Mantel um.
 Er merkt es nicht in tiefem Sinnen,
 Und ungesehn schlich sie von hinnen.

In Sorgen und in Unbehagen
 Verging der Tag, bis spät vom Jagen
 Der König kam und nun im Saal
 Mit seinen Mannen saß beim Mahl.
 Ihm war die Zeit in Lust verfloffen,
 Und lang noch blieben die Genossen
 Mit Lachen um den Herrn geschaart.
 Sie rühmten sich nach Waidmannsart,
 Und jedem Schuß, ob gut, ob schlecht,
 Ward im Gespräch sein Jägerrecht.
 Nur Guingamor saß still dabei;
 Vom Lärm der lust'gen Kumpanei
 Ward sein Gesicht nur trüb und trüber.
 Die Herrin sah zu ihm hinüber
 Und suchte ein Trutzwort, das ihn kränkte,
 In's Herz ihm einen Stachel sentte,
 Ihm und den andern allen.
 Sie sprach zu den Vasallen:
 Ihr Herrn, ihr lobt und rühmt euch sehr
 Mit mancher staunenswürdig'gen Mär,

Und doch in eurer ganzen Schaar
Ist keiner so beherzt fürwahr,
Daß er in jenem Hage
Den weißen Eber jage,
Und gäb' man ihm dafür zum Sold
Auch tausend Mark von rothem Gold!
Wem dieser Eber wird zutheil,
Den krönt das höchste Waidmannsheil. —

Mit einmal war der Lärm gestillt;
Denn keinen lockt's nach diesem Wild.
Doch Guingamor erkannte bald,
Daß ihm die Stachelrede galt.
Der ganze Kreis der Degen
Saß schweigend und verlegen.
Da sprach der König: Liebe Frau,
Mich dünkt, Ihr wisset doch genau,
Wie's mit dem Eberforst bestellt.
Laßt Euch gesagt sein, mir mißfällt,
Ein Wort davon zu hören!
Laß' Niemand sich bethören!
Denn keiner ist zurückgekommen,
Der dieses Wagniß unternommen.
Um Flüsse dort ist's nicht geheuer;
Es ist das Land der Abenteurer.
Zehn Ritter hab' ich schon verloren,
Die besten, die mein Land geboren.
Sie jagten dort: von allen zehn
Hat man nicht einen mehr gesehn. —
Still blieb's, und er entließ sodann
Die Herrn des Hofes. Jedermann
Im Schloß sucht seine Lagerstätte
Und auch der König ging zu Bette.

Doch Guingamor fand keine Rast,
Und schnell war sein Entschluß gefaßt.
Er eilte seinem Oheim nach,
Sank vor ihm auf ein Knie und sprach:
Herr, übet Eure milde Sitte
Und hört in Huld auf meine Bitte! —
Der König sprach zu ihm: Sag an,
Womit ich Dich' erfreuen kann;
Ich geb' Dir, was mein eigen! —
Der Neffe dankt mit Neigen:
Ich zieh' hinaus, sobald es tagt,
In jenen Forst zur Eberjagd.
Dum wollt mir Euer Pferd auf morgen,
Den Bracken und den Spürhund borgen,
Dazu erfahrene Leute
Mit Eurer besten Meute! —

Erschrocken hört's der Herr und klagt,
Daß er voreilig zugesagt:
Erlaß mir das! Ich bitte Dich.
In welche Wirtsal bringst Du mich!
Willst Du auf diesem Wunsch bestehen,
Werd' ich Dich niemals wiedersehn. —
Herr Oheim, sprach der junge Held,
Ich laß' es nicht um alle Welt!
Und sind Euch Euer gutes Pferd,
Die guten Rüden allzu werth,
Sie mir zu leihn, — ich muß mich
fügen,
Mit meinen schlechtern mich begnügen. —
Da kam die Königin gegangen;
Sie hörte Guingamors Verlangen
Und stimmt in seine Bitten ein,
Von aller Angst sich zu befreien.
Sie ließ nicht ab, für ihn zu werben:
Der sie verschmäht, er soll verderben!
Sie bat so lang mit Mund und Hand,
Bis ihm's der König zugestand.

Drauf schied mit Dank der junge Degen
Und ging, zur Ruhe sich zu legen.
Er schloß kein Aug' in dieser Nacht,
Springt auf, sobald der Tag erwacht,
Und rüstet sich geschwinde
Mit seinem Waldgestinde.
Man holt des Königs Hund und Roß;
Zwei Meuten führt der Jägerroß.
Der König kam, ihn zu geleiten;
Es drängten sich von allen Seiten
Manch edler Herr, manch niedrer Mann
Gerührt zu Guingamor heran.
Die Klage scholl von Haus zu Haus;
So ging der Zug zur Stadt hinaus.
In Schaaren folgten holde Frau'n,
Ihm unter Thränen nachzuschau'n.
In's freie Feld zum nächsten Brül
Geleitet ihn das Volksgewühl.
Dort haust im Busch das wilde Schwein;
Die Schaar der Jäger dringt hinein.
Man läßt den Leithund führen,
Den Eber aufzuspüren.
Bald wittert ihn der kluge Hund
Und scheucht ihn auf im feuchten Grund.
Der Eber brach aus Busch und Horn,
Und Guingamor stieß hell in's Horn:
Nun drauf und dran, ihr Leute!
Entkoppelt eine Meute!

Die andre fähret weiter fort
Und harrt am Saum des Waldes dort! —
Er jagt den Eber kreuz und quer
Im weiten Sumpfgestü umher;
Die Meute treibt ihn ohne Ruh'
Mit Klaffen nach dem Forste zu.
Doch als die schnellen Rüden
Im Lauf und Laut ermüden,
Läßt man die zweite Meute los;
Die schwindet bald im Waldeschooß,
Und Guingamor sprengt nun allein
Mit häußigem Hornruf hinterdrein.
Der Bracke, den der Ohm gewährt,
Liegt hinter ihm auf seinem Pferd.
Der König und die Andern alle
Stehn lang und lauschen seinem Schalle,
Bis das Gebell im tiefen Wald
Und fern des Jägers Horn verhallt.
Dann ziehn sie heim mit trübem Muth
Und geben ihn in Gottes Hut.

Der Eber schoß den Tann hinauf,
Und bald erlahmt der Meute Lauf.
Nun, Bracke, hilf! ruft Guingamor,
Löst ihm das Band und schießt ihn vor.
Befeuert von des Hornes Ton
Kennt der und hat den Eber schon.
Der Ritter hört sein freud'ges Bellen
Und folgt dem braven Jagdgesellen.
Doch fern im Wald in kurzer Stund'
Entschwinden Eber ihm und Hund.
Er lauscht: kein Bellen hört er mehr.
Im Dickicht irrt er lang umher:
Soll ihm der Hund verloren sein?
Er denkt des Ohms in Sorgenpein:
Sein Liebling ist das edle Thier!
Er sucht mit Schmerzen dort und hier.
Auf hohem Hügel macht er Halt
Hinspähend über Schlucht und Wald.

Schön war der Tag und Sommerzeit;
Die Vöglein fangen weit und breit.
Doch sonst war in den Föhren
Kein andrer Laut zu hören.
Da horch! Von ferne frisch und hell
Naht sich des Bracken Jagdgebell.
Froh stimmt der Herr mit Blasen ein.
Durch einen lichten Buchenhain
Sieht er die Thiere beide
Hintrennen nach der Haide.

Er spornt sein Roß und sprengt dahin
Und denkt bei sich in stolzem Sinn,
Daß ihm die Jagd, wenn sie gelingt,
Auf immer Ruhm und Ehren bringt.
Drob freut er sich von Herzengrund
Und setzt das Hifthorn an den Mund;
Das schmettert wunderhellen Klang.
Er stürmt hinab den Wiesenhang,
Schwimmt durch den Fluß, der nicht ge-
heuer, —
Und dringt in's Land der Abenteuer.

Hin geht es durch ein Blumenfeld;
Schon hat der ungefüme Held
Sein Wild ereilt auf schnellem Roß.
Da blickt er auf und sieht ein Schloß,
Erbaut aus grünen Marmelsteinen,
Die süßsam ohne Kalk sich einen;
Der Wartthurm, der das Thor bewacht,
Erstrahlt in blanker Silberpracht;
Die Pforten sind von Elfenbein
Mit goldgezierten Schnitzerei'n:
Die stehen gastlich offen.
Der Jäger hält betroffen.
Er kann der Lust nicht widerstehn,
Den Wunderbau sich zu besehn.
Sollt' er vorüberjagen?
Erst möcht' er doch erfragen
Den Herrn von all der Herrlichkeit;
Sein müdes Wild läuft nicht mehr weit.
Er sprengt hinein zum Schlosse
Und steigt im Hof vom Koffe:
Rings alles still! Er blickt umher:
Die ganze Burg ist öd' und leer.
Nur Goldlicht sieht er flimmern
Und die Gemächer schimmern
Von Steinen aus dem Paradies.
Kein Mensch, der ihn willkommen hieß.
Wie seltsam räthselhaft! Er wick
Enttäuscht, und dennoch freut er sich,
Von solchen Wunderdingen
Die Märe heimzubringen.

Er ritt in Hast zur Wiesenflur:
Von Schwein und Bracke keine Spur!
Da rief verzweifelt Guingamor:
Verrathen bin ich blöder Thor!
Ich ließ mir, um ein Haus zu sehn,
All meiner Mühlen Lohn entgehn!
Nie find' ich wieder Ehr' und Glück,
Noch fehr' ich in mein Land zurück! —

Zum Hochwald ritt er wieder:
 Dort lauscht er auf und nieder,
 Ob nicht des Bracken Ruf erschallt,
 Und wirklich dräben, rechts im Wald,
 Vernimmt er freudig sein Gebell,
 Stößt laut in's Horn und folgt ihm
 schnell

In ungefüllter Jagdbegier
 Und reizt mit Lob das treue Thier.

So geht es ohn' Ermatten
 Fort durch des Waldes Schatten.
 Doch draußen an der Haide Saum,
 Da sieht er einen Weidenbaum
 Mit langen grünen Zweigen
 Zu einem Quell sich neigen;
 Der rieselt hell durch's Blumenland;
 Von Gold und Silber ist der Sand.
 Und dort, wie er sich stauend naht,
 Sieht er die schönste Maid im Bad.
 Ein andres Mägdlein holderblüht
 War dienstbereit um sie bemüht,
 Wusch ihr die Glieder schlank und klar
 Und strahlte sanft ihr goldnes Haar.
 Was je der Erde Lenz gemalt,
 Rosen und Lilien überstrahlt
 Das junge hüllenlose Weib.
 Geblendet von dem lichten Leib
 Hielt wie verückt der haß'ge Mann
 Des flücht'gen Koffes Fängel an.
 Auf einem Baum lag ihr Gewand:
 Mit raschem Griffe war's entwandt.
 Doch stolzen Blickes rief die Maid:
 Herr Guingamor, laß mir mein Kleid!
 Daß solch' unritterlich Betragen
 Nicht gute Helden von Dir sagen,
 Du habest einer Maid im Wald
 Ihr Kleid entrißen mit Gewalt.
 Mein, komm und folg' mir ungeschent
 Und sei mein lieber Gast für heut!
 Komm und erheit're Dein Gemüth!
 Du haßt Dich fruchtlos abgemüht. —
 Er ritt zu ihr mit edlem Sinn
 Und reicht ihr die Gewande hin.
 Doch dankt er hold: Ich kann nicht weilen!
 Ich muß sofort von hinnen eilen,
 Da ich unachtsam wie zuvor
 Mein Wild und meinen Hund verlor. —
 Da sprach die Jungfrau: Theurer Held,
 Und sucht darnach die ganze Welt,

Wird Zeit und Müh' vergeudet sein
 Will ich nicht meine Hilfe leih'n.
 Bezähme diese blinde Gier!
 Doch bleibst drei Tage Du bei mir,
 So sollst Du, was Dir heut entgangen,
 Den Eber und den Hund empfangen,
 Daß Du sie heimbringst in Dein Land,
 Komm, ich gelob' Dir's in die Hand! —
 Da Ihr so gütig Euch erweist,
 Gern bleib' ich, wenn Ihr das verheißt! —

Dem Koffe sprang der frohe Mann.
 Die Maid legt ihre Kleider an,
 Und eilig führt die Dienerin
 Ein prächt'ges Maulthier vor sie hin
 Und holt für sich am Saum der Haide
 Den schönsten Melder von der Weide.
 Er naht der Maid voll Courtoisie,
 Und in den Sattel hob er sie,
 Sprang selbst zu Roß, führt' ihr den Zaum
 Und sah sie an in trunkenem Traum.
 Sie war so schön, so schlank und zart,
 Daß all sein Sinn gefangen ward.
 Der nie von frauendienst gewohnt,
 Nun schmolz das Herz ihm in der Brust.
 Er sprach von Lieb' und Liebesbund,
 Und sie bot lächelnd ihm den Mund.
 Sie ritten sacht in sel'gem Glüh'n
 Umschlungen durch der Haide Grün.

Das Mägdlein sprengt voraus in Hast
 Nach jenem herrlichen Palast,
 Den noch vor wenig Stunden
 Der Held so öd' gefunden.
 Der war in seiner gold'nen Pracht
 Zu lautem Leben nun erwacht.
 Es zogen stolze Degen
 Der Herrin schmuck entgegen.

Dreihundert ritten oder mehr
 Im Seidenkleid von Golde schwer,
 Und jeder führt im Reiten
 Sein holdes Lieb zur Seiten.
 Sie kamen, wie die Maid befohlen,
 Der Herrin Liebchen einzuholen.
 Manch' schöner brauner Habicht stand
 Gelehrig auf des Falkners Hand.
 Doch drin im Schloß, im Prunkgemach,
 Dort saßen edle Herrn bei'm Schach.
 Der Gast erstieg des Saales Stufen;
 Da sprangen auf mit Freudenrufen

All' jene Ritter, die vor Jahren
 Im Eberwald verschollen waren.
 Mit Graß umdrängten ihn die zehn;
 Er küßte sie zum Wiederseh'n.
 Man pflegt und speißt ihn diese Nacht
 Mit großer Lust und großer Pracht.
 Da schollen Harf' und Fiedelklang,
 Der Jungherrn und der Mägdlein Sang.
 Er saß entzückt: Welch' wonnig Leben
 Ist diesem edlen Kreis gegeben! —

Drei Tage blieb er hoch in Ehren;
 Dann nahm er Abschied heimzukehren:
 Entlasset mich auf kurze Stund'
 Gebt mir den Eber und den Hund! —
 Die Schöne sprach: Ich geb' sie Dir.
 Doch laß Dir rathen: Bleib bei mir!
 Dreihundert Jahre sind vergangen,
 Seitdem wir Dich bei uns empfangen.
 Dein Ohm, der Dir den Bracken gab,
 Ihn und sein Volk deckt längst das Grab
 Sammt Deinen Freunden und Verwandten.
 Längst todt sind alle, die Dich kannten;
 Es lebt kein Mensch so alt und greis,
 Der Dir von ihnen Kunde weiß. —
 Der Ritter sah sie zweifelnd an:
 Du sprichst, was ich nicht glauben kann.
 Drei Tage sind's, daß ich gejagt.
 Doch find' ich wahr, was Du gesagt,
 So keh'r ich um zur selben Zeit. —
 Noch eines höre! sprach die Maid,
 Bist Du durch jenen Fluß geschwommen
 Und wieder in Dein Land gekommen,
 Sollst Du nicht trinken und nicht essen!
 Die Warnung darfst Du nicht vergessen,
 Willst Du Dich nicht mit Schaden
 Und schwerem Weh beladen. —

Man zäumt sein Roß auf sein Begeh'r
 Und führt am Seil den Bracken her.
 Die Jäger legten Guingamor
 Den großen weißen Eber vor,
 Dem er das Haupt vom Kumpfe schnitt;
 Das nahm er sich zum Zeichen mit.
 Er sprang auf's Roß zur Fahrt bereit;
 Die Liebste gab ihm das Geleit
 Zum Schiffein an des Ufers Rand.
 Er fuhr hinüber, stieg ans Land;
 Sie wünscht' ihm Heil und ging von dannen.
 Er irrte durch's Gestrüpp der Tannen,

Bis hoch die Mittagssonne stand,
 Im Walde der kein Ende fand.
 Wie wild doch wuchert das Geheg!
 Fremd war ihm alles, Weg und Steg.
 Da schollen aus dem Dickicht weit
 Artschläge durch die Einsamkeit:
 Ein Köhler war beim Stämmehau'n,
 Um seinen Meiler aufzubau'n.
 Der Ritter sprengt zu ihm heran,
 Begrüßt erfreut den armen Mann
 Und fragt nach seinem Ohm in Eile,
 Auf welchem Schloß er eben weile.

Der Mann erstanten Angesichts
 Erwidert: Hievon weiß ich nichts.
 Der König, Herr, nach dem Ihr fragt,
 Man hat mir schon von ihm gesagt:
 Er starb wohl vor dreihundert Jahren
 Sammt allen, welche mit ihm waren.
 Die Burgen, die Ihr mir genannt,
 Sie liegen wüst und ausgebrannt.
 Von Alten, so die Vorzeit kennen,
 Hört' ich auch seinen Nefsen nennen,
 Daß er zur Jagd geritten
 In dieser Wälder Mitten,
 Und daß er nimmer wiederkam. —
 Da weint der Held in bitterm Gram
 Um alle, die sein Herz verlor:
 Vernimm, ich selbst bin Guingamor,
 Von dem die Alten Dir gesagt!
 Ich ritt in diesem Wald zur Jagd,
 Und davon bring' ich heute
 Dies Eberhaupt als Beute. —
 Er sagt ihm alles, was gescheh'n,
 Läßt ihn das Haupt zum Zeichen seh'n
 Und spricht: Ich geb's in Deine Hut.
 Du nimm es und bewahr' es gut!
 Und bringst Du's heim in Deinen Ort,
 Verkünde Du mein Schicksal dort! —
 Als es der Köhler dankend nahm,
 Ritt er zurück, von wo er kam.

Spät ward's die Sonne ging zu Rüste;
 Der Ritter fühlt ein stark Gelüste
 Nach Labung; denn ihn hungert sehr.
 Er blickt verlaugend um sich her:
 Da stand ein wilder Apfelbaum,
 Der trug die Last der Früchte kaum.
 Bewältigt von des Hungers Noth
 Brach er sich drei, trotz dem Verbot.

Doch als die Warnung er vergaß
 Und gierig von den Äpfeln aß,
 Da ward er plötzlich alt und krank,
 Daß kraftlos er vom Rosse sank.
 Lahm und gebrochen wie ein Greis
 Liegt er im Moos und wimmert leis.
 Noch war der arme Köhler nah;
 Der lief, als er ihn fallen sah,
 Und raunte mit erschrocknem Munde:
 Er stirbt fürwahr noch diese Stunde! —
 Da plötzlich sprengten durch den Tann
 Zwei Fräulein reichgeschmückt heran.
 Sie stiegen ab bei Guingamor
 Und warfen ihm mit Klagen vor,
 Daß er leichtsinnig und vermessen
 Der Herrin Warnungsrath vergessen.
 Die schönen Kinder huben dann

Und hielten den gebrochen Mann
 Auf seinem Rosse mit sanfter Hand
 Und ritten nach dem Wiesenland,
 Wo still der Strom im Dunkel floß.
 Sie luden ihn sammt Hand und Rosse
 Ins Schiff beim Schein der Sterne
 Und schwanden in der Ferne.

Vom Köhler ward noch in der Nacht
 Dem König diese Mär' gebracht.
 Seht, schloß er, Herr, daß Ihr mir glaubt:
 Hier ist des weißen Ebers Haupt! —
 Die Mär' der Nachwelt zu berichten,
 Befahl der Fürst ein Lied zu dichten.
 Breton'sche Harfner singen's vor:
 Das ist das Lied von Guingamor.

II.

Tydorel.

Von Tydorel will ich euch sagen.
 Was ihm geschähe in alten Tagen,
 Thut uns ein neues Lied bekannt.

Es war einst im Bretonenland
 Ein König der nach Recht und Gug
 Dort seiner Väter Krone trug.
 Er hatte sich in junger Zeit
 Ein holdes Herzogskind gefreit.
 Weil sie von schönem, edlem Wesen,
 Ward sie von ihm zum Weib erlesen.
 Er hielt sie theuer stets und werth
 Und ward von ihr in Treun verehrt.
 Nie warf ihr Wandel einen Schatten
 Von Eifersucht ins Herz des Gatten.
 Zehn Jahre lebt das Paar in Frieden;
 Doch war kein Sprößling ihm beschieden.

Im Sommer weilten Fürst und Degen
 Zu Nantes, des nahen Forstes wegen,
 Und eines Tages ritt von Hans
 Der Herr zum edlen Waidwerk aus,
 Und in den Garten nach dem Mahl
 Lustwandeln ging sein hold Gemahl,
 Mit Mägdelein und mit Frauen,
 Des Sommers Pracht zu schauen.
 Sie labten sich am kühlen Hauch
 Und schweiften frei durch Busch und Strauch,

Wo sie sich lachend bückten
 Und frische Beeren pflückten.

Die Königin verlangt nach Ruh
 Und kehrt sich einer Linde zu,
 Legt sich ins weiche Gras hinein
 Und lehnt sich an ein Mägdelein.
 Ward ihr das Haupt von Schlummer
 schwer,
 Das Haupt des Kindes ward's noch mehr.
 Die zwang der Schlaf mit solcher Macht,
 Daß als die Königin erwacht,
 Das Mägdelein nicht zu wecken war.
 Sie suchte nach der Frauen Schaar;
 Doch wunderjam — auf weiter Flur
 fand sie von keiner eine Spur,
 Und siehe, durch des Gartens Mitte
 Ein Ritter naht mit sachtem Schritte.
 Es war der schönste Mann der Welt,
 Ein hoher, königlicher Held.
 Im Prachtkleid trat er ihr entgegen.
 Sie stand betroffen und verlegen;
 Dann aber dachte sie bei sich:
 Es ist ein Fremder sicherlich;
 Er will zum König, meinem Herrn,
 Und weil der just vom Schlosse fern,
 Hat er zu mir den Weg genommen. —
 Sie hieß den schönen Gast willkommen.

Der sagte höflich und gewandt
Die Herrin bei der linken Hand;
Er dankte hold für den Empfang
Und sprach: Mich zieht ein heißer Drang
Nach Euch und Eurer Minne!
Nun fraget Eure Sinne
Und sagt, ob Ihr mich lieben könnt,
Daß Ihr mir solche Huld vergönt,
Wie sie ein glühend Herz erträumt.
Nicht lange bitt' ich, wenn Ihr säumt.
Gebt mir Entscheidung kurz und klar!
Ich will Euch lieben tren und wahr,
Und könnt Ihr's nicht und sagt Ihr
Nein,
So laß' ich eilends Euch allein.
Doch sollt Ihr dann auf Erden
Nie wieder fröhlich werden! —

Sie blickt den Fremdling stauend an;
Schon steht ihr Herz in seinem Bann:
Ließ' ich Euch ziehn, mir würd' es leid.
Doch laßt mich wissen, wer Ihr seid!
Noch hab' ich nicht vernommen,
Von wannen Ihr gekommen. —
Er sprach: Gern thu' ich Euch genug
Und künd' Euch alles ohne Trug.
Kommt mit! Ihr sollt es selbst ge-
wahren.
Denn anders könnt Ihr's nicht er-
fahren. —

Er führt bei diesem Worte
Sie aus des Gartens Pforte.
Sein Roß war draußen bald gefunden,
Das er an einen Baum gebunden.
Das edle Thier war blüthenweiß,
Schön, wie ich keins auf Erden weiß.
Auch seine Rüstung lag bereit;
Er hüllt sich in sein Eisenkleid,
Sah auf und hob die Königin
Mit starken Armen vor sich hin
Und ritt mit ihr den Wald entlang
An eines hohen Berges Hang.
Dort lag ein See im tiefen Grund;
Der war durch Wundermären kund.
Am Ufer stieg er ab mit ihr
Und sprach: Nun sitzt und wartet hier! —
Er aber sprang mit seinem Roß
Ins Wasser, das sich rauschend schloß.
Die Herrin harrete regungslos,
Da taucht er aus dem finstern Schooß

Und spricht: Ihr habt es nun gesehn.
Hier ist mein Kommen und mein Gehn.
Doch weiter fraget mich kein Wort! —

Und wieder ritt er mit ihr fort
Zum Garten, wo er sie gefunden,
Und hielt dort zärtlich sie umwunden.
Beim Scheiden sprach er: Unstrem Minnen
Soll selig mancher Tag verrinnen.
Doch wird ein Auge mich erspähn,
Scheid' ich auf Nimmerwiedersehn.
Du gehst mit einem edlen Sohne;
Er trägt einst dieses Reiches Krone.
Den sollst Du heißen Cydorel!
Er wird ein Degen kühn und schnell,
Der schönste Held in diesem Leben.
Ihm soll kein Nachbar widerstreben;
Denn mächtig kommt er über sie.
Doch schlafen — schlafen wird er nie.
Drum sorgt dafür, daß jede Nacht
Ein Mann zur Kurzweil bei ihm wacht! —
Er schied; da kamen aus den Au'n
Die Mägdelein wieder und die Frau'n,
Die sich von ihr im Schatten
Weithin verloren hatten.
Doch sie verschloß im Herzensgrunde
Das Abenteuer dieser Stunde.

Den Segen, der zu hoffen war,
Nahm bald der Fürst mit Freuden
wahr,
Darob auch seine Freund' und Mannen
Im Herzen frohen Muth gewannen;
Denn keiner wußte drum Bescheid.
Der Sohn kam an zur rechten Zeit,
Und zarte Lieb' und Pfllege
War rastlos um ihn rege.
Der Knabe ward von Priestershand
Getauft und Cydorel genannt.
Doch ihn bestaunten Weib und Mann:
Denn ohne Schlaf wuchs er heran.
Abwechselnd blieben im Gemach
Auf Wunsch der Herrin Leute wach,
Die nächtlich mit dem Knaben spielten
Und ihn mit Märlein unterhielten.

Doch seinem schönen Vater war
Die Frau vereint noch manches Jahr.
Oft kehrt' er aus dem See zurück,
Und in verschwieg'nem Liebesglück

Ward kosend Kuß um Kuß getauscht
 Bis einst ein Ritter sie belauscht.
 Der lag, von schweren Wunden matt,
 Arm und verlassen in der Stadt.
 Sein wenig Geld war bald verzehrt,
 Und da ihm niemand Trost gewährt,
 Rang er sich auf in seinen Weh'n,
 Die hohe Herrin anzuseh'n;
 Denn sie half voll Erbarmen
 Den Kranken und den Armen,
 Gab Gold und Silber, Roß und Kleid
 Den Dürftigen zu jeder Zeit.
 Er fand der Herrin Kammer offen,
 Trat leis hinein und sah betroffen,
 Wie sie der Herr vom See umsing,
 Der nun auf immer von ihr ging.
 Fort schleppte sich der arme Gast,
 Von jähem Todeschmerz erfaßt.
 Um andern Tag zur selben Stunde
 Starb er daheim an seiner Wunde.

Nicht lang' nachdem sich dies begeben,
 Schied auch der König aus dem Leben.
 Da bot man Tydorel die Krone;
 Kein bess'rer Held saß auf dem Throne,
 So tapfer im Gefilde,
 Im Haus so gastlich milde.
 Er brachte lange Friedenszeit:
 Denn niemand wagte mit ihm Streit.
 Er liegt den Mägdelein still im Sinne;
 Die Frau'n verlangt nach seiner Minnel!
 Das Herz des Volkes schlägt ihm warm;
 Die Fremden fürchten seinen Arm —
 Und so beherrscht er weitbekannt
 Zehn Jahre der Bretonen Land.

Da ritt er einst zu seinen Räthen
 Nach Nantes; von allen seinen Städten
 War dies des Königs Lieblingsort:
 Denn seine Mutter lebte dort.
 Und jedesmal, sobald er kam
 Und seinen Sitz im Schlosse nahm,
 Hob täglich man von Haus zu Haus
 Der Reihe nach die Bürger aus,
 Daß sie mit ihm die Nacht durchwachten
 Und ihm mit Mären Kurzweil machten.
 An einem Samstag nun geschah's,
 Daß man ein Häuslein auserlas,
 Drin eine Wittwe manchen Tag
 Von Alter krank zu Bette lag.

Dort dringen ein des Königs Leute
 Am Abend nach dem Spätgeläute.
 Sie sputen sich: es dunkelt schon.
 Der Wittfrau lebt' ein einz'ger Sohn,
 Der sie erhielt und ihr zulieb'
 Dienstoffertig stets am Orte blieb.
 Er hatte fleißig, vielbelobt,
 Als guter Goldschmid sich erprobt,
 Und was ihm seine Kunst gewann,
 Gab er als treuer Sohn daran,
 Die alte Frau in Ehren
 Zu pflegen und zu nähren.
 Ihn kamen sie auf's Schloß zu holen:
 Gesell, Ihr seid zum Herrn befohlen
 Für diese Nacht. So kommet jezt
 Und denkt, womit Ihr ihn ergetzt! —
 Er aber sprach: Erlaßt mir das!
 Fremd sind mir Märlein, Schwank und
 Spaß;

Von Liedern weiß ich auch kein Wort
 Und komme schlecht mit Reden fort. —
 Da haben an im Horneston
 Des Königs Boten ihm zu droh'n:
 Wirßt du nicht willig mit uns geh'n,
 So wird es mit Gewalt gesch'hn!
 Du sollst an einem Ort verschwinden,
 Da wirst Du schlimme Herberg' finden. —
 Die Mutter sprach in Schreck und Bangen:
 Thu, lieber Sohn, was sie verlangen! —
 Laß mich, rief der bedrängte Mann,
 Wenn ich kein Lied ihm singen kann,
 So wirfst er mich in Nacht und Graus
 Und sticht mir eins der Augen aus! —
 Nein, Lieber, nimm mein Wort in Acht!
 Du gehst auf's Schloß für diese Nacht.
 Und wird der König in Dich dringen,
 Du sollst erzählen oder singen,
 So sprich: Gern wär' ich Euch genehm;
 Doch weiß ich nichts von alledem.
 Wird dann sein Uerger lohen
 Und er Dich hart bedrohen,
 Dann sag ihm: wem der Schlaf gebricht,
 Von Menschen wahrlich stammt der nicht!
 Den Spruch wird er bedenken
 Und dich nicht weiter kränken.
 Geh, lieber Sohn! Hab' guten Muth!
 Gott halte Dich in treuer Hut! —

Der Mutter klugen Rath im Sinn
 Ging er getrost zum Schlosse hin,

Und ward durch der Gemächer Pracht
In Eile vor den Herrn gebracht.
Dort ließen ihn die Mannen
Und gingen schnell von dannen.
Und als es Nacht geworden war,
Da ging zu Bett der Kämmerer Schaar.
Im Hochsitz lehnte Cydorel
Und winkte: Komm heran, Gesell!
Willst Du mich freu'n, so rede dreist!
Laß hören, was Du Gutes weißt! —
Herr König, sprach der arme Mann,
Ich rufe Gott zum Zeugen an,
Daß ich mein ganzes Leben lang
Nie Mären sprach, noch Lieder sang.
Mein Vater, der ist lange todt,
Und meine Mutter zog mit Noth
Mich auf in ihrer Dürftigkeit;
Nicht kam ich von ihr all' die Zeit.
Gar wenig hört' ich bei der Alten
Und hab' noch weniger behalten. —
Der König sprach: Das wundert mich,
Du bist der einz'ge sicherlich,
Der gar nichts weiß. Mein lieber Mann,
Da bist Du wahrlich übel dran!
Doch das sind Poffen, sag' ich Dir,
Und wisse, Du kommst nicht von hier,
Bevor man nicht mit guten Hieben
Den Lügengeist Dir ausgetrieben! —
Doch als er so bedrohlich that,
Sprach jener nach der Mutter Rath:
Fürwahr, Herr König, glaubt mir nur!
Gar wenig ist, was ich erfuhr.
Doch hört' ich oft ein Sprichwort nennen,
Das alle rings für wahr erkennen.
Das lautet: Wem der Schlaf gebricht,
Von Menschen wahrlich stammt der nicht! —

Der König hört das Wort und schweigt;
Er sitzt und sinnt, das Haupt geneigt,
Warum nur ihm kein Schlaf beschieden;
Dahin ist seiner Seele Frieden.
Er springt voll Ungeßüm empör,
Zieht unter'm Pfühl sein Schwert hervor
Und stürmt zu seiner Mutter hin;
Vom Schlafe fuhr die Königin.

Er trat an's Bett in raschem Lauf;
Sie stemmt sich in den Kissen auf
Und spricht: Hilf Himmel! „Sage mir
Mein Sohn, was soll's? Was suchst Du
hier? —

Er rief: Es ist Dein Ende!
Du stirbst durch meine Hände,
Sagst Du mir nicht auf Dein Gewissen:
Wo stamm ich her? Ich will es wissen.
Der Mann, der heute bei mir wacht,
Hat mir ein Sprichwort kund gemacht.
Das Volk sagt, wem der Schlaf benommen.
Der sei von Menschen nicht gekommen.
Rings um mich schlummert Groß und Klein:
Ich sitz' und wache, ich allein! —
Da schwieg die Herrin länger nicht
Und gab ihm treulichen Bericht,
Wie aus dem Waldsee wunderfam
Der schöne Ritter zu ihr kam,
Auf weißem Roß, im prächt'gen Kleid,
Stets einsam ohne Fahrtgeleit,
Und wie sie niemals durfte wagen,
Nach seinem Wesen ihn zu fragen;
Daß ihr nur eines wurde kund,
Sein Land sei in des Wassers Grund;
Wie er mit ihr manch' langes Jahr
In Lieb und Treu verbunden war,
Bis einst ein Mann ihr Glück verdarb,
Der davon bösen Todes starb.

Der Held vernahm's, und ohne Wort
Ging er aus ihrer Kammer fort,
Kam in sein königlich Gemach,
Rief strengen Con's die Kämmerer wach:
Sie mußten Roß und Waffen
Ihm rasch zur Stelle schaffen.
Sein Eisenkleid legt er sich an
Und sprengt allein hinaus zum Tann.
Da liegt der See im Mondenschein:
Er spornt sein Roß und springt hinein
Und sinkt zur Tiefe nieder, —
Und niemand sah ihn wieder.

Doch seinem Volk blieb er vertraut:
Das singt ein Lied zum Harfenlaut.





Idealismus und Naturalismus in Berlin.

Proceß Gräf.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

In neun überlangen Sitzungen, vom Montag, 28. September, bis Mittwoch, 7. October, ist vor den Berliner Geschworenen ein Proceß verhandelt worden, der zu den denkwürdigsten und aufregendsten unserer Tage gerechnet werden darf. Vier Angeklagte haben unter der schweren Beschuldigung entehrender und widerwärtiger Verbrechen: des Meineids, der Anstiftung zum Meineid, der Vornahme unzüchtiger Handlungen und der schweren Kuppelei, auf der Anklagebank gesessen. Als Hauptbeschuldigter ein bisher nicht bloß unbescholtener, sondern sogar in der Achtung und Verehrung seiner Mitbürger hochstehender Mann, der den besten gesellschaftlichen Kreisen angehört, durch die Bande der Verwandtschaft mit einigen der ersten Familien Berlins innig verknüpft ist und durch die idealen Schöpfungen der Kunst Ehren aller Art auf sein Haupt gehäuft, sich den Titel eines königlichen Professors und die Ehre der Mitgliedschaft der Akademie erworben und im Kreise seiner Kunstgenossen, sowie im großen Publikum Ruhm und Anerkennung gefunden hat. Fünf Anwälte sind den Angeklagten zur Vertheidigung ihrer Sache beigetreten. Der Staatsanwalt, der die Anklage erhoben und durchgeföhrt, hat sich zur Ueberwältigung der riesigen Aufgabe einen zweiten Staatsanwalt zur Unterstützung beigeßelt. In Hinblick auf die voraussichtliche Länge und Anstrengung der Verhandlungen sind zu den gewöhnlichen zwölf Geschworenen noch zwei Ersatzgeschworene hinzugelooft worden. An die neunzig Zeugen sind vernommen worden. Sechß Sachverständige, vier Aerzte und zwei Künstler

sind gehört worden. Und dieser gewaltige Apparat hat wie gesagt volle anderthalb Wochen lang rastlos gearbeitet, die Betheiligten unausgesetzt in einer Art fiebernder Bewegung und die öffentliche Aufmerksamkeit in sich immer steigender Erregung erhalten — in einer Erregung, die, aus den halbverschlossenen Thüren des Schwurgerichtssaales hervorbrechend, zunächst alle Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung tief ergriffen und von da, die Dammmeile der Stadt überfluthend, die Oeffentlichkeit in ganz Deutschland und über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus mit sich gerissen hat.

Die ausführlichen Zeitungsberichte, die den Verhandlungen Schritt auf Schritt gefolgt und in gekürzter Fassung durch den Draht nach allen Windrichtungen hin verbreitet, sind wahrhaft verschlungen worden. Sie haben, soweit dies bei derartigen Berichten überhaupt möglich ist, und namentlich bei Berichten über Verhandlungen so ganz besonderer Art, den Lauf des Processes in allen seinen überraschenden und wundersamen Windungen erkennen lassen.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, auf diese dem Namen nach geheimen, in Wahrheit aber in allem Wesentlichen öffentlichen Verhandlungen zurückzukommen. Es soll hier vielmehr nur der Versuch gemacht werden, die Wirklichkeit, wie sie sich aus den sehr verwickelten und oft verworrenen Verhandlungen für den unbefangenen Beobachter ergeben hat, herauszuschälen, sie wahrheitsgetreu in einer leidenschaftslosen Darstellung zu schildern, den gewaltigen Stoff organisch zu gliedern und die handelnden Personen in ihren eigenen Verhältnissen und in dem Verhältnisse, in dem sie zu einander standen haben und stehen, möglichst anschaulich hinzustellen.

Bei den durchaus widerspruchsvollen Angaben, die von dieser und jener Seite über die Wahrheit gemacht worden sind, wäre es eine Vermessenheit, behaupten zu wollen, daß der rebliche Wunsch, vollkommen vorurtheilsfrei das Dargebotene zu prüfen und es dem befundenen Werthe nach abzuschätzen, auch schon zur Ermittlung der objectiven Wahrheit führen müsse. Der Verfasser dieser Zeilen kann in vielen Punkten nicht sagen: das ist nun wirklich so, wie er es schildert; er kann für seinen Bericht nur das Eine in Anspruch nehmen: daß er stets beflissen gewesen ist, aus all den Widersprüchen heraus das als das Thatsächliche zu bezeichnen, was ihm als die subjective Wahrheit und als das Wahrscheinliche erschienen ist. Er wird bestrebt sein, die zahlreichen häßlichen und anstößigen Einzelheiten bei Seite zu lassen. Die einfache Schilderung der Verhältnisse und Vorgänge bildet ein wahrhaft erschütterndes Trauerspiel, dessen unverföhnliche Herbeheit und dessen tief verstimmende Nachwirkung auch der freundliche Schluß zu mildern kaum vermocht hat.

I.

Der Fall Hammermann.

Verurtheilung wegen Erpressungsversuchs.

Vom November 1883 bis 6. Juni 1884.

Da, wo die letzten Häuser stehen, im hohen Norden der Stadt, hinter dem alten Jüdischen Kirchhof, mündet in die Schönhauser Allee die Franseckstraße. Die Straße zeigt neben den bekannten Miethskasernen noch einige Rohbauten und zahlreiche Baustellen. Eines der zuerst fertig gewordenen Häuser dieser Straße trägt die Nummer 3, und da wohnte im Winter des Jahres 1883 die Familie Hammermann.

Der Vater Wilhelm Hammermann kommt aus Süddeutschland. Er hat glückliche und, wie er sagt, ehrenreiche Tage gekannt. Er ist Schieferdeckermeister und Spritzenmeister gewesen und hat in dieser städtischen Vertrauensstellung Gelegenheit gehabt, mit hohen Standes- und Magistratspersonen zu verkehren. Welche Umstände ihn veranlaßt haben, sein ehrliches Handwerk aufzugeben und nach einem anderen, ich will nicht sagen unehrlichen, aber doch etwas zweifelhafteren, und jedenfalls in der allgemeinen Schätzung weniger angesehenen zu greifen, weiß ich nicht. Kurzum, eines Tages finden wir ihn als Begleiter und Geschäftsgenossen seines Schwagers, der Zauberer ist, auf den Jahrmärkten. Er scheint auch noch mit anderen Schaubuden auf den Messen herumgezogen zu sein. Er macht schlechte Geschäfte, er trennt sich von dem Zauberer und kommt nach Berlin. Seine Frau ist inzwischen gestorben, und um seiner kleinen Tochter Helene eine andere Mutter zu geben, verheirathet er sich zum zweiten Male.

So besteht denn der Haushalt aus drei Mitgliedern: dem Vater, der zweiten Frau und der Tochter. Alle wollen leben. Da erinnert sich Wilhelm Hammermann, daß seine Schwägerin, die Schwester seiner verstorbenen Frau, mit Modellstechen Geld verdient hat; und da er kräftig und gut gebaut ist, meldet er sich bei den Künstlern und findet in der That eine anscheinend ziemlich lohnende Beschäftigung. Um sein Einkommen zu vermehren, nimmt er sein Kind, die damals (1881) zwölfjährige Helene, aus der Schule und veranlaßt auch sie, sich bei den Malern als Modell anzumelden. Das magere, unentwickelte, reizlose Kind findet aber geringeren Anklang.

So vergehen zwei Jahre. Helene steht hart an der Schwelle des vollendeten vierzehnten Lebensjahres. Hammermann kennt, wie wir aus einer seiner gelegentlichen Aeußerungen wissen, die gesellschaftliche Bedeutung dieser Altersgrenze des vollendeten vierzehnten Lebensjahres für ein Kind weiblichen Geschlechtes sehr wohl, und es ist durchaus nicht unmöglich, daß gerade der unmittelbar bevorstehende Uebergang seiner Tochter aus dem vier-

zehnten in das fünfzehnte Lebensjahr entscheidend gewesen ist für den Entschluß zu jener That, die den Ausgangspunkt des Processes Graf bildet.

Hammermanns Aeußeres widerspricht den ungünstigen Auffassungen, die man sich über seinen Charakter hat bilden müssen, durchaus nicht. Er ist mittelgroß, stämmig und kräftig gebaut, die Stirn ist hoch, die geschwungene Nase fein geschnitten, volles dunkles Haar und der dunkle Vollbart umrahmen das ziemlich bleiche Gesicht, das namentlich durch die tiefliegenden lauernden Augen einen etwas unheimlichen, raubvogelartigen Eindruck macht. Er spricht sehr gewandt, pathetisch, schwülstig, mit lebhaften Gesten, und er schreibt gerade wie er spricht: mit volltönenden Phrasen — ein schreckliches Beispiel anmaßlicher Viertelsbildung. Durch Thatfachen ist erwiesen, daß der Mann für jede Unwahrheit dieselben warmen, gefühlvollen, heuchlerischen Ausdrücke findet. Er weint, wenn es ihm darauf ankommt zu weinen; er veranlaßt die Seinigen zu schriftlichen Lügen unter feierlichsten Formen; kurz, er scheut vor keinem Mittel zurück. Und doch ist auch in diesem Manne ein menschlich liebenswürdiger und freundlicher Zug, der uns trotz des Efels, den dieser Charakter Jedermann einflößen muß, hie und da milder stimmt: das ist die Liebe zu den Seinigen, zu seiner Frau Antonie, zu seiner Tochter Helene, für die er doch warm empfindet, wenn er sein Kind auch zum Modellstehen zwingt.

Seine Frau ist eine kleine, hagere, kränklich nervöse Person, sehr kurz-sichtig, mit scharfer Brille, in gebückter Haltung, von schlechter Gesichtsfarbe, Ausgang der zwanzig oder Anfang der dreißig Jahre. Sie besitzt eine unsagbare Zungenfertigkeit. Wenn die Schleusen ihrer Beredsamkeit geöffnet werden, so ergießt sich der Wortschwall unaufhaltbar. Diese wenig beneidenswerthe Gabe scheint ihr Verderben gewesen zu sein, denn auf sie hat vermuthlich Hammermann gebaut, um durch sie seine Zwecke zu erreichen. Er hat angenommen, die Frau werde Alles in Grund und Boden schwätzen, was ihr in den Weg trete.

Helene ist jetzt noch, obwohl sie bald das sechszehnte Lebensjahr erreicht, ein wenig entwickeltes Kind; sie ist nicht hübsch und nicht häßlich, sie hat die schlechte Gesichtsfarbe der Kinder aus Kellerwohnungen, sie ist blutleer, ihre fahlen Ohren sind durchsichtig. Das berufsmäßige völlige Entkleiden in den Ateliers, die geschäftliche Enthüllung ihrer Unreize vor Künstlern hat auf die moralischen Eigenschaften des Kindes sehr ungünstig eingewirkt; sie besitzt eine Dreistigkeit, die Staunen und Schrecken erregt. Der feierliche Apparat des Gerichtshofes schüchtert sie nicht ein. Es bedarf nicht der Mahnungen des Präsidenten, Alles frei heraus zu sagen; sie sagt es unaufgefordert, ohne den geringsten Zwang. Sie sagt die widerwärtigsten Dinge, deren Widerwärtigkeit sie sehr wohl begreift, mit schauderhafter Ruhe. Sie lügt mit einer geradezu unbegreiflichen Frechheit. Ihre Lügenhaftigkeit ist wenigstens in einem Falle augenscheinlich erwiesen, — wir werden darauf zurückkommen; es handelt sich um die ihr von ihrem

Vater dictirten Briefe, deren Urheberschaft sie trotz aller Mahnungen des Vorsitzenden, die Wahrheit zu sagen, für sich allein in Anspruch nimmt. Helene Hammermann ist das echte Erzeugniß häßlicher großstädtischer Frühreife.

Das also ist die Familie, die im Winter 1883 in der Franseckstraße ihr Quartier aufgeschlagen hat.

Im November 1883 meldete sich nun Helene Hammermann bei Professor Hermann Kreßschmer, dem bekannten Maler der vortrefflichen Bilder aus dem Orient, der Scenen aus unserer vaterländischen Geschichte und mancher sehr bekannten launigen und ansprechenden Genrebilder. Er prüfte Helenen auf ihre Brauchbarkeit als Modell und ließ sie dann noch ein zweites Mal kommen. Dieses zweite Mal zeichnete er etwa zwei Stunden nach ihr.

Unmittelbar darauf erhielt Professor Kreßschmer den Besuch der Stiefmutter seines Modells, der berebten Frau Antonie Hammermann, die behauptete, daß Helene in großer Erregung unter heftigem Weinen nach Hause gekommen sei und erzählt habe: sie sei von dem damals 72 jährigen Maler in schändlicher Weise behandelt worden; sowohl das erste als auch das zweite Mal habe sich Professor Kreßschmer in einer nicht zu beschreibenden Weise an dem Kinde vergrißen. Der alte Künstler hat uns erzählt, wie ihn diese Beschuldigung überrascht hat. Auf ihn hat das Auftreten der Frau Hammermann den Eindruck gemacht, als ob sie aus der Sache Geld herauszuschlagen wolle, wenn sie auch einstweilen mit einem solchen Anfinnen noch nicht hervorgetreten ist. Kreßschmer wurde schließlich grob und wies der vorgeblich in der Ehre ihrer Stieftochter beleidigten Frau Hammermann die Thür.

Hammermanns beruhigten sich dabei natürlich nicht, sie suchten einen jener bekannten Wohltäter der leidenden Menschheit auf, einen Volksanwalt, wie man jetzt sagt, einen Winkeladvocaten, wie man früher sagte, geriethen aber zufällig an eine andere Adresse, an die Adresse des Herrn Krischen der sich zwar energisch dagegen verwahrt, Volksanwalt zu sein, aber die Geschäfte des Volksanwalts mit allen Chicanen besorgt hat; der Wiedermann ist „Kaufmann“. Er wohnte nicht weit von Hammermanns, in der Fehrbellinerstraße Nr. 3. Er hat ausgesagt, daß er eine Blattgold- und Schlagmetall-Handlung besessen habe. Die Angabe ist, wie manche andere des Herrn Krischen, nicht ganz unanfechtbar. Das Adreßbuch (1883) verzeichnet allerdings den genannten Herrn Krischen als „Kaufmann“, seine Ehefrau aber als selbstständige Inhaberin des genannten Geschäftes, so daß Herr Krischen also in der Handlung seiner Frau Commis war. Bei Kaufleuten aus der Gattung der Krischen pflegt in der That strenge Gütertrennung zu bestehen. Wenn man sich die Mühe gäbe, nachzuforschen, so würden sich gewiß manche Gläubiger des Herrn Krischen auffinden lassen, die an die Firma der Frau Krischen keinerlei Ansprüche hätten. Aber der

unliebamen Aufgabe, in dem Vorleben dieses Mannes herumzusehen, sind wir enthoben; wir wissen nur die eine Thatsache, daß er wegen Unterschlagung bereits zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt worden ist, das genügt allenfalls. Trotz alledem ist Herr Krischen vielleicht ein ehrenwerther Mann. Wenn aber ein Charakterdarsteller sich die Maste eines ausgefuchten Halsabschneiders machen wollte, so könnte er kein besseres Vorbild wählen, als diese unglaublich merkwürdige Erscheinung. Er trägt das spärliche graue Haar mit einem Querscheitel tief im Nacken in einer künstlichen Anordnung, die es ihm ermöglicht, durch geschicktes Vorkämmen die Höhe des Schädels ungefähr mit Haaren zu bedecken. Der graue Badenbart ist kurz geschoren, die schmalen Lippen sind rasirt, die Augen haben einen unsicheren Ausdruck und werden von den müden Lidern halb bedeckt, die großen Ohrmuscheln sitzen hoch; am merkwürdigsten wirken aber die schrägfliehenden sehr schwarzen Brauen, die hoch über den Augen anfangend sich zur Nasenwurzel senken und, wenn sie zusammenwachsen, einen rechten Wink bilden würden. Ein Kopf, den Gavarni hätte zeichnen, eine Erscheinung, die Boz hätte schildern müssen! Er ist mit peinlicher Sauberkeit gekleidet. Er hält in der Hand seinen tadellosen Cylinder und einen großen Stock mit Esfenbeintrüde. Man kann sich sehr leicht vorstellen, daß es einem ruhigen Menschen, der an nichts Arges denkt, etwas unheimlich zu Muthen werden muß, wenn er diese Gestalt in sein Zimmer hereintreten sieht.

Zu diesem feinen Herrn Krischen in der Fehrbellinerstraße begab sich also der Modellstecher Hammermann, erzählte ihm, was Frau Hammermann dem Professor Kreßschmer erzählt hatte, und Herr Krischen, der eigentlich mit Blattgold handelte, merkte sofort, daß auch aus der Sache vielleicht etwas Goldiges herauszuschlagen war. Er erbot sich also die Denunciation aufzusehen. Der feine Herr verlangte dafür von dem weniger feinen Modellstecher drei Mark, er erhielt aber bloß zwei Mark fünfzig Pfennige. Mit diesem Schriftstück, das einen Kostenaufwand von zwei Mark fünfzig Pfennigen verurjacht hatte, hat das bürgerliche Trauerspiel begonnen.

Nach einiger Zeit gegab sich nun Herr Krischen zu Kreßschmer, „aus reiner Menschenliebe“, wie er uns versichert, bloß um ihn von der Gefahr, die ihm drohte, zu benachrichtigen und um ihm aus Mitgefühl den guten Rath zu geben, sich einen Rechtsbeistand zu nehmen. Geld wurde nicht verlangt, behauptet Herr Krischen; Hammermanns begeherten keinen schönen Mammon. Es war ihnen nur darum zu thun, Professor Kreßschmer moralisch abzustrafen. Professor Kreßschmer giebt nun allerdings über diesen Besuch des „freiwilligen Volksanwalts aus Mitgefühl“ eine andere Darstellung. Er sagt, Krischen habe ihm gerathen, sich mit den Leuten zu verständigen, — „abzufinden“ wollen wir lieber sagen, — und auch ihm hat der Künstler die Thür gewiesen. Darauf wurde die Denunciation losgelassen. Frau Hammermann machte indessen noch einmal einen Besuch bei

Professor Krebschmer, und bei diesem erneuten Besuche soll sie ihm vorgeschlagen haben, gegen ein Opfer von tausend Mark die Sache todt zu machen. Darauf erstattete Professor Krebschmer Anzeige an die Staatsanwaltschaft, wegen Erpreßung.

Es ereignete sich nun etwas Sonderbares. Helene Hammermann, die seit zwei Jahren Modell stand und niemals irgendwie belästigt worden war, kam, wie die Eltern erzählen, wenige Tage, nachdem die Erfolglosigkeit ihres Bemühens, Professor Krebschmer moralisch zu züchtigen, festgestellt war, von Professor Gräf, dem sie sich ebenfalls als Modell angeboten hatte, mit dem ebenso auffälligen wie traurigen Berichte nach Hause, daß sie auch hier dieselben schmähtlichen Angriffe zu erleiden gehabt habe, wie bei Herrn Professor Krebschmer. Ich sage: auffällig; denn es ist in der That verwunderlich, daß das Mädchen zwei Jahre lang keinerlei Klagen über ungebührliche Behandlung von Seiten der Künstler geführt hat, und daß sie nun auf einmal an der Schwelle des gesellschaftlich bedeutsamen vierzehnten Lebensjahres in wenigen Wochen zweimal hintereinander denselben häßlichen Widerwärtigkeiten anheimgefallen sein will. Es ist auffällig, daß die Beiden, denen die Uebelthat vorgeworfen wird, nicht etwa junge leichtsinnige, leidenschaftliche Menschen sind, sondern zwei sehr bekannte Künstler in vorgerückten Lebensjahren, in hoher gesellschaftlicher Stellung, mit erwachsenen Kindern, welche selbst schon selbstständige, hochachtbare Stellungen einnehmen und die unter einer Kränkung der väterlichen Ehre bitter zu leiden haben würden. Professor Krebschmer wie Professor Gräf hatten in der That auf ihre gesellschaftliche Stellung und auf die Ihrigen ganz besondere Rücksichten zu nehmen und ein sehr ernsthaftes Interesse daran, jeden Skandal, der sich um ihre Namen erheben würde, zu unterdrücken. Sie besaßen also gerade diejenigen Eigenschaften, die bei den Opfern der Erpreßer als die wesentlichen zu betrachten sind.

Dieses wunderbare Zusammentreffen fiel selbst Herrn Krißchen, der sich doch sonst nicht leicht wundert, auf; und als Hammermann ihn wiederum aufsuchte und ihn wiederum bat, eine Denunciation — nunmehr gegen Gräf — aufzusetzen, weigerte sich sogar Herr Krißchen, und er fragte Hammermann: „Sie machen doch nicht etwa ein Geschäft daraus?“ So hat er uns selbst erzählt. Aber der Argwohn, der ihm aufstieg, war doch nicht stark genug, um ihn seinem Klienten Hammermann gänzlich zu entfremden; vielmehr begab er sich, wiederum aus reiner Menschenliebe und aus uneigennütziger Theilnahme, nun zu Professor Gräf und sagte ihm dasselbe, was er früher Krebschmer gesagt hatte: daß Helene Hammermann ihren entrüsteten Eltern erzählt habe, sie sei am 17. December von Seiten des Professors Gräf in abscheulicher Weise angegriffen worden, sie habe sich zur Wehr gesetzt und laut geschrien. Professor Gräf war diese Mittheilung keine neue mehr, denn er hatte bereits den Besuch der Frau Hammermann empfangen, die ihm dieselbe Geschichte erzählt hatte. Er hatte darauf ruhig

ermidert, daß kein wahres Wort an der Sache sei, daß er Helenen allerdings als Modell geprüft, ihr verschiedene Stellungen gegeben, aber durchaus nichts Unerlaubtes mit ihr vorgenommen habe. Sie habe deshalb auch gar keine Veranlassung gehabt zu schreien, und wenn sie geschrien hätte, so würde man sie im Nebenzimmer jedenfalls gehört haben, in dem seine Tochter zu derselben Zeit sich aufhielt und beschäftigt war.

Am Abend desselbigen Tages notirte Gräf in sein Tagebuch, in dem er alle bemerkenswerthen Kleinigkeiten verzeichnete, folgendes: „Helene Hammermann hat sich heute einer wahnsinnigen Verächtigung gegen mich schuldig gemacht, ich muß meinen Rechtsbeistand darüber befragen.“

Frau Hammermann hatte zur Beschwichtigung ihrer verletzten Mutterwürde nach der Versicherung des Herrn Professor Gräf auch von diesem tausend Mark gefordert. Er habe selbstverständlich sich auf nichts eingelassen, der Frau jedoch endlich, um die unermüdlche und nervös machende Schwägerin los zu werden, und da er Helenen nicht bezahlt hatte, zehn Mark — er hatte in seinem Portemonnaie jaft kein kleineres Geld — gegeben. Krifchen machte Professor Gräf darauf aufmerksam, daß diese künstlerische Großartigkeit argen Mißdeutungen ausgefetzt und gewiffermaßen als ein Zugeständniß zu der von Frau Hammermann behaupteten Thatfache aufgefaßt werden könne. Ob sich Herr Krifchen wirklich eingebildet hat, daß Professor Gräf so thöricht sein könne, den Glauben zu hegen, daß er einer Erprefferin, die tausend Mark forderte, mit zehn Mark den Mund stopfen werde? Ob er diesem Künstler, der mit dem Gelde überhaupt sehr leichtsinnig gewirthschafetet, der allen möglichen Personen, die sich an ihn gewandt, zwanzig, vierzig, fünfzig Mark und mehr gegeben hat und sich der vorausgabten Summen nicht einmal mehr erinnert, nicht zutraut, daß er, um eine lästige Person, die ihn mit ihrer unglaublichen Suada nervös macht, zehn Mark in die Hand drücken könne, um sich von ihr zu befreien? Auch Professor Gräf schickte also Herrn Krifchen unverrichteter Sache heim. Krifchen forderte auch hier kein Geld, er drohte auch nicht, aber er erzählte allerdings, gerade wie er es bei Professor Krefschmer gemacht hatte, so ganz nebenbei schaurige Geschichten von all den schrecklichen Unannehmlichkeiten, die bei derartigen Processen immer mit unterliefen. Er ließ sogar die unvorsichtige Aeußerung fallen: „Wenn Sie auch freigesprochen werden, die Welt glaubt doch, daß an der Geschichte etwas ist.“

Durch die von Krifchen aufgesetzte Denunciation des Hammermann, sowie durch die Anzeige des Professors Krefschmer war nun die Sache zur Kenntniß der Gerichte gekommen. Die Untersuchung des Falles führte dazu, daß gegen Frau Hammermann und Krifchen die Anklage wegen Erpressungsversuchs von der Staatsanwaltschaft erhoben wurde.

In dem Herrn Rechtsanwalt Bernstein fand Hammermann den gesuchten Rechtsbeistand. Es mochte den ganz jungen, noch nicht dreißigjährigen und noch nicht bekannten Advocaten zeigen, einen Proceß zu führen,

in dem zwei sehr bekannte Namen eine entscheidende Rolle zu spielen hatten. Ob er den Proceß so geführt haben würde, wie er ihn geführt hat, wenn er dessen Folgen hätte voraussehen können, das hoffe ich bezweifeln zu dürfen. Im Interesse seines sympathischen Klienten Hammermann war es nun seine traurige Pflicht, alles Material, was zur Belastung der entscheidenden Zeugen dienen konnte, zusammenzutragen, und Hammermann sorgte dafür, daß in der That in Bezug auf den Professor Gräf eine Angabe gemacht wurde, die, wenn sie sich bewahrheitet hätte, allerdings die Glaubwürdigkeit der Darstellung, wie sie Helene Hammermann gegeben, erheblich verstärkt und gelinde Zweifel an der Berechtigung der Ablegnung des Professors Gräf nachgerufen hätte.

Hammermann war überall herumgelaufen, um auszukundschaften, ob sich über die Sittlichkeit des Professors nichts Nachtheiliges feststellen lasse; und da hatte er denn beim Glase Schnaps in der Destillation von einem gewissen Lehmann, der früher ebenfalls Model gestanden hatte und jetzt Bierkutscher ist, gehört, daß Professor Gräf mit der Tochter eines Freundes des Lehmann, des Töpfergesellen Kother, ein offenkundiges Verhältniß habe. Lehmann hatte das vom alten Kother selbst gehört und zwar im Atelier des Professors Brunow, in dem Lehmann Model gestanden hatte, während Kother bei dem genannten Bildhauer zeitweilig als Atelierdiener beschäftigt war. Durch diesen Bierfahrer Lehmann, einen kräftigen Menschen mit hellgelbem Schnurrbart und einem Stiernacken, mit einem nicht eben feinen, aber energischen Gesichte — durch diesen Lehmann wird also die Brücke geschlagen, welche von der Gruppe Hammermann zur Gruppe Kother hinüberführt.

Hammermann verfehlte nicht, die interessante Mittheilung seinem Rechtsbeistande zu übermitteln, und Herr Bernstein legte derselben eine genügende Bedeutung bei, um noch im letzten Augenblicke die Vorladung des Kutschers Lehmann und der Tochter des Töpfergesellen Kother, Anna, zu bewerkstelligen. Es war ihm darum zu thun, nachzuweisen, daß dem unbequemen Zeugen Gräf eine für dessen Alter überraschende Sinnlichkeit zu eigen sei, und daß deshalb Professor Gräf ein Zeuge sei, bei dem man sich der ihm von der Familie Hammermann zur Last gelegten That „wohl versehen könne“. Die vorgeladene Zeugin Anna Kother wurde am 3. Juni 1884 polizeilich verhört.

Was sich nun in den drei Tagen vom 3. bis zum 6. Juni zugetragen hat, ist bei den widersprechenden Angaben nicht zu entwirren. Die Anklage behauptet, daß die ältere Schwester der Anna, Bertha Kother, und Professor Gräf diese Zeit benützt hätten, um die geistig etwas schwache und lenkbare Anna zu einem Meineide zu bearbeiten. Die Beiden, Professor Gräf und Bertha Kother, stellen dies natürlich vollkommen in Abrede. Anna, die Derartige einmal zu Protokoll gegeben hat, hat es seitdem beharrlich widerrufen und erklärt, daß sie sich aus Wuth darüber, in die An-

gelegenheit hineingejerrt zu sein, und aus Haß gegen Professor Gräf, der sie aus dem Hause gebracht habe, zu der Lüge habe hinreißen lassen. Die Sachen sind so wenig aufgeklärt und die Anhaltspunkte für die Berechtigung der Anklage so geringe, daß schließlich der Staatsanwalt selbst die Freisprechung der Bertha Kother beantragt hat. Die Lügenhaftigkeit der Anna wird von allen Zeugen bestätigt. Einmal hat sie in diesem Falle sicher gelogen, entweder früher oder später. Der ganzen Lage der Dinge nach erscheint es glaubhafter, daß sie das erste Mal gelogen hat.

Am 6. Juni 1884 war nun also die entscheidende Verhandlung, welche zu dem jetzigen großartigen Prozesse die Grundlage geschaffen hat und als dessen Prolog zu betrachten ist.

Vor der ersten Strafkammer des Berliner Landgerichts I wurde unter Vorsitz des Herrn Landgerichtsdirectors Bachmann der Proceß gegen Frau Hammermann und den Agenten Krischen wegen Erpressungsversuchs verhandelt. Als Zeugen waren verschiedene Maler geladen: Professor Gräf, Professor Kretschmer, Professor Thumann, Konrad Dielz. Außerdem natürlich Helene Hammermann. In der Sitzung selbst meldete der Rechtsanwalt der Frau Hammermann, Herr Bernstein, noch zwei Zeugen an: den Bierfahrer Lehmann und die unverehelichte Anna Kother, die darüber aussagen sollten, daß Professor Gräf mit der Anna Kother ein intimes Verhältnis habe, sie aushalte und ihr erhebliche Zuwendungen an Geld und Geschenken mache, oder, wie es nach einer anderen Version lautet: ein intimes Verhältnis gehabt, sie ausgehalten und ihr Geldgeschenke u. gemacht habe.

Die Beweisaufnahme machte auf den Gerichtshof einen für die Angeklagten durchaus ungünstigen Eindruck. Alle hatten die Empfindung, daß es sich um ein heimtückisch angelegtes Bubenstück handle. Alle Richter ohne Ausnahme empfingen von der Helene Hammermann den denkbar schlechtesten Eindruck, sie hielten die Geschichte, die sie vortrug, für eine eingelernte Lüge. Und in der That, einem Manne wie Hammermann, der seiner Tochter lügnerische Briefe dicitirt, sie von dieser abschreiben und unterzeichnen läßt, kann man es allenfalls auch zutrauen, daß er ihr einen lügnerischen mündlichen Bericht einstudirt habe.

Anna Kother wurde nun nach ihren Beziehungen zu Professor Gräf gefragt, und sie sagte auf ihren Eid aus, daß sie ihm nur Modell gestanden, aber niemals andere Beziehungen zu ihm gehabt habe; und Professor Gräf antwortete auf die ihm vorgelegte Frage des Vorsitzenden Bachmann bezüglich des intimen Verhältnisses mit der Anna Kother und der an sie gemachten Geschenke mit der ebenfalls auf seinen Zeugeneid gemachten Verneinung. Herr Professor Gräf wurde von Herrn Landgerichtsdirector Bachmann ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß er die Aussage verweigern könne, da er verheirathet sei, die Bejahung der vorgelegten Frage aber für ihn die strafrechtliche Consequenz einer Verfolgung wegen Ehebruchs

haben könne, und daß das Gesetz den Zeugen in diesem Falle von der Aussagepflicht entbinde. Professor Gräf machte aber von diesem Rechte keinen Gebrauch.

Soweit waren die Verhandlungen gediehen. Da bemerkte der Vertheidiger der Angeklagten, Frau Hammermann, Rechtsanwalt Bernstein, daß die Ladung der Anna Kother auf einem Irrthum beruhe. Nicht Anna, sondern deren ältere Schwester Bertha sei gemeint. Nun wurde Professor Gräf wiederum vorgerufen und gefragt, ob ein „derartiges“ Verhältniß, also ein Verhältniß, wie es nach der Behauptung der Vertheidigung ursprünglich zwischen ihm und Anna Kother bestanden haben sollte, ein Verhältniß intimster Art, mit erheblichen Geldopfern von Seiten des Zeugen — zwischen ihm und Bertha Kother „bestanden habe“ (nach der Auffassung der Einen, bestche“ nach der Auffassung der Anderen). Und wiederum machte Landgerichtsdirector Bachmann den Zeugen darauf aufmerksam, daß er das Zeugniß verweigern könne. Professor Gräf machte von diesem Rechte keinen Gebrauch und verneinte auch diese Frage. Ebenso erklärte Anna, daß sie von einem solchen Verhältnisse zwischen ihrer Schwester Bertha und Professor Gräf nichts wisse.

Damit sind wir an dem entscheidenden Punkte angelangt. Mit der Verneinung dieser Frage sollte Professor Gräf nach der Anklage einen Meineid begangen haben. Er sollte nach der Anklage allerdings mit Bertha Kother ein derartiges Verhältniß, ein Verhältniß der allervertrautesten Art, unterhalten haben. Ebenso sollte nun auch Anna Kother einen Meineid geschworen haben, da sie von dem Verhältniß unbedingt Kenntniß gehabt haben müsse und die Frage danach verneint habe. Dies bemerken wir, der Zeit vorausgreifend, schon an dieser Stelle.

Nachdem nun die Richter der ersten Strafkammer sich in der Sitzung vom 6. Juni 1884 durch die Aussagen der Zeugen und durch die gesammten Verhältnisse ihre Ueberzeugung von der Schuld der beiden Angeklagten, der Ehefrau Hammermann und des Agenten Krißchen, gebildet hatten, wurden dieselben wegen Erpressungsversuchs verurtheilt. Der Staatsanwalt hatte die ungewöhnlich hohe Strafe von fünf Jahren beantragt. Der Gerichtshof verurtheilte die Ehefrau Hammermann zu zwei Jahren und den Agenten Krißchen zu achtzehn Monaten Gefängniß.

Die Maler, welche Zeugen jener Verhandlung gewesen, waren über die eibliche Ableugnung des Verhältnisses zwischen Professor Gräf und Bertha Kother sehr überrascht. In Künstlerkreisen wurde nämlich ziemlich allgemein angenommen, daß zwischen Professor Gräf und der Bertha Kother, die er seit einigen Jahren als Modell benutzte und die er, wie man wußte und wie er auch in der Verhandlung am 6. Juni vor dem Gerichte angegeben. Geldopfer von ungewöhnlichem Betrage gebracht hatte, allerdings ein Verhältniß ungewöhnlicher Vertraulichkeit und Zärtlichkeit bestände. Das erzählten die Künstler, und die Modelle erzählten es; und dies als notorisch

angesehene Verhältniß wurde, wie das ganz natürlich ist, eben als ein Verhältniß der allerintimsten Art, als ein geschlechtliches mit einem Worte, angesehen. Da aber Professor Gräf, dessen Haare in Ehren ergraut waren, und der sich in seinem langen Leben niemals die geringste Handlung, die seine vollkommene Ehrenhaftigkeit auch nur im Entferntesten in Frage hätte stellen können, hatte zu Schulden kommen lassen, — da dieser liebenswürdige und verehrte Künstler die dießzügliche Frage in der feierlichsten Weise verneint hatte, so sagten sich die Künstler, daß sie sich also in ihren früheren Auffassungen sicherlich getäuscht haben mußten, und daß also auch in diesem Falle wieder einmal der Schein getrogen habe. An einen Meineid durfte natürlich kein Mensch denken.

Damit hat das Vorspiel sein Ende erreicht. Wir treten nun in die Action, in der Professor Gräf und Bertha Rother die Hauptrollen haben, Anna Rother und die Mutter, geb. Zahnke, die wichtigsten Rollen im zweiten Plan spielen, die Sippe Hammermann, die bisher im Vordergrunde gestanden hat, sich zu einer ebenso wichtigen wie gehässigen Episode verflacht und Kretschmer ausschheidet.

II.

Hammermanns Bemühungen zur Befreiung seiner Frau.

Juni bis November 1884.

Krischen und Frau Hammermann saßen nun hinter Schloß und Riegel.

Das Urtheil wirkte auf Hammermann erschütternd, und es zeigt sich nun in dem antipathischen Charakter dieses Mannes jener einzige menschlich freundliche Zug, der die Verurtheilung der Handlungen, welche er in dem folgenden Zeitraum begehen wird, durch mildernde Umstände einigermaßen abzuschwächen geeignet ist: das leidenschaftliche Verlangen, seiner Frau, die durch ihn angestachelt die verhängnißvollen zu ihrer Freiheitsberaubung führenden Schritte gethan hat, zu helfen. Das ist das Ziel, das er von nun an nicht aus den Augen läßt und auf allen Wegen, die sich ihm nur bieten, zu erreichen bestrebt ist. Er will seine Frau befreien, und jedes Mittel, das sich ihm darbietet, ist ihm recht, keines verwerflich genug. Er versucht es durch Bitten und Drohen, durch Wahrheit, durch Zug und Trug, und schließlich nimmt er als Bundesgenossen die niedrigsten Leidenschaften, ja das Verbrechen: die Bosheit und den Diebstahl.

Die Sache läßt ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht. Inmitten der Nacht weckt er Helenen aus dem Schlafe und dictirt ihr in seinem schwülstigen, bilderreichen Stile eine Erklärung, in der sie behauptet, daß Alles, was sie über die Auftritte in den Ateliers der Künstler gesagt hat, von ihr erlogen sei. Sie habe diese schändlichen Lügen ausgeheckt, um von ihrem Vater nicht mehr zum Modellstehen gezwungen zu werden. Sie werde von ihren

Freundinnen verhöhnt, daß sie dies Geschäft betreibe. Sie habe gehofft, daß ihre Eltern, wenn sie ihnen erzählte, welchen Gefahren sie von Seiten der Künstler beim Modellstehen ausgesetzt sei, sich bewogen finden würden, ihr die Erlaubniß zu erteilen, ein anderes Handwerk, die Schneiderei, zu erlernen. Durch diese reumüthige Erklärung hoffe sie die hochverehrten Herren Professoren milder zu stimmen, hoffe sie, ihrer armen Mutter, die unschuldig in der Gefangenschaft schmachte, nützlich zu sein.

Man denke sich diese nächtliche Scene in der kleinen Stube der Franseckstraße. Der Vater, der seinem halbverschlafenen Kinde bei der Petroleumlampe mitten in der Nacht einen bombastischen Brief in die Feder dictirt, um seiner Frau, die seinethalben aus der Familie herausgerissen ist, zu Hülfe zu kommen. Man vergegenwärtige sich, welche Entdeckungen dabei mitspielen; und man wird zugeben, daß der kühnste dichterische Naturalismus an diese Wahrheit nicht heranreicht.

Diese Erklärung übersandte Hammermann in zwei gleichlautenden Exemplaren an die beiden Professoren. Er schickte Helene auch zum Rechtsanwalt Bernstein und ließ sie die schriftlich abgegebene Erklärung, daß sie ihre Eltern belogen habe, wiederholen. Sie fragte gleichzeitig, ob dies Geständniß zur Entlassung ihrer Mutter aus der Strafhast führen werde.

Zeitweilig wurde Frau Hammermann aus dem Gefängnisse beurlaubt, da eines ihrer Kinder schwer erkrankt war (Anfang Juli 1884). Die bevorstehende Wiedereinsperrung der Verurtheilten, in der offenbar ein starker Freiheitsdrang vorhanden ist und die in späteren Briefen die Qualen der Gefangenschaft in den stärksten Worten schildert, verdoppelt und verdreifacht den ungestümen Befreiungszeifer Hammermanns während der folgenden Wochen. Er machte unzählige Versuche bei Rechtsgelehrten, bei den beiden Professoren, zunächst um ein Wiederaufnahmeverfahren zu erlangen, sodann um die Unterstützung der Meistbetheiligten zu einem Gnadengesuche durchzusetzen. Zu dem Behufe begab er sich auch zu dem Rechtsanwalt Dr. Sello und verhandelte mit dessen Vertreter. Diesem spielte er eine rührselige Komödie vor; er weinte bittere Thränen über seine ungerathene Tochter, die ihn hinter's Licht geführt und die ganze Geschichte erlogen habe, um nicht mehr Modell stehen zu brauchen. Er weinte!

Damit nicht genug, er dictirte auch einem anderen halberwachsenen Mädchen von fünfzehn Jahren, seiner Nichte Franziska Lehmann, eine Erklärung des Inhalts, daß Helene ihr oft ihr Leid darüber geklagt habe, daß sie Modell stehen müsse, und daß Helene, um die ihr leidige Beschäftigung aufgeben zu dürfen, ihrer eigenen Angabe nach, die Geschichten mit Krebschmer und Gräf erfunden habe. Er bezeichnete dieses Dictat als „eidesstattliche Versicherung“ der Franziska Lehmann; und das thörichte Mädchen schrieb ohne irgendwelche Bedenken nieder, was der biedere Onkel ihr zu schreiben befohlen hatte. Auch andere Personen suchte er zu eidesstattlichen Versicherungen zu veranlassen.

Er schrieb sodann fast gleichlautende Briefe an die beiden „lieben guten Herren, die hochverehrten, hochgestellten, hoffähigen Herren Professoren“. Er schilderte den Jammer der Familie Hammermann, wenn die Mutter den Kindern wiederum entzogen werden sollte, in jener überpoetischen Schwülftigkeit der Viertelbildung, die alle schriftlichen Aufzeichnungen des früheren Dachdeckers und jetzigen Modellstehers auszeichnet. Er bittet sie, ein Gnadengesuch an unsern allverehrten lieben greisen Kaiser zu unterstützen.

Frau Hammermann schreibt ihrerseits an Professor Gräf einen Brief, in dem sie die furchtbaren Leiden des Kerkers in glühenden Farben schildert, und benützt die Gelegenheit, um ihn um etwas Geld zu bitten, damit sie nach Amerika auswandern können. All diese Briefe sind in winselndem, flehendem Tone abgefaßt.

Professor Gräf, dessen Gutmüthigkeit auch von seinen unerbittlichsten Feinden nicht in Abrede gestellt werden wird, entgegnete darauf, daß er das Unglück der Familie nicht wolle und nicht abgeneigt sei, ein Gnadengesuch zu unterstützen. Er benahm sich mit seinem erkrankten, von Berlin abwesenden Kollegen Krebschmer, weil er in der Sache einseitige Schritte nicht thun wollte, und auch Krebschmer zeigte sich nicht unerbittlich.

In dem Briefe der Frau Hammermann an Professor Gräf war, wie wir gesehen haben, noch auf ein anderes Mittel, als Wiederaufnahme des Verfahrens und Gnadengesuch, hingewiesen, um der Verurtheilten das Wiederantreten ihrer Strafe zu ersparen: die Flucht, die Auswanderung nach Amerika.

Dazu bedurfte es aber bedeutenderer Geldmittel, als sie den Hammermanns zur Verfügung standen; und nunmehr begann eine Komödie der Irrungen oder vielmehr der Täuschungen, die ganz ergötzlich wäre, wenn sie sich in weniger düsterem Rahmen abspielte. Frau Hammermann ging zuerst zu Gräf und bat ihn, er möge ihr zur Reise tausend Mark leihen, die sie ihm ganz gewiß auf Heller und Pfennig wiedererstaten würde. Gräf erwiderte, daß er dazu nicht die geringste Veranlassung und Lust habe, sie möge sich doch an solche Maler wenden, die für sie ein lebhafteres Interesse haben dürften, an Maler, bei denen Helene öfter Modell gestanden habe als bei ihm. Er nannte verschiedene Künstler, von denen er wußte, daß sie Helenen als Modell benützt hatten, u. A. auch Professor Thumann.

Frau Hammermann ging nun zum Professor Thumann und sagte ihm, Professor Gräf schicke sie zu ihm, er möge ihr doch das Geld zur Auswanderung nach Amerika geben. Herrn Professor Thumann kam die Sache natürlich verdächtig vor und er sagte: wenn Professor Gräf etwas von ihm wünsche, so möge er es ihm doch direct sagen; er sei nicht geneigt, irgendwie thätig in dieser Sache aufzutreten, in der er als Zeuge mitzuwirken genöthigt gewesen sei. Darauf ging Frau Hammermann wieder zu Gräf und erzählte ihm, Professor Thumann wolle ihr das Geld geben, aber er wolle mit Gräf zuerst darüber sprechen. Gräf wunderte sich darüber und

ging nun in der That zu Thumann, bei dem er mit den verwunderten Worten eintrat: „Also Sie wollen der Familie Hammermann das Reisegeld nach Amerika geben?“ Thumann war ebenso verwundert, womöglich noch verwunderter und sagte, davon sei nie die Rede gewesen, und da brach Gräf in die Worte aus: „Also Schwindel, wieder Schwindel!“

Dieselbe Lügenhaftigkeit tritt auch in einem Briefe hervor, der verlesen worden ist, in welchem Hammermann Professor Gräf abermals um das Reisegeld bittet, d. h. diesmal nur um eine Vetheiligung an demselben, da Professor Thumann bereit sei, seinerseits pecuniäre Opfer zu bringen.

Diese Bemühungen blieben also erfolglos, und da die Geschichte sich zu lange hinzog, der Augenblick der Wiedereinsperrung der Frau Hammermann immer mehr nahte, und durch Bitten nichts zu erreichen gewesen war, so ließ der vielseitige Herr Hammermann nun wieder zur Abwechslung einmal andere Töne erklingen; er zog andere Saiten auf, auf denen er ein größerer Meister war: er drohte. Er schrieb an Professor Gräf einen gar nicht mißverständlichen Brief, der mit den Worten schloß: „Sie wollen mein Unglück nicht, ich will das Ihrige auch nicht.“ Außerdem suchte er Gräf durch Helene zu erschüttern; er dictirte ihr wiederum einen Brief in dem bekannten Stile.

Er ließ die eben vierzehnjährige Helene schreiben: „Wer trocknet die heißen Thränen, wer heilt den großen Seelenschmerz meiner lieben, lieben Eltern? Bald hätte ich meinen herrlichen Glauben an den lieben, lieben Gott verloren. Wenn Sie diesen Brief verbrennen, verbrennen Sie meine Thränen mit.“ So schreibt Helene und sie hat die Frechheit, vor Gericht ungeachtet der eindringlichen Vermahnung des Präsidenten zu behaupten, daß sie den Brief aus eigenem Antriebe ohne fremde Hülfe inmitten der Nacht geschrieben habe, „weil ihr's so um's Herz war!“ Welchen Glauben verdient ein Mädchen, die diese unverschämten Lügen, die ihr der Vorstehende so schwer wie möglich zu machen mit Recht für seine Pflicht gehalten hat, mit dreister Stirn wiederholt? Daß dieser Brief gerade wie alles Andere ein Dictat des Vaters ist, daran zweifelt kein Mensch.

Derselbe Hammermann, der Professor Kreßschmer um ein Darlehn von einigen hundert Mark bittet und den Brief mit den Worten schließt: „Bitte, bitte, lassen Sie uns nicht den Behmuthsbecher bis zur Reige leeren, sondern füllen Sie uns einen kühlen Potal mit erfrischenden Lebensgeistern“ — und der Satz gefällt ihm so wohl, daß er ihn noch einmal in dem Briefe an Professor Gräf anwendet — dieser ehrenwerthe Herr Hammermann versichert ebenfalls auf seinen Eid, daß er dem Mädchen bei jenem Briefe nicht geholfen habe!

Auch die Drohungen versangen nicht, und nun fällt Hammermann, nachdem aus der Flucht nach Amerika nichts geworden und seine Frau wiederum eingezogen ist, auf's Neue in den alten flehenden Ton zurück. Er bittet die Professoren dringlich, zudringlich, sich dem Gnabengesuche an-

zuschließen, ja er will dieselben, als ob er eine Franziska Lehmann vor sich hätte, zu einer „eidesstattlichen Erklärung“ veranlassen, wonach beide Herren erklären sollen, sie hätten seiner Zeit bei dem als Erpressung aufgefaßten Besuche der Frau Hammermann die Ansicht gehabt, daß dieselbe wohl in gutem Glauben gehandelt habe!

Inzwischen waren die lästigen Verhandlungen, diese ewigen Besuche und Briefe des Hammermann Professor Gräf, der allein darunter zu leiden hatte, da Herr Professor Kreßschmer abwesend von Berlin war, unerträglich geworden; er nahm daher die Briefe des Hammermann nicht mehr an und empfing ihn nicht mehr. Aber jene Zumuthung der eidesstattlichen Versicherung wußte Hammermann doch dadurch an Gräf gelangen zu lassen, daß er „durch List“ — so bezeichnet Hammermann die Aneignung fremden Eigenthums — dem Rechtsanwalt Bernstein ein Couvert mit der Firma des Rechtsanwalts entlockte und den Brief in diesen Umschlag steckte. Gräf erklärte, daß er die gewünschte Erklärung nicht abgeben könne. Hammermann versuchte es nun endlich noch durch Unverschämtheit, und da riß Professor Gräf die Geduld, und er brach die Verhandlungen endgültig ab.

Man muß bei den unglaublich verwickelten Kreuz- und Querzügen, die die Handlung dieses Processes durchläuft, von Zeit zu Zeit stehen bleiben und das durchlaufene Gebiet noch einmal überschauen, um in diesen Wirrnissen den Faden nicht zu verlieren.

Wir haben also gesehen, daß Hammermann seit der Verurtheilung seiner Frau nur einen Zweck erreichen will: deren Befreiung. Er will sie erreichen mit allen Mitteln: durch Erwirkung des Wiederaufnahmeverfahrens, durch Gnadengesuch, durch Flucht. Er fabricirt falsche Zeugnisse für seine Angehörigen, er will auch die beiden hauptsächlichsten Zeugen bei dem Proceß zu falschen Zeugnissen veranlassen; er läuft von einem Anwalt zum andern, er bestürmt Professor Gräf mit seinen Besuchen, er überschüttet die beiden Professoren mit Briefen, die er selbst schreibt oder veranlaßt, er versucht es mit Bitten, mit Drohungen, Alles vergeblich!

Dieser erste Abschnitt der Hammermann'schen Action hat das bezeichnende Merkmal, daß alle Bemühungen, die Hammermann zu Gunsten seiner Frau unternimmt, von dem Gedanken getragen werden, Professor Gräf und Professor Kreßschmer würden nicht unerbittlich sein, sie würden ihn schließlich in seinem Eifer unterstützen. Diese Action umfaßt die Zeit vom 6. Juni bis October oder November 1884.

Nun tritt die entscheidende Wendung ein. Hammermann, der von Gräf nichts hat erreichen können, wendet sich nun von ihm ab und sucht das feindliche Lager auf. Er hofft nun die Befreiung seiner Frau dadurch zu erreichen, daß er Gräf zu Grunde richtet, und auch an dieses Vernichtungswerk tritt er nun mit all der Unermüdblichkeit, die ihm eigen ist, heran. Ich glaube nicht, daß es Nachsicht ist, die ihn zu jener That, welche Justizrath Simson als ein „ruchloses Dubsenstück“ bezeichnet hat, veranlaßt. Die Ver-

nichtung Gräfs ist in den Augen dieses findigen Hammermann eben nur ein neues Mittel zur Befreiung seiner Frau. Sehen wir nun, wie er diesen Feldzug einleitet und zu dem vorläufig für ihn glücklichen Ausgang führt.

Was Herrn Professor Gräf in den Künstlerkreisen und in den niederen Schichten der Modelle nachgefragt wurde: er habe ein unerlaubtes Verhältniß mit Bertha Rother, er unterhalte sie und gebe verhältnißmäßig sehr bedeutende Summen für sie und die Ihrigen aus, das konnte dem ernstig spähenden und herumhorchenden Hammermann ebenso wenig verborgen bleiben, wie es jedem beliebigen Anderen, der sich für die Sache interessirte, verborgen geblieben wäre. Für gebildete Männer, die wissen, daß das Unwahrscheinliche die Wahrheit sein kann, und die wissen, daß ein Mann in der Stellung des Professors Gräf es mit dem Eide ernst nimmt — für einen Mann wie Professor Thumann genügte natürlich die Thatsache des geleisteten Eides, um fürder an das Verede nicht mehr zu glauben. Für Leute vom Schlage Hammermanns aber war es einfacher, anzunehmen, daß das allgemeine Verede doch berechtigt sei, und daß also Professor Gräf, als er das bestimmt charakterisirte Verhältniß zu Bertha vor dem Gerichte in Abrede stellte, einen Meineid geleistet habe. Hatte Gräf aber einen Meineid geleistet, so konnten die Richter zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie seine Frau zu Unrecht verurtheilt hätten; und der Nachweis dieses Meineides sollte also der Schlüssel sein, mit dem er die Thür ihres Gefängnisses zu öffnen hoffte.

Ein Mann auf der Bildungshöhe und vom sittlichen Niveau dieses Hammermann nahm als ganz selbstverständlich an, daß an dem Verede doch etwas sein müsse. Die Thatsache, daß Professor Gräf viel in dem Hause verkehrte, daß er für die Familie erhebliche Geldopfer brachte, daß er der Mutter ein kostspieliges Geschäft eingerichtet hatte, daß Bertha verhältnißmäßig gut wohnte und Toiletten machte, die von ihrem Erwerb als Modell sicherlich nicht zu bestreiten waren, daß sie sich verschiedene Male von Berlin entfernt und Professor Gräf in andern Städten aufgesucht hatte, daß sie auf seine Veranlassung dramatischen Unterricht empfing, — alles das, was auch einen seiner Gebildeten hätte stuhig machen und ihm ernsthaften Argwohn über die Natur dieser sonderlichen Beziehungen zwischen Bertha und Herrn Professor Gräf hätte einflößen dürfen, vermochte sich ein Mann wie Hammermann selbstverständlich nur dahin zu erklären: daß Bertha die Geliebte des Professors Gräf sein müsse. Wie sollte er sonst dazu kommen, den Verkehr mit dieser Familie zu pflegen und unerhörte Geldopfer zu bringen? An die schwärmerische Verehrung eines Künstlers, der in einem Mädchen die Verkörperung seines künstlerischen Ideals gefunden zu haben glaubt, der sich dieses Mädchen um jeden Preis erhalten will, um durch sie die erträumte Höhe in seiner künstlerischen Laufbahn zu erklimmen, an einen Idealismus, dem zu diesem Zwecke kein materielles Opfer zu groß erscheint — daran dachte Hammermann natürlich nicht! Das glaubte er

nicht; das glaubten ja auch viele Andere nicht, die aus feinerem Stoff gebildet waren! Das war ja in der That etwas so Seltsames, so vollkommen Ungewöhnliches, daß ein Zweifel daran nicht einmal verübelt werden konnte — wenigstens nicht bis zu dem Augenblicke, da Gräf unter dem Zwange des Eides die Wahrheit über diese Beziehungen ausgesagt hatte.

Für Hammermann war es eine feststehende Thatsache, daß Bertha Gräfs Geliebte war; und er that nun Alles, was er thun konnte, um diese Thatsache durch so glaubhafte Verdachtsgründe zu erhärten, daß deren Anerkennung durch den Spruch der Richter erfolgen müsse, — eine Anerkennung, die für Gräf zunächst die Anklage und dann hoffentlich eine Verurtheilung wegen Meineides mit sich bringen würde.

Von Gräf abgewiesen, machte er sich nun also an die Familie Rother heran, nicht direct, denn er durfte voraussehen, daß man ihm da unfreundlich begegnen würde. Aber in der Rother'schen Wirthschaft ging es sonderbar zu. Da verkehrten allerhand Leute; und unter diesen — so hoffte er — würde sich wohl der Eine oder Andere finden lassen, der ihm bei seinem löblichen Vorhaben hilfreich zur Seite stehen würde.

Wir müssen jetzt den Gang der Handlung unterbrechen, um diese Familie Rother etwas näher kennen zu lernen.

III.

Familie Rother und Zugehörige.

Die Schilderung der Familie Rother wäre die eines Zola würdige Aufgabe.

Vor zweiundzwanzig Jahren soll Auguste Fahnke ein zartes und sehr hübsches Mädchen gewesen sein; und dem von den Stürmen des Lebens und niedrigen Leidenschaften verwitterten Gesichte sieht man auch heute noch die Spuren der vergangenen Schönheit an. Die zarte Figur ist allerdings durch die Jahre in grausamer Weise mißhandelt worden, der Rücken ist gekrümmt, die eine Seite der Schulter hat sich vorgeschoben; jetzt sieht die Auguste widerwärtig aus und unheimlich. Aber, wie gesagt, vor zweiundzwanzig Jahren soll es anders gewesen sein; und ihre jugendlichen Reize sind nicht unbemerkt geblieben.

Am 10. Januar 1864 ist sie Mutter einer unehelichen Tochter geworden, die den Namen Bertha führt und die weibliche Hauptperson unseres Processes geworden ist. *)

*) Auguste Fahnke, jetzt verehelichte Rother, hat noch eine ältere voreheliche Tochter, die sich verheirathet hat. Auch diese ist in dem Proceß einmal als Zeugin aufgerufen, hat jedoch, mit Rücksicht auf das nahe verwandtschaftliche Verhältniß zu den angeklagten Rother's, von dem Rechte der Zeugnißverweigerung Gebrauch gemacht und in diesem Proceße keinerlei Rolle gespielt. Wir dürfen sie daher auch aus

Bald darauf hat sich Auguste Zahnle mit dem Töpfergejellen Kother vermählt, der das uneheliche Kind legitimirt hat. Daß der Töpfergejelle Kother irgenbwelche Bedenken gehegt habe, das Kind anzuerkennen, ist bei dem ehrenhaften Charakter dieses Mannes nicht anzunehmen.

In der Ehe mit diesem Kother wurden dann noch zwei Mädchen geboren, deren Ehelichkeit gesetzlich nicht bestritten werden kann. Anna Kother, geboren 1867, und Elisabeth Kother, genannt Lieschen, geboren 1871.

Das Familienhaupt, der Töpfergejelle Kother, ein Mann mit einem höchst confiscirten Gesichte, mit schlecht gepflegtem, üppigen schwarzen Haar und Bart, eingequetschter Nase, gelblicher Gesichtsfarbe, und im Auge jenen Ausdruck von Müdigkeit und Wohlthun, wie man ihn so oft bei gewohnheitsmäßigen Trinkern sieht, hat seine Stellung nicht gerade mit besonderer Würdigkeit bekleidet. Er arbeitete wenig oder gar nicht, trieb sich in Destillationen und Kellerfahrten herum und war meist betrunken. Für die Wirthschaft ließ er seine Frau sorgen. Seine Kinder, oder, um vorsichtig zu sein: die Kinder, die seinen Namen trugen, ließ er aufwachsen, wie sie eben wachsen mochten.

Die Mutter verschaffte sich zunächst durch den in Berlin so gewöhnlichen Nebenerwerb des Zimmervermiethens die nothwendigsten Mittel zu ihrem Unterhalt. Auf besonders moralische Qualification ihrer Mietherinnen wurde nicht weiter gesehen; sie gab jungen Mädchen, um deren Verhältnisse sie sich nicht zu kümmern brauchte, und anderen schlimmeren, polizeilich gebuchten und numerirten Personen Kost und Unterhalt. Ihre Wohnungen hatten gewöhnlich drei bis vier Zimmer außer der Küche. Daß die Hauswirthin besondere Anstrengungen gemacht hätten, sich diese Mietherin zu erhalten, ist nicht wahrscheinlich; denn die polizeilichen Ermittlungen haben ergeben, daß Auguste Kother in den letzten sieben Jahren nicht weniger denn acht verschiedene Wohnungen inne gehabt hat. Sie hat die Peripherie der ganzen Hauptstadt, vornehmlich aber die Gegend vor dem Halle'schen Thore, unsicher gemacht. 1877 wohnte sie in der Johanniterstraße, von da zog sie nach der Rostig-, dann nach der Acker-, der Linden-, der Mariendorferstraße, dann nach dem Platz am Neuen Thor, nach der Schleiermacher-, der Mittenwalder- und endlich nach der Fürbringerstraße, wo sie im Jahre 1885 verhaftet worden ist.

Die Fürsorge für das leibliche Wohl ihrer Mietherinnen scheint recht nachtheilig auf die Erziehung ihrer Kinder eingewirkt zu haben. Die älteste, Bertha Kother, hat im Ganzen sechs Wochen die Schule besucht. Annas Schulbildung ist nicht bedeutender gewesen, sie schreibt vollkommen unortho-

unserer Berichterstattung ausscheiden. Es würde zu weitläufig sein und zu Mißverständnissen Veranlassung geben können, wenn wir auf diese völlig unbetheiligte Tochter bei den Bezeichnungen der angeklagten Töchter Kother beständig Rücksicht nehmen wollten. Wir bezeichnen daher Bertha als die älteste Tochter, d. h. die älteste der angeklagten Töchter.

graphisch und mit lächerlichen Buchstaben, sie liest schlecht, die Geheimnisse des Einmaleins sind ihr nicht erschlossen; auf Veranlassung eines Dritten ist sie einmal in das Johannisstift gebracht worden, aber auch dort hat die Bildung für sie keinen besonderen Reiz gehabt, und nach drei Tagen ist sie entlaufen. Von Elisens Bildungsgänge wissen wir zwar nicht viel, aber wir haben Grund zu der Vermuthung, daß es auch um diese nicht viel besser beschaffen sei, obwohl Lieschen sich später ein Instrument anschafft.

Wenn Frau Rother nun für die geistige Bildung ihrer Töchter recht wenig gethan, so hat sie sich doch eifrig bemüht, deren körperliche Vorzüge zu gewinnbringenden zu machen und ihr spärliches Einkommen durch das Einkommen ihrer Töchter zu vermehren. Die kleinen Mädchen wurden also zu den Künstlern geschickt, um Act zu stehen, d. h. völlig unbekleidet den Malern und Bildnern Modell zu sitzen. Bertha im Alter von 6 Jahren, Anna wohl nicht viel später.

Anna, die jüngere, verließ bereits im Alter von 13 Jahren das elterliche Haus und nährte sich seitdem als Modellsteherin; nebenbei mag sie auch wohl andere Einkommen gehabt haben. Im Jahre 1880 war sie die „Braut“ und Geliebte eines Lactirers Labisch, der sie für ein 17jähriges Mädchen hielt, obwohl sie damals das vierzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. In demselben Jahre wurde sie von der Polizei in schlechtester Gesellschaft allabendlich zu vorgerückten Stunden auf den Straßen, in der Nähe der Kasernen u. s. w. bemerkt, und stand unter dem Verdachte, Männer anzulocken. Anna war damals, wie wir wiederholen, ein Mädchen von dreizehn Jahren. Die Thyrigen besuchte sie nur, um von ihnen Geld zu holen, wenn es ihr schlecht ging. Mutter Rother scheint sich über das Alleinsein ihres Kindes keine besonderen Sorgen gemacht zu haben; es war ihr vielleicht nicht einmal unangenehm, daß im Hause eine „bouche inutile“ weniger war.

Bertha, die ältere Tochter, blieb länger im Hause. Auch der Wandel dieses hübschen und begabten Mädchens mit einem ungewöhnlich schönen Körper, der das Entzücken der Maler erregte, gab der guten Mutter zu keiner Beunruhigung Veranlassung; und die junge Bertha führte doch ein recht tolles Leben. Sie wurde zunächst im Jahre 1878, also im Alter von 14 Jahren, in der Friedrichstraße nach 12 Uhr Nachts von der Polizei betroffen und erklärte bei ihrer ersten Vernehmung, daß ihr in ihrem dreizehnten Lebensjahr Gewalt angethan sei. Auf anonyme Denunciationen hin hatte die Polizei nach einiger Zeit wiederum Veranlassung, diesem Mädchen ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und die Nachforschungen ergaben, daß Bertha sich mit polizeilich überwachten Mädchen nächtlich Unter den Linden und in der Friedrichstraße umhertreibe, daß sie aus öffentlichen Localen wegen auffälligen Benehmens gewiesen sei u. s. w. Im Juni 1880 wurde die 16jährige Bertha in Begleitung der sittenpolizeilich gemeldeten Amanda Neuter aufgegriffen, und die gefürchtete amtliche Ueberwachung

wurde nun über sie verhängt. Sie wurde dadurch also amtlich zu einer Zugehörigen des gewerbsmäßigen Lasters gestempelt. Dieser sittliche Belagerungszustand wurde nach drei Monaten für sie aufgehoben, auf wiederholte Anträge der Mutter und des Töpsfergesellen, der seine Eingaben mit dem stolzen „Herr Rother“ unterzeichnete. Die späteren Beobachtungen der Polizei haben ebenfalls viel Ungünstiges über Bertha Rother zu Tage gefördert. Da indessen hier nur einzelne Beobachtungen vorliegen, die nicht durch Thatfachen erwiesen sind, so ist davon nicht zu reden. Aber erwähnt muß noch werden, daß diese Nachforschungen in den Augen der Beamten doch genügend belastende Momente ergeben haben, um Bertha Rother abermals mit der Polizei in Berührung zu bringen und ihr eine polizeiliche Verwarnung zuzuziehen.

Alle diese fatalen Thatfachen haben Frau Rother seelisch wenig angegriffen. Bertha hat nach wie vor, abgesehen von den kleinen Ausflügen, ihren Reisen von kurzer Dauer und ihren Engagements von nicht viel längerer Frist, bis Ausgang 1883 dauernd bei ihrer Mutter gelebt. Die gute Mutter hat gewiß nichts auf ihre Bertha kommen lassen; hat doch Bertha in der That den ganzen Hausstand ernährt. Sie ist die Schraube gewesen, die die brave Mutter angefeßt hat, um aus Professor Gräf, der sich sein Modell durchaus erhalten wollte, die bedeutenden Summen, die der Hausstand mit der verschwenderischen Bertha und der schlecht wirtschaftenden Frau Rother verschlang, herauszubrühen.

Elischen war noch ein Kind, ziemlich groß, hager, unentwickelt, mit dunklem Haar, großen ausdrucksvollen blauen Augen, kränklich. Bei einem Kinde der Mutter Rother muß die gewöhnlich selbstverständliche Thatfache, daß sich das Kind bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre seine anatomische Reinheit bewahrt hat, doch besonders verzeichnet werden. Trotz der unliebsamen Erfahrungen, die Frau Rother mit ihren beiden ältesten Kindern gemacht hatte, war sie doch eifrig beflissen, auch das kleine Lieschen genau auf dieselben Wege zu drängen; auch sie mußte sich als Modell anbieten, auch sie sich unverhüllt den Augen des Künstlers darbieten; und es wurden Briefe aufgesetzt, bestimmt für bekannte Persönlichkeiten, von denen die alte Rother glaubte, daß sie für mädchenhafte Frühreize einen empfänglichen Sinn besäßen; Lieschen sollte diese Briefe abschreiben und hat vielleicht auch den einen oder anderen abgeschrieben und die Herren in verlockender, viel andeutender Weise um Unterstützung gebeten.

So die Mutter und die Kinder.

Der gesetzliche Vater und Töpsfergeselle trank inzwischen unbekümmert seine Schnäpfe weiter, und da er nichts weiter that, Frau Rother aber trotz ihrer vorgerückten Lebensjahre in ihrem mageren Körper noch ein fühlendes Herz trug, warf sie ihn eines Tages zur Thüre hinaus. Das war Ausgang des Jahres 1880.

Zu jener Zeit war in dem Kother'schen Hause nämlich eine neue Erscheinung aufgetaucht: Herr Thlow. Mit dem Zimmervermieten allein, mit dem Modellstehen der Töchter und deren sonstigen Nebenverdiensten war Frau Kother noch immer nicht auf einen grünen Zweig gekommen. Sie hatte also noch ein Geschäft eröffnet, und der großmüthige Beschützer des Hauses, Professor Gräf, der seinem Modell zu Liebe Alles that, war auch hier der hülfsbereite Wohlthäter gewesen. Er hatte Frau Kother die Mittel zur Eröffnung eines Handels zur Verfügung gestellt in der thörichten Hoffnung, daß sie nun selbst Geld verdienen und somit weniger Ansprüche an seinen Geldbeutel stellen würde. Frau Kother versuchte es zuerst mit einem Handel mit Federvieh — das Geschäft ging zu Grunde. Dann eröffnete sie eine Butter-, Milch- und Käsehandlung — das Geschäft ging ebenfalls zu Grunde. Nun aber war ihr der Kamm geschwollen, und sie wurde Inhaberin eines Geschäftes, das bedeutendere Capitalien erforderte, das aber auch, wenn es gut ging, einen bedeutenderen Gewinn abwerfen konnte: eines Fuhrgeschäftes; und wiederum brachte Professor Gräf die erhehlichsten Opfer. Frau Kother schaffte, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, zwei Droschken erster Klasse, einen Möbelwagen und acht Pferde an. Der Leiter dieses Geschäftes war eben Herr Thlow, ein strammer junger Mensch, damals 26 Jahre alt, der soeben mit guten Militärpapieren aus der Armee entlassen war, und der nun bei Frau Kother eine lohnende Beschäftigung fand. Thlow ist von Aeußerem gar nicht übel. Er ist gut gebaut; volles blondes Haar und ein leichter blonder Bart umrahmen das runde frische Gesicht; seiner straffen Haltung und dem Tone, in dem er seine Antworten giebt, merkt man sofort den gewesenen Soldaten an; er ist dem Alkohol zwar auch nicht gänzlich abgethan, aber ein gewohnheitsmäßiger Säuser wie Kother ist er nicht. Thlow schloß zunächst im Keller. Frau Kother betrachtete aber den jugendlichen Mann mit Wohlgefallen, sein Anblick erweckte schöne Erinnerungen an ihre Jugend, und die Beiden fanden sich. Daß Frau Kother dreizehn Jahre älter war, machte auf Thlow geringen Eindruck; sie war ja die Inhaberin des Fuhrgeschäftes. Sobald das Liebesverhältniß zwischen den Beiden perfect geworden war, wurde die Ueberflüssigkeit des Töpfergesellen Kother immer deutlicher erkannt, und diese Erkenntniß führte dazu, daß Kother aus dem Hause flog.

Aber auch für ihn, den so schnöde behandelten Ehemann, fand sich noch ein liebendes Herz: die alte gutmüthige Plätterin Beeslow, eine Frau von wahrhaft entsetzlichem Aeußern, von der man in Fiebernächten träumen kann, einäugig, mit einem eingesetzten Glasaug, dessen leblose Starrheit dem alten faltigen Gesichte einen wahrhaft entsetzenerregenden Ausdruck giebt, nahm den herausgeworfenen Töpfergesellen freundlich auf, und auch zwischen Diesen wurde ein zarter Bund gestiftet.

So gewährt das Kother'sche Haus zu Anfang der achtziger Jahre solgendes anmuthige Bild. Der Vater, ein Säuser, ist an die Lust gesetzt

und lebt mit einer gutmüthigen alten schrecklichen Frau. Die Mutter lebt mit einem dreizehn Jahre jüngeren Manne in ehebrecherischem Verhältnisse, das nicht einmal vor ihren Kindern verborgen wird. Die zweite Tochter Anna ist entlaufen und verdient ihr Geld als Modell und Gott weiß was. Die älteste Tochter führt das lustige Leben von Damen, die der Sittenz Polizei eben entronnen sind und immer in Gefahr schweben, auß's Neue mit der gefürchteten Behörde in unliefsame Verührung zu kommen. Sie steht Modell und treibt sich in den Localen herum, die vorzugsweise von Ihresgleichen besucht werden. Die Jüngste, damals noch ein Kind, wird allmählich in derselben Schule zum Laster herangezogen.

Das Bild ist indeß noch nicht vollständig. Um es in seiner ganzen Anschaulichkeit vor sich zu sehen, muß man auch die Staffage, die Mietherinnen, noch etwas näher kennen lernen.

Es sind fast ohne Ausnahme junge und zum Theil sehr hübsche Mädchen. Um ganz von unten zu beginnen, nennen wir zunächst Amanda Reuter, auf die die Bezeichnung des Hübschen allerdings nicht zutrifft, ein großes plumpes Frauenzimmer mit groben, thörichten Zügen, mit dicker Nase, geschminkten Brauen und Wimpern, stark gepudert, im auffälligsten Anzuge, mit dem bekannten sich wiegenden, schwankenden Gange, den Jedermann, der zwischen 12 und 2 Uhr Nachts einmal durch die Friedrichstraße gegangen ist, als ein besonderes Merkmal dieser Gattung von Damen kennt. Amanda Reuter ist als polizeilich überwachte Person ein wöchentlich regelmäßiger Gast des Wolkenmarktes. Mit ihr ist Bertha Rother aufgegriffen worden.

Ungleich höher stehen die anderen Mietherinnen, die nach und nach bei Frau Rother gewohnt haben: Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Confectioneusen u. dergl., die von den Behörden ungeschoren gelassen sind, die vielleicht diesen oder jenen, vielleicht auch diesen und jenen Freund haben, aber doch zu öffentlichem Mergerniß keine Veranlassung bieten. Sie sind sammt und sonders mit großer Sauberkeit gekleidet, oft sogar mit einer gewissen Eleganz. Die Anhänglichkeit, die alle diese jungen Mädchen an das Rother'sche Haus haben, hat etwas Rührendes; alle treten vor das Gericht mit dem unverkennbaren Willen, die Wahrheit zu sagen, aber auch alle mit dem ebenso unverkennbarem Bestreben, die Wahrheit in die schonendste Form zu kleiden. Eine Verrätherin ist unter diesen Freundinnen nicht.

Die wichtigste, klügste und gebildetste unter ihnen ist Marie Rein. Marie Rein hat eine für jene Verhältnisse ganz ungewöhnliche Bildung genossen; sie hat auch Examina gemacht und ist Bögling des Letztstifts gewesen; sie spricht etwas französisch und spricht deutsch absolut correct. Sie drückt sich, von dem Vorsitzenden des Gerichts oft in qualvoll fürchterliche Enge getrieben, mit einer Klarheit und Gewandtheit aus, die geradezu erstaunenswerth sind. Auf jeden Zuhörer wird es den Eindruck gemacht haben, daß Marie Rein kein unwahres Wort vor Gericht ausgesagt hat; sie hätte indeffen dasselbe, was jetzt in einem für Bertha Rother freund-

lichen Lichte erschienen ist, ebenso gut gehässig färben können, und es würde dann ganz anders gewirkt haben; aber nie versagte ihr das freundschaftliche und wohlwollende Wort für die Freundin. Marie Rein ist verhältnißmäßig lange in der Kother'schen Wirthschaft geblieben: etwa zwei Jahre. Sie war das Factotum, sie hat Besorgungen gemacht, Briefe geschrieben, sie hat sogar dem Professor Gräf als Vorleserin gedient, mit einem Worte: sie hat im Mittelpunkt des Hauses gestanden.

Wie die Gattenliebe in Hammermann, so ist die freundschaftliche Ergebenheit aller dieser Mädchen für Bertha, ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit an das Haus Kother wenigstens etwas Verfühnlisches in dem Unverfühnlischen, so dringt in dieses unverfühnlische Dunkel doch wenigstens ein freundlicher Lichtstrahl. Und auch aus der tiefen Finsterniß des Charakters der alten Kother leuchtet ein hellerer Schimmer: alle Mädchen rühmen die unglaubliche Gutmüthigkeit des sonst so widerwärtigen Weibes.

Von anderer Art als diese Hausbewohner sind die Weiden, mit denen wir uns nun zu beschäftigen haben, und die im Gegensatz zu der Freundlichkeit der Gesinnungen, welche all diese Mädchen für die Familie Kother an den Tag legen, dem Hause feindselig und gehässig gegenüberstehen.

Frau Kother ließ sich aus jener Gutmüthigkeit, von der eben die Rede war, dazu verleiten, einen gewissen Kühnle, Stellmacher seines Zeichens, in ihr Haus zu nehmen. Kühnle ist der Typus dessen, was man in Berlin als „Pennbruder“ zu bezeichnen pflegt. Kaum mittelgroß, unterseht, mit einem schlotternden viel zu langen Rocke, den früher jedenfalls ein Größerer und Stärkerer getragen haben wird, mit fahler, aschgrauer Farbe, tiefschwarzem Bart, struppigem schwarzem Haar, mit fuselumflorten Augen — so tritt dieser Mann, der ebenfalls für den Schnaps eine verhängnißvolle Vorliebe hat, uns entgegen. Kühnle hat für Frau Kother in einem Prozesse einmal einen Eid geleistet; vielleicht schreiben sich daher die freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und der alten Kother. Eines Tages kommt nun dieser Strolch bettelnd zu Frau Kother, er hat keinen Pfennig in der Tasche, kein Obdach. Er bittet sie, ihn aufzunehmen. Sie thut es; sie weist ihm auf dem Flur eine „Kabuse“ an, wo sich der nicht verwöhnte Herr gewiß sehr behaglich fühlt. Er ist mit aus ihrem Topf, sie läßt ihn Gänge machen, giebt ihm ab und zu fünfzig Pfennige und eine Mark, um ein Glas Bier zu trinken oder auch ein Glas Schnaps, — und so lebt denn dieser Wiedermann auf Kosten der Familie Kother im Hause. Wie er diesen Aufenthalt verwerthet, wie er seiner Wohltäterin dankt, werden wir später sehen.

Das Mittelzimmer nach vorn in der Wohnung der Fürbringerstraße, der letzten, hat ein Fräulein Intrau inne, die als wichtigste der späteren Besatzungszeugen eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient. Die Intrau hat sich seitdem verheirathet, ihr Mann ist Offizier gewesen, hat seinen Abschied genommen und soll gegenwärtig eine Beamtenstelle einnehmen. Mit

Rücksicht darauf werden wir den Namen des Gatten aus unserem Berichte ausschneiden und immer nur von der früheren Intrau sprechen. Die un-
verehelichte Intrau hatte ein uneheliches Kind und wurde von ihrem
Bräutigam, ihrem späteren Manne, zu jener Zeit ausgehalten. Auch sie
hat früher einmal Modell gestanden. Diese Thatfachen im Zusammenhang
mit ihrem Verweilen im Schooße der Familie Rother berechtigen zu dem
Schlusse, daß sie auf eine bevorzugte Stellung in diesem Prozesse trotz
ihrer Vermählung noch keinen Anspruch hat. Daß sie zu jener Zeit nicht
auf ein höheres Piedestal gestellt werden durfte als die Anderen, daß sie
mit dem ebenbezeichneten Pennbruder Kühnle später gemeinsame Sache
machte, verstärkt diese Auffassung erheblich. Sie ist ziemlich groß, trägt
ihr stumpfblondes Haar schlicht geschaitelt und hat unfreundliche, stehende
Augen.

Sie behauptet zwar, daß sie den Rother's keineswegs feindlich gesinnt
sei, aber was will diese Behauptung sagen! Was war es überhaupt
nötig, die Frau danach zu fragen? Wer Augen hat zu sehen, der sah,
wie es darum bestellt war! Der sah, mit welcher Freude sie Alles aus-
kramte, was sie nur irgendwie Ungünstiges, gehässig Wirkendes wußte, wie
sie heranhüpfte voller Freude, wenn der Vorsitzende ihren Namen aufrief,
um immer noch einmal etwas zu sagen, was den Angeklagten Schaden
könne, wie sie unermüdblich immer nur das Schädlichste vorbrachte, wie aus
jedem Worte Erbitterung und Haß sprachen. Alle Anderen, alle konnten
über die Rother'sche Sippe, so sehr die Aussagen diese Gesellschaft auch
belasteten mußten, doch einmal etwas Freundliches sagen — sie allein wußte
nur das Schädlichste, nichts Anderes. Man verlangte gar nicht mehr zu
hören; sie aber fing immer wieder an: „Und dann habe ich gehört, und
dann habe ich gehört.“ Wer da nicht aus der ganzen Art und Weise eine
leidenschaftliche Erbitterung, ja finsternen Haß heraushörte, wer da nicht
empfund, daß die jetzt verhehlchte Intrau sich vorgenommen hatte, den Leu-
ten, durch die sie nur dazu gezwungen wurde, über ihr Vorleben zu sprechen,
Eins zu versehen, der muß in der That einen geringen Grad von Fein-
föhligkeit besitzen.

Dieser unzweifelhaften Gehässigkeit liegt vielleicht nicht einmal eine
besondere Thatfache zu Grunde; sie läßt sich ja unter Umständen auch aus dem
allgemeinen Charakter erklären. Aber es ist auch möglich, daß irgend etwas
vorgekommen ist, was die Intrau zu ihrer feindseligen Haltung bestimmt
hat. Sicher ist sie niemals Werthas Freundin gewesen, sicher hat sie sich
mit der alten Rother verschiedentliche Male gezankt. Rother's behaupten,
daß sie ihr Kind mißhandelt, daß sie ihm die Ohren blutig gerissen, und daß
diese Mißhandlung die alte Rother empört habe. Inwieweit das richtig ist, läßt
sich nicht ermitteln, da wir die Glaubwürdigkeit der alten Rother und Werthas
stark in Zweifel ziehen müssen; aber festgestellt ist, daß sie auch mit Lieschen
sich verzankt, ja sogar geprügelt hat, — Grund genug, um eine von Hause aus

nicht gutmüthig gefinnte Person zu jener Feindseligkeit, von deren verhängnißvollen Folgen sie sich wohl selbst nicht Rechenschaft abgelegt haben mag, zu veranlassen.

Während die Intrau und Kühnle in der Fürbringerstraße waren, dienten bei der alten Kother nach einander als Köchinnen und „Mädchen für Alles“ zwei Schwestern, Minna und Clara Adler, — Küchen- dragoner niederer Gattung von mäßiger Intelligenz, nicht gerade boshaft, die sich jedoch ohne Zweifel leicht von dem, der sie gerade bearbeiten wollte, bestimmen ließen, im guten Glauben Küchengeschwätz weiter trugen und dieses, auch ohne daß sie es wußten, je nach den jeweiligen Einflüsterungen umgestalten mochten, wie es gerade gewünscht wurde. Die beiden Mädchen sind bei den öffentlichen Verhandlungen in ihren Angaben schwankend geworden. Daß sie mit der Intrau viel verkehrt und sich gegenseitig über die Vorfälle im Hause allerhand erzählt haben, ist erwiesen. Aber auf diese beiden Mädchen kommt es auch weniger an; von entscheidender Wichtigkeit sind eben nur Kühnle und die Intrau.

Aud diese Weiden waren es, an die nun Hammermann herantrat, mit denen er ein Complot begründete, um über die Vorgänge im Hause Kother Alles zu erfahren, was geeignet sein könnte, das vom Professor Gräf eidlich in Abrede gestellte „Verhältniß“ zwischen ihm und Bertha Kother zu erweisen.

So hatte denn Hammermann gefunden, was er brauchte: regelmäßige Spione im Hause, die ihm Alles haarklein erzählten und ihn auch mit wichtigem Beweismaterial versehen — selbstverständlich uneigennützig Menschenfreunde, die gerade wie Strischen aus reiner Liebe zur Wahrheit handelten. Kühnle, Hammermann und die damals noch unverehelichte Intrau fertigten in gemeinsamer täglicher Arbeit die Schlinge, die sie dem Professor Gräf um den Fuß werfen und mit der sie ihn zu Fall bringen wollten.

An dem guten Willen, dieses löbliche Werk durchzuführen, kann bei dem Trifolium Hammermann-Kühnle-Intrau nicht gezweifelt werden, aber die Verhältnisse waren dem Unternehmen nicht hold.

Zu jener Zeit nämlich, als die Intrau und Kühnle bei Frau Kother hausten, hatte Bertha Kother ihre Mutter bereits verlassen. Sie war seit Herbst 1883 am Theater zu Burg — nicht mit dem Burgtheater zu verwechseln — als Schauspielerin engagirt. Der Theateralmanach führt in der That unter den „Vereinigten Stadttheatern von Burg und Brandenburg“ (in Burg: Director der Gasthofbesitzer Otto Rabe) Bertha Kother als „Soubrette und Liebhaberin“ auf. Dort hatte sie einen jungen, beim Landrath beschäftigten Referendar kennen gelernt, mit diesem ein Verhältniß angeknüpft und auch ihn durch ihren eigenthümlichen Liebreiz ernsthaft gefesselt. Nach Ablauf ihrer künstlerischen Wirksamkeit in Burg (15 000 Einwohner) war sie nach Berlin zurückgekehrt. Der Referendar hatte sie aus

der Familie, deren Bekanntschaft er bei dieser Gelegenheit machte, und die seinem guten Geschmacke nicht gerade behagte, herausgenommen und ihr in der Prigwallkerstraße eine Wohnung gemiethet und eingerichtet. Das Verhältniß mit Professor Gräf, wie immer es gewesen sein mochte, war zu jener Zeit bereits gelöst, und gerade über dies „Verhältniß“ wollte ja Hammermann Bestimmtes erfahren. Die Weiden, Intrau und Kühnle, konnten davon natürlich selbst nichts mehr wahrnehmen; sie mußten sich darauf beschränken, zu horchen und aufzufangen, was über die Vergangenheit in dieser Beziehung gesagt wurde. Das, worauf es ankam, konnten sie selbst nicht mehr beobachten; sie konnten von Gräf und Bertha nur noch vom Hörensagen sprechen; sie hatten keinen Vorfall mit eigenen Augen gesehen, keine Unterredung zwischen Gräf und Bertha mit eigenen Ohren gehört. Sie sind nicht im Stande gewesen, auch nur ein Moment anzugeben, das unmittelbar für eine Belastung der Weiden gesprochen hätte. Denn sie haben die Weiden nie zusammen gesehen. Sie aber waren nach dem Geschwätz von Gräfs strafbarem Liebesverhältniß zu Bertha überzeugt, während Diejenigen, die zur Zeit, da Professor Gräf mit Bertha im Hause der Mutter regelmäßig und sehr intim verkehrte, sammt und sonders trotz der verdächtigen und zu ungünstigen Deutungen durchaus geeigneten Aeußerlichkeiten dieses sonderbaren Umgangs allesammt von der Harmlosigkeit desselben durchdrungen sind.

Freilich kam auch zu jener Zeit (Winter 1884—1885) Professor Gräf noch manchmal in's Haus, auch Bertha machte von der Prigwallkerstraße aus ihrer Mutter ab und zu einen Besuch, aber die Weiden sind in dem Zeitraum, da Kühnle und die Intrau bei Frau Rother wohnten, niemals zusammengetroffen. Wären sie sich da begegnet, — das wäre für die Weiden ein Gaudium gewesen! Da würden sie Augen und Ohren aufgerissen und für jede optische und akustische Erscheinung eine liebevolle Erklärung gefunden haben!

Sie bezogen ja schon so wie so regelmäßig ihre Observationsposten, sobald Bertha oder Professor Gräf im Hause der alten Rother erschien, und Alles, was sie da wahrnahmen, oder wahrzunehmen glaubten, prägten sie sich mit schier wunderbarer Schärfe in ihr Gedächtniß ein. Sie waren im Stande, in der öffentlichen Verhandlung über jeden Schritt, den Professor Gräf im Nebenzimmer gethan hat, ganz genau Rechenschaft abzulegen. Und sobald sie etwas Verdächtiges gemerkt hatten, liefen sie in die Küche und waren beflissen, ihre Wahrnehmungen durch das Zeugniß der Köchin zu festigen; und brühhwarm gaben sie alsdann dem wartenden Hammermann genaue Kunde.

Es liegt mir durchaus fern, es irgendwie bezweifeln zu wollen, daß die Staatsanwaltschaft mit heiligstem Ernste an die Sache, die so viel böses Blut gemacht und eine so tiefgehende Erregung hervorgerufen hat, herange-

treten sei, aber ich muß sagen: ich verstehe nicht recht das Vorgehen der Staatsanwaltschaft in dieser Angelegenheit.

Was hat sie, nach ihrer reiflichen Ueberlegung, ihrer tiefen Ueberzeugung und dem Erkennen ihrer unabweißlichen Pflicht dazu veranlaßt? Die Denunciation Hammermanns, gestohlene Briefe, bei einer Haussuchung aufgefundenene Quittungen und Gedichte und die Aussagen der Zeugen Kühnle und Intrau!

Nun, die Denunciation Hammermanns, dessen Interesse, Gräf eine Grube zu graben, vor aller Welt klar lag, mußte doch von vornherein als eine nicht ganz lautere angesehen werden. Die gestohlenen Briefe, die zwischen Gräf und der Familie Kother und den Mitgliedern der Familie untereinander gewechselt sind, beweisen doch nichts weiter als einen ungewöhnlichen Verkehr zwischen Gräf und dieser Familie, den Gräf ja selbst zugegeben und vor keinem Menschen verborgen hat — nur einen ungewöhnlichen, nicht einen strafbaren. Sie beweisen im Verein mit den beschlagnahmten Quittungen nichts weiter, als daß Professor Gräf überraschend hohe Geldopfer gebracht, die er ebenfalls im vollen Umfange zugegeben hat. Die Gedichte beweisen gar nichts — wir werden auf alle diese Punkte noch zurückzukommen haben.

Und nun die Zeugen! dieser Kühnle, diese Intrau, die kein einigermaßen geübtes Auge täuschen können! Zeugen, die nichts gesehen, die immer nur gehört haben! Und wie wollen sie gehört haben? Durch die Holzwand einer verschlossenen Thür, durch Küchengeschwäz. Diese allein wissen Verfängliches auszusagen, sie, die niemals Bertha und Professor Gräf zusammen gesehen haben, die in das Haus gezogen sind, als Bertha es bereits verlassen hatte, während die früheren Mietherinnen der Frau Kother, die Gräf sehr häufig mit Bertha in der Intimität der Kother'schen Familie haben verkehren sehen, ohne Ausnahme entweder völlig entlastende oder durchaus unerhebliche Aussagen machen! Es sind wohl zehn Zeugen und Zeuginnen auf ihren Eid gefragt worden, ob sie einmal gesehen hätten, daß Professor Gräf Bertha in einer irgendwie verfänglich wirkenden Weise geliebkost habe, sie zärtlich umschlossen, — und allesamt ohne Ausnahme haben auf ihren Eid hin die Frage verneint, — in bestimmter Weise verneint, ohne Umgehen der Frage.

Ich muß sagen, dieser Widerspruch wäre mir doch sehr verdächtig vorgekommen, und ich hätte den Augenzeugen, die die Frage in unzweideutiger Weise verneint, mehr Glauben geschenkt, als den Zeugen, die dies und dies gehört haben wollen, was auf die Verfänglichkeit des Verhältnisses schließen lasse. Ich hätte mich doch besonnen, auf Grund derartiger Aussagen von Zeugen, die mir nicht classischer erscheinen als die anderen, die eidliche Aussage eines sechszigjährigen Mannes, an dem nie ein Makel haftet hat, die feierlichste Wahrheitsbetheuerung eines Mitgliedes der Akademie in Zweifel zu ziehen, gegen diesen mit einer Schonungslosigkeit vorzugehen,

als handle es sich um ein thatsfächlich schon erwiesenes Verbrechen, dessen Bestrafung gewissermaßen nur noch als eine Formfrage zu betrachten war, Hausfuchung bei ihm zu halten, die geheimsten Papiere mit Beschlag zu belegen und von Amts wegen zu eröffnen, ihn gefänglich einzuziehen, jedes Gejuch um Freilassung gegen Caution in beliebiger Höhe zurückzuweisen, ihn sieben Monate der Freiheit zu berauben, — alles das, weil ein Hammermann denunciirt, ein Kühnle Briefe gestohlen, eine Intrau durch die Holzwand der Thür Verdächtiges gehört hat.

IV.

Bündniß zwischen Hammermann, Kühnle und der Intrau.

Verhaftung des Herrn Professors Gräf und der drei Rother.

Vom November 1884 bis März 1885.

Nach dieser Charakterisirung der Familie Rother und der im Hause der Frau Rother zeitweilig sich aufhaltenden Persönlichkeiten nehmen wir die Erzählung der Thatfachen in ihrer zeitlichen Reihenfolge, soweit sich dieselbe erkennen läßt, wieder auf.

Wir haben gesehen, wie Hammermanns Bemühungen, durch die Professoren Kretschmer und Gräf die Befreiung seiner Frau aus dem Gefängnisse zu erwirken, gescheitert waren, und wie er nun die Sache von einer anderen Seite anzufassen sich entschlossen hatte. Dazu stellte sich ihm bald der Stellmacher Kühnle als der geeignete Mittelsmann dar. Man erinnert sich, daß dieser obdachlose Herr eines Tages aus Gnade und Barmherzigkeit von der alten Rother aufgenommen worden ist. Sie gewährte ihm Unterschlupf und Kost, und da sie keine Bezahlung dafür erhielt, benutzte sie ihn zu allerhand Gängen.

Frau Rother war nun wieder einmal, wie alljährlich, auf der Wohnungssuche; und so beauftragte sie denn diesen Kühnle, sich nach einer passenden Wohnung ein wenig umzuthun. Gleichzeitig hatte sie gehört, daß Frau Hammermann aus dem Gefängnisse entlassen sei. Daß die Mutter von Bertha Rother, deren Name bei jenem Proceffe eine so große Bedeutung gewonnen hatte, daß die alte Rother, in deren Hause der in dem Proceffe vielgenannte Zeuge Professor Gräf seit langen Jahren verkehrte, die dem Professor Gräf Tausende und Abertausende abgelockt hatte, ein persönlich starkes Interesse daran haben konnte, zu erfahren, ob an der Geschichte etwas Wahres sei, das hat gewiß nichts Auffälliges; und wenn sie es auch in Abrede stellt, es ist sehr wahrscheinlich, daß in diesem Punkte Kühnle Recht hat, daß sie ihn beauftragt hat, bei seinem Suchen nach Wohnungen gelegentlich auch einmal in die Nähe der Franseckstraße zu gehen und herumzuhorchen, ob an der Sache etwas sei. Da sie nun aus Allem Capital schlug, ist es ebenfalls durchaus erklärlich, daß sie Professor Gräf die Sache, die ja auch für ihn ein Interesse hatte, mitgetheilt und ihm

gesagt hat, sie habe verschiedene Ausgaben gehabt, um zu erfahren, wie die Geschichte liege, und daß sie für diesen Liebedienst zwanzig oder dreißig Mark dem Professor abgezwaht hat. Wer Gräfs Großartigkeit im Geldausgeben kennt, wird daran nichts Verwunderliches finden. Daß Gräf sich für die Sache, in der er als Zeuge vernommen worden war, interessirte, daß er, der von Hammermann so und so viele offene und versteckte Drohungen erhalten hatte, auf Hammermann bezügliche Mittheilungen einigermaßen beachtete, das ist ebenfalls so einfach, so vollkommen erklärlich, daß es einer Rechtfertigung gar nicht bedarf.

Also Kühnle bekam von Mutter Rother seine Mark, machte sich auf den Weg und strolchte in der Gegend der Franseckstraße herum. Er erfuhr zwar nichts Besonderes, aber bei der Gelegenheit wird sich wohl die Bekanntschaft zwischen Kühnle und Hammermann angebahnt haben. Der schlaue Hammermann sah sofort, wen er vor sich hatte, und cultivirte die neue Bekanntschaft augenscheinlich. Kühnle, der zunächst ausgesandt war, im Interesse der Frau Rother zu hören, wie es bei Hammermanns stand, vertauschte nun die Rollen und wurde regelmäßiger Berichterstatte über die Vorgänge im Rother'schen Hause bei Hammermanns. Er wird wohl seinen Grund dazu gehabt haben, und die gelegentlichen Aeußerungen über das Zusammentreffen der Beiden in Kellerlocalen und Destillationen, das den Rückschluß auf den Genuß gemeinsamer Schnäpse gestattet, dürften schon als eine genügende Aufklärung gelten können.

Die Beiden kneipten nun zusammen, und Kühnle schüttete bei diesen Symposien im grauen Lichte der unterirdischen Schenken sein Herz aus. Wir haben Grund anzunehmen, daß er keine der Einzelheiten, die er vor Gericht ausgesagt, vor Hammermann verborgen hat. Er erzählte ihm zunächst, daß Gräf natürlich mit Bertha ein „Verhältniß“ gehabt habe; das habe ihm Frau Rother selber gesagt! Gesehen hatte er es freilich nicht. Professor Gräf hatte ja für die Familie furchtbar viel Geld ausgegeben; er kam noch ab und zu in's Haus und ließ sich noch immer Geld ablocken. Dann erzählte er ihm, daß er auch einmal zu Bertha geschickt worden sei und von der für die Mutter zehn Mark geholt hätte; und als er wiedergekommen sei, habe sich Frau Rother nach dem Befinden ihrer Tochter mit den liebevollen Worten erkundigt: „Was macht denn das Raubthier?“ Dann aber berichtete er ihm noch als Wichtigstes: bei Rother wohne jetzt ein Mädchen im Hause, die unverehelichte Intrau; die wisse ganz genau Bescheid, die höre Alles, mit der müsse sich Hammermann in Verbindung setzen. Neulich sei Mordscandal gewesen, da hätten sich die Töchter, Bertha und Anna, mit der Mutter geprügelt, und da seien die wichtigsten Schimpfworte gefallen. Die Anna habe der Bertha vorgeworfen, daß sie mit Professor Gräf ein unerlaubtes Verhältniß unterhalte, und Bertha habe geantwortet, sie hätte einen Meineid geschworen. Die Intrau wisse Alles, und die Köchin auch, die Minna Adler!

Solches vernahm Hammermann gern von Herrn Kühnle und „mit durstigem Ohr verschlang er seine Rede“. Er ließ gewiß noch ein Glas Schnaps kommen und sagte dann vielleicht zu Kühnle: „Können Sie mir denn die Köchin und die Intrau nicht einmal herbringen?“ Und der gute Kühnle that sein Möglichstes.

Und eines Tages kam denn auch richtig Kühnle in die Küche und sagte zur Minna Adler: sie möchte doch mit ihm kommen, ein Herr warte auf sie, der habe ihr etwas zu sagen. Und so zogen denn die Weiden, Kühnle und Minna Adler, in ein Kellerlocal der benachbarten Barutherstraße. Da war Freund Hammermann, der den stundenweiten Weg von der Franseckstraße nicht gescheut hatte und nun der Köchin galant eine Flasche Bier anbot. Als bald fingen die Weiden an, Minna Adler auszufragen über das, was sie von jenem Streite im Hause Rother gehört habe. Aber merkwürdigerweise widerstand Minna den Versuchungen; sie ließ sich auf nichts ein.

Erfolgreicher waren Hammermanns Bemühungen bei der gebildeteren Intrau. Auch sie hatte durch Kühnle Hammermanns Adresse erfahren, und unzweifelhaft hat der brave Kühnle der Intrau zugeredet, doch einmal mit Hammermann zu sprechen. Die Intrau machte sich ebenfalls auf den Weg und ging zu Hammermann. Von der Fürbringer- nach der Franseckstraße! Ein Weg von anderthalb Stunden. Auf die verhängliche Frage des Vorsitzenden: wie sie denn dazu gekommen sei, zu den Leuten zu gehen, hatte sie die recht beruhigende Antwort: „Aus Neugier.“ Sie dachte gar nicht daran, der Familie Rother und Professor Gräf schaden zu wollen. Wie sollte man dieser Person auch eine solche Bosheit zutrauen! Sie war eben etwas neugierig, und die Neugier trieb sie vom fernsten Südwesten nach dem höchsten Norden der Stadt, zu Hammermann, und die ihr angeborene Mittheilbarkeit zu einem ausführlichen Berichte über das, was sie vernommen hatte oder vernommen haben wollte.

Wie war nun der Auftritt in der Familie Rother gewesen? Bertha und Anna waren zufällig bei der Mutter zusammen getroffen. Zwischen den beiden Schwestern hatte sich ein Streit entsponnen, an dem auch die Mutter theilnahm und zu Gunsten der jüngeren, Anna, Partei ergriff. Darauf schleuderte Bertha, nach dem Berichte der Intrau, ihrer Mutter ein abscheuliches Schimpfswort in's Gesicht und stieß die Drohung aus, daß sie die Mutter wegen Skuppelei an den Galgen bringen wolle. Nun griff Anna in die Debatte ein und rief wüthend über Bertha „Professorendirne!“ — sie gebrauchte einen noch stärkeren Ausdruck, der aber auch nicht mehr sagt als das. Bertha hätte nun, nach dem Berichte der Intrau, erwidert: „Nennt mich eine Professorendirne und hat einen Meineid geschworen!“ Nun stürzten Mutter und Anna Rother über Bertha her, rissen ihr den Hut ab und warfen sie zur Thür hinaus. Vor Wuth

weinend begab sich Bertha in die Küche, wo Clara Adler am Herde stand. Das ist der Austritt nach der Schilderung der Intrau.

Bertha bestreitet zunächst das Schimpfwort, das sie gegen ihre Mutter gebraucht haben soll, sowie die Drohung; im Uebrigen giebt sie die that-sächlichen Vorgänge zu; sie giebt auch zu, daß Anna jenes Wort, welches ihr Verhältniß zu Professor Gräf als ein unstatthafes in drastischer Weise bezeichnete, gebraucht habe. Aber nun kommt eine starke Abweichung: sie behauptet, nicht die von der Intrau wiedergegebene Antwort erteilt zu haben, sondern sie habe gesagt: „Wenn ich eine Professorendirne wäre, dann hättest Du ja einen Meineid geleistet.“

Das wäre nun allerdings etwas ganz Anderes. Und ich muß gestehen, bei der überraschenden Logik, die Bertha Rother in allen ihren Aussagen gezeigt hat, erscheint mir ihre Angabe viel wahrscheinlicher, als die der Intrau. „Nennt mich eine solche Person und hat einen Meineid geschworen“ wäre doch ein höchst thörichtes Zugeständniß einer von ihr beständig mit aller Entschiedenheit und Jedermann gegenüber in Abrede gestellten Thatsache; und die logische Verknüpfung des von Anna gebrauchten Schimpfwortes mit dem Meineide wäre in diesem Falle eine viel gewaltjamere. Dagegen ist es ganz und gar logisch, ist es die richtige unabweisliche Folgerung und ganz im Sinne der Bertha Rother, wenn sie sagt: „Wenn ich eine solche Person wäre, dann hättest Du ja einen Meineid geleistet.“ Und nun möchte ich den Zeugen sehen, der einen Streit im Nebenzimmer hört und mit voller Bestimmtheit auf seinen Eid die Frage entscheiden kann, ob ein Satz mit dem Worte „nennt“ oder dem fast gleichlautenden „wenn“ begonnen habe!

Wie dem auch sei, jedenfalls erhielt Hammermann von diesem Vorgange durch die Intrau sofort ausführlichen Bericht, und zwischen der Intrau und Hammermann bildete sich ein Verhältniß heraus, das keinen anderen Kitt hatte als den gemeinschaftlichen Wunsch: Professor Gräf und die Familie Rother vor die Gerichte zu bringen.

Der Verkehr muß ein sehr intimer gewesen sein. Es ist eine Postkarte gefunden worden, welche die Intrau an Hammermanns gerichtet hat. Darin schreibt sie, sie habe ihm etwas „Gutes“ mitzutheilen. Das „Gute“, das diese liebenswürdige Dame mitzutheilen hat, ist eine Wahrnehmung über angeblich von Professor Gräf vorgenommene Handlungen, die, wenn sie wahr wären und als solche von den Gerichten anerkannt würden, den Mann Jahre lang in's Zuchthaus bringen würden. Das ist das „Gute“! In derselben Postkarte fordert diese Intrau Hammermann auf, nun schnell und energisch vorzugehen: Es ist Gefahr im Verzuge! Man munkelt davon, daß die Vögel ausfliegen wollen. Bertha will nach Amerika gehen. Also schnell an's Werk! Sonst wird den braven Hammermanns und der guten Intrau die Freude, Gräf und Bertha Rother zu Grunde zu richten, ver-

borben. „Herzliche Grüße an die Familie“ bilden den Schluß dieser anmuthigen Mittheilung!

Das ist die Intrau! Eine bessere Genossin konnte sich Hammermann gar nicht wünschen.

Kühnle feierte indessen nicht, und Hammermann sagte ihm, welche Wichtigkeit es für ihn haben würde, wenn man Briefe und sonstige Schriftstücke von Gräf oder von der Familie erlangen könne. Wenn man die dem Staatsanwalt einreiche, dann sei ja die Sache gemacht.

Und nun wurde der Spion zum Diebe.

Kühnle nahm hinter dem Rücken der Rother, die sicherlich mit ihren Papieren ebenso leichtsinnig umging wie mit ihrem Gelde, alle Briefe, die er erwischen konnte: Briefe von Professor Gräf an Frau Rother, an die jüngste Tochter Lieschen, und was ihm sonst gerade in die Hände fiel, und Alles, was er gestohlen hatte, gab er an Hammermann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Biedermann dafür kein Geld genommen hat; er hat es gethan im Dienste der Wahrheit, deren Triumph ihm vor allem am Herzen lag.

Aber die beiden Agenten Hammermanns, die Intrau und Kühnle, gingen über ihre Mission, Beweismaterial für das gewesene Verhältniß zwischen Professor Gräf und Bertha zu sammeln, noch hinaus, sie brachten auch Material über Gräfs Verhältniß zu der jüngsten Tochter der Rother, zu Lieschen. Sie sagten sich wahrscheinlich: wenn Gräf mit Lieschen in unerlaubtem Verkehr steht, dann ist ihm auch zuzutrauen, daß er mit Bertha in unerlaubtem Verkehre gestanden hat, — und man erinnert sich, daß Hammermann geltend gemacht hatte, daß, wenn Professor Gräf mit Bertha in unerlaubtem Verkehre gestanden habe, er sich auch Unerlaubtes gegen seine Tochter, gegen Helene, herausgenommen haben könne. Und nun hatte die Intrau etwas gehört, was für den strafbaren Verkehr zwischen Professor Gräf und Lieschen zu sprechen schien, und die Intrau hatte es der Köchin gesagt, und die Köchin Kühnle, und Kühnle dem Hammermann, — man wird halb verrückt bei diesem Rattenkönig von Klatsch, Spionirerei und Herumtragererei.

Da der Fall Lieschen nicht der Gegenstand einer Anklage gegen Professor Gräf gewesen ist, da er in Betreff des Professors Gräf nur herangezogen worden ist als „adminiculirendes Beiwerk“, d. h. als ein Vorgang, der unter der Voraussetzung seiner erwiesenen Wichtigkeit geeignet wäre, die Anklage wegen eines anderen Verbrechens zu unterstützen, und außerdem wegen der Anklage der schweren Kuppelerei gegen die alte Rother, so können wir darüber schneller hinweggehen.

Anna Rother war schon seit Jahren aus dem Hause der Mutter verschwunden, Bertha Rother hatte ihre eigene Wohnung in der Prizwallerstraße bezogen, es war also nur noch die jüngste Tochter Lieschen, die das vierzehnte Lebensjahr noch nicht überschritten hatte, im Hause anwesend.

So lange Bertha im Hause war, hatte Professor Gräf Unsummen für die Familie ausgegeben, über dreißigtausend Mark in der Zeit vom 13. September 1880 bis zum Juli 1883 — das macht monatlich nahezu tausend Mark. Nachdem nun Bertha das Modellstechen aufgegeben, sich mit dem Referendar in ein intimes Verhältniß eingelassen und ihre eigene Wohnung bezogen hatte, hörten diese erheblichen Einkünfte auf; nicht ganz, denn der gutmüthige Professor Gräf ließ sich von den beständigen Bitten der alten Kother immer wieder erweichen, hie und da verhältnißmäßig Kleinigkeiten, aber immerhin noch ganz stattliche Summen, der unersättlichen Geldgier dieser Person mit unglaublich entwickelten Saugorganen hinzugeben. Sie lag ihm beständig in den Ohren, sie bestürmte ihn unausgesetzt mit Bettelbriefen: das Geschäft ginge nun schon so schön, und nun sei der Executor vor der Thür, es sei keine Miethe da, und sie wolle es ihm ja ganz gewiß wiedergeben u. s. w. u. s. w. Und der gewohnheitsmäßige Geldgeber der Familie Kother ließ sich immer wieder breitschlagen! Er wehrte sich freilich, aber etwas fiel für die alte Kother doch immer ab: wenn sie tausend Mark forderte, bekam sie doch wenigstens hundert. Und so brachte sie es fertig, daß sie vom Juli 1883 bis August 1884 in zehn verschiedenen Posten doch noch etwa zweitausend Mark abzapfte, das macht also knapp 150 Mark im Monat. Vom August 1884 bis zur Verhaftung des Professors Gräf, März 1885, hören die Geldsendungen völlig auf. Die alte Kother, die also, so lange Bertha im Hause war, nahezu tausend Mark monatlich Gräf entrungen hatte, empfand die bedeutende Herabsetzung dieses ehrenhaften Nebeneinkommens von tausend auf hundertfünfzig Mark sehr bitter, und sie mußte sich sagen, daß es ihr nicht leicht werden würde, in Berlin noch einen zweiten Professor Gräf aufzutreiben, — einen Mann von dieser geradezu erstaunlichen Opferfähigkeit, Gutmüthigkeit und diesem künstlerischen Leichtsinne. Am besten würde es natürlich sein, wenn sie sich diesen Mann erhalten könne. Und so suchte sie ihn denn nun durch ihr jüngstes Kind, durch Lieschen, zu ködern. Sie sagte ihm, daß Lieschen nun herangewachsen sei, daß sie sich gewiß sehr zum Modell eignen würde. Gräf, der das hübsche Mädchen hatte heranwachsen sehen, ging zunächst auf das wiederholte und dringliche Anerbieten der alten Kother, Lieschen in Augenschein zu nehmen, ein.

Lieschens Zimmer lag vorn links, daneben lag das Zimmer der Intrau, zwischen beiden war eine Verbindungsthür, die durch Schränke verstellt war; das aber verhinderte nicht, daß man im Zimmer der Intrau jedes Wort, das im Nebenzimmer gesprochen wurde, hören konnte.

Nun kann man sich die Intrau denken, als sie hört, daß Professor Gräf zu Lieschen in das Zimmer geht, um diese auf ihre Modellfähigkeit hin zu prüfen! Wie sie da wohl die Ohren gespißt und welche freundlichen Commentare sie jedem Geräusche, das sie vernommen, beigelegt hat! Auf diese widerwärtigen Einzelheiten brauchen wir gottlob nicht einzugehen. Es

genügt uns, zu constatiren, daß die Intrau nach ihrem an der Wand Erhörchten davon überzeugt war, daß es zwischen Gräf und Lieschen zu unbeschreiblichen Dingen gekommen sei.

Wie die Intrau, so will auch die Köchin Clara Adler, die Schwester jener Minna, die von Kühnle nach dem Keller in der Varutherstraße verschleppt worden war, sich aber dort über die Vorgänge bei Rothers nicht hatte auslassen wollen, in Lieschens Zimmer, während Professor Gräf mit dem Kinde zusammen war, verdächtiges Geräusch gehört haben. Die Intrau hat diese Geräusche bei verschiedenen Besuchen des Professors Gräf gehört, immer genau dieselben und in derselben Folge, Clara Adler nur einmal, am Abend des 17. März. Im Zeugenzimmer hat die Intrau Clara Adler noch einmal das Datum des 17. März besonders anempfohlen. So hat die Schwester der Clara, die Minna, vor Gericht ausgesagt. Endlich will auch Kühnle Wahrnehmungen gemacht haben, welche die Vermuthungen der Intrau über die Vorgänge in Lieschens Zimmer bestätigen. Wie unbefangener dieser Lauscher war, mag aus der Thatsache erhellen, daß er vorher ein Loch in die Thür gebohrt hatte, um zu sehen, was zwischen den Weiden da wohl vorgehen möchte. Aber der Schrank, der davor stand, stellte seinem Forschungstrieb Hindernisse entgegen.

Auch das wurde Hammermann mitgetheilt, denn der Verkehr zwischen Hammermann einerseits und der Intrau und Kühnle andererseits blieb ein ununterbrochener. Die Intrau hat vor Gericht ausgesagt, daß sie auf Kühnles Veranlassung zu Hammermanns gegangen ist; sie hat uns gesagt, daß sie bei ihrem ersten Besuche nicht den Mann, sondern Frau Hammermann getroffen habe, die im December 1884 ihrer Haft entlassen wurde. Sie hat uns erzählt, daß sie im Januar 1885 sich der Frau Hammermann mit den Worten vorgestellt habe: sie sei das Fräulein, das Alles mit angehört und von dem Kühnle gesprochen habe. Sie hat ferner zugegeben, daß sie unmittelbar vor der Verhaftung des Professors Gräf wiederum einige Male bei Hammermann gewesen sei. Es ist also constatirt, daß ihre Beziehungen im Januar 1885 begonnen und im März noch bestanden haben. Daß diese Beziehungen freundschaftlicher Art gewesen sind, bezeugt die Postkarte.

Auf die Frage des Vorsitzenden, weshalb sie denn zum ersten Male zu Hammermanns gegangen sei, hat sie, wie wir wissen, die befriedigende Antwort gegeben: aus Neugier, und da sie eine gleiche Neugier wahrscheinlich auch bei der Hammermann voraussetzte, hat sie ihr Alles erzählt, was sie mußte oder zu wissen glaubte. Vom Präsidenten weiter befragt, weshalb sie denn noch einige Male zu Hammermanns gegangen sei, — man denke an die Entfernung! — antwortete sie: „Ich bin so 'mal draußen gewesen.“ „Weshalb denn?“ Schweigen. „Wohl aus Neugier?“ Antwort: „Ja.“ Frage: „Was hat Sie denn dabei geleitet? aus welchem Beweggrunde sind Sie denn zu Hammermanns gegangen?“ Antwort: „Das

weiß ich nicht.“ „Aus Haß?“ „Nein.“ „Aus Rachsucht?“ „Nein.“ „Sie haben Hammermanns die Sache erzählen wollen?“ „Ja, Hammermann hat mir gesagt, wenn man die Wahrheit wisse, müsse man die reine Wahrheit sagen.“ Also wiederum ein idealer Grund!

Die Intrau hat entschieden bestritten, daß sie in Feindschaft mit der Familie Rother gelebt habe; sie hat andererseits zugegeben, daß sie sich mit Lieschen gerauft habe, sie hat sogar erzählt, daß Lieschen mit einem Messer auf sie zugegangen sei! Das scheint doch eine ziemlich lebhafteste Auseinandersetzung gewesen zu sein und läßt nicht gerade auf eine große Freundlichkeit zwischen Lieschen und der Intrau schließen. Da nun aber ihre Aussagen sich vor allen Dingen auf Lieschen beziehen, so hätte sie vielleicht, wenn sie ganz vorsichtig gewesen wäre, auf die Frage des Vorsitzenden antworten sollen: „Mit Lieschen habe ich allerdings schlecht gestanden, aber wenn ich jetzt etwas Nachtheiliges über Lieschen aus sage, so werde ich mich von allem Haße in meinen Aussagen freihalten.“ Ihre einfache Versicherung: daß sie nicht in Feindschaft mit den Rother's gelebt habe, erscheint nach der Messerscene doch etwas ansehtbar.

Wie dem auch sei, wir können nur feststellen, daß die Intrau für ihre Mittheilungen an Hammermann keinen anderen Grund angegeben hat, als den idealen: daß man unter allen Umständen die Wahrheit sagen muß. Der ideale Hammermann bestimmt die ideale Intrau zu ihrer Aussage. Aber es ist noch ein dritter Idealist da: Kühnle! „Weshalb haben Sie sich denn in die Sache gemischt?“ fragt der Präsident. „Aus Aerger darüber,“ antwortete Kühnle, „daß infolge eines Meineides eine unschuldige Frau bestraft ist.“ Und als Gräfs Bertheidiger, Rechtsanwalt Kleinholz, die Frage aufwirft: ob Kühnle nicht vielleicht von Hammermann Geld oder Versprechungen erhalten habe? antwortet Kühnle mit sittlicher Entrüstung: „Ich habe es aus innerem Drange gethan.“ Man denke sich den inneren Drang des Herrn Kühnle!

Und nun erschien das belastende Material stark genug, um mit Aussicht auf Erfolg eine Denunciation gegen Gräf und die Familie Rother loszulassen.

Auf Grund der von Hammermann der Staatsanwaltschaft übergebenen Briefe, die Kühnle bei Rother's gestohlen hatte, auf Grund gewisser Herrn Professor Gräfs belastenden Beobachtungen von Thatfachen, welche die Intrau und Kühnle gemacht haben und gern bezeugen wollten, wurde dieser Denunciation von Seiten der Staatsanwaltschaft eine ernsthafte Bedeutung beigelegt. Es wurde Haussuchung bei Herrn Professor Gräfs angeordnet. Da fand man die zahlreichen Schuldscheine der Frau Rother auf einen Gesamtbetrag von 32 995 Mark; da fand man außer verschiedenen Briefen in einem verschlossenen Pakete, das von Gerichts wegen geöffnet wurde, eine testamentarische Ansprache Gräfs an seine Söhne, in welcher ein Passus von der Anklagebehörde als ein belastender aufgefaßt wurde; da fand man endlich

eine Reihe von Gedichten, die ein starke sinnliche Schwärmerei für Bertha Rother bekunden; und Alles das zusammen — es war quantitativ viel, qualitativ meines Erachtens recht wenig, zu wenig — veranlaßte die Staatsanwaltschaft, Professor Gräf am 24. März 1885, am 25. die Mutter Rother, Auguste, und am 26. die beiden Schwestern Bertha und Anna zu verhaften.

Wir machen hier noch einmal auf die Data aufmerksam.

Im December 1883 meldet sich Helene Hammermann bei Professor Gräf.

Am 6. Juni 1884 werden Frau Hammermann und Krifchen wegen Erpressungsversuch verurtheilt. Professor Gräf beschwört, daß er mit Bertha Rother kein „Verhältniß“ gehabt habe; Frau Hammermann wird fogleich in Haft gehalten.

Anfang Juli wird Frau Hammermann wegen Erkrankung ihres Kindes aus der Haft beurlaubt und nach etwa vier Wochen wieder gefänglich eingezogen.

Im October 1884 wird Kühnle von Auguste Rother in deren Hausgemeinschaft aufgenommen und wohnt bis zu deren Verhaftung, 24. März, bei ihr.

Vom November 1884 bis 24. März 1885 wohnt die Intrau ebenfalls bei der alten Rother; die Beobachtungen der Intrau fallen also in diese Zeit.

Im December 1884 wird Frau Hammermann wiederum entlassen.

Ausgang des Jahres 1884 finden die ersten Zusammenkünfte zwischen Kühnle und Hammermann statt.

Im Januar 1885 geht die Intrau zu Hammermanns und führt sich mit den Worten ein: „Ich bin das Fräulein, von dem Ihnen Kühnle erzählt hat etc.“

Am 17. März soll in Lieschens Zimmer der Austritt stattgefunden haben, dem die im Nebenzimmer befindliche Intrau die denkbar häßlichste Deutung gegeben hat; am 17. März will auch die Köchin Clara Adler vom Flur aus dieselben bedenklichen Laute gehört haben, das Datum des 17. März wird ihr von der Intrau noch einmal eingeschärft.

Am 18. März schreibt die Intrau die bekannte Postkarte an Hammermann, in welcher sie letzteren auffordert, ungesäumt loszugehen, da die Rother's Deutschland verlassen wollen; dieser Aufforderung scheint Hammermann denn auch unverzüglich Folge geleistet zu haben, denn genau sechs Tage später, am 24. März, erfolgt die Verhaftung des Professors Gräf und an beiden folgenden Tagen die der anderen Mitangeklagten.

Endlich ist noch ein Besuch der Intrau bei Hammermanns im März 1885 actenmäßig festgestellt; sie hat sich bei Hammermann erkundigt, ob und welchen Erfolg die Denunciation gehabt hat.

Seit 24. März haben die Angeklagten bis zum Tage ihrer Freisprechung, 7. October, in Untersuchungshaft gesessen, also nahezu sieben Monate.

Einflußreiche Freunde haben sich mit allem Eifer für Professor Gräß Entlassung aus der Untersuchungshaft verwendet. Es sind Summen bis zu jeder beliebigen Höhe als Caution angeboten worden. Die Staatsanwaltschaft hat jedoch die gegen Professor Gräß vorliegenden Verdachtsgründe als derartig schwere und dessen Verurtheilung als eine so nahezu unzweifelhafte betrachtet, daß sie diesem Ansinnen der Freunde Gräß keine Folge geben zu dürfen geglaubt hat.

Wenden wir uns nun zu dem Helden dieses Trauerspiels, zu Professor Gräß selbst.

V.

Gustav Gräß
und sein Modell.

Gustav Gräß ist am 14. December 1821 zu Königsberg geboren. Er hat dort das Gymnasium besucht, und die Freundschaft mit seinem ausgezeichneten Verteidiger, Justizrath Simson, stammt aus dieser Zeit seiner Kindheit und ersten Jugend. Mit diesem gemeinsam hat er das Gymnasium absolvirt und die Universität bezogen. Dann haben sich ihre Wege getrennt. Gräß hat seine künstlerischen Studien auf der Düsseldorfer Akademie gemacht. Seit 1852 lebt er in Berlin. Durch zahlreiche größere historische Bilder, die er für monumentale Gebäude ausgeführt hat („Wittkind und Karl der Große“ im Kuppelsaale des Neuen Museums, „Herkules und Theseus“ im Portikus des alten Museums), besonders aber durch seine feinen Bildnisse, vor Allem durch seine weiblichen Portraits, hat sich Gräß eine sehr angesehene Stellung in der Berliner Künstlerschaft erworben. Er ist königlicher Professor geworden.

Bis zum Jahre 1879 hatte er eine lange Reihe ehrenhafter und schöner künstlerischer Erfolge davon getragen, aber er hatte noch keinen eigentlichen Treffer gehabt; keines seiner zahlreichen Bilder, deren tüchtige und liebenswürdige Eigenschaften von den Kunstgenossen, von der Kritik und vom Publikum gleichermaßen anerkannt wurden, hatte im wahren Sinne des Wortes Aufsehen gemacht. Und Gräß selbst fühlte, daß er noch etwas Anderes, Besseres schaffen könne. Er sprach sich seinen Freunden gegenüber oft darüber aus, daß er den sehnlichen Wunsch habe, wieder einmal Anderes zu malen als Portraits: ein schönes ideales Weib. Die allgemeine Anerkennung, die er gefunden hatte, genügte seinem künstlerischen Ehrgeize noch nicht. Er schwärmte seinen Freunden beständig etwas von jener Idealgestalt, die er malen wolle, und die er auch dereinst malen werde.

Da erhielt er gelegentlich eines Aufenthaltes in Paris, im November 1878, den Auftrag, die Geliebte eines reichen jungen Mannes für diesen in allen ihren unverhüllten Reizen darzustellen. Mit wahrer Begeisterung machte sich Gräß an diese Aufgabe. Er begann das Bild in Paris und

vollendete es in Berlin. Der jugendliche schöne mädchenhafte Körper, der sich in lieblichem Uebermuth auf dem Lager streckt, das anmuthig frohe, kindliche Antlitz — Alles das war nach dem Leben gemalt. Zur Vollendung des Bildes benutzte Gräf in Berlin noch ab und zu ein Modell, das sich früher bei ihm gemeldet hatte, das er für Einzelheiten auch zu diesem Bildnisse gebrauchen konnte. Es war Bertha Rother, ein junges Mädchen von schlankem, edlen Wuchse mit einem hübschen, aber nicht schönen Gesicht; die Nase ist sogar beinahe häßlich zu nennen, unedel in den Linien. Aber diese Bertha hat auch große Schönheiten: üppiges, sanftgewelltes, kastanienbraunes Haar mit goldigem Schimmer, nicht große, aber von den langen Wimpern herrlich umrahmte ausdrucksfähige Augen, ein reizend feines Kinn mit einem freundlichen Grübchen und ein geradezu entzückendes Organ — es ist mit einem Worte ein von der Natur reich ausgestattetes Wesen, ganz dazu angethan, die Phantasie eines Schönheitsdurstigen Künstlers anzuregen.

Das Bild, „Félicie“ genannt, erschien auf der Ausstellung 1879 und machte geradezu Sensation. Ich erinnere mich, daß ich bei der Besprechung der damals ausgestellten Kunstwerke meine Kritik über „Félicie“ mit den Worten einleitete: „Was ist denn auf einmal über Gräf gekommen?“ Es schien in der That in der künstlerischen Wirksamkeit dieses Mannes eine vollkommene Wandlung eingetreten zu sein. Wenn es auch an gewissen Moral-Pharisäern nicht fehlte, die das Bild jenes nackten Mädchens, das sich seiner Nacktheit durchaus nicht schämt, sondern sich seiner Schönheit sogar wohlgemuth erfreut, anstößig oder zum Mindesten bedenklich fanden, so stand doch die erdrückende Mehrheit der Kunstfreunde und Kunstgenossen ganz entschieden auf Gräfs Seite. Sie erblickten in diesem Bilde ein Werk der keuschen Kunst, ein lebensvolles, edles, heiteres Werk, bei dessen Ausführung die in dem Künstler schlummernden Eigenschaften erst erwacht zu sein schienen. Berufene Stimmen sprachen es aus, daß unter unsern Künstlern kaum noch ein zweiter so lebendes Fleisch, eine Haut, unter der man das erwärmende Blut spürt, mit soviel Empfindung und Gefühl für Form und Bewegung malen könne. Der Erfolg war ein durchschlagender. Unter den nennenswertheften Bildern der Ausstellung wurde Gräfs „Félicie“ immer mit in erster Reihe erwähnt; und in Folge dieses Bildes wurde Gräf zum Mitgliede der Akademie erwählt.

So hatte er also mit seinem Sehnen und Verlangen, der weiblichen Idealgestalt Form und Farbe zu geben, Recht gehabt? So hatte er jetzt in seinen vorgerückten Lebensjahren — er stand an der Schwelle der Sechzig — endlich den Weg gefunden, der ihn zu der erträumten Höhe hinaufführen sollte? Gräf war davon in tiefster Seele überzeugt, und der Erfolg der „Félicie“ bestärkte ihn in dieser Ueberzeugung.

Aber „Félicie“ war noch immer nicht das Rechte gewesen. Es war ein auf Bestellung gemaltes Bild nach dem Leben, das das volle Entfalten

der freien künstlerischen Phantasie nicht verstattete. Ein solches aber schwebte Gräf immer vor den Augen, immer dieselbe Idealgestalt, welche er ganz nach den Eingebungen seines künstlerischen Genius gestalten, und die er in diejenigen Bedingungen des Raumes, des Lichtes, der Stellung, des Vorgangs rücken konnte, die dem vor seiner Seele dämmernden Ideale am nächsten kamen. Und er hatte sich schon etwas ausgedacht: ein Märchen! Im Freien, am Wasser, in der Sommersonne ein Mädchen, das in einen Fisch verwandelt gewesen ist, ist dem Wasser entfliegen und hat die Fischhaut abgestreift, die ein verzauberter Kabe, den das Mädchen nicht sieht, mit dem Schnabel faßt. Das Mädchen begrüßt mit dankbarem Lächeln zum ersten Male das goldige Sonnenlicht, das sich lieblosend um ihre schönen Formen schmiegt. Und das lebende Wesen, das eben dem Kinde entwachsene Mädchen, das dem Künstler diese erste poetische Anregung gegeben hatte, war wiederum Bertha Kother.

Gräf war in tiefster Seele beglückt, daß er dieses Modell, das alle seine künstlerischen Wünsche erfüllte, gefunden hatte, und er sprach in wahrer Begeisterung zu seinen Freunden von seinem Funde. Er war sicher, daß er mit Hilfe dieses Modells ein Werk schaffen werde, das dereinst als das bezeichnendste in seiner gesammten künstlerischen Thätigkeit betrachtet werden durfte, das Werk seines Lebens. Er war von vornherein dazu entschlossen, Alles zu thun, was er irgend thun könne, um dieses Modell dauernd an sich zu fesseln. Kein Opfer erschien ihm da groß genug. Sie war ihm für dieses Werk seines Lebens eine Bundesgenossin, deren er nicht enttrathen konnte; ihre Formen und Farben flößten ihm bei der Arbeit jene hohe künstlerische Weihe und Begeisterung ein, deren er bedurfte.

Demjenigen, der der Kunst fernsteht, mag es seltsam erscheinen, daß sich der Künstler unter Umständen in ein solches Abhängigkeitsverhältniß von seinem Modell begiebt. Es kommt ja auch in der That selten vor, daß ein Künstler um seiner Kunst willen für ein Modell Opfer bringt, wie sie Gräf drei Jahre lang für Bertha Kother und deren Familie gebracht hat. Ein allein dastehendes Beispiel ist es indessen nicht. Es ist bekannt, daß manche Künstler, nachdem sie eingesehen, daß ihr künstlerisches Wirken damit steht und fällt, daß sie sich ein bestimmtes Modell erhalten oder es verlieren — ein Modell, das allen ihren Ansprüchen voll entspricht, das ihnen eine stete Anregung, eine ununterbrochene Freude am Schaffen gewährt, dieses Modell sogar durch die unlösbaren Bande der Ehe an sich gefesselt haben.

Fern sei es von mir, für die Künstler und Dichter in Bezug auf Sittlichkeit gewisse Vorzugsrechte zu beanspruchen. Wenn aber auch der Künstler den allgemeinen Gesetzen der allgemein gültigen Moral so gut unterthan ist wie jeder Andere, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß dem Künstler gewisse Anschauungen als natürliche und selbstverständliche zu eigen sind, die den Nichtkünstler befremden würden, die der Nichtkünstler zum Theil gar

nicht begreift. Zu diesen gehört auch das Verhältniß zwischen Künstler und Modell. Der begeisterte Jubel des Künstlers darüber, daß er ein geeignetes Modell gefunden hat, der thatsächliche Einfluß dieses Modells auf seine Arbeit, die Angst, daß es ihm verloren geht, die Opfer aller Art, die er freudigen Herzens bringt, nur um es sich zu erhalten, die Raubetät, mit der er hinwegsieht über die moralischen Qualitäten des Mädchens, deren Körperlichkeit allein ihm eine unaufhörlich fließende Quelle ästhetischen Wohlbehagens ist — alles das sind Dinge, die dem Laien mehr oder minder räthselhaft erscheinen, die nur aus der künstlerischen Auffassung heraus zu begreifen und nachzuempfinden sind.

In den abgeschlossenen Verhandlungen ist dieser Gegensatz zwischen Künstler und Nichtkünstler, zwischen dem Angeklagten auf der einen Seite, dem Vorsitzenden des Gerichtshofes und dem Vertreter der Anklage auf der anderen thatsächlich und häufig in drastischer Weise an's Licht getreten. Es war dem Juristen, wenn er die auffälligsten, verhänglichsten Dinge zur Sprache brachte und den Angeklagten um Aufklärung anging, nicht zu verargen, daß er den Kopf schüttelte, als dieser in voller Harmlosigkeit darauf den Bescheid ertheilte: „Ich habe mir eben mein Modell erhalten wollen.“ Aber gerade diese Harmlosigkeit hatte in meinen Augen etwas unendlich Beweiskräftiges. Es war wunderbar, zu beobachten, wie Gräf, der die Juristen nicht verstand, immer wieder auf den einen Punkt hinwies; wie er Alles aus der Nothwendigkeit, sich dieses Modell für sein Kunstwerk zu erhalten, heraus erklärte; und wie dann der Jurist, der wiederum den Künstler nicht verstand, immer eine andere, ihm einleuchtendere Erklärung zum Verständniß des ihm Unverständlichen beehrte. Die Gegenfächlichkeit läßt sich eben nur verstehen aus der völligen Verschiedenheit der Anschauungen.

Im August 1879, noch vor der Eröffnung der Kunstausstellung, begab sich Professor Gräf mit seiner Familie nach Saffitz auf Rügen. Dort wollte er einen geeigneten landschaftlichen Platz für sein Bild suchen. Er hatte schon seinen Freunden gegenüber ausgesprochen, daß er zu dem Bilde unbedingt eine Studie im Freien bei Sonnenlicht machen müsse. Das Mädchen sollte ihm also da völlig unbekleidet unter freiem Himmel Modell stehen. Er wurde zwar darauf aufmerksam gemacht, daß ihm diese künstlerische Studie vielleicht ernsthafte Unannehmlichkeiten bereiten, ihn am Ende gar in Conflict mit der Polizei bringen würde, aber er antwortete darauf mit der vollen Gelassenheit des Künstlers: das sei ihm gleichgültig, es würde ja nichts Unzulässiges geschehen, er müsse eben das Bild so malen, und könne es nicht anders malen. Als ein geeigneter Platz dazu erschien ihm eine Stelle am Schmachter-See bei Binz. Dorthin ließ er nun sein Modell Bertha Nothher nachkommen. Die Seinigen hatten sich in Saffitz inzwischen eingerichtet und fanden es zweckmäßiger, dort zu bleiben, während Gräf mit seinem Modell zeitweilig nach Binz ging und dort in der That Bertha Nothher einige Male im Freien Modell stehen ließ. Nachdem er seine

Studie gemacht und Bertha entlassen hatte, vereinigte er sich wieder mit seiner Familie, kehrte darauf nach Berlin zurück und begann nun an dem Bilde „Märchen“ zu malen.

Gräf hoffte es im ersten Anlauf nahezu zu vollenden. Die Aufgabe war indessen nicht so leicht zu bewältigen, wie er es sich vorgestellt hatte. Je weiter er kam, desto mehr stellten sich die Schwierigkeiten in der Lösung seiner Aufgabe heraus. Er war indessen nicht entmuthigt, denn gerade zu jener Zeit feierte er nun die großen Erfolge mit „Félicie“, die ihn um so mehr anspornten. Er hatte das Bestreben, mit seinem „Märchen“, das ja ohne Zweifel einen poetischeren und originaleren Inhalt als das weibliche Portrait hatte, „Félicie“ zu überbieten. Anderweitige Verpflichtungen, die der Künstler übernommen hatte, zwangen ihn, seine Arbeit einstweilen bei Seite zu stellen. Inzwischen machte ihm aber auch sein Modell Schwierigkeiten.

Gräf wußte, daß Bertha Rother ein leichtsinniges Leben führte. Er hatte Angst, daß ihr von irgend einem jungen Lebemann die Mittel geboten werden möchten, ganz nach ihrem Gefallen zu leben, ohne daß sie zu der anstrengenden und langweiligen Arbeit des Modellstehens genöthigt wäre. Das wollte er vor allen Dingen verhindern, er wollte sich sein Modell um jeden Preis erhalten, und er hielt es daher für das Richtige, ihr selbst alle Mittel zur Verfügung zu stellen, deren sie bedurfte, und ihr womöglich die Gelegenheit zu bieten, sich aus dem Unrath der Umgebung herauszuarbeiten.

Damit beginnen die ersten Geldopfer für Bertha und die Ihrigen, die, wenn man die Summen nach dem Preise, den man einem gewöhnlichen Modell für die Stunde zahlt, abmisst, allerdings unbegreiflich hoch erscheinen müssen, die aber, wenn man sich auf den Standpunkt Gräfs stellt, zunächst nicht einmal als auffällige zu bezeichnen sind, denn die ersten Geldspenden sind verhältnißmäßig geringe. Um diese Geldopfer zu der Höhe, zu der sie später aufstiegen, hinaufzutreiben, — dazu gehörten der weltunkluger Idealismus, die verblendete Gutmüthigkeit Gräfs und die raffinierte Auspressungskunst der alten Frau Rother.

Zu jener Zeit nun hatte Bertha die unangenehmen Begegnungen mit der Polizei, die bereits erwähnt worden sind. Gräf hatte für das in seiner Erziehung vollständig vernachlässigte, aber begabte Mädchen nun auch menschliche Theilnahme gewonnen. Bertha that ihm leid. Er wollte sie nicht zu Grunde gehen lassen. Er wollte ihr klar machen, daß ihr jetzt durch ihn die Möglichkeit geboten war, zu einem besseren Dasein aufzusteigen; und da Bertha ebenfalls den Wunsch zeigte, etwas zu lernen, und Lust, sich zur Schauspielerin auszubilden, so versprach ihr Gräf, daß er die Kosten ihrer Ausbildung tragen wolle. Er mußte ja fürchten, daß, wenn er jetzt nicht für sie einträte, Bertha bei den traurigen Verhältnissen der Familie zu Grunde gehen werde. Sie wäre dann für sein Bild, daß er

unter keinen Umständen aufgeben wollte, und an das er nun bereits schon viel Zeit und Arbeit gewandt hatte, verloren gewesen.

Bertha war zunächst mit Lust und Eifer bei ihrem neuen Beruf. Gräf hoffte, es würde etwas aus ihr werden, sie schien Talent zu haben, und er hatte Freude an ihr, und diese Freude war auch rückwirkend wieder seinem Bilde günstig. „Es ist ein so besonders glückliches Ereigniß,“ sagte Gräf, „wenn ein Künstler für das Gebilde seiner Phantasie ein Modell findet, welches dieses Gebilde verkörpert, daß kein Opfer zu groß scheint, wenn er sich ein solches Modell schaffen und für sein Werk erhalten kann. Bertha erfüllte diese Aufgabe im höchsten Grade. Ich blieb während der Arbeit vollständig in Illusion, und diese Illusion wollte ich mir um keinen Preis zerstören lassen. Ich idealisirte daher in meiner Phantasie das Mädchen selbst, sie wurde mir das ‚Märchen‘; das war ein Glück für mein Werk. Die praktische Durchführung aber war unendlich schwierig und wurde für mich verhängnißvoll.“

Das Märchenbild war also für die Ausstellung 1880 nicht fertig geworden, und da der Künstler inzwischen zu der Ansicht gekommen war, daß an dem Bilde umfassende Veränderungen vorgenommen werden mußten, so stellte er das angefangene Werk bei Seite und fing ein neues Bild zu malen an. Daraus ergab sich für ihn die Nothwendigkeit, Bertha Kother wiederum auf längere Zeit an sich zu fesseln. Sie hatte bisher den Hausstand der Mutter nahezu allein bestritten. Um Bertha nicht zu einem schimpflichen Verdienste zu nöthigen, um sie von den schädlichen Einflüssen der Mutter möglichst freizumachen, entschloß sich Gräf dazu, der Mutter die erforderlichen Summen zur Einrichtung eines Geschäftes zur Verfügung zu stellen. Für diese Schenkungen wurde die Form des Darlehns gewählt. Frau Kother unterschrieb einen Schuldschein um den anderen und verpflichtete sich unbedenklich zu Zinszahlungen und allmählichen Abtragungen. Es versteht sich, daß sie keine ihrer Verpflichtungen erfüllt hat.

Während der folgenden Zeit wiederholt sich nun mit tödlicher Einförmigkeit dieselbe Tragikomödie: die Mutter macht sehr schlechte Geschäfte, giebt das eine auf, um ein anderes anzufangen, ist in beständiger Geldverlegenheit, kann die Miethen nicht zusammenbringen, hat Anschaffungen zu machen und kommt mit unausstehlicher Beharrlichkeit immer und immer auf den großmüthigen, freigebigen, in Geldsachen leichtsinnigen und in seinem künstlerischen Bestreben zu jedem Opfer bereiten Künstler zurück. Die Tochter macht hin und wieder ernsthaftes Anläufe, sich aus dem widerwärtigen Leben, in dem sie aufgewachsen ist, herauszuarbeiten, aber ihr natürlicher Leichtsinn veranlaßt sie stets auf's Neue zu verhängnißvollen Rückfällen in ihr früheres Dasein. Der Künstler, der mit seinem Werke noch immer nicht zufrieden ist, der immer daran arbeitet, der es um keinen Preis aufgeben will, der in ihm das Werk seines Lebens betrachtet, der sich nach mancherlei Versuchen mit anderen Modellen davon überzeugt hat, daß

kein anderes als Bertha Rother seinem Zwecke dient und sein Werk zu derjenigen Bedeutung fördern kann, die er beansprucht, thut Alles, was er thun kann, um sich nur das Modell zu erhalten; er hat der Familie zunächst den kleinen Finger gereicht, sie hat mit Bier die ganze Hand erfaßt und läßt sie nun nicht los.

Und nun kommt jene verhängnißvolle Zeit, in der er zu dem traurigen Schlusse kommt, daß er, da er nun einmal A gesagt, auch B sagen müsse. Tausende hat das Modell schon verschlungen; nun kommt es auf eine Summe mehr oder weniger auch nicht an, wenn nur dadurch der Zweck, für den die verausgabten Tausende geopfert sind, erreicht wird! Jetzt sind die Opfer, die für das Bild an Zeit, Geist, Seele und Gut gebracht sind, schon so ungeheure, daß er nicht mehr den Muth hat, der Geschichte mit einem Schlage ein Ende zu machen; er kann sich mit dem traurigen Gedanken nicht befreunden, daß Alles das fortgeworfen sein soll, er will es sich mit neuen Geldopfern erhalten. Er will das Fuhrgeschäft, das Frau Rother endlich eingerichtet hat, nicht zu Grunde gehen lassen; er wiegt sich noch mit der trügerischen Hoffnung, daß es mit geringen Opfern aufrecht zu erhalten sei und vielleicht sogar einen Gewinn abwerfen werde; und dies Bestreben, das Zusammenbrechende zu stützen, für all die ungeheuren Ausgaben wenigstens den künstlerischen Lohn zu empfangen, führt zur Hingabe von immer neuen, immer größeren Summen. Hunderte von Menschen sind dadurch zu Grunde gegangen, daß sie dem gefährlichen Grundsatz gehuldigt haben: „Nun kommt es auf ein paar hundert Mark mehr oder weniger nicht an.“ Zu diesen gehört Gräf. Er ist zum Glück finanziell nicht ruiniert, aber als Anhänger dieses Grundsatzes hat er doch unverhältnißmäßige Verluste erlitten. Er hat wohl nie geknausert, und zu jener Zeit mochte er selbst zu bedeutenden Ausgaben um so mehr geneigt sein, als er just in jenen Jahren, in denen die Geschichte mit Bertha Rother spielte, von seinen Bildern beträchtliche Einnahmen, jährlich 40—60 000 Mark, gehabt hatte und überdies noch einen bedeutenden Lotteriegewinn machte.

Gräf hat selbst mit beredten Worten geschildert, wie er in dieses Triebwerk allmählich hineingerathen ist, und er hat uns gesagt: „Hätte ich beim Beginn meines Bildes ‚Märchen‘, auf das ich alle Hoffnungen setzte, voraussehen können, welche Opfer an Zeit, Geld und Frohsinn es mir auferlegen würde, ich hätte es nie angefangen.“ Aber schließlich sagte er sich dann immer wieder: „Wenn mir aber mein Werk gelingt, dann will ich all die Opfer gern gebracht haben, dann sind sie nicht zu hoch!“

Auch zur Ausstellung des Jahres 1881 war das Bild, da Gräf inzwischen genöthigt gewesen war, sehr viele Bildnisse zu malen, und da ihn sein Modell oft im Stiche ließ, nicht so fertig geworden, wie er es gewollt hatte, und deshalb war der Erfolg ein geringerer, als er erwartet hatte. Aber auch dadurch ließ er sich nicht beirren. Er selbst fühlte, daß das Bild nicht so war, wie er es haben wollte und wie er es nach seiner

Ueberzeugung malen konnte, und deshalb machte er sich nun noch einmal an die Arbeit.

Alle diese Vorgänge hatten die menschliche Theilnahme des Künstlers für sein Modell nicht nur nicht erschüttern können, im Gegentheil, sie hatten dieselbe nur verstärkt. Das ist psychologisch so richtig wie nur möglich und bedarf gar keiner Erklärung. Wäre Bertha Rother in den Augen des Professors Gräf nichts als eine feile Dirne gewesen, so wäre er ihrer sicher überdrüssig geworden und hätte sie sammt den Ihrigen mit ihren unverschämten Ansprüchen längst zur Thür hinausgeworfen. Er aber erblickte in dem Mädchen, das in der That trotz seiner notorischen Vertommenheit einen gewissen merkwürdigen Reiz besaß, einen Reiz, der Viele, die mit ihr verkehrt haben, bestrickt hat — wir haben höchst charakteristische Aussagen darüber vernommen — Gräf erblickte in Bertha die Verwirklichung seines künstlerischen Ideals, dessen Körperlichkeit ihm beim Schaffen eine wunderfame Anregung gab. Er konnte an seinem Märchen nur malen, wenn ihm Bertha Rother gegenüberstand. Für die Körperlichkeit, für das Modell empfand er eine leidenschaftliche Schwärmererei, ein künstlerisch-sinnliches Wohlgefallen. Dies aber hat mit dem grobsinnlichen Begehren und Gewähren nichts gemein, es ist sogar gewöhnlich deren Verneinung. Würde Gräf, wenn er Bertha Rother als Liebchen gehalten hätte, ohne alle Erregung mit angesehen haben, daß sie ihr leichtsinniges Leben fortführt? Würde er in diesem Falle darauf hingewirkt haben, daß sie an kleinen Bühnen der Provinz als Schauspielerin Anstellung fand? War diese Duldsamkeit in Bezug auf Berthas Treiben vereinbar mit der Stellung, die der zahlende Aushalter der bezahlten Geliebten gegenüber einnimmt? Ließ sich die Fürsorge, Bertha die Möglichkeit eines Daseins unter anständigeren Bedingungen zu erschließen, nicht vielmehr auf die freundlichen Gefinnungen des Künstlers zurückführen, der einem Mädchen, das ihm in seiner Kunst große Dienste erweist, helfen möchte? Ist es denkbar, daß ein Mann von der Bildung Gräfs sich hinsetzt und schwärmerische Gedichte an ein Mädchen richtet, dessen Wandel ihm vollkommen bekannt ist, wenn dabei das Geschlechtliche auch nur im Entferntesten mitspricht? Muß nicht vielmehr angenommen werden, daß der Künstler sich gewaltsam vor Allem, was mit dem Treiben der Bertha Rother außerhalb der Künstlerwerkstatt zusammenhängt, geflissentlich die Augen schließt, daß er von Allem, was die Unsittlichkeit und Lasterhaftigkeit dieses Treibens streift, sich mit Anstrengung losmacht, um sich zu befähigen, dieses Mädchen als die Verförperung seines Ideals anzusehen?

Es ist allerdings eine Thorheit, zu behaupten, daß gewährte Liebesgunst den dichterischen Flug hemme; aber solche Gedichte, wie Gräf sie an Bertha gerichtet hat, würden meiner Ueberzeugung nach schwerlich entstanden sein, wenn die Allertwelts-Geliebte nun auch noch die des Künstlers gewesen wäre.

Geradezu unbegreiflich ist es, daß man aus diesen gelegentlichen Gedichten einen Rückschluß auf tatsächliche Vorgänge hat machen wollen, daß man in gewissen starkhinnlichen Wendungen die schriftliche Beurkundung eines überaus widerwärtigen Liebesverhältnisses zwischen dem Künstler und seinem Modell hat erblicken wollen. Zu den sehr zahlreichen Citaten, die zur Entkräftung dieser unhaltbaren Auffassung während der Verhandlungen vorgebracht worden sind, will ich noch Eines hinzufügen, das einfachste, bündigste und schönste, Goethes Spruch:

„Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.“

Und wenn in Gräfs Gedichten noch viel stärkere Stellen vorkämen, die ganz unzweideutig bekundeten, daß Wertha im wahrsten Sinne des Wortes Gräfs Geliebte gewesen ist, es würde eben gar nichts beweisen, es könnte immerhin nur die Dichterkunst sein, die das tatsächliche Märchen im Ausdruck glaubhaft und zur Wahrheit macht. Und führt man diejenigen Stellen aus den Gedichten an, die für das Liebesverhältniß der Beiden zu sprechen scheinen, weshalb glaubt man diesen mehr als jenen anderen, die die völlige Reinheit dieses Verhältnisses betonen, als jenen Strophen Gräfs an seine Frau:

„Nun ist des Schaffens heilig Feuer
Entzündet an der Schönheit Strahl.
Und immer höher, immer freier
Streb' ich im Bild zum Ideal

Die Du für mich gehofft, gerungen,
Gestrebt, gelitten und geweint,
Wir haben doch das Ziel errungen,
Das auf des Glückes Thron uns eint.

Fest steh'n wir auf dem Thron der Liebe,
Da herrschest Du, nur Du allein.
Und daß kein böser Traum Dir trübe
Dein reines Glück — Dein bin, ich, Dein!“

Wir wollen über diesen Punkt nicht weiter sprechen. Es bedarf keines wortreichen Nachweises, daß die Sonne scheint und daß die Blume blüht. Die Gedichte beweisen nichts Anderes, als das Gräfs das Mädchen ange schwärmt hat; und das ist von keiner Seite bestritten worden. Für diese Wahrheit sprechen ja alle Umstände. Darauf aber kam es ja gar nicht an. Es kam darauf an, zu beweisen, daß zwischen Gräfs und Wertha ein wirkliches Liebesverhältniß in des Wortes allgemeiner Bedeutung bestanden hat; und zu dieser Beweisführung durften meines Erachtens Gedichte niemals herangezogen werden.

Ungewöhnlich bleibt die ganze Sache ja immerhin, aber das Ungewöhnliche ist doch nicht das Unmögliche; und so wenig ich eine besondere Künstlermoral gelten lasse, so willig gestehe ich Künstlern das Recht zu

Ungewöhnlichem zu. „Künstler seynd immer die ersten im Narrenschiff,“ sagt Sebastian Brandt; und die Motive zu ihren Handlungen brauchen keineswegs diejenigen zu sein, die die Philisterhaftigkeit als die nächstliegenden annimmt.

Gräf selbst hat das sehr wohl herausgeföhlt und in den Stunden seiner erzwungenen Einsamkeit seine Tagebuchnotizen, die er früher immer ganz kurz, nüchtern und sachlich gefaßt hatte, zu einem zusammenhängenden, breit angelegten Berichte über die Ereignisse seines Lebens, über seinen Charakter, seinen Entwicklungsgang gestaltet, um für alle Fälle denen, die ihm am nächsten stehen, keinen Zweifel über seltsam Ercheinendes und Verwunderliches zu lassen. Aus diesen umfangreichen Aufzeichnungen mögen hier einige Stellen, welche zur Erklärung des Erklärungsbedürftigen dienen können, folgen.

„Ich war schon als Kind, mir unbewußt, für den Eindruck weiblicher Schönheit im höchsten Grade empfänglich,“ schreibt Gräf. „Als ich, vielleicht ein zwölfjähriger Knabe, auf einer Kunstausstellung in Königsberg Karl Sohns „Dianenbad“ und seinen „Raub des Hylas“ sah, war ich von den Frauengestalten auf diesen beiden Bildern so hingerissen, daß ich von den Bildern nicht fort konnte, immer wieder zu ihnen zurückkehrte, und der Letzte auf der Ausstellung blieb. Ich lebte Tag und Nacht in diesen Bildern, welche mir damals als das Vollkommenste von Schönheit erschienen. Ich war in meinem Innern empört, wenn ich in meiner ziemlich unkünstlerischen Umgebung von diesen Bildern sprechen und lächelnd die unanständige Nacktheit und geringe Bekleidung der Frauen erwähnen hörte. Für mich war das Betrachten dieser Bilder, das Denken an sie ein Cultus, ein Anbeten der Schönheit. Das ist meine Auffassung der Frauenschönheit noch heut. Diese Auffassung weiblicher Schönheit hat mich vor dem Gemeinen bewahrt. Auf der Universität, mehr noch als junger Maler, war ich ja viel der Gelegenheit eines sinnlichen Verkehrs mit Mädchen ausgesetzt, und ich habe mich ihm nie hingegeben. In meiner Phantasie den Besitz eines schönen geliebten Weibes als das höchste und begehrenswertheste Ziel ansehend, hätte ich es für gleich undenkbar für mich erachtet, ein unschuldiges Mädchen zu verführen, als ein käufliches zu gewinnen. Bei aller Empfänglichkeit für weibliche Schönheit und weiblichen Reiz bin ich immer im Stande geblieben, sinnliche Regungen zu beherrschen.

„Daß bei dem durch die Verhältnisse gebotenen Verkehr in der Künstlerwerkstatt zwischen dem Künstler und dem Modell eine andere, freiere Weise des Umgangs sich herausbildet, daß da, wo der unbekleidete Körper fortwährend der Gegenstand der Betrachtung und des Studiums ist, manche Schranke fortfällt, die sonst zwischen Mann und Frau besteht, daß namentlich, wenn Künstler und Modell Wochen lang, ja Jahre lang, zu manchen Zeiten täglich viele Stunden zusammen sind, manche Freiheit gestattet wird, die sonst nicht erlaubt ist, das ist begreiflich. Das schließt aber nicht aus,

daß eine bestimmte Grenze durchaus eingehalten wird. Und gerade die Gewohnheit des Zusammenseins macht es dem Künstler leichter, der Versuchung, diese Grenze zu überschreiten, zu widerstehen. Wenn mir ein Freund in Paris das Zutrauen schenkte, daß ich mit seiner unbekleideten Geliebten ‚Félicie‘ Wochen lang täglich viele Stunden allein zusammen blieb, und ich dieses Vertrauen rechtfertigte, ist es dann so unbegreiflich, daß ich in gleicher Situation mit anderen Mädchen zusammen sein konnte, und unter denselben Bedingungen?

„Durch meine Bilder ‚Félicie‘ und mein ‚Märchen‘ bin ich in meiner Bewunderung, ich möchte sagen in meinem Enthusiasmus für weibliche Schönheit noch gesteigert worden. Bei meinem Bemühen, das ‚Märchen‘ zu malen, wie es meiner Phantasie vorschwebte, und bei der großen Schwierigkeit, diese Aufgabe zu lösen, steigerten sich meine Ansprüche an eine möglichst vollkommene Lösung derselben, denn bei dem immer erneuten Studium, bei dem immer erneuten Beobachten des weiblichen Körpers entdeckte ich immer mehr Feinheiten und Schönheiten desselben, die ich in meinem Bilde wiedergeben wollte. Ich genügte mir immer weniger in meinem Werke, verglich ich es mit der Schönheit einer schönen Natur.“

Ueber das besondere Verhältniß Gräfs zu Bertha Rother geben die nachstehenden Zeilen den bündigsten Aufschluß.

„Daß die hohen Summen befremden,“ schreibt er, „finde ich begreiflich. Ich selbst würde mich auch wundern, wenn ich hörte, daß Jemand so viel zur Erhaltung eines Modells ausgegeben hat. Andererseits würde ich aber allerdings nicht glauben, namentlich nicht von einem Künstler, der bis zu sechsßzig Jahren in sittlich gutem Ruf gestanden, daß diese großen Ausgaben auf ein unerlaubtes Verhältniß zurückzuführen und nur dadurch zu erklären seien. Dergleichen könnte man doch billiger haben, und ich würde, da er sonst als pflichttreu und nicht gerade als Verschwender bekannt, und man immer nur von seiner Gutmüthigkeit und Freigebigkeit sprach, nicht ohne Weiteres glauben, daß er urplötzlich derartige Summen für solche Zwecke ausgiebt; ich würde vielmehr annehmen, daß hier andere, besondere Verhältnisse vorliegen müssen, welche irgend einen Ausnahmefall bilden. Und das ist in der That bei mir der Fall.“

„Schon vor der Ausstellung der ‚Félicie‘ hatte ich die Idee für mein ‚Märchen‘ gefaßt, und der große Erfolg der ‚Félicie‘ nach der Ausstellung bestärkte mich noch mehr in meinem Vorhabe, das Märchenbild zu malen. Mit diesem zweiten Bilde hoffte ich den Erfolg von ‚Félicie‘ noch zu überbieten. Alle, die den Anfang des Märchenbildes sahen, theilten mit mir diese Hoffnung, wenn mir manche auch freilich nicht verschwiegen, daß die Aufgabe, welche ich mir gestellt, sehr schwierig, fast unlösbar sei. Aber gerade das reizte mich. Nach der Ausstellung des Jahres 1880, zu der das Bild nicht fertig geworden war, fing ich es von Neuem an, und nun begannen die größeren Ansprüche von Seiten Bertha Rother's und ihrer

Familie an mich. Zur Ausstellung des Jahres 1881 brachte ich das Bild ungefähr fertig. Aber als ich das Bild auf der Ausstellung sah, mußte ich mir sagen, daß es nicht so, wie ich wünschte, gelungen war, und ich faßte sogleich den Entschluß, noch einmal an das Bild zu gehen, da ich gerade auf der Ausstellung die Fehler des Bildes erkannt hatte. Zu jener Zeit schrieb ich an Bertha einen Brief, der gewissermaßen einen neuen Contract mit ihr bildete und in dem ich ihr klar machte, welche Opfer ich ihr bereits gebracht hatte und zu welchen neuen Opfern ich bereit sei, um sie mir für mein Bild zu erhalten. Oftmals habe ich, da das Bild schon soviel Zeit, Geld und Kräfte in Anspruch nahm, die Frage in Erwägung gezogen, ob es nicht besser sei, wenn ich das Bild ganz aufgäbe, — dazu aber konnte ich mich nicht entschließen; ich hätte mir selbst damit ein Zeugniß meines Unvermögens ausgestellt, ich hätte so zu sagen den Glauben an mich selbst aufgegeben. Ich wollte und mußte die Aufgabe lösen. Dit habe ich auch versucht, andere Modelle für das Bild zu gewinnen, — es ist mir nicht gelungen. Ich fand wohl Mädchen, welche für die eine oder andere Einzelheit im Bilde paßten, aber das ‚Märchen‘ war nur Bertha Rother! Sie konnte, wie keine Zweite, mir Ausdruck und Bewegung geben. Kurz es war mir klar: wollte ich das Bild malen, so konnte ich Bertha Rother nicht entbehren. Sie war nun einmal das verkörperte Ideal für mein Bild und gab mir Anregung für dasselbe.

„Die Erkenntniß dieser Unentbehrlichkeit bereitete mir viel Sorge, denn die Ansprüche wurden immer größer, die Familie und sie selbst wußte, daß ich an Bertha Rother so zu sagen gebunden war. Wenn ich Bertha Rother etwas verweigerte, z. B. die Kosten für ein besonders theures Theaterkostüm oder dergleichen, so sagte sie mir wohl: ‚Dann muß ich es mir eben von Anderen geben lassen‘, und ich erkannte die Möglichkeit, daß sie mir ganz und gar verloren gehen würde. Nachdem ich nun schon Tausende hingegeben hatte, wollte ich nicht mehr mit Hunderten kargen. Meine Nothlage wurde auf diese Weise ausgebeutet,‘ besonders von der Mutter, welche für ihr Geschäft, ihre Wohnungsmiethen mich immer wieder und jedesmal mit dem Versprechen, daß es das letzte Mal sei, in Anspruch nahm. Und nachdem ich eben die Tausende ausgegeben hatte, wollte ich dann noch einige hundert Mark daran wenden, und so wuchs und wuchs die Summe!

„Mein Bild, das ich dann in einigen Monaten fertig zu haben hoffte, gelang nicht so schnell, ich mußte andere Arbeiten dazwischen machen, namentlich viel Portraits, die meine Haupteinnahme bildeten; ich mußte das ‚Märchen‘ wieder bei Seite stellen, die Vollendung immer weiter hinausschieben und Bertha Rother noch länger erhalten.

„Man sehe einmal die Sache mit dem Bilde wie ein Geschäft an, welches man unternommen und in das man Zeit, Arbeit und Geld hineinsteckt hat. Es stellen sich nun unerwartete Schwierigkeiten ein, und da steckt man, um es zu erhalten, immer mehr Zeit und Geld hinein. Das

einzelne Mal sind die Summen der Arbeit und des Geldes vielleicht nicht groß, aber wenn das Geschäft noch immer nichts abwirft, so werden die vielen kleinen Summen mit der Zeit sehr groß, zu groß, man sieht ein, daß man wohl daran gethan hätte, das Geschäft bei Zeiten aufzugeben, aber nun ist es zu spät. So ist mir auch die Sache mit meinem Bilde über den Kopf gewachsen, und die Summen wuchsen zu einer Höhe auf, die ich nicht vorhersehen konnte.

„Nun kommt noch hinzu, daß ich das Mädchen nicht untergehen lassen wollte, daß sie mich lebhaft interessirte, daß sie außer ihrem Aeußern auch sonst von der Natur mit schönen Gaben ausgestattet war, und daß es mich jammerte, mit anzusehen, wie sie mit ihren reichen Anlagen im Schlamme sitzen blieb. Ich hätte mir freilich nie erlaubt, auch nur nennenswerthe Summen an ihre Erziehung und Ausbildung zu wenden, wenn es nicht zum Zwecke der Vollenbung meines Bildes geschehen wäre. Da es nun aber doch einmal geschehen war, so wollte ich auch die Früchte dieser Ausbildung für Bertha Kother nicht verloren gehen lassen. Was Besseres aus ihr geworden war (und sie hatte in der That zu manchen Zeiten die Hoffnung erweckt, daß sie zu besseren Anschauungen und höheren Zielen gelangen würde), das war sie durch mich geworden, durch die Mühe, welche ich mir in jeder Beziehung mit ihr gab. Ich wollte dies Kind nicht verloren geben, ich hoffte sie später in bessere Kreise einführen zu können, ihre Vergangenheit vergessen zu machen, wenn sie in ihrem Berufe als Schauspielerin sich hervorgethan hätte. Ich führte ihr das immer als Ermunterung vor die Augen. So gingen beide Zwecke: mein Bild und ihre Ausbildung, Hand in Hand, und zufällig hörten auch beide zu gleicher Zeit auf, mich zu weiteren Ausgaben zu zwingen. Als mein Bild fast beendet war, und ich Bertha Kother nicht mehr nothwendig brauchte, erklärte sie mir, ihre Theaterlaufbahn nicht weiter verfolgen zu wollen, und somit war auch ich jeder Pflicht gegen sie enthoben.“

Bertha Kother behauptete und redete sich vielleicht auch ein, daß der junge Mann, der sie in Burg als Schauspielerin kennen gelernt und der sich in das eigenthümliche Mädchen verliebt hatte, sie heirathen werde. Wir wissen, daß ihr in der Prizwallerstraße eine Wohnung hübsch eingerichtet wurde, wenn auch nicht „fürstlich“, wie der Polizeibericht sagt; die für die Einrichtung verausgabten Summen lassen die Uebertreibung des polizeilichen Stils auf den ersten Blick erkennen. In jener Wohnung scheint es recht lustig hergegangen zu sein. Berthas Freund kam mit seinen Freunden, jungen wohlherzogenen Leuten aus guter Familie mit reichen Mitteln, häufig dahin. Daß auch Andere ohne Wissen des Referendars und hinter dessen Rücken da verkehrt hätten, ist zwar behauptet, aber nicht erwiesen worden; und als durchaus haltlose Erfindung hat sich die Meldung herausgestellt, daß diese Wohnung eine Art Spielhölle für junge Leute gewesen wäre; daran ist kein wahres Wort. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß

in der Prignwalderstraße ein Musterhaushalt gewesen sei. Das Rother'sche Blut verleugnet sich auch dort nicht: Bertha nimmt die alte Plätterin, die mit ihrem Vater in zärtlichem Verhältnisse lebt, als Wirthschafterin an und nimmt auch den von der Mutter herausgeworfenen Vater mit in die Wirthschaft hinein. Und so haben wir denn als anmuthiges Seitenstück zu Auguste Rother und Schlow mit Lieschen drüben, hüben den alten Rother und die Beeskow mit Bertha. Wie gesagt, Zola könnte es nicht schöner erfinden!

Professor Gräf hat während der Untersuchungshaft sehr fleißig gearbeitet. Er hat zwei angefangene Bilder von Kindern und ein männliches Bildniß dort vollendet, ferner nach einer Photographie das Bildniß des verstorbenen Herrn von Mantuffel gemalt. Unter dem tiefen Eindrucke seiner Verhaftung entwarf er zwei Zeichnungen, die er seiner Frau schickte: „Justitia gegenüber dem falschen Zeugniß“ und „Justitia gegenüber dem wahren Zeugniß“. Außerdem hat er zwei Adressen zu Hochzeiten gezeichnet und leicht aquarellirt, ferner einen Fächer mit einer Zeichnung „Idylle am Meer“ geschmückt und endlich das „Märchen“, das Schmerzenskind des Künstlers, vollendet. Endlich hat er, wie schon bemerkt, sehr umfassende biographische Aufzeichnungen gemacht und durch eine außerordentlich eingehende Beantwortung aller in der Anklageschrift aufgeworfenen Fragen seinen Verteidigern überaus werthvolles Material an die Hand gegeben. So ist denn die lange Untersuchungshaft, so schmerzlich ihm die Beraubung der Freiheit auch sein mochte, doch seiner Arbeit nicht verloren gegangen.

Nach der Verhaftung des Professors Gräf und der Entlassung der Frau Hammermann aus dem Gefängnisse triumphirte Hammermann. Er hatte die Unvorsichtigkeit, seinen Empfindungen in einem Briefe an Professor Kretschmer Ausdruck zu geben, für dessen Tendenz die Schlußphrase deutlich genug spricht: „Professor Gräf sitzt und meine Frau ist frei!“ rief Hammermann dem anderen Zeugen in der ihm beliebten Weise der verdeckten Drohung zu.

Wir erinnern nun noch einmal daran, daß Professor Gräf auf die Denunciation Hammermanns, die nach den Aussagen des Kühnle und der Intrau verfertigt war, am 24. März verhaftet wurde. Durch diese Aussagen wurde auch Frau Rother der schweren Kuppellei stark verdächtig, und sie wurde am folgenden Tage verhaftet. Anna, die nach dieser Denunciation ebenso wie Professor Gräf des Meineids beschuldigt war, wurde am 26. März eingezogen, und da sie bei ihrer Vernehmung erklärte, daß Bertha sie zum Meineide angestiftet habe, erfolgte an demselben Tage die Verhaftung der Bertha. Wir fügen gleich an, daß Anna von allen Zeugen ohne Ausnahme als eine gewohnheitsmäßige Lügnerin mit sehr schwachem Begriffsvermögen hingestellt worden ist, und daß die drei Sachverständigen ihr ein-

müthig die Zurechnungsfähigkeit ihrer Handlungen aberkennen. Sie selbst hat ihre erste, Bertha belastende Aussage später widerrufen und bis zum Schluß des Processes bei dem Widerruf verharret.

VI.

Die Verhandlungen.

28. September bis 7. October 1885.

Die öffentlichen Verhandlungen gegen Professor Gräf und die Familie Kother währten vom 28. September bis 7. October.

Bei dem Prozesse vor dem Berliner Schwurgericht handelte es sich im Wesentlichen nur um die eine Frage: Hat Professor Gräf am 6. Juni einen Meineid geleistet, als er die Frage des Präsidenten Bachmann, ob er mit Bertha Kother ein unerlaubtes Verhältniß gehabt habe, verneinte?

Ueber die Fragestellung, über das, was unter „Verhältniß“ zu verstehen sei, haben stundenlange, tagelange Auseinandersetzungen stattgefunden. Meines Erachtens hätte es so vielen Scharffinns und so vieler Worte gar nicht bedurft. Was Herr Landgerichtsdirector Bachmann unter dem „Verhältniße“ hat verstanden wissen wollen, kann gar nicht zweifelhaft sein. Es ist mir unerfindlich, wenn der Herr Staatsanwalt den Beweis hat antreten wollen, daß Professor Gräf, auch wenn er kein ehebrecherisches Verhältniß, sondern nur ein unkeusches Verhältniß, das nicht bis zum Ehebruch im Sinne des Gesetzes gekommen zu sein brauchte, mit Bertha Kother unterhalten habe, sich durch die Verneinung der Frage doch schon des Meineides schuldig gemacht habe.

Professor Gräf stellt zunächst überhaupt jedes unkeusche Verhältniß mit Bertha Kother entschieden in Abrede. Er mag das zu seiner persönlichen Rechtfertigung für nöthig halten. Für den vorliegenden Proceß aber war es meines Erachtens gar nicht nöthig, da hätte er — wie der Rechtsanwalt Kleinholz mit unerbittlicher Logik entwickelte — mit Bertha Kother haben anfangen können, was immer er gewollt haben mochte, und wäre doch vollberechtigt gewesen, in jenem Termin am 6. Juni die Frage nach dem „Verhältniße“ zu verneinen, wenn er sich bewußt war, daß er keinen Ehebruch im Sinne des Gesetzes begangen hatte. Darauf allein kam es an.

Denn: bevor der Vorsitzende, Landgerichtsdirector Bachmann, in der Sitzung der ersten Strafkammer am 6. Juni 1884 Herrn Professor Gräf die Frage nach seinem „Verhältniße“ mit Bertha Kother vorlegte, bemerkte er ihm ausdrücklich, nachdem er festgestellt hatte, daß Professor Gräf verheirathet sei: der Zeuge sei berechtigt, die Aussage zu verweigern, da für ihn als verheiratheten Mann die Bejahung der Frage eine strafgerichtliche Verfolgung nach sich ziehen könnte.

Auf dieser Basis wurde nun die Frage an Professor Gräf gerichtet, ob er ein „Verhältniß“ mit Bertha Kother habe? Wie immer diese Frage

gefaßt gewesen sein mag, sie konnte nur die eine Bedeutung haben: „Haben Sie mit Bertha Nothher ein ehrebrecherisches Verhältniß gehabt, ein Verhältniß, dessen Eingeständniß Ihnen eine Verfolgung wegen Ehebruchs zuziehen könnte?“ So allein läßt sich die Frage im Anschluß an die vorher gegebene Erklärung über das Recht der Zeugnißverweigerung auffassen, jede andere Interpretation wäre Sophisterei. Ehebruch im Sinne des Gesetzes kann aber nur durch geschlechtlichen Umgang begangen werden.*) Und es unterliegt wohl kaum noch dem geringsten Zweifel, daß ein solcher in dem Verkehre zwischen Professor Gräf und Bertha Nothher nicht stattgefunden hat. Die Staatsanwaltschaft selbst hat nicht den geringsten Versuch gemacht, nachzuweisen, daß der Verkehr zwischen den beiden Angeklagten ein solcher gewesen sei, wie er, um Professor Gräf des Ehebruchs schuldig zu machen, beschaffen gewesen sein müßte. Im Gegentheil ist die Staatsanwaltschaft vor dem sehr heißen Versuche nicht zurückgeschreckt, dem Verkehre zwischen den Beiden eine andere Bedeutung beizulegen, die hier nicht einmal angedeutet werden kann.

Die Verhandlungen haben dargethan, daß zwischen Professor Gräf und Bertha Nothher ein ungewöhnliches, höchst befremdliches Verhältniß, das zu Mißdeutungen der schlimmsten Art nicht nur die Veranlassung gab, sondern geradezu herausforderte, bestanden hat, aber auch nichts weiter. Ein Verhältniß, dessen Unterhaltung Professor Gräf des Ehebruchs schuldig machen würde, hat nach der Ueberzeugung fast aller Derer, die jenem Prozesse beigewohnt, nach der Ueberzeugung, die sich auch die Geschworenen zu eigen gemacht haben, nicht bestanden. Und da Professor Gräf unter der Berechtigung der Zeugnißverweigerung nur nach einem derartigen Verhältnisse in der Sitzung vom 6. Juni gefragt wurde, war er nicht nur berechtigt, er war verpflichtet, auf seinen Eid hin diese Frage zu verneinen; er würde sich durch jede andere Antwort eines Meineides schuldig gemacht haben.

Wenn Professor Gräf keinen Meineid begangen hatte, so hatte auch Anna Nothher, die über das Verhältniß zwischen ihrer Schwester und Professor Gräf sich in demselben Sinne wie Professor Gräf geäußert hatte, in jener Sitzung kein falsches Zeugniß abgegeben; und wenn ihre Aussage wahr war, so konnte sie auch nicht zu einem Meineide angeflistert worden sein. Damit wurde der zweite Punkt der Anklage gegen Professor Gräf: die Anstiftung Annas zum Meineide, hinfällig.

Drittens war Professor Gräf beschuldigt, in zwei Fällen unzüchtige Handlungen gegen Kinder unter vierzehn Jahren, nämlich vor acht Jahren gegen Bertha Nothher und gegen Helene Hammermann im December 1883,

*) Man vergleiche den für das Deutsche Reich maßgebenden „Commentar zum Strafgesetzbuch“ von Dppenhof, 8. Ausgabe, Seite 380. Wir wollen die Definition in ihrer rauen Deutlichkeit, die in einer nicht juristischen Zeitschrift verlegend wirken müßte, nicht wiederholen.

begangen zu haben. In Betreff des ersten Falles hat der Beweis, daß Professor Gräf Bertha vor Vollendung ihres vierzehnten Lebensjahres überhaupt gekannt habe, nicht erbracht werden können; vielmehr ist durch die Aussage eines glaubwürdigen Zeugen, anknüpfend an ganz bestimmte Daten, als festgestellt zu betrachten, daß die erste Begegnung zwischen Professor Gräf und Bertha Kother erst nach ihrem vollendeten vierzehnten Lebensjahre stattgefunden hat. Im Falle Hammermann hat die völlige Unglaubwürdigkeit der Helene, die auch bei ihrer Aussage in den Verhandlungen in unzweideutiger Weise zu Tage getreten ist, der Anklage jede Stütze entzogen.

Gegen Bertha Kother war die Beschuldigung erhoben, daß auch sie wie Professor Gräf, Anna zum Meineide angestiftet habe. Sonst lag gegen Bertha, die wir im Uebrigen durchaus nicht verherrlichen wollen, absolut nichts vor. Die Beschuldigung stützte sich lediglich auf die Aussage der Anna, deren Schwachsinigkeit und gewohnheitsmäßige Lügenhaftigkeit einem Zweifel nicht unterliegen können. Auf die Aussage dieses schwachsinigen, verlogenen Mädchens, die später in allen Punkten widerrufen worden ist, auf diese Aussage allein hat Bertha Kother eine sieben Monate währende Untersuchungshaft erleiden müssen, und wohl Keiner hat im Laufe der Verhandlungen vor dem Schwurgericht soviel ausstehen müssen wie sie. Soweit ich davon entfernt bin, mich für dieses Mädchen irgendwie zu erwärmen, so muß ich doch sagen: das erscheint mir als eine unerhörte Härte! Wenn die Motive, welche zur Anklage führen, so dürftige sind, daß der Staatsanwalt selbst die Anklage fallen läßt, daß er selbst die Freisprechung beantragt — was der Gewissenhaftigkeit des Staatsanwalts zur Ehre gereicht — wenn dem so ist, dann, meine ich, ist die sieben Monate währende Untersuchungshaft etwas Ungeheuerliches.

Die Mutter Auguste Kother war der schweren Kuppelerei beschuldigt, sie sollte Bertha und Lieschen an Professor Gräf verpuppelt haben. Da nun die Frage, ob Professor Gräf Bertha vor deren vollendetem vierzehnten Lebensjahre gekannt habe, verneint werden mußte, so kam diese Verneinung in diesem Falle der alten Kother selbstverständlich zu gute. Die Bejahung der zweiten Frage wegen Lieschens würde dem wegen dieser Angelegenheit gar nicht angeklagten Professor Gräf einen schweren Makel der Unsittlichkeit angeheftet haben; und so haben später die Geschworenen, trotz des widerwärtigen Eindrucks, den die Frau Kother auf alle Welt gemacht hat, trotz der Gewißheit, daß ihnen eine Kupplerin schlimmer Art gegenübersteht, da die ihnen vorgelegten Fragen an diese beiden Fälle geknüpft waren, ein verneinendes Verdict abgeben müssen. Es wird ihnen nicht leicht geworden sein; denn unwillkürlich dachte wohl Jeder an den Ausruf des sterbenden Valentin: „Könnst' ich Dir nur an den dürren Leib, Du schändlich kupplerisches Weib!“ Die Freisprechung der alten Kother war nach Lage der Dinge

eine gebotene, aber sie hat das Urtheil, das sich Jedermann über die Freigesprochene gebildet hat, in keiner Weise berührt.

Während der langen, unendlich aufregenden und unendlich anstrengenden Verhandlungen war die Haltung des Hauptangeklagten Gräf eine geradezu bewundernswerthe. Immer war er bereit und im Stande, mit seinem ungewöhnlichen Gedächtnisse dunkle Punkte aufzuklären und das Schiefe richtig zu stellen. In den hunderten von positiven Angaben, die er während der langen Tage gemacht hat, hat er sich auch nicht ein einziges Mal in einen Widerspruch verwickelt. Das kommt eben nur daher, daß er die Wahrheit gesagt hat. Bis zum letzten Augenblick hat er sich seine volle körperliche und geistige Frische bewahrt und immer sich der größten Ruhe und Mäßigung beileihigt. Nur ein einziges Mal konnte er seiner Erregung nicht Herr werden, — an jenem Tage der Seelenmarter, als seine Gedichte, seine testamentarische Ansprache verlesen, seine geheimsten Geheimnisse offenbart wurden, — da übermannte es ihn einen Augenblick, da traten ihm die Thränen in die Augen, da rang er die Hände und rief in wahrer Verzweiflung: „O Gott, o Gott!“ aus. Dieser erschütternde Augenblick wird denen, die ihn haben sehen müssen, unvergeßlich bleiben. Sonst aber bewahrte er immer die Haltung des gebildeten Mannes, der von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt ist.

Der Vorsitzende hat Gelegenheit genommen, Bertha Rother in den schärfsten Worten wegen ihres ungebührlichen Auftretens vor Gericht zu rügen und über sie eine Strafe zu verhängen. Diese Ungebührlichkeit ist mir entgangen, ich habe wahrscheinlich während der Zeit selbst geschrieben; aber im allgemeinen Benehmen dieses Mädchens vor Gericht habe ich Frechheit und Ungebührlichkeiten anderer Art nicht wahrnehmen können. Sie hatte das Bestreben, sich möglichst gewählt auszudrücken, und sprach auch in der That eine andere Sprache als die Ihrigen. Mag auch etwas Komödiantenhaftes dieser Diction ankleben, so konnte sie doch nicht als eine unziemliche bezeichnet werden. Während der Enthüllungen, die über ihr Vorleben gemacht wurden, war sie ganz zerknirscht und brach schließlich schluchzend zusammen, und das war keine Komödie.

Anna Rother saß gewöhnlich theilnahmlos da. Von Zeit zu Zeit flog ein Lächeln von dummer Anmuth über ihr Gesicht. Sie wechselte auffallend oft die Gesichtsfarbe, bisweilen sah sie blühend und frisch aus, bisweilen wie eine schwer Leidende.

Einen abscheulichen Eindruck machte die alte Rother, die sich während der Verhandlungen körperlich immer mehr zu vermindern schien.

Die Zeugen boten eine seltsame Mischung von hoher Bildung bis zur tiefsten Unbildung, je nachdem sie aus den Kreisen des Herrn Professors Gräf oder aus der Umgebung der Rother'schen Sippe geladen waren. Hier Wissenschaftler von Bedeutung, hohe Justizbeamte, Künstler von weithallendem

Rufe, dort Schneidermamsells, Modelle, Kutscher, Köchinnen und polizeilich überwachte Mädchen. Die beiden jungen Leute, der Referendar und der Künstler, die durch ihre Beziehungen zu Bertha und Anna Kother in den Proceß verwickelt waren, machten in ihren Ausfagen einen durchaus sympathischen Eindruck.

Von den Bertheidigern thaten sich die des Professors Gräf, Justizrath Simson durch die Bornehmheit, Wärme und überzeugungsfeste Innigkeit, Rechtsanwalt Kleinholz durch die scharfe, schneidige Logik und formvollendete Dialektik in rühmlichster Weise hervor. Auch dem Bertheidiger der Anna Kother, Rechtsanwalt Cassel, gelang es noch, nachdem diese beiden hervorragenden Redner gesprochen hatten, die Sache von einer neuen Seite zu beleuchten und neue überzeugende Gründe zu Gunsten der Angeklagten in beredter Weise geltend zu machen. Die Bertheidiger der Bertha und der Mutter Kother, die Herren Rechtsanwälte Holz und Voigt, wurden der Natur der Sache nach in die zweite Reihe verwiesen und zeigten da einen regen Eifer, sich ihrer undankbaren Aufgaben gewissenhaft zu entledigen:

Der schwierigste Theil fiel dem Herrn Staatsanwalt Heinemann zu. Es muß ihm das ehrenhafte Zeugniß ausgestellt werden, daß er bis zum letzten Augenblicke mit allen Kräften gekämpft, daß er die Sache, die unrettbar für ihn verloren schien, bis zum letzten Augenblick mit Aufgebot aller Mittel, die ihm zur Verfügung standen, verfochten hat. Sein sehr langes Plaidoyer fügte in meisterlicher Weise alle Momente, welche nach seiner Ueberzeugung die Schuld der Angeklagten erweisen sollten, zu einem logisch wohlgegliederten Ganzen. Daß in dieser fünf Stunden währenden Rede dem Herrn Staatsanwalt Einzelheiten entschlüpft sind, die er nach reiflicher Ueberlegung vielleicht lieber ungesagt gelassen hätte, darf nicht verschwiegen bleiben. Die Nebeneinanderstellung der Freisprechung eines Schuldigen mit der Verurtheilung eines Unschuldigen, die im Flusse der Rede auf den Hörer wie eine Gleichstellung wirkte, diese These, die zu allen Rechtsanschauungen der alten und neuen Zeit in schroffstem Widerspruche steht*); die Behauptung, es komme selten vor, daß sich Erpreßer an Leute heranzumachen, welche gar nichts begangen haben, die ganz dazu angethan ist, die Thatenlust der Lumpen, die dieses schmähslichste Handwerk betreiben, anzujeuern und deren Opfer, die dem Herrn Staatsanwalt von vornherein

*) Wir verweisen auf die vielcitirte Stelle des Ulpianus (L. 5 pr. D.), eines der hervorragendsten Rechtslehrer der Römerzeit: „Absentem in criminibus damnari non debere, divus Trajanus Julio Frontoni rescripsit. Sed nec de suspicionibus debere aliquem damnari, divus Trajanus Assiduo Severo rescripsit; *satius enim esse, impunitum relinqui facinus nocentis, quam innocentem damnari.*“ Diese letzten Zeilen werden gewöhnlich hyperbolisch in dem volksthümlichen Satze wiedergegeben, daß es besser sei, hundert Schuldige freizusprechen als einen Unschuldigen zu verurtheilen.

nicht ganz unverbächtlich erscheinen, von der Verfolgung abzumachen; endlich die maghalsige Interpretation gewisser Gedichte, aus deren erotischen Ausdrücken der Herr Staatsanwalt in einer Weise, die einer der Herren Bertheidiger als „haarsträubeud“ bezeichnet, auf die Thatsächlichkeit gewisser unnatürlicher Ausschweifungen widerwärtigster Art geschlossen hat — das Alles sind Momente höchst bedenklicher Art, gegen die sich sicherlich sehr berechnete Einwendungen erheben ließen. Seine Rede machte indessen im Großen und Ganzen durchaus den Eindruck, daß sie von einer tiefwurzelnden Ueberzeugung durchdrungen war. Nur eine tiefe Ueberzeugung kann ihm in der That die Stärke gegeben haben, die schwere Last, die auf ihm ruhte, zu tragen. Aber traurig ist es, daß er diese tiefe Ueberzeugung gehabt hat. Wäre er ein so guter Menschenkenner, wie er ein guter Redner und tüchtiger Jurist ist, so hätte er denjenigen Personen, die Gräb so schwer belasteten, nicht in dem Maße Glauben geschenkt, wie er es thatsächlich gethan hat. Wäre er im Stande gewesen, sich ganz in die Anschauungen eines Künstlers hineinzuversetzen und sich aus diesen heraus auch das Seltsame, schier Unbegreifliche zu erklären — hätte er anstatt einen Kühnle zu hören, den warmherzigen und edlen Worten des Professors Julius Leffing mit Andacht gelauscht und von diesem sich sagen lassen, daß es im Leben und Wirken des Künstlers Dinge giebt, von denen sich die juristische Schulweisheit nichts träumen läßt — wäre er an die Sache mit großartigeren Anschauungen herangetreten und hätte er sie von einem höheren Standpunkte aus erfaßt, so wäre dieser ganze Proceß mit seinem abscheulichen Wust, der soviel Widerwärtiges und Eksthaftes aufgerührt hat, unterblieben.

Als eine erfreuliche Thatsache muß verzeichnet werden, daß aus diesen Verhandlungen die unerquidlichen Reibereien zwischen Staatsanwalt und Bertheidigern vollkommen ausgeschieden worden sind. Daß es bei dem entgegengesetzten Standpunkt zwischen Staatsanwaltschaft und Bertheidigern zu Meinungsverschiedenheiten kommen mußte, war natürlich unvermeidlich; aber diese kamen, dank der loyalen Haltung und den gebildeten Formen der Betheiligten, immer nur in rein sachlicher Weise zur Geltung, ohne Beimischung aller persönlichen Bitterkeit, — ein wohl zu beherzigendes Vorbild, das beiden Theilen in gleichem Maße zur Ehre gereicht.

„Ich würde es für ein Verbrechen halten, wollte ich hier nach irgend einer Richtung hin meine eigene Anschauung durchblicken lassen. Ich habe nur die Aufgabe, die Wahrheit an den Tag zu bringen und den Anforderungen, welche nach dieser Richtung hin von der Staatsanwaltschaft wie von der Bertheidigung an mich gestellt werden, möglichst gerecht zu werden.“

Diese vom Vorsitzenden des Schwurgerichts, Herrn Landgerichtsdirector Boguslav Müller, in der Sitzung des 5. October ausgesprochenen Worte bezeichnen vollkommen und scharf die Haltung, die sich der Herr Vorsitzende während dieser unendlich schwierigen und verwickelten Verhandlungen einzu-

nehmen zur Pflicht gemacht hat. Die hervorragenden Eigenschaften, die Herr Landgerichtsdirector Müller bei Leitung des Dickhoff'schen Processes bewährt hat, seine vollkommene Beherrschung des massenhaften Materials, die Schärfe seiner Fragestellung bei der Beweisaufnahme, das Bestreben, alle Einzelheiten, die zur Erkenntniß der Wahrheit dienlich sein können, in das rechte Licht zu rücken, — alle diese Vorzüge sind auch bei diesem Anlasse leuchtend hervorgetreten.

Indessen: „Quid est veritas?“ „Was ist Wahrheit?“ haben wir uns Alle mit Pilatus zu fragen.

Bei so vollkommenen Widersprüchen in den Angaben kann Niemand, der lebt und menschlich irrt, kann kein Staatsanwalt, kein Vertheidiger, kein Vorsitzender, kein Zeuge, kein Geschworener sagen: „Das ist die objectivie Wahrheit.“ Er kann sich nur nach sorgsamter Abwägung aller in Betracht kommenden Fragen aus der Totalität heraus eine subjective Ueberzeugung bilden, die ihn vor seinem Gewissen berechtigt, zu sagen: „Das halte ich für die Wahrheit.“ Und die sorgsamste, ernsthafteste, gewissenhafteste Prüfung, das ehrlichste Bestreben, jede Voreingenommenheit nach der einen, wie nach der anderen Seite hin mit aller Macht von sich zu weisen, — das Alles schließt nicht aus, daß auch der gewissenhafteste Mensch sich irren kann, daß die subjectiv erkannte Wahrheit nicht die objectivie zu sein braucht.

Ist aber die Wahrheit nur die subjectiv erkannte, so kann auch das Bestreben, die Wahrheit an den Tag zu bringen, nicht vom Subjecte losgelöst werden. Unwillkürlich wird der Vorsitzende beflissen sein, diejenigen Punkte, die nach seiner Ueberzeugung zur Aufklärung der Wahrheit dienen können, besonders festzuhalten und hervorzuheben, diejenigen aber, die nach seiner Ueberzeugung die Wahrheit entstellen und den wahren Sachverhalt verdunkeln, nicht in dem Maße hervorspringen zu lassen, daß sie die Vorstellungen über das aus tiefster Ueberzeugung als thatsächlich wahr Angesehene verwirren können.

Mit Recht hat Herr Landgerichtsdirector Boguslav Müller es ausgesprochen, daß er es für ein Verbrechen halten würde, jeine eigene Anschauung durchblicken zu lassen. Es wäre in der That ein Verbrechen gewesen, hätte er den Versuch gemacht, die Anklage abzuschwächen, oder die Vertheidigung zu beschränken. Der ehrenwerthe Vorsitzende hat vielmehr im Laufe der Verhandlungen unausgesetzt, wie er es sich mit Recht nachrühmen darf, das unverkennbare Verlangen gezeigt, die von ihm subjectiv erkante Wahrheit an den Tag zu bringen. Aber diese nothgedrungene Betheiligung an den Verhandlungen ist ohne subjective Antheilnahme ebenso undenkbar, wie irgend eine andere menschliche Handlung. Es ist rein undenkbar, daß ein Vorsitzender, der einen Zeugen seiner tiefsten Ueberzeugung nach für einen Schwindler und Lügner hält, diesen genau ebenso behandeln soll, wie einen anderen, den er als durchaus wahr und ehrlich betrachtet.

und da, wo sich die Zeugen gegenüberstehen und über denselben Punkt vollkommen von einander abweichende Ausjagen machen, wird derjenige, der nach der Ueberzeugung des Vorsitzenden der ehrliche und wahrhaftige ist, einen günstigeren Stand haben müssen, als derjenige, der — ich wiederhole es immer wieder — seiner tiefsten Ueberzeugung nach die Unwahrheit spricht.

Wie also ein jeder Vorsitzende eines jeden Processes mit seinen Anschauungen und Ueberzeugungen, die er sich auf Grund der Kenntniß der Acten gebildet hat, an den Verhandlungen persönlich theilhaftig ist, und wie es ihm bei dem ehrlichsten Bestreben, rein objectiv zu verfahren und lediglich der Wahrheit zu dienen, doch nie und nimmer gelingen kann, seine Persönlichkeit mit ihren Meinungen und ihren Ueberzeugungen vollkommen zu unterdrücken und vergessen zu machen, so ist es auch hier der Fall gewesen. Sicherlich hat der tüchtige und ehrenwerthe Herr Vorsitzende Alles, was in menschlichen Kräften stand, gethan, um seine Anschauungen und Meinungen über den zur Verhandlung stehenden Fall nicht durchblicken zu lassen; trotzdem hat in diesem Falle, wie in allen anderen Fällen, keiner der an dem Prozesse Theilhaftigen darüber in Zweifel sein können, welcher Art diese Anschauung des Vorsitzenden war. Darüber sind gar keine Worte zu verlieren. Die Forderung der absoluten Objectivität, der Auflösung des concreten Individuums in eine unpersönliche Abstraction würde das Begehren einer übermenschlichen Leistung in sich schließen.

Für die Verhandlungen hatte der Herr Vorsitzende wegen der Anstößigkeiten, die nothwendiger Weise zur Sprache kommen mußten, die Oeffentlichkeit förmlich ausgeschlossen, jedoch von seiner gesetzlichen Befugniß, bestimmten Persönlichkeiten die Theilnahme zu gestatten, Gebrauch gemacht. Auch die Mitglieder der Presse sind dieser Bergünstigung theilhaftig geworden. Dadurch sind die Verhandlungen thatsächlich öffentliche gewesen. Die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen ist eine der großen Errungenschaften unseres Jahrhunderts; sie ist vornehmlich im Interesse der Angeklagten als Bürgschaft einer unparteiischen Rechtspflege durchgesetzt worden; und es wäre eine große Thorheit, um eines einzelnen Falles willen, in dem diese Oeffentlichkeit vielleicht starke Unzulänglichkeiten mit sich bringen könnte, an dem Principe selbst rütteln zu wollen. Daß der Herr Vorsitzende diese Oeffentlichkeit im weitesten Sinne zugelassen hat — denn eine größere Oeffentlichkeit als diejenige, welche die Presse bewirkt, giebt es nicht —, das beweist, daß er die weittragende Bedeutung des verhandelten Falles vollkommen erkannt hat.

Da es nun aber in seiner Befugniß liegt, für die Gesamtverhandlungen sowohl, wie auch für gewisse Einzelheiten während der Verhandlungen, die Oeffentlichkeit vollkommen auszuschließen, und da der Herr Vorsitzende von diesem Rechte auch in einem Falle Gebrauch gemacht hat — bei der

Ausstellung des Gräffschen Märchenbildes, das nur in Gegenwart der Richter, der Geschworenen, des Staatsanwalts, der Vertheidiger und des Angeklagten Gräff gezeigt worden ist (die mitangeklagten Mitglieder der Familie Rother, die Sachverständigen und alle Zuhörer ohne irgendwelche Ausnahme waren von der Befichtigung ausgeschlossen) —, so ließe sich die Frage aufwerfen, ob es nicht wünschenswerth gewesen wäre, auch noch für andere Einzelheiten dieselbe Maßregel in aller Strenge zur Anwendung zu bringen. Ich gebe zu, daß es anstößig wirken kann, wenn im Gerichtssaale ein Kunstwerk ausgestellt wird, das eine völlig unbekleidete weibliche Gestalt zeigt, während das Modell, das zu dieser Gestalt gebietet hat, auf der Anklagebank sitzt; ich begreife also vollkommen, daß Herr Landgerichtsdirector Müller im Interesse der Würde des Tribunals es für seine Pflicht erachtet hat, von dieser Schaustellung Alles zu entfernen, die entbehrt werden konnten. Wenn aber das Ansehen des Gerichts mit Recht solche Ausnahmemaßregeln erheischt, so könnte vielleicht auch die Rücksicht auf einen Angeklagten, der noch kein Verurtheilter ist, zu derselben Ausnahmemaßregel veranlassen.

Im Dasein eines jeden Menschen sind im tiefsten Herzen Verborgenschaften, die nie über die Lippen kommen sollen, und diese Lippen — „nur ein Gott vermag sie aufzuschließen“. Jeder Mensch darf beanspruchen, daß diese Verborgenschaften nicht angetastet werden, Jedermann darf mit Mignon sagen:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pfllicht.“

In stiller unbelauschter Abendstille schreibt er das Geheimniß wohl nieder, versiegelt es und versieht es mit der Aufschrift: „Erst nach meinem Tode zu öffnen“ oder „Nach meinem Tode zu verbrennen“. Wenn nun, gleichviel aus welcher Veranlassung, das Gericht in der rauhen Ausübung seiner Pflicht genöthigt ist, diesen Wunsch nicht zu respectiren, wenn es, wie in dem Falle Gräff, die geheimnißvollen Aufzeichnungen der Einsamkeit wie jedes beliebige andere Papier, wie die Postkarte der Intrau, zu den Acten heften muß, und wenn diese, für keinen Dritten bestimmten Selbstbekenntnisse zur Beurtheilung eines Falles in einer Gerichtsverhandlung verlesen werden müssen, dann, meine ich, wäre es geboten, von dem Rechte, die Oeffentlichkeit auszuschließen und keinen Ungehörigen als Lauscher zuzulassen, vollen Gebrauch zu machen. Die Oeffentlichkeit wird ausgeschlossen in den Processen wegen Landesverraths, wenn Dinge zur Sprache kommen können, die die Sicherheit des Staates zu gefährden geeignet sind. Das ist ganz in der Ordnung. Aber wie der Staat, so hat auch das Individuum den Anspruch auf seine seelische Sicherheit, und wo diese gefährdet erscheint, sollten meines Erachtens nur die unumgänglich Nothwendigen zugelassen werden.

In unliebbarer Weise ist die Unsicherheit bemerkt worden, die über den wichtigsten Punkt des Processes herrschte, nämlich über denjenigen, auf den sich die Erhebung der Anklage wegen Meineides gestützt hat. Der

Angeklagte behauptete, daß er im Termin vom 6. Juni gefragt worden sei, ob er Bertha Rother verführt und mit ihr ein Verhältniß habe? Der Vorsitzende in jenem Termin, Herr Landgerichtsdirector Bachmann, bemerkte dagegen, daß er nicht im Präsenz, sondern im Perfectum gesprochen und seine Frage so gestellt habe: ob Professor Gräf ein Verhältniß mit Bertha Rother gehabt (mit Präcisirung des Verhältnisses im Sinne des Ehebruchs) und ihr erhebliche Zuwendungen an Geschenken und Geldern gemacht habe? Rechtsanwalt Bernstein, der Verteidiger der Frau Hammermann, sagte im Widerspruch zu Beiden, daß er selbst die diesbezügliche Frage an den Angeklagten gerichtet habe, nicht der Vorsitzende; und daß von Herrn Rechtsanwalt Bernstein dem Staatsanwalt vorgelegte Thema probandum betonte wiederum die Frage der „Verführung“ der Bertha Rother durch Gräf. So wichen also über alle Punkte die Ansichten von einander ab. Es war aus den Aussagen der glaubwürdigen Zeugen nicht mit voller Bestimmtheit zu erkennen, was gefragt worden war und wer gefragt hatte. Und auf dieser schwankenden Unterlage ist das ganze Gebäude der Anklage errichtet worden! Aus richterlichen Kreisen haben sich daher schon vielfach Stimmen erhoben, welche die Nothwendigkeit, wichtige Zeugenaussagen durch authentische Protokolle fixiren zu lassen, nachdrücklich betonen. Inwieweit das durchführbar ist, mögen Sachverständige beurtheilen. Wir haben nur das Amt der Verzeichnung und keine Meinung.

Durch Herrn Landgerichtsdirector Müller haben wir erfahren, daß der Vorsitzende durch das Gesetz verpflichtet ist, solchen Zeugen, die in der öffentlichen Verhandlung zu einer Aussage nicht zu veranlassen sind, ihre früheren Aussagen vorzuhalten. Diese dem Vorsitzenden auferlegte Verpflichtung erscheint doch höchst bedenklich. Der Herr Vorsitzende ist sehr häufig in die Lage gekommen, die Protokolle über derartige frühere Vernehmungen der Angeklagten und Zeugen zu verlesen, „um dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen“. Was bleibt dem Zeugen dann anders übrig, als entweder das beschämende Eingeständniß zu machen, daß er früher gelogen hat, oder die frühere Aussage zu bestätigen?

Dadurch aber erlangen die früheren Vernehmungen eine Wichtigkeit, die sie eigentlich nicht haben sollten. Der Ungebildete und Halbgebildete sagt im Alleinsein mit dem Untersuchungsrichter, der ihm allerlei Fragen vorlegt, doch wohl das Eine oder Andere, was er nicht ganz beantworten kann. Wenn man sich die äußeren Bedingungen der Zeugenvernehmungen im Untersuchungsgericht vergegenwärtigt, die viel Zerstreutes und wenig Feierliches haben, so kann man sich ganz gut vorstellen, daß eine solche Aussage nicht immer maßgebend zu sein und dem Willen des Aussagenden nicht immer durchaus zu entsprechen braucht. Auch das nach diesen Aussagen gefertigte Protokoll entspricht vielleicht in diesem oder jenem Punkte, der zunächst als ein ganz unwesentlicher sich kaum bemerkbar macht, aber plötzlich bei den Verhandlungen eine ungeahnte Wichtigkeit erlangen kann.

nicht ganz und gar den Absichten des Zeugen; aber er beachtet es kaum; er ist vielleicht nicht einmal im Stande, bei der Vorlesung alle feinen Unterscheidungen zu machen, er legt vielleicht gar keinen Werth darauf, ob ein Verbum im Präsens oder im Perfectum dasteht, und dieses Präsens oder Perfectum kann im Laufe des Processes ein Cardinalpunkt werden! Er unterschreibt das Protokoll, das bei größter Sorgsamkeit, bei größter Gewissenhaftigkeit des Richters auf die eben geschilderte Weise unter Umständen doch etwas Anderes enthalten kann, als der Zeuge eigentlich hat sagen wollen.

Nun aber tritt derselbe Zeuge vor das Gericht unter ganz anderen Eindrücken; das ist nicht mehr die Nüchternheit der Geschäftsstube, da fühlt er die Feierlichkeit und Würdigkeit des Ortes, da sieht er vor sich die hohen richterlichen Beamten in würdiger Amtsstracht; da weiß er, daß jedes Wort welches er spricht, von einer großen Anzahl von Respectspersonen gehört wird, da fühlt er, daß jedes Wort von Wichtigkeit sein kann, und ist sich seiner Verantwortlichkeit als Zeuge, nachdem er den feierlichen Eid: „So wahr mir Gott helfe“ geleistet hat, in ganz anderem Maße bewußt. Werden ihm nun da seine früheren, unter anderen, weniger feierlichen Bedingungen gemachten Aussagen verlesen, und spitzt sich die Vernehmung schließlich zu der Frage zu: „Haben Sie früher die Wahrheit gesagt?“ so wird meines Erachtens die Bedeutung der eidlichen Aussage vor den Richtern und Geschworenen vermindert und bei unselbstständigen Naturen oft widerwillig zu einer einfachen Bestätigung der Aussage von dem Untersuchungsrichter herabgesetzt werden. Das erscheint mir als Laien höchst mißlich. Ich würde es für sehr förderlich halten, wenn die Aussage vor den Richtern in öffentlicher Verhandlung völlig losgelöst würde von den früheren Aussagen vor den Beamten der Polizei oder den richterlichen Beamten der Untersuchung, und wenn der Herr Vorsitzende durch das Gesetz nicht verpflichtet würde, in gewissen Fällen die früheren Protokolle zu verlesen, „um dem Gedächtniß des Aussagenden zu Hülfe zu kommen“.

Die unliebamen Einzelheiten, die auch der Laie bei diesem langen Prozesse hat bemerken müssen, sind auch von den Juristen wahrgenommen und namentlich von einem der Vertheidiger des Angeklagten Graf, von Herrn Rechtsanwält Kleinholz, mit scharfen Worten gerügt worden. „Wenn ich irgend wo die Mängel unseres jetzigen Strafverfahrens tief empfunden habe,“ so sagte Herr Rechtsanwält Kleinholz gleich beim Beginn seiner Vertheidigungsrede, „so ist es bei Gelegenheit dieses Processes. Denn es kann kein richtiges Strafverfahren sein, wenn sich der Brust des händeringenden Angeklagten wiederholt die Worte entreißen: ‚Mein Gott, mein Gott!‘ und wenn der Angeklagte das Bildniß eines zu Tode gekehrten Wildes darbietet. Ein solches Verfahren muß entschiedene Mängel haben. Die Presse hat diese Mängel sofort bemerkt und in ganz unparteiischer Weise festgestellt, und es ist Recht und Pflicht der Presse, derartige wichtige

Dinge einer öffentlichen Besprechung zu unterziehen. Wir sind die Mängel unseres Gerichtsverfahrens in dieser Verhandlung so klar zu Tage getreten, daß ich mir das Gelübde abgelegt habe, diese Räume freiwillig nicht mehr als Vertheidiger zu betreten.“

Die den Geschworenen vorgelegten Fragen waren im Wesentlichen die folgenden :

Sie wurden gefragt: ob Professor Gräf schuldig sei, unzüchtige Handlungen an Kindern unter vierzehn Jahren, nämlich früher an Bertha Kother und neuerdings an Helene Hammermann, vorgenommen zu haben; sodann ob Professor Gräf in dem Hammermann'schen Proceffe am 6. Juni einen Meineid geleistet habe; endlich: ob er durch Zureden und Versprechungen Anna Kother zu einem Meineide in derselben Sache angestiftet habe? In Betreff der Anna Kother lautete die Hauptfrage: ob sie einen Meineid begangen, und die Nebenfrage: ob sie die zur Erkenntniß der Strafbarkeit erforderliche Einsicht besessen habe? Sodann wurde den Geschworenen die Frage vorgelegt: ob Bertha Kother ihre Schwester Anna zu der falschen eidlichen Aussage durch Zureden bestimmt, und endlich: ob die Mutter Auguste Kother sich der schweren Kupperei in Betreff ihrer Töchter Bertha und Elisabeth schuldig gemacht habe?

Zu der Frage wegen Vornahme unzüchtiger Handlungen stellte der Staatsanwalt die Unterfrage: ob mildernde Umstände vorhanden seien?

Die Anklage gegen Bertha hielt der Herr Staatsanwalt nicht aufrecht und empfahl den Geschworenen, die Schuldfrage in Bezug auf Bertha Kother zu verneinen. Im Uebrigen beantragte er das Schuldig für alle Angeklagten.

Die Reden des Staatsanwalts und der Vertheidiger hatten mit kurzen Pausen den ganzen Tag des 7. October, von Vormittags neun Uhr bis Abends halb zehn Uhr, in Anspruch genommen. Um halb zehn gab der Vorsitzende, Herr Landgerichtsdirector Boguslav Müller, den Herren Geschworenen in musterhafter Objectivität die gesetzlich erforderliche Rechtsbelehrung. Wenige Minuten nach zehn Uhr zogen sich die Geschworenen in das Verathungszimmer zurück. Es herrschte eine kaum beschreibliche Aufregung, als kurz nach Mitternacht die Geschworenen, die ihre lebhafteste Theilnahme an den Verhandlungen häufig durch berechtigte und sachgemäße Fragen bekundet hatten, ihre Plätze wieder einnahmen, und der Obmann der Geschworenen, Herr Stadtverordneter Schäfer, die Fragen und den Wahrspruch der Geschworenen verlas.

Die entscheidende Frage war die dritte auf dem Fragebogen: bezüglich des Meineides, den Professor Gräf im Proceffe Hammermann nach der Anklage geleistet haben sollte. Als hier die Antwort „Nein“ verlesen wurde, ging eine unaufhaltsame Bewegung durch den dichtgedrängten Saal. Es war kein Beifall, es war ein wunderbarer Laut der Bejreibung, der Erlösung von einem schweren Druck, ein so allgemeines Aufathmen, daß der

Herr Vorsitzende sich genöthigt sah, die Zuhörer auf ihre Pflicht, sich einer jeden Aeußerung ihrer Ansicht zu enthalten, aufmerksam zu machen. Dann folgte ein „Nein“ dem andern. Sämmtliche Schuldfragen wurden verneint. Darauf wurden die Angeklagten wieder in den Saal geführt, zum letzten Male auf jene fürchterliche Bank, auf der sie in den neun überlangen Verhandlungstagen so schreckliche Stunden hatten verbringen müssen. Es wurde ihnen der Wahrspruch der Geschworenen mitgetheilt, und während sich der Gerichtshof zurückzog, um das Urtheil der Freisprechung festzusetzen, schüttelten die Angeklagten ihren Bertheidigern dankbar die Hand, Gräf umarmte und küßte seinen alten Jugendfreund Justizrath Simson. Nach kurzer Frist wurden dann die Angeklagten in Freiheit gesetzt.

Eine ungeheure Menschenmenge wogte trotz der vorgerückten Stunde der Nacht vor dem entlegenen Gerichtsgebäude, und ihre Haltung ließ keinen Zweifel darüber, daß der Wahrspruch der Geschworenen ihren Wünschen entsprochen hat.

Es ist bei diesem Prozesse, wie bei jedem, der viel Aufsehens macht, sehr häufig von der öffentlichen Meinung gesprochen worden. Mit dieser unglücklichen öffentlichen Meinung macht eben Jedermann, was er will; der Eine betrachtet sie als Herrin, für den Anderen ist sie nichts als eine Magd. Sie wird als gewichtige Hülfstruppe herangezogen, wenn man sie zu seinen Zwecken gebraucht, sie wird verhöhnt, verlacht, ihr Dasein wird bestritten, wenn sie als schädlich angesehen wird. Die Frage: was ist öffentliche Meinung? ist ebenso unmöglich zu beantworten, wie die Frage: was ist Wahrheit? Es macht aber allerdings den Eindruck, als ob die Mehrheit, die man eben als öffentliche Meinung zu bezeichnen pflegt, die Freisprechung der Angeklagten mit Freuden begrüßte. Der Proceß hatte in den weitesten Kreisen eine tiefe Unbehaglichkeit hervorgerufen. Jedermann zitterte, daß er auf irgend eine Weise einmal in einen Proceß, wenn nicht als Angeklagter, so als Zeuge hineingezogen, und daß er dann in die entsetzliche Nothwendigkeit versetzt werden könnte, Dinge offenbaren zu müssen, die er bisher als tiefstes Geheimniß verborgen hatte.

Die Schuld des Hauptangeklagten hat nicht nur nicht erwiesen werden können, sondern es hat sich in dem entscheidenden Falle der Frage des Meineides, auch nach dem Wahrspruch der Geschworenen, die volle Unschuld offenbar herausgestellt. Die Befriedigung über den Ausgang des Processes hat sich dann zunächst in eine Art Beherrschung gewandelt. Aber das dürfte sich ändern. Wenn Professor Gräf der ihm zur Last gelegten Verbrechen auch nicht schuldig ist, so ist in seinem Wesen doch Manches allzu Künstlerische, zu verfänglich Ideale, das ihm von vielen Ruhigdenkenden, Unvoreingenommenen doch stark verdacht werden wird. Ein Idealismus, der sich so stark mit dem rohesten Naturalismus verquickt, der für ihn und die Seinigen, die ihm das Liebste auf der Welt sein sollen, so abhängig voll werden kann, wird einer herben Beurtheilung nicht entgehen.

Einer der Herren Vertheidiger hat zwar die Goethe'schen Verse auf Schiller citirt: daß auch hinter diesem Künstler „in wesentlosem Scheine das, was uns Alle bändigt, das Gemeine“ gelegen habe. Diese ideale Auffassung dürfte indessen nicht allgemein anerkannt werden. Auch freier Denkende, auch Solche, die nicht auf dem Standpunkt eines engherzigen Philistertums stehen, auch Solche, die sehr wohl begreifen, wie ein Künstler fühlt, und die sich sagen dürfen, daß sie wohl selbst etwas von künstlerischem Empfinden im Busen tragen, werden davon nicht ganz zu überzeugen sein. Aber hat ihn auch sein blauer Idealismus zu einem höchst fragwürdigen Pactiren mit dem bösesten Naturalismus, zu offenbaren Thorheiten und schweren Fehlern verleitet, er hat sich keiner der ihm zur Last gelegten entehrenden Handlungen schuldig gemacht, und „wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn“.





Die Entwicklung der deutschen Universitäten.

Von
Felix Auerbach.

— Breslau. —

I.

Seit dem Wiedererstehen des Deutschen Reiches sind auf dem geistigen Marke zwei Bücher erschienen, welche zwei der wesentlichsten Merkmale, durch die sich Bücher zu charakterisiren pflegen, mit einander gemein haben. Beide sind von Franzosen verfaßt und Beide haben unser deutsches Vaterland zum Gegenstande der Darstellung. Und doch läßt sich zwischen zwei Verstandesproducten — um diesen Ausdruck nachsichtiger Weise auf beide in Rede stehende Bücher anzuwenden — kaum ein größerer Gegensatz denken, als er zwischen den Schriften von Tissot und dem Pater Didon besteht. Der Eine von Chauvinismus und Racenhass verblindet bis zu einem Grade, daß er jedes beliebige, von Heidelberger Studenten in übermüthiger Laune ihm aufgebundene Märchen für baare Münze nahm, wenn es ihm nur in seinen Kram hineinpaßte, wenn es nur zur Bervollständigung des Schmähs- und Spottbildes, das er um jeden Preis schaffen wollte, zu dienen geeignet war. Der Andere mit der Unbefangenheit des Lernbegierigen unseren Boden betretend und eine Begeisterung mit nach Hause bringend, welche seinen Landsleuten um so mehr imponiren muß, als sie keineswegs kritiklos ist. Der Tadel und die Verurtheilung finden bei ihm den Platz, den Lob und Anerkennung bei Tissot vergebens suchen.

Auch in Bezug auf das geistige und erziehlische Leben in Deutschland, also insbesondere in Bezug auf seine Universitäten stehen beide Autoren in krasser Diametralität. Was Tissot sagt, braucht nicht erst angeführt zu werden; gewisse Dinge verstehen sich von selbst; Didon aber legt gerade auf das deutsche Hochschulwesen das größte Gewicht seiner Autorität und empfiehlt es seiner Regierung zur Nachahmung. Er hat dabei auch in den Reihen der Vorurtheilsfreien lebhaften Widerspruch erfahren, und man kann die Argumentationen, welche diesen Widerspruch begründen, in einem, im Uebrigen sehr interessanten Aufsätze von Ernst Lavisse „Universités allemandes et françaises“ in der Revue des deux mondes zusammen gestellt finden. Lavisse meint, die Uni-

versitäten hätten sich überlebt. Eine Universitas litterarum gebe es doch nicht mehr: die heutigen Hochschulen zerfielen nothwendig in einzelne, durch kein gemeinsames Band zusammengehaltene Fachschulen; wozu also den äußeren Anschein erwecken, als ob dieß Band doch noch bestehe? In früherer Zeit vereinigte nicht selten ein einziger Kopf Fächer, welche heutzutage einander völlig fremd geworden sind. In der berühmten Familie der Bernoulli war der eine Professor der Rhetorik und Mathematik, ein anderer trieb und lehrte Naturwissenschaften und Medicin, ein dritter schloß sogar noch zu alledem die Theologie in seinen Gedankenkreis ein. Man muß Lavisse zugeben, daß das jetzt nicht mehr vorkommt. Man wird ihm aber nicht völlig zu folgen vermögen, wenn er fortfährt: „Gegenwärtig führen nicht mehr Philosophie und Doctrin, wie zu Hegels und Schlegelmachers Zeit, sondern Utilität und praktische Brauchbarkeit die Herrschaft, auf Humboldt und Stein ist Bismarck gefolgt.“ Denn abgesehen davon, daß es gerade in Zeiten von praktischem Hauche, wie der unserigen, von großer Wichtigkeit ist, der Wissenschaftlichkeit und ihrer Universalität eine Stätte zu wahren, sprechen schon äußere Gründe in hoher Zahl für die Universitäten, und in äußerst geringer für die isolirten Fachschulen. Die letzteren brächten höchstens den Vortheil größerer örtlicher Decentralisation mit sich, d. h. es ließen sich mehr Städte mit Hochschulen bedenken — ein Vortheil, der bei der großen Zahl von Universitäten, die unser Vaterland ohnedies besitzt, nicht sonderlich in's Gewicht fällt. Andererseits aber wird wer irgend deutscher Student gewesen ist, sich schwer in die Lage versetzen können, in der er sich befände, wenn er auf den ausschließlichen Umgang mit seinen Fachgenossen, mit denen er schon im Collegiensaale zusammenstößt, angewiesen wäre.

Auch in Deutschland selbst sind im Laufe des letzten Decenniums viele Stimmen laut geworden zu Gunsten gewisser Universitätsreformen. Aber die meisten derselben sprechen sich in einem ganz andern Sinne aus. Sie wollen gerade umgekehrt die Universität nicht zerlegen, sondern erweitern, derart, daß auch die Hochschulen des praktischen Lebens ihr einverleibt werden. Ein Anfang ist in dieser Richtung insofern schon gemacht worden, als mit einigen Universitäten, wie Halle und Breslau, ein landwirthschaftliches Institut verbunden worden ist. Auch gehören die pharmaceutischen Laboratorien hierher. Man kann es nur als consequent bezeichnen, wenn die Anhänger dieser Idee, zu denen beispielsweise der Chemiker Lothar Meyer gehört, nun auch die Unterbringung der Gewerbe-, Bau-, Forst- und Bergakademien bei den Universitäten fordern; — im Gegensatz zu denen, welche aus Gründen der theoretischen Wissenschaftlichkeit eine solche Maßregel perhorresciren und den praktischen Akademien vorzuschlagen, sich, wie das theilweise schon geschehen ist, ihrerseits, aber unabhängig von der Universität zu verschmelzen. Zu diesen Fürsprechern der „reinen“ Universität gehört der Namensvetter des Vorgenannten, Jürgen Bona Meyer in Bonn: und wenn man in seiner bezüglichen Schrift („Deutsche Universitätsentwicklung: Vorzeit, Gegenwart und Zukunft“) die Motive nachliest, wird man gern gewillt sein, ihm hierin beizupflichten.

Im Uebrigen liegt es nicht in der Absicht des Verfassers dieser Zeilen, sich auf derartige Zukunftsbetrachtungen, die er Berufeneren überlassen muß, des Näheren einzulassen. Seine Betrachtungen gelten vielmehr der Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Universitäten, und unterscheiden sich auch insofern von den angedeuteten, als sie, alles was Meinungsache ist außer dem Spiel lassend, uur das Thatsächliche in's Auge fassen. Dieses Thatsächliche ist interessant genug, um auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise in höherem Grade, als wohl bisher geschehen, zu verdienen. Eines freilich läßt sich dabei nicht gut vermeiden, und es wird gut sein, den des ungewohnten Leser mit wenigen Worten darauf vorzubereiten. Was sich nicht vermeiden läßt, ist das Operiren mit Zahlentabellen, wenn auch, schon aus Rücksicht auf den beschränkten Raum, nur sparsam in dieser Richtung vorgegangen werden soll. Zahlen beweisen, sagt das geflügelte Wort; und man muß sich nur hüten in den Fehler zu verfallen,

vor dem ein anderes volksthümlich gewordenes Dictum mit Recht warnt: mit Zahlen Alles beweisen zu wollen. Am besten ist es, sich mit kurzen Erläuterungen der Tabellen zu begnügen: das Weitere wird sich dann der Leser, den es interessiert, ohne Schwierigkeit von selbst zurechtlegen

II.

Wenn die Zahl der Universitäten, welche das Deutsche Reich aufweist, stattdich ist gegenüber den entsprechenden Zahlen anderer Staaten, so ist sie doch klein, verglichen mit der Zahl derjenigen deutschen Orte, welche jemals im Besitze einer universellen Hochschule gewesen sind. Es geht dies aus der folgenden Tabelle hervor, welche alle Universitäten des Deutschen Reichs (in seiner historisch wechselnden Begrenzung) aufweist. Geordnet sind dieselben nach ihrem Alter, und das Jahr der Gründung ist beigefügt; außerdem bei den inzwischen eingegangenen (oder verlegten) durch Einklammerung gekennzeichneten Universitäten auch das Jahr, in welchem sie aufhörten zu bestehen. Eingeklammert sind schließlich auch diejenigen Universitäten, welche zwar noch bestehen, dem Deutschen Reiche jedoch nicht mehr angehören.

Tabelle 1.

Die Universitäten des Deutschen Reichs nach ihrem Alter.

(Prag 1348)	(Helmstedt 1575—1809)
(Wien 1365)	(Mildorf 1578—1807)
Heidelberg 1386	(Graz 1586)
(Köln 1388—1808)	Gießen 1607
Erfurt 1392—1816)	(Hirteln 1619—1809)
Leipzig 1409	Strasbourg 1621
Rostock 1419	(Salzburg 1623—1810)
(Löwen 1426)	(Bamberg 1648—1804)
Greifswald 1456	Riel 1665
Freiburg 1457	(Innsbruck 1672)
(Basel 1460)	Halle 1694
(Jungstadt 1472—1802)	Breslau 1702
(Mainz 1477—1798)	Göttingen 1734
Tübingen 1477	Erlangen 1743
(Wittenberg 1502—1815)	Münster 1764
(Frankfurt a./D. 1506—1809)	Berlin 1810
Marburg 1527	Bonn 1818
Königsberg 1544	München 1826
Jena 1558	

Hierzu kommen noch von deutschen Universitäten, welche nie zum Deutschen Reiche gehört haben, Dorpat (1632), Olmütz, Zürich (1832), Bern (1834) und Czernowiz, die jüngste und entlegenste der Schwestern, 1875 gegründet, zu einer Zeit, wo die Befestigung des Deutschthums als Pioniers der Cultur der österreichischen Regierung noch am Herzen lag.

Schon ein flüchtiger Blick auf diese Tabelle läßt die Factoren erkennen, welche auf die deutschen Universitäten schaffend und auflösend wirkten. Die Gründung der meisten unter ihnen fällt nämlich in die Zeit vom Ende des vierzehnten bis zum Beginne des siebzehnten Jahrhunderts, und das sind die Zeiten des Humanismus, des Wiedererwachens der klassischen Studien und der Reformation: während andererseits die Auflösung sämmtlicher, nicht mehr existirenden Hochschulen in die Jahre 1798 bis 1816, also in die Zeit der von Napoleon heraufbeschworbenen politischen Stürme fällt. Die damalige Neugestaltung Deutschlands brachte, und gewiß nicht zum Schaden

der Sache, alle diejenigen Universitäten zum Fall, welche zuletzt nur noch ein künstliches Dasein gefrist hatten. Auch gegenwärtig ist bekanntlich die Vertheilung der Universitäten über das Flächengebiet des Deutschen Reichs keineswegs eine gleichmäßige; während das Großherzogthum Baden zwei Hochschulen unterhält, besitzen die doppelt so großen preussischen Provinzen Posen und Westpreußen keine einzige; und während man von Gießen die Thürme Marburgs, von Halle die Thürme Leipzigs erblicken kann, muß man von Breslau fünfzig, von Königsberg sogar an hundert Meilen zurücklegen, um zur nächsten Universität zu gelangen. Die fünf Universitäten Tübingen, Freiburg, Straßburg, Basel und Zürich liegen innerhalb einer Kreisfläche, welche kleiner ist als die universitätslose Provinz Posen. Indeß scheint doch vorderhand kein Grund zu sein, Aenderungen des Bestandes vorzunehmen, zumal die nach Süden und Westen gerichtete Wanderlust der deutschen Studenten jene geographischen Differenzen zur Genüge ausgleicht; und so wird das deutsche Universitätsstabileau, welches seit dem Jahre 1826, seit der Gründung von München, seinen Anblick getreu bewahrt hat, dies wohl auch noch für die nächste Zukunft thun.

Des größten Nachruhms erfreut sich unter den eingegangenen Universitäten diejenige von Wittenberg, welche sich wenigstens noch im Namen der Hallenser Universität, mit der sie 1815 vereinigt wurde, erhalten hat. Mit den Namen Luther und Melancthon, Franke und Thomasius ist sie unzertrennlich verknüpft. Als ihre Rivalin, jedoch als eine vom Erfolge im Stich gelassene, kann man Frankfurt an der Oder betrachten, welches sich mit dem Ruhme bedeckt hat, dem Ablasskämmer Tegel den Doctorhut auf das Haupt zu setzen, und das, nachdem es mehr und mehr an Bedeutung eingebüßt hatte, mit der ehemals jesuitischen Breslauer Universität vereinigt wurde. In ähnlicher Weise wie Wittenberg zeichnete sich das Braunschweigische Helmstädt durch Toleranz und Aufklärung aus; in analoger Weise wie Frankfurt auch Köln durch seine gegen Protestanten, Calvinisten und Juden gleichmäßig zum Ausdruck gebrachte Intoleranz. Bei den beiden zum Erzbisthum Mainz gehörigen Universitäten Mainz und Erfurt versteht sich der katholische Standpunkt von selbst. Was endlich Ulmburg und Ingolstadt, die beiden im jetzigen bayerischen Gebiete gelegenen aufgelösten Universitäten betrifft, so hatte ersteres seine Blüthe im siebzehnten, letzteres im sechszehnten Jahrhundert, und es wird berichtet, daß es gegen Ende desselben 4000 Studenten — soviel wie gegenwärtig Berlin — gezählt habe. Nimmt man auch an, daß diese Zahl einigermaßen übertrieben sei, und daß an ihr eine jedenfalls nicht große Zahl von Nichtdeutschen, d. h. Reichsausländern participire, so bleibt sie doch ganz enorm für eine Zeit, zu welcher es nach ungefährer Schätzung höchstens zwölf Millionen Einwohner im Deutschen Reiche gab, und zu der die Zahl der Universitäten innerhalb desselben, wie die obige Tabelle lehrt, immerhin auf mehr als zwanzig sich belief. Es zeigt sich also schon hier, was sich später an der Hand strenger Statistik für das neunzehnte Jahrhundert noch deutlicher ergeben wird, daß nämlich die weitverbreitete Annahme, als ob unsere gegenwärtige Generation durch einen noch nicht dagewesenen Hang zum Universitätsstudium sich auszeichne, durchaus irrthümlich ist.

III.

Eine eingehendere, vergleichende Untersuchung der Verhältnisse des akademischen Studiums in Deutschland läßt sich erst für die letzten fünfzig Jahre, also gerade für den Zeitraum seit Gründung der letzten jetzt noch bestehenden Universität, anstellen, weil in der früheren Zeit eine Statistik von wissenschaftlichem Werthe weder aufgestellt worden ist, noch, bei der höchst verschiedenartigen Organisation, geistlichen oder weltlichen Zugehörigkeit, bei dem fortwährenden Auftauchen und Verschwinden von Hochschulen, mit Erfolg hätte aufgestellt werden können. Seit etwa 1830 (für einige deutsche Staaten sowie für einzelne Verhältnisse schon etwas länger) ist dies hingegen sehr wohl möglich geworden, und wir besitzen augenblicklich bereits zwei ausführliche

Schriften, welche das Material in übersichtlicher Weise zusammenstellen: „Die deutschen Universitäten“ von E. Caspeyres, und „Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre“ von J. Conrad.

Es giebt gegenwärtig, wie die Tabelle 1 nachweist, 21 Universitäten im Deutschen Reiche, und zwar 10 im Königreich Preußen, 3 in Bayern, 2 in Baden und je eine in Württemberg, Sachsen, Hessen, den Reichslanden, Mecklenburg und den thüringischen Staaten. Einige deutsche Staaten, insbesondere Oldenburg, Braunschweig und Anhalt besitzen keine Universität und würden auch bei ihrer geringen Bevölkerungszahl kaum in der Lage sein, eine solche zu erhalten. Nach der gegenwärtigen Einwohnerzahl berechnet, kommt im Deutschen Reiche auf etwa 2 Millionen Menschen eine Universität. Der Vergleich mit andern Ländern ist hier nicht so ganz einfach, weil der Begriff einer Universität in den verschiedenen Staaten außerordentlichen Schwankungen unterworfen ist. Am nächsten stehen in dieser Hinsicht dem Deutschen Reiche natürlich die übrigen theilweise deutschen oder stammverwandten Staaten, von denen Oesterreich 11 (darunter 5 deutsche), Holland 4, Schweden 2, die Schweiz 5 (darunter 3 deutsche) und Dänemark und Norwegen je eine Universität besitzen. Die nordischen Staaten haben also relativ gleich viel, Oesterreich relativ weniger, Holland und die Schweiz relativ mehr Universitäten. Maßgebend ist bei der sehr verschiedenen Frequenz der Universitäten freilich erst die Studentenzahl: aber auch in Bezug auf diese stehen Holland und die Schweiz voran, Oesterreich in letzter Reihe. Von den italienischen Universitäten, einstmal den Vorbildern unserer deutschen, aber im Laufe der Jahrhunderte arg degenerirt, sind in neuester Zeit einige nach deutschem Muster reformirt worden, so daß Italien jetzt etwa 10 Hochschulen von demjenigen Charakter besitzt, den wir einer Universität heilegen. Es kommt also erst auf etwa 3 Millionen Bewohner eine Universität. Die Studentenzahl beträgt etwa 12 000, steht also zu derjenigen in Deutschland so ziemlich im richtigen Verhältnis. Die übrigen südromantischen Staaten Europas und Americas (Spanien, Portugal, Argentinien u. s. w.) tragen mit ihren zum Theil altherühmten Universitäten gegenwärtig kaum irgend etwas zur Förderung der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Erziehung bei. Was Frankreich betrifft, so macht dieses Land, worauf schon hingedeutet wurde, jetzt lebhafteste Anstrengungen, Universitäten einzurichten, und zwar von zwei verschiedenen Seiten, von der kirchlichen und von der staatlichen. An Geschwindigkeit hat sich in diesem Falle die Kirche dem Staate überlegen gezeigt; sie besitzt bereits 7 freie Universitäten, während die staatlichen Pläne, von der Reorganisation der Pariser Hochschule abgesehen, noch nicht aus dem Bureau an's Licht der Welt getreten sind, sodas ein quantitativer Vergleich mit Deutschland hier nicht möglich ist. Die russischen Universitäten stammen zum größten Theil aus diesem Jahrhundert und belaufen sich auf 10, zum Theil recht gut besuchte: indessen im Großen und Ganzen ist hier das höhere Wissenschaftsleben erst im Entstehen begriffen. Am eigenthümlichsten und nur für sich zu betrachten sind endlich die Universitätsverhältnisse in Großbritannien, wo 9, und in den Vereinigten Staaten, wo mehrere Duzend sogenannte Universitäten bestehen — für die Zwecke unserer Vergleichung können wir dieselben in keiner Weise heranziehen, und wir wenden uns nach dieser Abschweifung wieder den Universitäten des Deutschen Reiches zu.

Was uns zunächst interessiert, ist die Gesammtheit der zu verschiedenen Zeiten immatriculirt gewesenen Studenten. Hierüber giebt die Tabelle 2 Aufschluß. Dieselbe ist aus der großen, von Conrad gegebenen, dadurch reducirt, daß immer drei Jahre, also sechs Semester zusammengefaßt und aus den bezüglichen Zahlen die Durchschnittswerte gebildet worden sind. Nur die erste Zahl entspricht fünf, die letzte vier Semestern. Die übrigen Perioden reichen sämmtlich von dem Sommersemester des zuerstgenannten Jahres bis zu dem in dem zuletzt genannten Jahre beginnenden Wintersemester.

Wie man den beiden ersten Columnen dieser Tabelle entnimmt, ist die Zahl der Studirenden auf den deutschen Universitäten zu Anfang der dreißiger Jahre sehr hoch, sinkt alsdann beträchtlich bis zum Anfang der vierziger Jahre, hält sich des weiteren während zweier Decennien auf fast völlig constanter Höhe, um dann später erst langsam, aber höchst rapide anzuwachsen, so daß sie bald nach dem Kriege den Stand von 1830 erreicht und überschreitet, gegenwärtig aber, nach zehn Jahren, noch um die Hälfte größer sich darstellt. Indessen geben diese Zahlen doch insofern kein richtiges Bild von dem Studireifer des deutschen Volkes, als sich im Laufe jener fünfzig Jahre die Bevölkerung des Reiches ganz wesentlich vermehrt hat, von kaum 30 auf mehr als 46 Millionen

Tabelle 2.

Absolute und relative Zahl der Studenten auf den deutschen Universitäten.

Periode	Zahl der Studenten	Ungefähre Bevölkerung des jetzigen Deutschen Reichs.	Zahl der Studenten auf je 100 000 Einw.
1830 — 1832	14 808	29 872 000	50
1833 — 1835	12 014	30 581 000	40
1836 — 1838	11 511	31 676 000	37
1839 — 1841	11 454	32 785 000	35
1842 — 1844	11 500	33 751 000	34
1845 — 1847	11 865	34 596 000	34
1848 — 1850	11 972	35 195 000	34
1851 — 1853	12 521	35 681 000	35
1854 — 1856	12 051	36 112 000	33
1857 — 1859	11 909	37 091 000	32
1860 — 1862	12 449	38 127 000	32
1863 — 1865	13 435	39 271 000	34
1866 — 1868	13 739	40 120 000	34
1869 — 1871	13 410	40 816 000	33
1872 — 1874	15 972	41 962 000	38
1875 — 1877	17 168	43 220 000	39
1878 — 1880	20 027	44 701 000	45
1881 — 1883	23 207	46 074 000	50

(trotz der auf mehrere Millionen sich belaufenden Auswanderung). Man muß diese Volkszunahme in Rücksicht nehmen und fragen, wie viel Studirende auf eine gleich große Menge Einwohner, etwa auf deren hunderttausend, in den verschiedenen Perioden gekommen sind. Diesem Zwecke dienen die beiden letzten Spalten obiger Tabelle, und man kann aus ihr zweierlei ersehen: erstens, daß der Abfall der Studentenzahl in den späteren dreißiger Jahren ein ganz gewaltiger war, von 50 auf 34 Studenten pro 100 000 Einwohner; und zweitens, daß zwar seit dem französischen Kriege ein mächtiger Aufschwung stattgefunden hat, daß aber eben jetzt erst, in den achtziger Jahren, die relative Studentenziffer von 1830 wieder erreicht ist. Man muß also den Schluß ziehen, daß entweder die Zahl von 50 auf 100 000 keine abnorm hohe sei, oder daß sowohl gegenwärtig wie damals besondere Verhältnisse vorlagen, welche dem akade-

mißchen Studium eine ausnahmsweise große Zahl junger Leute in die Arme führen. Man wird nicht lange zögern dürfen, sich für die letztere Alternative zu entscheiden. Was nämlich die Gegenwart betrifft, so ist namentlich die auf den industriellen Prach gefolgte Zeit der Erschlaffung von Handel und Gewerbe die Ursache gewesen, daß viele Väter, die sonst die Fahne des kaufmännischen Berufes in ihrer Familie hochgehalten haben würden, es nunmehr vorzogen, ihre Söhne lieber Geistliche, Juristen, Ärzte oder Lehrer, wenn nicht gar Akademiker von einer dieser Branchen werden zu lassen. Auch brachte die Neuorganisation der Verhältnisse ganz naturgemäß theils das Entstehen vieler neuer, theils das Freiwerden zahlreicher alter Stellen mit sich. Dazu kommt, daß die „studierten“ Berufe jetzt endlich anfangen, die ihnen gebührende pecuniäre und Ehrenstellung in der Gesellschaft einzunehmen, so daß dem, welcher das Opfer fünf- bis achtjähriger Studienzzeit bringt, während deren er seinem Vater zur Last fällt, dann wenigstens durch den Gewinn einer geachteten und, wenn auch nicht glänzend, so doch auskömmlich besoldeten Stelle entschädigt wird. Andererseits waren es die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, in denen das geistige Leben Deutschlands, man mag über die Richtung, welche es einschlug, und die Früchte, welche es getragen hat, denken wie man wolle, sich äußerst rege entfaltete. Deutschland war damals, um mit Lavisse zu reden, in seiner geistigen Heroenperiode: der philosophische Gedankenbau Immanuel Kants hatte alle empfänglichen Köpfe inspirirt; Beethoven brach der Tonkunst eine neue Bahn, die Bahn des Kampfes und Sieges, die Bahn himmelanstürmender Ideen; Goethe war auf dem Gipfelpunkt seiner genialen Kraftentfaltung angelangt; Hegel und Schelling führten ihren zahllosen Jüngern das Bild der Welt vor Augen, wie es in ihren Köpfen sich darstellte. Und da die Politik der Regierungen die weitgehenden Hoffnungen des deutschen Volkes vernichtet hatte, warf sich sein Eifer auf das speculative Leben, auf das Gebiet der Abstraction, das ihm bei der Theilung der Erde gleichsam zugefallen zu sein scheint, und dem es stets neue Schätze abzuringen versteht. So wurde es einem Schleiermacher leicht, die Theorie der wissenschaftlichen Kultur zu schreiben und der Universität die Entwicklung des philosophischen Geistes in seiner allgemeinen, allumfassenden Natur als Lebensaufgabe hinzustellen. Als dann in den vierziger Jahren sich zeigte, daß all' dies Philosophiren für das praktische Leben keine greifbaren Früchte zeitigte, als es in den Gemüthern zu gähren begann, da war es natürlich, daß die Stätten ruhigen, wissenschaftlichen Thuns sich entvölkerten, um erst dann ihren früheren Glanz wiederzugewinnen, als das Gewünschte nach innen und außen erreicht, als nicht nur die Freiheit, sondern auch die Einheit errungen war.

IV.

Nachdem wir die Gesamtheit betrachtet, wollen wir nun zu den einzelnen Facultäten übergehen. Die Tabelle 3 giebt einen kurzen Auszug aus den bezüglichlichen Zahlen und zwar ist, was für unseren Zweck vollkommen genügt, jedes sechste Semester ausgewählt worden, vom Wintersemester 1830—31 angefangen, bis zum Wintersemester 1881—82, schließlich aber auch noch das darauf folgende Wintersemester 1882—83, das letzte, für welches vollständige, controlirte Zahlen augenblicklich vorliegen. Die Tabelle enthält dann noch weitere fünf Spalten, aus denen man ersehen kann, welchen procentischen Antheil in den betreffenden Semestern die einzelnen Facultäten am Gesamtstudium hatten.

Diese Tabelle ist äußerst lehrreich. Wie das Urpendel oder die Wasserwelle nicht zur Ruhe gelangen, wie jenes, am Ruhepunkt angelangt, noch auf der anderen Seite weit über ihn hinaus-schwingt, und wie diese, nicht befriedigt, wenn sie zur Ebene sich abgeflacht hat, sich tiefer hinein-senkt, bis aus dem Wellenberge das Wellenthal geworden ist — so verhält es sich auch im menschlichen Leben. Und die Ursache ist die gleiche im Reiche der Natur und im Reiche des Geistes. Es ist die sogenannte Träg-

heit, oder, um einen weniger vorwurfsvollen Ausdruck anzuwenden, das Beharrungsvermögen, welches Materie und Geist in gleicher Weise beherrscht. Ein Berufszweig steht leer, und mit Recht wirft sich der menschliche Geist auf diesen. Aber kraft seines Beharrungsvermögens thut er das auch dann noch, wenn durch den ungewöhnlichen Zubrang es dahin gekommen ist, daß längst alle Lücken ausgefüllt sind. Nun erst wird er sich des Anachronismus bewußt, in den er verfallen, und es folgt die Reaction, um so kräftiger, je verspäteter sie zum Ausbruch gelangt, und meist so übertrieben kräftig, daß das geschilderte Spiel von neuem sich wiederholt. Indessen wie das Pendel kraft seines Beharrungsvermögens die Uhr regulirt, wie das Auf- und

Tabelle 3.
Die Stärke der Facultäten.

Semester	Kath.	Ev.	Jur.	Med.	Phil.	Procentantheil				
	Theol.	Theol.				a.	b.	c.	d.	e.
1830—31	1800	4221	4551	2523	2490	12	27	29	16	16
1833—34	1286	3173	3718	2658	2262	10	24	28	20	18
1836—37	907	2460	3063	2392	2465	8	22	27	21	22
1839—40	977	2282	3332	2280	2530	9	20	29	20	22
1842—43	962	2177	3326	1969	2867	9	19	29	18	25
1845—46	1057	2071	3613	1896	3059	9	18	31	16	26
1848—49	1278	1768	3917	1725	2960	11	16	32	15	26
1851—52	1326	1631	4487	2173	2758	11	13	36	17	23
1854—55	1191	1765	4016	2381	2220	10	15	33	20	20
1857—58	1218	2257	3038	2149	3230	10	19	25	18	27
1860—61	1209	2450	2448	2172	3901	10	20	20	18	32
1863—64	1119	2449	2817	2491	4253	9	19	21	19	32
1866—67	1094	2290	3184	2637	4218	8	17	24	20	31
1869—70	940	2106	3011	3016	4650	7	15	22	22	34
1872—73	862	1931	3787	3704	5238	6	12	24	23	34
1875—76	745	1565	4537	3341	6452	5	9	27	20	39
1878—79	669	1751	5105	3547	7963	4	9	27	19	42
1881—82	695	2787	5297	4795	9591	3	12	23	21	41
1882—83	757	3168	5298	5539	9455	3	13	22	23	39

Abwogen des Meeres den Menschen, der sich in seine Fluthen stürzt, erfrischt, so hat auch die Trägheit des Menschen in der Wahl seines Studiums ihr Gutes. Sie bringt einen frischeren Zug in dasselbe hinein, die Concurrenz regt den Eifer an, und die Zeit der Stagnation läßt im Stillen neue Kräfte erstehen.

Die katholische Theologie ist von der Höhe, die sie im Jahre 1830 hatte, rapide gesunken, mit einer kurzen, in die Jahre 1845 bis 1858 fallenden Unterbrechung. Im Jahre 1878 war sie auf die minimale Ziffer von 669 gefallen, bei einer katholischen Bevölkerung des Deutschen Reiches von etwa 18 Millionen. Die Ursachen dieser Erscheinung sind zur Genüge bekannt; und gegenwärtig, wo der kirchenpolitische Horizont sich wenigstens einigermaßen aufgeheitert hat, beginnt die Zahl der katholischen Theologen, allerdings langsam, aber doch sichtlich zu steigen. Uebrigens ist zu beachten,

daß die Zahlen für diese Facultät nicht mit den übrigen Facultäten vergleichbar sind, weil ein großer Theil der katholischen Theologen außerhalb der staatlichen Hochschulen seine Vorbildung empfängt.

Die evangelische Theologie befand sich 1830 auf einem Wellenberge und ist einem ebensolchen augenblicklich wieder ganz nahe. Zwischen beiden erblickt man, in das Jahr 1851 fallend, ein Wellenthal, welches sich durch besondere Tiefe auszeichnet. Man erzieht dies schon daraus, daß es damals, trotz der überwiegenden evangelischen Bevölkerung, kaum mehr evangelische als katholische Theologen gab. Jetzt, im Jahre 1884, kommt auf je 8000 evangelische Einwohner ein Student der evangelischen Theologie. Bedenkt man, daß den vier Studienjahren ebensoviele Decennien Berufsthätigkeit folgen — die durchschnittliche Lebensdauer der Weißlichen ist nach den Untersuchungen der modernen Statistik eine sehr hohe, — so findet man, daß die nächste Zeit schon für weniger als tausend Personen einen Seelforger zur Verfügung haben wird.

Die juristische und die medicinische Facultät müssen gemeinschaftlich betrachtet werden: sie gleichen zwei Personen, die sich an den beiden Enden einer Wippe befinden; während der Eine sich aufwärts bewegt, bewegt sich der Andere abwärts. Der Procentanteil, den Juristen und Mediciner zusammengenommen an der Gesamtsumme der Studirenden genommen haben, ist sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre ziemlich gleich geblieben: er schwankt bloß zwischen 40 und 50 Procent. Aber im ersten Drittel dieses Zeitraumes trugen die Juristen den Löwenanteil hieran

Tablelle 4.
Procentfuß der Durchgefallenen im Assessor-Examen.

1841 — 1850	25%	1866 — 1870	22%
1851 — 1855	36%	1871 — 1875	9%
1856 — 1860	31%	1876 — 1880	12%
1861 — 1865	23%	1881 — 1883	20%

davon und wiesen beispielsweise in den Jahren 1848 bis 1852 mehr als doppelt so viele Mitglieder auf als die Mediciner: seit 1860 hingegen sind letztere den Juristen mit Macht auf den Leib gerückt und im letzten der hier registrierten Semester sogar auf's Dach gestiegen. Augenblicklich haben sie jene schon ganz beträchtlich überholt; und es scheint, daß sie für die nächste Zeit noch einen weiteren Vorsprung gewinnen werden. Ist doch die Zahl der praktischen Aerzte noch immer eher klein als groß, wenn man das ganze Land, und namentlich das platte Land betrachtet; in den Großstädten mag die wünschenswerthe Grenze freilich meist schon erreicht sein. Andererseits feierte vor kurzem ein Jünger der Themis mit nicht ungemischten Empfindungen seine Ernennung zum tausendsten Assessor im preussischen Staate: und er wird sich einige Zeit hindurch, wenn er es nicht vorzieht, den Staatsdienst zu verlassen, mit der Freude begnügen müssen, in die Reihen seiner Vordermänner — und wohl auch Hintermänner — Breschen geschossen zu sehen. Immerhin kann er noch von Glück sagen, daß er das Examen bestanden. Denn mit dem Zubrang zur juristischen Laufbahn steigt die Schwierigkeit der Staatsprüfung in directem Verhältnis. Die Statistik läßt das völlig zahlenmäßig erkennen. Wie man nämlich aus Tablelle 4 ersieht, war die Procentzahl der Durchgefallenen im Laufe der letzten vierzig Jahre überaus beträchtlichen Schwankungen unterworfen. Am größten war sie in den fünfziger

Jahren, wo der Andrang ein sehr starker war; sie sank dann ganz stetig bis zum Jahre 1875, wo in Folge der neuen Gerichtsorganisation, welche in Vorbereitung begriffen war, zahlreiche Kräfte sich erforderlich machten; um jetzt, wo das Angebot die Nachfrage wiederum kolossal übersteigt, auch ihrerseits wieder rapide in die Höhe zu gehen. Da man nun nicht annehmen kann, daß verschiedene Generationen sich durch eine verschiedengradige Befähigung für die Rechtswissenschaft auszeichnen, so hat man in diesen Schwankungen eine natürliche, theils bemerkt von Seiten der Examinatoren ausgeübte, theils aber selbstthätig sich vollziehende Regulation zu erblicken.

Tabelle 5.
Vertheilung der Rechtsanwälte im Deutschen Reich.

Nr.	Oberlandesgerichtsbezirk	Einwohner (in Tausend)	Anwälte	Personenzahl auf einen Anwalt (in Tausend)
1	Kostock	677	201	3,3
2	Hamburg	709	195	3,6
3	Dresden	2973	516	5,8
4	München	1380	205	6,7
5	Braunschweig	349	45	7,8
6	Frankfurt (Main)	978	125	7,8
7	Darmstadt	936	117	8,0
8	Jena	1186	143	8,0
9	Kassel	822	90	9,1
10	Berlin	3389	362	9,4
11	Celle	2272	216	10,5
12	Augsburg	908	84	10,8
13	Hamm	2457	208	11,8
14	Köln	3501	289	12,1
15	Stuttgart	1971	160	12,3
16	Karlsruhe	1570	124	12,7
17	Nürnberg	1144	88	13,0
18	Kiel	1127	85	13,3
19	Bamberg	1175	86	13,7
20	Raumburg	2574	188	13,7
21	Stettin	1540	116	14,5
22	Zweibrücken	677	44	15,3
23	Breslau	4008	260	15,4
24	Marienwerder	1339	84	15,9
25	Königsberg	1934	117	16,5
26	Posen	1770	102	17,4
27	Elbenburg	299	16	18,7
28	Colmar	1567	60	26,1

Was übrigens die Rechtsanwaltschaft betrifft, so herrscht doch insofern vielfach eine irrende Ansicht, als dieses Berufsfach keineswegs in allen Theilen des Deutschen

Reich gleichmäßig und zur Genüge besetzt ist. Es verhält sich einmal hier ähnlich wie bei den Ärzten: die kleineren Orte sind noch vielfach vernachlässigt; aber auch der Vergleich ganzer Landesgebiete ergibt namhafte, zum Theil sogar gewaltige Unterschiede. In der hier folgenden Tabelle 5 sind die 28 deutschen Oberlandesgerichtsbezirke zusammengestellt, mit Angabe ihrer Einwohnerzahl (in Tausenden), ihrer Anwälte (zu Anfang des Jahres 1884/85) und der Personenzahl, auf welche ein Anwalt kommt (ebenfalls in Tausenden). Mit dem anwaltreichsten Bezirke (Moskau) beginnt die Tabelle, mit dem anwaltärmsten (Elsaß-Lothringen) schließt sie ab; in jenem giebt es verhältnißmäßig acht Mal so viel Anwälte wie in diesem. Ist nun auch zu berücksichtigen, daß je nach der Organisation der Rechtspflege in den verschiedenen deutschen Staaten ein verschiedenes großes Arbeitsfeld für die Anwälte vorliegt, so bleibt doch zweifellos, daß namentlich Ostdeutschland in dieser Hinsicht noch aufnahmefähig ist.

Am gewaltigsten ist der Aufschwung, den die philosophische Facultät seit 1830 genommen hat. Damals eines der schwächeren Glieder der Universität, hat sie jetzt alle anderen Facultäten weit überflügelt und umfaßt nahezu die Hälfte aller Studierenden. Sie hat diese Höhe zum großen Theile auf Kosten der theologischen Facultät erreicht. Diese letztere war in früheren Jahrhunderten und theilweise selbst noch zu Anfang des unsrigen nicht nur dem Plaze nach, wie dies sich noch bis heutzutage erhalten hat, sondern auch an Ansehen, Besoldung und Beliebtheit die erste der Facultäten, sodaß Viele, welche nicht die Absicht hatten, Theologen zu werden, sich doch zeitweilig oder dauernd in ihr einschreiben ließen. Auch die Universitätslehrer zogen sie der philosophischen Facultät vor und es geschah nicht selten, daß ein Mitglied der letzteren zur ersteren überging, sobald dort eine Stelle frei wurde. Die ganze, große Schaar der angehenden Hauslehrer gehörte damals der theologischen Facultät an; jetzt wendet sich mindestens die Hälfte derselben der Philosophie zu. Dazu kommt die Bedeutung, welche in den letzten Decennien die Naturwissenschaften gewonnen haben. Die Studierenden dieser Disciplinen bildeten 1830 noch einen geradezu verschwindenden Bruchtheil der akademischen Jugend. Wie sich das geändert hat, ergibt sich aus der kleinen Tabelle 6., welche zahlenmäßig nachweist, welchen procentlichen Antheil in verschiedenen Jahren die Jünger der „Geisteswissenschaften“ und diejenigen der Naturwissenschaften an der gesammten philosophischen Facultät hatten.

Tabelle 6.

Verhältniß der Geistesforscher und Naturforscher innerhalb der philosophischen Facultät.

Jahr	Zahl der zu Grunde gelegten Universitäten	Geistesforscher	Naturforscher
		(in Procenten)	
1841	13	86,4	13,6
1851	12	80,1	19,9
1861	15	82,1	17,9
1871	19	76,8	23,2
1881	20	62,9	37,1

Während also die Naturwissenschaftler 1841 noch nicht den siebenten Theil aller Philosophen ausmachten, kommt jetzt ein starkes Drittel auf sie. Und während die

Zahl der Geistesforscher seit vierzig Jahren sich etwa verdreifacht hat, ist die der Naturforscher in dem gleichen Zeitraum auf das Fehnfache gestiegen. Hier offenbart sich der mächtige Einfluß, den die großen Mathematiker und Naturforscher, den ein Gauß und ein Humboldt, Liebig und Wöhler, Riemann und Jacobi auf den Aufschwung ihrer Disciplinen ausgeübt haben. Dazu kommt das Aufstreben der höheren Realschulen auf dem pädagogischen Schauplatz und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal wurden hierdurch zahlreiche neue mathematische und naturwissenschaftliche Lehrkräfte erforderlich; andererseits lieferten die gedachten Schulen selbst, indem ihnen die Pforten der Universität wenigstens für einige Fächer (Mathematik, Naturwissenschaften und neuere Sprachen) sich öffneten, neues akademisches Material. Wie gewaltige Dimensionen dieser Zuzug sehr bald annahm, läßt die Tabelle 7 erkennen, welche die Realabiturienten den Gymnasialabiturienten gegenüberstellt

Tabelle 7.

Real- und Gymnasialabiturienten auf den deutschen Universitäten.

Jahr	Real- abiturienten	Zur Universität gehende		Procentantheil der Erstern
		Real- Abiturienten	Gymnasial- Abiturienten	
1869	256	4	1897	0,2
1870	419	5	2473	0,2
1871	309	15	1475	1,0
1872	425	45	2050	2,2
1873	482	89	2054	4,2
1874	514	133	1897	6,6
1875	499	115	2040	5,4
1876	532	191	2202	7,9
1877	597	248	2230	10,0
1878	662	300	2332	11,3
1879	678	333	2474	11,9

Nachdem also im Jahre 1870 das bezügliche Rescript erlassen worden war, vergingen zwar anfangs noch ein paar Jahre, ehe das Publikum in erheblicher Weise davon Gebrauch machte; um so schneller schwall aber der Strom seit 1873 an, derart, daß jetzt fast die Hälfte aller Realabiturienten der Universität sich zuwendet, und daß dieselben fast den achten Theil der gesammten, den Universitäten zuschießenden Studentenschaft ausmachen. Was das heißen will, begreift man, wenn man bedenkt, daß die den Realschülern offenen Fächer selbst nur etwa den vierten Theil der akademischen Jugend umfassen, daß also, wie ein einfaches Rechenexempel ergibt, so ziemlich ebenso viele Real- wie Gymnasialabiturienten jene Fächer cultiviren. Und das im Laufe eines einzigen Jahrzehnts. Hier stehen wir vor einem der wichtigsten und schwierigsten Conflict. Einerseits ist die philosophische Facultät überfüllt, und die aus ihr hervorgehenden Leute müssen, selbst wenn sie die Prüfung gut bestanden haben, in einigen vollen Deutchlands lange Zeit auf Staatsanstellung warten. Man hätte also vollen Grund, den Strom wieder einzudämmen und das den Realschülern geöffnete Thor wieder zu schließen. Andererseits aber läßt sich nicht leugnen, daß die Realschüler für die in Rede stehenden Wissenschaften oft besser vorbereitet sind, als die Gymnasialabiturienten, und daß es daher unbillig wäre, sie zurückzuweisen. Am besten

wird auch hier die Selbstregulation menschlicher Verhältnisse das Uebel beseitigen, und die neuesten Kataloge lassen in der That, wenn nicht eine Abnahme, so doch ein Gleichbleiben der Frequenz der philosophischen Facultät erkennen.

V.

Das Bild, welches die vorstehenden Angaben in kurzen Umrissen von den Facultäten und insbesondere von der philosophischen Facultät entwerfen, würde ein unvollständiges sein, wenn wir nicht am Schlusse dieses Capitels unseren Blick noch auf die, der Universität zur Seite stehenden praktischen Hochschulen wendeten. Dahin gehören die Bergakademien von Berlin (für das Königreich Preußen) und Freiberg (für das Königreich Sachsen); die land- und forstwirtschaftlichen Hochschulen, deren es jetzt inclusive der mit Universitäten verbundenen acht in Deutschland giebt, nämlich

Berlin	} im preussischen Staate;
Breslau	
Eberswalde	
Poppelsdorf	
Halle	
Charandt im Königreich Sachsen;	
Ashaffenburg im Königreich Bayern und	
Hohenheim " " Württemberg	

(außerdem ist an der Universität Gießen in ausgiebiger Weise für diese Studien gesorgt); und drittens die, meist Gewerbe- und Bauakademien in sich vereinigenden Polytechnika. Es giebt deren neun, und zwar drei im preussischen Staate und je eine in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen und Braunschweig. Wie sich diese Anstalten in den letzten fünfzig Jahren, denen sie zum größten Theil erst ihre Entstehung verdanken, entwickelt und welcher Frequenz sie sich zu erfreuen gehabt haben, läßt sich aus der Tabelle 8 ersehen, welche, um die Polytechnika gleich zu erledigen, schon hier folgt, obgleich von den Universitäten, individuell betrachtet, erst später die Rede sein soll.

Tabelle 8.
Frequenz der technischen Hochschulen seit 1833.

Durchschnitt der Jahre	Dresden	Karlsruhe	Stuttgart	Hannover	Berlin	München	Darmstadt	Nachen	Braunschweig	Summe
1833—43	268	341	300	168	—	—	—	—	—	(1500)
1843—53	261	363	252	297	524	—	—	—	—	(1900)
1853—63	261	652	223	380	642	—	—	—	—	(2200)
1863—69	402	532	583	402	945	369	—	—	—	(3500)
1869—72	366	426	653	358	1067	645	182	300	—	3997
1872—75	365	579	752	612	1343	1232	214	451	137	5685
1875—78	605	576	681	828	1613	1181	241	423	168	6316
1878—81	622	395	616	539	1212	949	187	232	191	4944
1881—82	777	299	551	354	859	821	177	180	208	4226

In der letzten, die Gesamtfrequenz angegebenden Spalte haben die ersten, eingeklammerten Zahlen nur approximative Bedeutung, weil ihnen die in den vorhergehenden Spalten nicht registrierten Zahlen mit eingerechnet werden mußten, welche die Frequenz der Berliner und der Braunschweiger Anstalt vor deren eigentlicher Constituierung als technische Hochschulen (resp. Bau- und Gewerbeschulen) betreffen. Immerhin erkennt man ganz deutlich zweierlei: erstens, daß die Frequenz der Polytechnika in Deutschland in den Jahren 1833 bis 1878 sich ganz kolossal, nämlich auf das Vierfache gesteigert hat; und zweitens, daß auf diese Steigerung die natürliche, ja vielleicht sogar eine übernatürliche Reaction, bestehend in einer starken Abnahme der Frequenz, gefolgt ist. Natürlich ist diese Reaction, insofern der vorhergegangene starke Zubrang zu dem Bau- und Ingenieurfache nicht nur diese Fächer sowohl hinsichtlich der staatlichen wie in Bezug auf die privaten Stellen hinreichend versorgt, sondern auch zahlreiche überschüssige Kräfte, welche auf Anstellung warten müssen, erzeugt hat. Wir finden also hier dieselbe Erscheinung wieder, welcher wir überall, bei den Richtern und Anwälten, bei den philologischen und naturwissenschaftlichen Lehrern, in schwachen Anfängen auch bei den Ärzten, nur nicht bei den Geistlichen begegnet sind. Es ist ein allgemeines Drängen nach den „gebildeten“ und den Anschauungen der modernen Zeit entsprechenden Berufsgruppen, und Niemand will sich

Tabelle 9.

Die Zahl der Pharmaceuten in den letzten 50 Jahren.

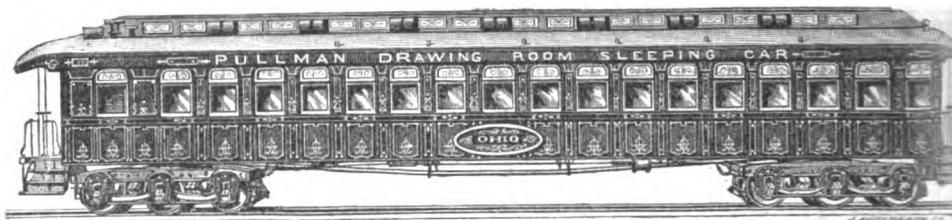
Periode	Zahl	pro 100 000 Einwohner	Periode	Zahl	pro 100 000 Einwohner
1831 — 1836	249	0,74	1862 — 1866	464	1,18
1837 — 1841	288	0,89	1867 — 1871	477	1,17
1842 — 1846	339	0,99	1872 — 1876	611	1,44
1847 — 1851	361	1,02	1877 — 1881	697	1,56
1852 — 1856	381	1,06	1881 — 1882	713	1,55
1857 — 1861	465	1,24	1882/83	773	1,67

in einer zwar bescheideneren, aber nicht minder ehrenvollen Stellung halten lassen — eine Erscheinung, die geeignet wäre, triibe Ahnungen für die Zukunft zu erwecken, wenn sich nicht eben auch hier zeigte, wie auf natürlichem Wege dafür gesorgt wird, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und so ist andererseits, um den Faden wieder aufzunehmen, die Abneigung gegen das polytechnische Studium in den letzten Jahren zu groß geworden. Haben doch einige, mit großen Kosten eingerichtete Anstalten binnen Kurzem, wie beispielsweise Aachen, den größeren oder einen großen Theil ihrer Hörer verloren, und lag doch bei Darmstadt schon mehrmals die Absicht vor, aus Mangel an Studenten die Anstalt gänzlich eingehen zu lassen. Inzwischen ist auf diesem Gebiete eine bisher so gut wie ungelante Disciplin, die Elektrotechnik, aufgetaucht, und bei dem allgemeinen Interesse, welches für diese sich in fast allen Kreisen der Bevölkerung kund giebt, ist zu hoffen, daß sie dazu beitragen wird, die polytechnischen Hochschulen von neuem zu bevölkern. Außerdem giebt es einen Zweig des akademischen Studiums, der sicherlich eher auf das Polytechnikum als auf die Universität gehört: die Pharmacie. Die Pharmaceuten stehen gegenwärtig auf den Universitäten ziemlich isolirt da, schon dadurch, daß ihnen das Zeugniß der Reife

mangelt oder wenigstens nicht abgefordert wird. An den Polytechniken aber würden sie ein statisches und ebenbürtiges Glied bilden. Sind sie doch, wie die Tabelle 9 lehrt, in den letzten 50 Jahren auf die dreifache Stärke gestiegen, so daß sie jetzt über 3 Procent der Studentenschaft und über 8 Procent der Philosophen ausmachen. Ihre absolute Zahl von 773 im Wintersemester 1882/83 ist ebenso unnatürlich hoch, wie das bei den Juristen und Philosophen der Fall war. Da nämlich die Zahl der Apotheken in Deutschland auch nach der neuerlich vielfach stattgehabten Vermehrung noch nicht 5000 erreicht (auf 10 000 Einwohner durchschnittlich eine), so kann man sich, das Lebensalter der Apotheker zu 55 Jahren gesetzt, leicht ausrechnen, daß schon zwei Drittel jener Zahl ausreichen würden, um den Bedarf an Apothekenbesitzern und Gehülfen zu decken. Die übrigen 200 Aspiranten müssen warten. Freilich ist der Besitz einer Apotheke bekanntermaßen etwas, was einiges Warten verlohnt. Und andererseits bringt es eben dieser große Verdienst, den die Apotheke abwirft, mit sich, daß sich viele Besitzer schon verhältnismäßig frühzeitig in den Ruhestand zurückziehen und auf diese Weise den Aspiranten den Platz räumen.

(Schluß folgt.)





Illustrierte Bibliographie.

Geographische Umschau.



ine Familienreise von 14000 Meilen in die Tropen und durch die Regionen der Passate, ausgeführt und geschildert von Lady Annie Drassey. Frei überfetzt von A. Helms. Mit 290 Illustrationen und 7 Karten. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Es ist uns selten eine originellere und anschaulichere Reisebeschreibung in die Hände gekommen als diese Familienreise an Bord der Yacht „Sunbeam“. Die Verfasserin, durch die früher erschienenen Schriften „Sonnenschein und Sturm im Osten“ und „Eine Segelfahrt um die Welt“ bereits vortheilhaft bekannt, schildert hier in der Form eines Tagebuches ihre in den Monaten September bis December 1883 auf dem Atlantischen Ocean unternommenen Fahrten; wir lernen namentlich Madeira, Trinidad, Venezuela, Jamaica, die Bahamas, Bermuda und die Azoren kennen. Es scheint, als sei der muthigen Reisenden nichts entgangen, als sei sie im Stande, mehr als andere Menschenkinder in so kurzer Zeit nicht bloß mit dem leiblichen, sondern auch mit dem geistigen Auge zu erfassen. Dabei ist ihr Geplauder so liebenswürdig und so ohne jede Künstelei, daß wir mit großem Bedauern das Buch nach beendigter Lectüre bei Seite legen. Die zahlreich eingestreuten Bilderchen, von denen wir einige Proben zu geben vermögen, zeichnen sich durch eine gewisse Zierlichkeit aus, während die Ritzchen mit ihrem reichen Blumenschmuck geradezu stil- und geschmackvoll ausgestattet sind. Auf S. 106 begegnet uns das wohl getroffene Portrait des Prinzen Heinrich von Preußen, und wir können es uns nicht versagen, die Bemerkung hierher zu setzen, welche die Verfasserin über ihren hohen Gast äußert: „Prinz Heinrich ist ein Eecmann nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach, einer, dem es mit seinem Berufe wirklich Ernst ist. In seiner Stellung als Lieutenant bezieht er die Wache, wie jeder Andere auch, und entwickelt den größten Eifer beim Drillen und Exerciren der Mannschaften. Capitain von Sedendorf versichert, er sei unter Allen an Bord der strammste im Dienst und gehe seinen Kameraden, bei welchen er sich einer großen Beliebtheit erfreut, mit dem allerbesten Beispiele voran. Von Sr. Königl. Hoheit

wie auch von den übrigen Herren erfahren wir viele Freundschaften u. s. w.“ Wir sind überzeugt, daß sich das Buch der Lady Brassey recht viel Freunde erwerben wird.

Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder, das Land und seine Bewohner in Schilderungen von Ernst von Hesse-Warregg. Mit gegen 300 Abbildungen. 2. Auflage. Leipzig, Gustav Weigel.

Der Verfasser, ein geborener Wiener, ging schon frühzeitig auf Reisen, besuchte zunächst Westindien und Nordamerika, wo er 1876 namentlich die Rocky Mountains eingehender durchstreifte; 1880 führte ihn seine Reiseroute nach Nordafrika, wo er Marokko, Algerien und Tunesien besuchte. Nach einem kurzen Aufenthalt in London begab er sich 1882 schon wieder nach dem nordamerikanischen Continent, um die Hudsonsbayländer und die Gebiete der Assiniboine und Saskatchewan zu durchwandern.



Aktis, Tänze aufführend.
Aus: Brassey, Eine Familienreise. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.)

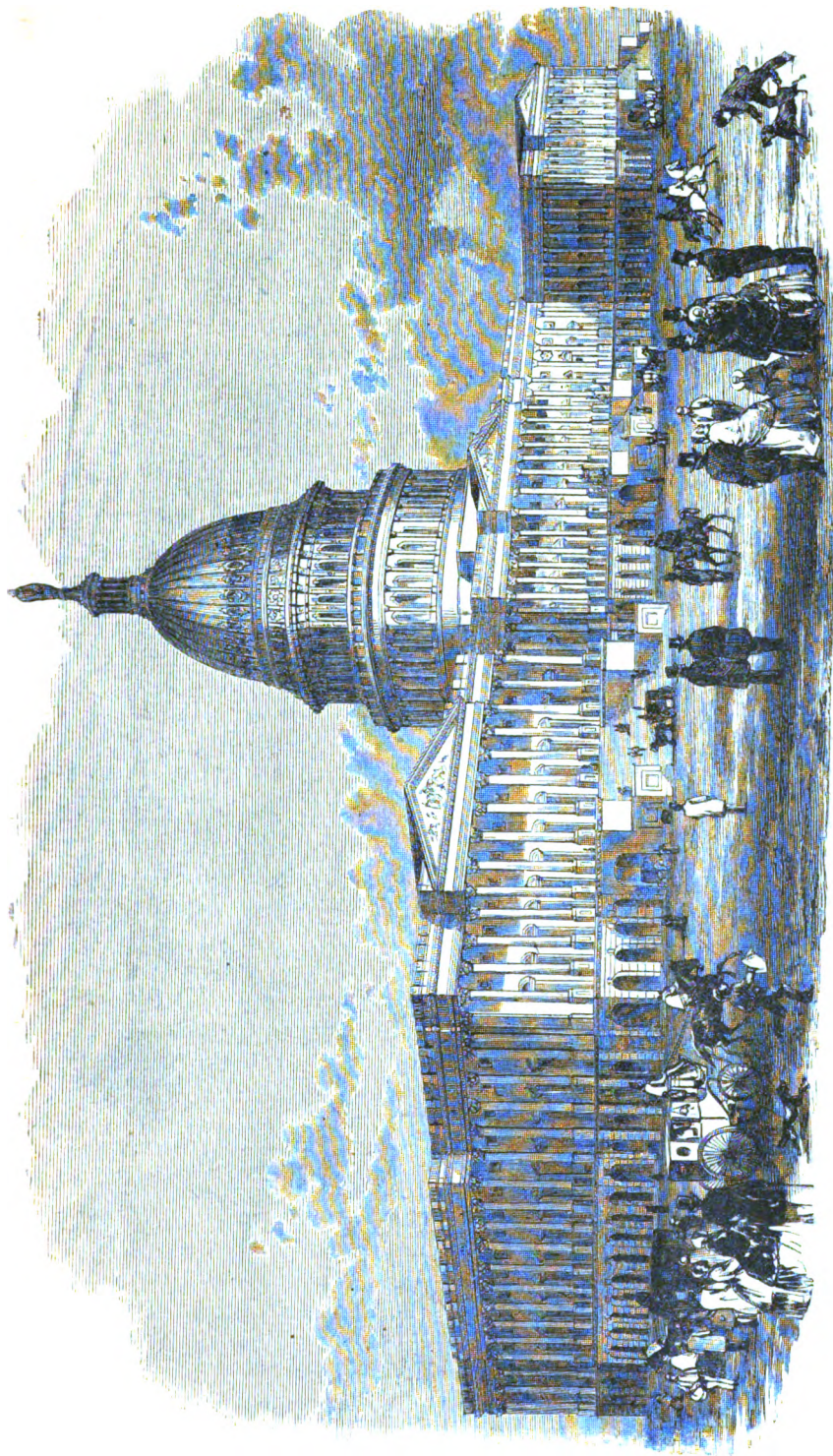


Im Sunbeam-Theater.
Aus: Brassey, Eine Familienreise. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.)

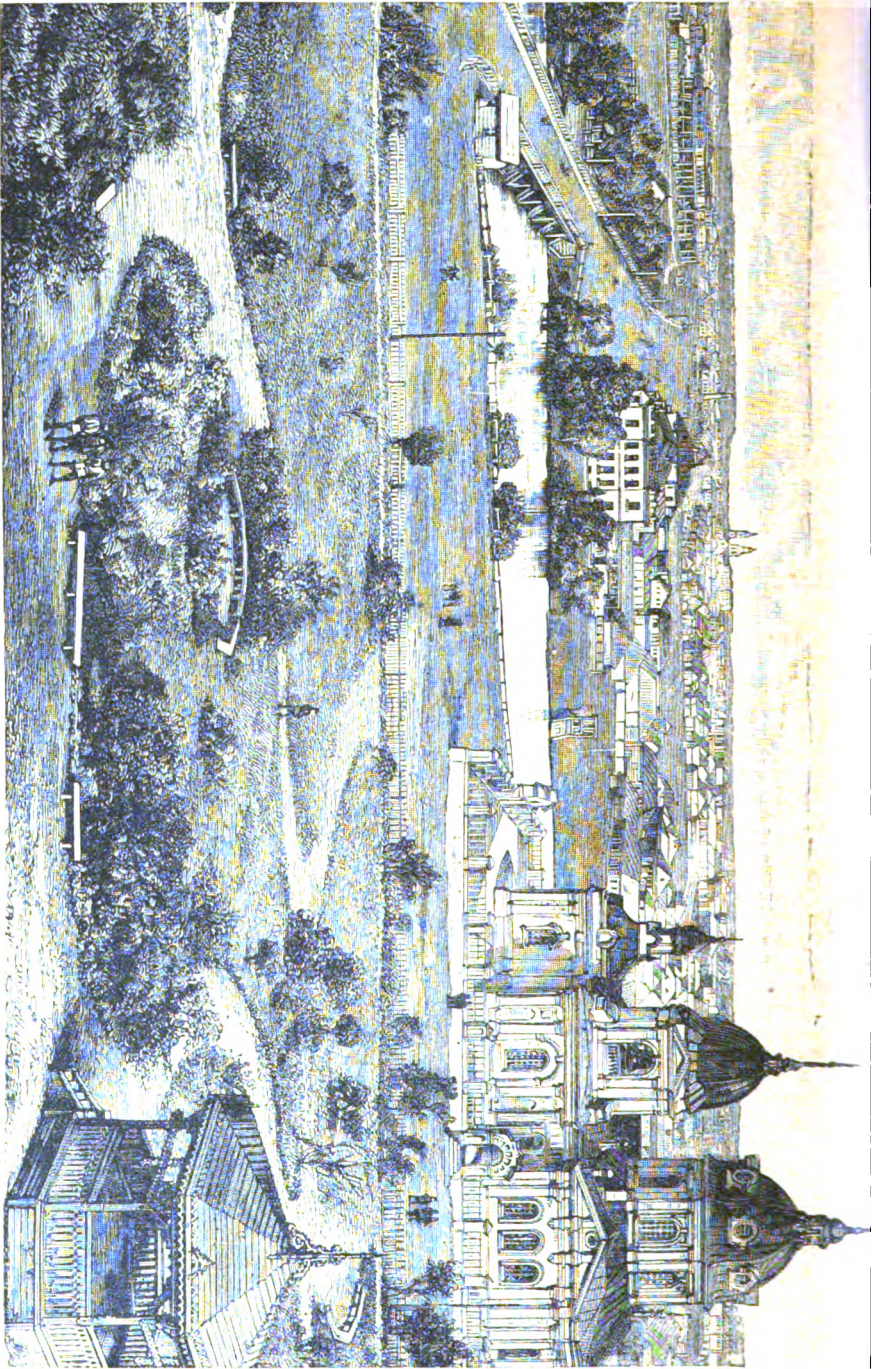
Nachdem er noch mehrere Monate in Canada und Manitoba verbracht hatte, kehrte er nach London zurück. Schließlich unternahm er im Winter 1883—1884 eine Reise durch Virginien, Georgien, Florida und die anderen Südstaaten, endlich nach Texas



Watkins-Glen: Die Regenbogenfälle.
Aus: v. Hesse-Wartegg,
Nordamerika.
(Leipzig Gustav Weigel.)



Washington: Das Capitol.
Aus: v. Gessle, Kunstg. Nordamerika. (Selbstg. Kunstverlag.)



**Ansicht vom Garten des Generalgouverneurs aus gesehen.
Verlag: Ganssbeck, Buchhandlung des Generalgouverneurs, Ganssbeck, Ganssbeck & Sohn.**

und Arkansas. Das vorliegende Werk, welches 1879 zum ersten Male erschien, beruht somit hauptsächlich auf eigenen Erfahrungen und Beobachtungen und unterscheidet sich dadurch gewiß vortheilhaft von modernen Sammelwerken. Es beginnt frischweg mit einer Schilderung New-Yorks: „Wie die große Metropole der neuen Welt gewöhnlich das erste Wunder ist, das der Europäer auf der Reise nach dem transatlantischen Continent von letzterem zu sehen bekommt, so sei auch das erste Capitel dieses Werkes New-York geweiht. Und wahrlich, es giebt auf der weiten Welt keinen schöneren, großartigern Einzug, als den nach New-York, dieser Pforte der neuen Welt, dieser Millionenstadt, an Größe, Reichthum und Wichtigkeit sich nur mit zwei Städten messend, mit London und Paris.“ Wir können dem Verfasser nur beipflichten, daß er dieser bedeutendsten Stadt der neuen Welt einen verhältnißmäßig weiten Raum in seinem Buche verstattet hat; der erste Band zählt 232 Seiten, und hiervon kommen auf New-York 72 Seiten. Die weitere Bände sollen in kurzer Zeit folgen. Uebrigens standen dem Verfasser auch Beiträge von Udo Prachvogel, Bret Haric, Th. Kirchhoff, Bayard Taylor u. A. zu Gebote. Die Sprache ist einfach und klar, wenn auch etwas eintönig. Die Abbildungen sind sehr gut gelungen und vortreflich ausgewählt, einige Proben mögen eine Anregung zur Lectüre geben.

Russisch Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw. Von Heinrich Lansdell. Deutsche Ausgabe, bearbeitet durch H. von Wobeser. Mit vielen Illustrationen u. s. w., sowie einem einzeln käuflichen wissenschaftlichen Anhang. Erster Band. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.



Eine Kalmücken-Schönheit.

Aus: Lansdell, Russisch-Central-Asien. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.)

Lansdell hatte schon 1879 eine Reise nach dem asiatischen Rußland unternommen und seine Erlebnisse und Erfahrungen in dem Werke „Durch Sibirien“ eingehend beschrieben. Hauptzweck des Unternehmens war die Vertheilung von Bibeln, Tractaten und anderen religiösen Schriften in den Gefängnissen und Hospitälern. Denselben Zweck verfolgte auch die zweite Reise, welche der Verfasser im Juni 1882 antrat und in etwa sechs Monaten zur Ausföhrung brachte. Er beschränkte seine Thätigkeit aber durchaus nicht auf die religiösen Ziele, sondern suchte vielmehr die von ihm durchstreiften Länderstrecken nach allen Richtungen hin wissenschaftlich zu durchforschen. Bei seinen Informationen hat er, wie er selbst angiebt, vier Quellen gehabt, nämlich persönliche Beobachtungen, die er an Ort und Stelle sorgfältig niedergeschrieben hat; eine Reihe von Unterhaltungen nach einem vorher bestimmten Plane mit Bewohnern von Centralasien; officielle Statistiken und unveröffentlichte Schriftstücke, und endlich die Literatur über sein Thema. Die Reiseroute, soweit sie im ersten Bande zur Besprechung gelangt, berührte folgende wichtigere Punkte: Den Ural, Omsk, Semipalatinsk, Sergiopol, Altin-Zmelst, Kuldscha und Verwoje. Das Buch ist für drei Klassen von Lesern bestimmt: für den „allgemeinen“ Leser, welcher wohl nur die fortlaufende Erzählung der eigenartigen Erlebnisse lesen wird; für den Studenten, welcher sich über die Geographie, Geologie, Thierwelt und den Pflanzenwuchs, sowie über die Eigenschaften der Bewohner, der Regierung, Sprache und Religion in dem bereisten Lande zu unterrichten wünscht; endlich für den Mann der Wissenschaft, der in einem auch

einzelnen käuflichen Anhang die eingehendsten Informationen über Fauna und Flora von Rußisch-Turkestan findet. Bibelkundige werden im ganzen Werke Bezugnahmen auf die biblische Geschichte entdecken, ist doch der Verfasser ebenso weit östlich von Palästina gereist wie London westlich davon liegt, und unter einer iranischen Bevölkerung, deren Gebräuche vielfach schon in den Büchern der heiligen Schrift und besonders in denjenigen Büchern geschildert werden, welche zur Zeit der Gefangenenschaft der Juden geschrieben worden sind. Landsbell hat in Centralasien biblische Gebräuche angetroffen, welche sehr gut von den Kindern Abrahams eingeführt worden sein können, wenn sich nicht etwa für sie und die entsprechenden Gewohnheiten der Juden ein gemeinsamer Ursprung nachweisen läßt. Immerhin ist es interessant, den Ausführungen des Reisenden zu folgen, wie denn überhaupt das ganze Werk ein sehr werthvoller Beitrag zur asiatischen Geographie und Ethnologie zu werden verspricht. Die Ausstattung des Buches und die demselben eingefügten Illustrationen, von denen wir einige unseren Lesern vorführen können, sind, wie immer aus dem Hirz'schen Verlage, vortrefflich.

H. J.

Der deutsche Einheitstraum.

Gerade in der Stunde einer leidenschaftlichen Discussion über Fragen politischer und wirtschaftlicher Natur möchte ich den Leser auf ein Buch hinweisen, welches ihn unablässig daran mahnen wird, daß alle Meinungsverschiedenheiten, alle Streitigkeiten des Tages ihre Verjüngung finden müssen in dem Gedanken der schwer errungenen Einheit und Größe des Reiches. Zu den preisgekrönten Werken, deren Entstehung theilweise dem Verein für deutsche Literatur verdankt wird, gehört auch die Geschichte des deutschen Einheitstraumes*) von Jastrow. Die Preisrichter waren keine Beringeren als Gneist, Scherer und Weizsäcker, und es bedarf wohl nur der Erwähnung dieser Namen, um jedes vom Referenten noch zu spendende Lob als überflüssig erscheinen zu lassen.

Jastrow wendet sich mit seinen Ausführungen an die große Masse der Gebildeten, — vorzugsweise allerdings an denjenigen Theil der Gebildeten, welche vor ernstem Nachdenken nicht zurückschrecken. Sein Buch ist, im besten Sinne des Wortes, populär, aber dabei streng wissenschaftlich: es ist weder ein literarisches noch ein publicistisches, sondern will ein historisches und staatsrechtliches Werk sein. Jastrow ist auf die Frage nach der Entwicklung des deutschen Einheitsgedankens durch seine Beschäftigung mit Pufendorf geführt worden, deren Frucht eine in Gelehrtenkreisen sehr geschätzte Abhandlung über Pufendorfs Lehre von der Monströsität der Reichsverfassung bildet. Der berühmte Publicist des 17. Jahrhunderts's fand nämlich, als er über die Verfassung des Reiches und seiner Territorien nachdachte, einen unlöslichen Widerspruch darin, „daß sowohl jeder einzelne Theil als auch ihre Gesamtheit Staat sein sollten. Wenn mehrere Staaten in ein Verhältniß mit einander treten, so könne dies nur ein völkerrechtlicher Bund, eine Bundesgenossenschaft sein; aber jeder Versuch, über Staaten einen Staat zu machen, sei von vornherein verfehlt, er müsse eine ungeheuerliche, monströse Form ergeben.“ Jeder denkende Leser wird die Anwendung machen, daß nach Pufendorfs Lehre unser neues deutsches Reich ein staatsrechtliches Monstrum sein müsse: aber er wird auch sofort die Folgerung daran knüpfen, daß eben die Existenz des Reiches die gründlichste Widerlegung jener Lehre bedeute.

Diese Studien, wie gesagt, veranlaßten Jastrow, den Einheitsgedanken in frühere Jahrhunderte zurück zu verfolgen und seiner Verwirklichung in der Entwicklung des preussischen Staatswesens nachzuforschen. Und so ist das vorliegende Buch entstanden, oder richtiger, nach der Eintheilung des Verfassers drei Bücher, deren erstes von der „Vielheit“, deren zweites vom „Einheitstraum“, deren drittes von der „Einheit“ handelt. Denn eine historische Betrachtung dieser Dinge muß davon ausgehen, daß die Zerstückelung des Reiches in eine Anzahl von Territorien und eine Anzahl souveräner Herren das Verlangen nach Einheit hervorgerufen hat. Mehr als einer der deutschen Kaiser des Mittelalters hat im Kampfe mit den Herzogthümern den Versuch gemacht, eine einheitliche politische Organisation herbeizuführen. Allein vergeblich. Selbst der

*) Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. In den Grundlinien dargestellt von Dr. J. Jastrow. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. Berlin, Allgem. Verein f. D. Litt.

siegreich bestandene Kampf, der zur Vernichtung der großen Herzogthümer geführt hat, schafft nicht die deutsche Einheit, sondern im Gegentheil die deutsche Vielheit. Denn es hat sich im Laufe der Zeit zwischen den König und seine Unterthanen eine Mittelgewalt geschoben, die bald als Bischof oder Abt, bald als Reichsgraf oder Fürst, oder unter irgend einem anderen Titel, danach strebt, ihr Territorium abzuschließen und „hier immer mehr und mehr die staatlichen Functionen zu üben, die früher das Reich geübt hatte“. Daneben aber verfolgen sie als zweites Ziel: einen maßgebenden Einfluß auf die Reichsregierung zu erlangen. Dieser Zustand erhält gewissermaßen seine Sanction im westfälischen Frieden; er äußert sich in einer Schwäche, welche namentlich in den Beziehungen des Reiches zum Auslande in der traurigsten Weise hervortritt.

Aber bei alledem hat das deutsche Volk nicht aufgehört, sich die Sage von dem entschlafenen Kaiser zu erzählen, der im Ruffhäuser sitzt und eines Tages wiederkehren wird, um das Reich in geintter Herrlichkeit erstehen zu lassen. Und während das Volk seine politische Sehnsucht in dieser naiven Weise zum Ausdruck brachte, wurden die höheren Klassen der Gesellschaft durch die wechselnden Theorien der Staatsrechtslehrer von Zeit zu Zeit daran gemahnt, über die Verfassungsform des Reiches nachzudenken. Allerdings — das achtzehnte Jahrhundert mit seinem weltbürgerlichen Ideal stand den Fragen nach der Beschaffenheit des heiligen römischen Reiches theilnahmslos gegenüber. Das beweist am schlagendsten die poetische Literatur jener Zeit. Singt einmal ein Dichter von Vaterland und Vaterlandsliebe, dann kann man sicher sein, daß es nur allgemeine Wendungen sind, ohne die concrete Vorstellung eines nationalen Staatswesens, meistens Reminiscenzen, welche ein treues Gedächtniß aus der Lectüre der griechischen und römischen Classiker bewahrt hat. Konnte doch selbst ein Lessing den Patriotismus „höchstens für eine heroische Schwachheit“ erklären.

Erst Napoleons Auftreten führte den Umschwung herbei; als er Deutschland und Oesterreich besiegt hatte, als er sein Ideal eines Weltreiches zu verwirklichen strebte, da erst dämmerte in den besseren Köpfen die Idee eines nationalen Staates auf und man ward sich seines Wertes erst bewußt, als man das Vaterland verloren hatte. Fichte begann seine Reden an die deutsche Nation (1808) und Arndt, Rüdert, Körner, Schenkendorf riefen in geharnischten Tönen das Volk zum Kampfe auf und erinnerten es an die Kaiserherrlichkeit, die einst bestanden hat.

Man war aus dem Traum erwacht und legte sich die Frage vor: auf welchem Wege gelangt man denn am besten zu einer politischen Einheit. Der Philosoph Fries war einer der ersten, welche „nicht einen schlaffen Staatenbund, sondern einen festvereinigten Bundesstaat wünschten, jedoch so, daß unsere Verfassung mit getrennten Provinzialstaaten beibehalten werde“. Es würde über den Rahmen dieser Besprechung weit hinausgehen, wenn ich die politischen und staatsrechtlichen Theorien der Folgezeit (Gagern, Pfizer, Welcker, Gervinus u. A.) im Einzelnen hervorheben wollte; es genügt zu bemerken, daß das Jahr 1848 die Forderung nach einem Bundesstaat in der bestimmtesten Weise gestellt hat.

Wer aber sollte diese Forderung erfüllen? Es konnte kein Zweifel darüber sein, daß der preußische Staat am geeignetsten dazu war. In ebenso scharfsinniger wie durchsichtiger Weise weist Jastrow nach, wie gerade der preußische Staat in seiner Entwicklung alle diejenigen Elemente in seine Verfassung aufnahm, welche zunächst auf dem eigenen begrenzten Gebiete zu einer Einheit geführt haben, — zu einer Einheit und dadurch zugleich zu einer Stellung Deutschland gegenüber, welche fester und selbständiger war als die irgend einer anderen Macht. Es war nur eine natürliche Folge dieser Entwicklung, daß man im Jahre 1848 dem preußischen Könige die Kaiserkrone antrug. Damals glaubte er, sie ablehnen zu müssen; aber die Ereignisse der nächsten Jahre haben sie ihm auf anderem Wege zugeführt. Von jener Zeit bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes und zur Errichtung eines deutschen Reiches war noch ein schwerer Weg, aber er wurde unter der sicheren Führung Bismarcks glücklich zurückgelegt.

Die segensreichen Wirkungen der Einigung zeigen sich jeden Tag und aller Orten. Jastrow weist darauf hin, wie gerade in dem Augenblick, wo sein Buch erscheint, in Deutschland zwei Fragen erörtert werden, die so recht den „ganzen Unterschied von Sonst und Jetzt“ vor Augen führen: die braunschweigische Thronfolge und die Gründung des CongoStaates. Die Zeit ist vorüber, „da nach dem Tode des letzten Herzogs

von Jülich = Cleve = Berg auf der einen Seite französische, auf der anderen spanische Truppen in das unglückliche Land einzogen, da auf das Erbe der Pommerherzoge der Schwede seine Hand legte, da die Entscheidung über Schlesien in einem Weltkriege erfochten wurde und endlich — noch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts — Europa über Schleswig = Holstein einen „Protokollkönig“ setzte. Im zerplitterten Deutschland hausten die Fremden; das geeinigte Reich ist wieder Herr im Haus geworden.“ Und was der Congostaat betrifft so ist auch da die Zeit vorüber, wo Spanien, Portugal, Frankreich, England und Holland die Welt in Besitz nahmen und beriethen und beschlossen, und nur das deutsche Volk nicht daran Theil hatte.

Ein Referat kann selbstverständlich den reichen Inhalt eines Buches nicht erschöpfen, in welchem noch im Einzelnen dargelegt wird, wie der nationale Gedanke in Handel und Industrie, im Justiz- und Finanzwesen, in der Post und den anderen Verkehrs-einrichtungen zu einem klaren Ausdruck gelangt ist. Es soll nur den Zweck haben, auf ein gehaltvolles und anregendes Buch hinzuweisen, aus dem ein echt wissenschaftlicher Sinn und ein gesunder Idealismus gleichmächtig zu Tage tritt.

S. L.

Die Ausichtslosigkeit der Socialdemokratie.

Schäffle, Albert E. F.: Die Ausichtslosigkeit der Socialdemokratie. Drei Briefe an einen Staatsmann zur Ergänzung der „Quintessenz des Socialismus“ „Tübingen, Verlag der V. Laupp'schen Buchhandlung.“

Als Schäffle vor einer Anzahl Jahre in der „Quintessenz des Socialismus“ eine objective Darlegung der Grundlehren des Socialismus gegeben hatte, wurde diese Schrift von der kgl. Regierung zu Oppeln auf Grund des Ausnahmegesetzes gegen die Socialdemokratie verboten. Die als Appellinstanz fungirende Reichscommission hob damals das Verbot auf. Wie recht dieselbe hatte, beweist die soeben erschienene Broschüre Schäffles: „Die Ausichtslosigkeit der Socialdemokratie,“ in welcher — wie schon der Titel andeutet — eine schonungslose Kritik an der Socialdemokratie geübt werden soll.

Die Quintessenz der in Rede stehenden Schrift liegt in ihrer Kritik der volkswirtschaftlichen Ziele der Socialdemokratie. Eine ganze Anzahl von Gründen werden gegen dieselben in's Feld geführt.

Zunächst ist es — nach Schäffle — unrichtig, wenn die Socialdemokratie meint, daß Collectivproduction in einer von der Basis bis zur Spitze der socialen Pyramide demokratischen Republik sich überhaupt organisiren und regieren ließe. Schäffle wendet ein, daß die Collectivproduction nicht ohne die gemessenste Autorität und Macht der leitenden Organe von unten herauf bis zu den Centralstellen möglich sei. Die autoritäre Collectivproduction aber, welche allerdings möglich, sei undemokratisch und ohne jeden Reiz für das Proletariat.

Dann soll die Socialdemokratie etwas Unmögliches versprechen, indem sie alle Produktionszweige und in jedem Produktionszweig alle einzelnen Geschäfte und Producenten zu einheitlichen Körpern mit gleichmäßiger Anschreibung und Beteiligungsverrechnung der Arbeitszeiten ohne Gefährdung des Productionserfolges zusammenziehen zu können glaubt. Einerseits widerspricht dem — nach Schäffle — daß die nothwendige Voraussetzung hiervon, die Gestaltung aller Erwerbszweige als local geschlossener fabrikmäßiger Großbetriebe, für das gesammte Gebiet der Landwirthschaft nicht zutrifft. Andererseits ist ohne autoritäre Control- und Anschreibungsorgane die Reduction der verschiedenen landwirthschaftlichen Arbeitsleistungen auf mittlere, sociale Arbeitszeit gar nicht denkbar.

Ferner wirft Schäffle dem socialdemokratischen Zukunftsstaate vor, daß die Nationalproduction arg zurückgehen, geschweige gegen den in der heutigen Wirtschaftsordnung erzielten Ertrag gesteigert werden würde. Denn letzteres könnte höchstens dann erreicht werden, wenn es gelänge, der Collectivproduction eine unerschütterliche Leitung zu geben und jedem Mitproducenten das höchste Interesse sowohl der Kostenminderung, wie der Ertragssteigerung einzuhauhen. Allein die Socialdemokratie als solche weicht die zu jener Leitung erforderliche Autorität ab und kann ein Verdienst- und Strafprämien-system für die Gruppe im Ganzen und für den Einzelnen innerhalb jeder Produktionsgruppe nicht durchführen, so sehr dies auch eine Bedingung reichlichen Ertrages ist. Denn sonst wäre ja nicht Freiheit und nicht Gleichheit!

Auch das Versprechen der Socialdemokratie, jedem Arbeiter der Zukunfts-gesellschaft genau soviel an Einkommen zu Theil werden zu lassen, als er seiner Arbeit gemäß verdient, wird von Schäßle als „reiner Uberglaube“ zurückgewiesen. Denn das Verhältniß der Mitverursachung des Productenwerthes durch die Arbeit ist nicht zu ermitteln, da sich nicht ausrechnen läßt, wie viel zum Productenwerth von Seiten des Capitals und der Natur beigetragen wird.

Dann kann die Socialdemokratie nicht eine die Wirtschaftlichkeit im Dienste der Gesamtheit verbürgende Verhältnißmäßigkeit zwischen dem socialen Werth der Leistungen und dem Werth der Bezüge aus der Gemeinschaft garantiren. Gefordert werden muß — wie Schäßle erklärt — daß Derjenige obenankommt, welcher mehr für die Gesellschaft leistet; denn nur auf diese Weise kommen die Früchte des Fleißes, der Einsicht, der Tugend, der Wissenschaft aller hervorragenden Individuen Allen, dem ganzen Volke, zu gut. Jene Forderung ist aber aristokratisch; sie bedeutet die Aristokratie des Verdienstes, das materielle und ideelle Mehrgehören und Hervorragan der Mehrleistenden im Interesse des Ganzen. Mit einseitiger Gleichheit, wie sie von der Socialdemokratie erstrebt wird, ist jedoch diese Verhältnißmäßigkeit, nach Schäßles Meinung, ganz unverträglich.

Endlich leugnet Schäßle daß der socialdemokratische Volksstaat auch nur entfernt die Ausbeutung der Einen durch die Anderen beseitigen könnte. Denn es läßt sich, worauf bereits hingewiesen, gar nicht streng ausrechnen, wieviel ein Jeder an der Production durch seine Arbeit Antheil genommen hat.

Schließlich würden — zufolge Schäßle — Productionskrisen auch in der Zukunfts-gesellschaft nicht vermieden werden können. Die fortwährende Unruhe im Gange der Productionslleitung zusammen mit dem launischen Bedürfniswechsel des souveränen Volkes würden eine auch nur einigermaßen genaue Anpassung der wirklichen Con-suntion an die im voraus berechnete nicht zulassen. —

Die angeführten Einwände Schäßles gegen den extremen, demokratischen Socialis-mus fordern auch ihrerseits wie der Leser wohl selbst herausgeföhlt haben wird, zur Kritik heraus. Indessen müssen wir hiervon, mit Rücksicht auf den beschränkten, uns zugemessenen Raum, absehen. Auch ist ja unsere eigentliche Aufgabe — die Analyse dessen, was uns als das hauptsächlichste an Schäßles Schrift erschien — erfüllt.

Ein neuer Roman von Wilhelm Raabe.

Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe. Leipzig, Fr. W. Gru-now.

Die neueste Schöpfung Raabes wird ohne Zweifel der begeistertsten, aber — wie es uns bedünken will — noch immer wenig ausgedehnten Gemeinde der Verehrer des Dichters zahlreiche neue Jünger zuföhren. Man wird nicht verkommen dürfen, daß die verhältnißmäßig kühle Aufnahme, die ein großer Theil des lesenden Publikums vielen der früheren Romane Raabes entgegenbrachte, bis zu einem gewissen Grade durch die Eigenart des Dichters selbst verschuldet war. Das Unstäte und Skizzenhafte seiner Darstellungsweise, der Mangel an Zusammenhang und Geschlossenheit im Auf-bau der Erzählung erschwert bei ihm nur allzu häufig das Verständniß der Handlung, mitunter auch der Charaktere, und die seltsame Neigung des Dichters, mitten in frisch realistische Schilderungen verschwommene und abstruse Phantastereien hineinzutragen, hat nicht selten zur Folge, daß eine reine und harmonische Stimmung bei der Lectüre nicht aufkommt.

Diese störenden Eigenthümlichkeiten sind in dem neuesten Werke des Dichters glücklich vermieden oder treten doch vor den glänzenden Lichtseiten seiner Begabung völlig in den Hintergrund.

„Pfisters Mühle“ ist ein von grüner Wiesen und wogenden Kornfeldern um-gebenes, irgendwo in Mitteldeutschland gelegenes Anwesen, welches seit Urväterzeiten den Bauern im Dorfe und den Bäckern der nah gelegenen Mufenstadt das Mehl lieferte, aber außerdem zu dem Behagen der Welt dadurch erheblich beitrug, daß es Hoch und Gering, Gelehrt und Ungelehrt, Studenten und Philistern köhles Bier gute Verpflegung und einen freundlichen schattigen Wirthsgarten darbot. Seit Jahr-hunderten haben dort als Müller die „Pfister von Pfistersmühle“ geseffen, und auch

der Vater des Erzählers ist nicht aus der Art geschlagen, vielmehr ein maderer fröhlicher, lebenskluger und doch warmerherziger Müller und ein bei Alt und Jung beliebter Schankwirth. Der Erzähler selbst aber ist von dem Gewerbe seiner Vorfahren abgefallen, er, der letzte Sproß des tüchtigen Geschlechtes hat sich der Wissenschaft geweiht, theils aus Neigung, theils unter dem Zwange eigenthümlicher Verhältnisse, welche — doch es wäre schade, in dieser Beziehung dem Einbrude der Dichtung vorzugreifen. Nach dem Tode des Vaters hat er daher, dem letzten Willen desselben folgend, die Mühle an eine Actiengesellschaft verkauft, welche auf dem alten trauten Heim eine Fabrik zu errichten beabsichtigt, nur hat er sich von den Käusern ausbedungen, noch einmal auf dem Stammsitz seiner Väter ungestört die Sommerferien verbringen zu dürfen. Da haust er nun mit seinem jung augetrauten liebenwürdigen Weibe in der grünen Einsamkeit, schwelgend in den Erinnerungen der Vergangenheit von Pfisters Mühle und der Gestalten, die sie belebt, und läßt sie langsam vorüberziehen, die farbenreichen Bilder seiner Jugend. Welch köstliche Bilder! Bald scharf und plastisch, mit sorgfältigster Ausführung der Details gezeichnet, bald aus dem Nebel der Vergessenheit nur leise und verschleiert hervortretend, überall aber in vollkommener Natürlichkeit und Einfachheit gegenständlich greifbar und doch durchaus ideal, von dem Schimmer echten Humors durchleuchtet. Das ist das Große und Bedeutende bei Raabe, jene Schärfe und Frische der Anschauung und Auffassung, mit der er auf Schritt und Tritt Merkwürdiges findet, mit der er in den gewöhnlichsten Scenen des alltäglichen Lebens den „epischen Geist“ herausfühlt. Niemals sucht er „das sogenannte Poetische, das Imaginative“ zu verwirklichen, sondern stets geht sein Bestreben dahin, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, in der Welt der Gestalten die Welt der Werthe aufzusuchen.

Und so sind auch die Charaktere, die er handelnd einführt, durchaus lebensvoll und lebenswahr, trotz der seltsamen Schrullen, die ihnen zuweilen anhaften. Welch ein wundervolle Figur ist dieser Dr. N. Nische, welcher aus einem faulenzenden, verbummelten Phantasticus ein tüchtiger Mann wird, ein ganzer Mann, der unter närrischer stacheliger Schale ein weiches und warmes Herz und einen festen thatkräftigen Sinn verbirgt.

Und wie sehr aus dem Leben gegriffen, leider, ist auch das Gegenstück, der untergegangene Literat Felix Lippoldes, dem es an Geist und Witz nicht fehlte, wohl aber an pflichttreuer Energie.

Und dann der alte Rechnungsrath Schulze in Berlin, der sich zum Lustwandeln einen eigenthümlichen Ort ausgesucht hatte, nämlich einen grünen busch- und baumreichen mitten zwischen neuen modernen Architekturen gelegenen — Kirchhof. Und Sams und Jungfer Christine und alle die anderen Gestalten, deren Bilder sich aus den Erinnerungen des letzten Bewohners von Pfisters Mühle zusammenweben!

Wie bei aller Poesie vermiffen wir auch bei Raabes Dichtung gern die eigentliche Tendenz. Der Wellenschlag der politischen und socialen Fragen irrt nicht die klare, Fluth das Idylls, aber eine tröstliche Gewißheit inmitten der Zeitbedrängnisse kann uns die Lectüre doch gewähren, die Gewißheit, daß wir mit Unrecht einen Rückgang von Gefühlsinnerlichkeit und Poesie durch das materielle Treiben unserer Zeit für nothwendig bedingt halten. Mit bewußter Absicht läßt Raabe seinen Helden, den Phantasticus N. Nische, Gründer und Leiter einer großartigen chemischen Fädenreinigungsanstalt werden und ihn inmitten seines wenig poetischen Gewerbes die jugendliche Frische seiner idealen Sinnesart sich voll und ganz bewahren.

„Der richtige Mensch,“ sagt auf dem Sterbebette der alte Pfister, „hat am Ende auch nicht die reine Luft, die grünen Bäume, die Blütenbüsche und das edle klare Wasser von Quell, Bach und Fluß nöthig, um ein rechter Mann zu sein.“ Wunderbar schön bringt diesen leitenden Gedanken das „erste Blatt“ „von alten und neuen Wundern“ zum Ausdruck: „Wir verlegen keine Wundergeschichte mehr in den Orient, wir haben unseren Hippogruppen um die ganze Erde gejagt und sind auf ihm zum Ausgangspunkte zurückgekommen, ohne das romantische Land gefunden zu haben. Durch die Wüste, über welcher der Vogel noch schwebte, sind Eisenbahnen gelegt, der Bach Nilron treibt Papiermühlen und an den vier Hauptwässern, in die sich der Strom theilte, der von Eden ausging, sind noch nützlichere Etablissements hingebaut.

Über Raabe singt nichtsdestoweniger sein Schwanenlied der Romantik. Wohl

fragt auch er: „Wer hebt heute vor unseren Augen den Nebel, der auf der Vormwelt Wundern liegt?“ Aber er weiß das Zauberwort der Lösung, er findet die Antwort: „Ein leichter Hauch aus der Tiefe der Seele in diesen Nebel und er zerschleht sich auch heute noch gerade so, wie im Jahre 1788, das alte romantische Land liegt von Neuem in hellstem Sonnenschein vor uns, wir aber, mit nicht unberechtigtem Staunen erkennen, wie uns jetzt der Vormwelt Wunder, die wir in weiter Ferne vergeblich suchten, so nahe, dicht unter die Nase gelegt worden sind, im Laufe der Zeiten und unter veränderten Umständen. Und dieser Hauch aus der Tiefe der Seele weht überall aus Raabes Dichtung, aus seinen Bildern und Gestalten, aus dem Fühlen und Empfinden seiner Menschen.

G. N.

Bibliographische Notizen.

Die Bilanz der Ehe. Novellistische Studien von Gustav Schwarzkopf. I. Band. Passiva. Dresden und Leipzig. Heinrich Minde.

Den Inhalt dieses Bandes bilden sechs kurze Novellen, welche die Schattenseiten der Ehe beleuchten sollen. Der Verfasser, dessen Name uns das erste Mal begegnet, ist ein vorzüglicher Beobachter der täglichen und doch so oft übersehenen Ereignisse. Er besitzt auch die Fähigkeit, lebhaft zu schildern und durch wenige Striche treffend zu charakterisiren. Was ihm fehlt, ist das Talent der Composition. Fast allen Erzählungen dieses Bandes mangelt die Ab- rundung. Sie sind mehr Fragmente von Novellen, als geschlossene Kunstwerke. Und darin scheint sich der ungeübte Anfänger zu verrathen. Wenn Schwarzkopf mehr Mühe auf eine in richtige Verhältnisse getheilte Anlage seiner Erzählung verwenden wird, wird er bei dem unzweifelhaften Talente manches Gute leisten können.

rl.

Aus Carmen Sylvas Leben von Katalie Frein von Stadelberg. Zweite Auflage. Mit zwei Bildnissen und einem Facsimile. Heidelberg. Winter.

Unsere Lesern steht die fürstliche Dichterin noch näher, als ihren übrigen zahlreichen Freunden. Sie haben sowohl eine kleine Dichtung von Carmen Sylva selbst, wie eine Schilderung ihres Lebens und ein gutes Portrait der Königin kennen gelernt. Die hier zu besprechende Darstellung ihres Lebens wird ihre Kenntniß dieser höchst interessanten und eigengearbeteten Dichternatur erweitern. Carmen Sylva stammt, wie bekannt, aus einem deutschen Fürstenhause, empfangt ihre ersten Eindrücke am Rhein, ihre erste Bildung von ihrem philosophisch geschulten Vater.

Nord und Süd XXXV., 101.

Sie kam dann an den Hof von Petersburg und bereiste die Schweiz und Italien. Der Tod eines franken Bruders, den sie jahrelang treu pflegte, machte auf ihr Gemüth einen tiefen und veredelnden Eindruck. Stets war der leitende Gedanke ihres Lebens, Andern nützlich zu sein, und sie hatte schon den Plan gefaßt, Lehrerin zu werden, und schon wollte ihre Mutter für sie ein Lehrerinnen-Institut gründen, als Fürst Carl von Rumänien um ihre Hand anhielt. So wurde ihr Wirkungskreis unerwarteter Weise zu dem größten, den ein Mensch finden kann; sie ward im besten Sinne des Wortes Führerin und Vorbild einem heranwachsenden Volke. Sie steht an der Spitze aller Wohlthätigkeits-Anstalten in Rumänien, übt das Protectorat über ein Erziehungs-Institut für viele hundert Mädchen und hat auch durch den Bau ihres Schlosses Sinaia diesen Ort zum Villendorf für den rumänischen Adel umgestaltet. Der Schmerz um den Verlust ihres Kindes hat ihren Dichtungen vielfach elegischen Charakter verliehen. — Dies ist in Kurzem der Inhalt der von Freundes- hand geschriebenen Biographie, die das Interessante finden wird, welche in Carmen Sylva die begabte Dichterin verehren.

rl.

Dichtungen von Friedrich Hölderlin.

Mit biographischer Einleitung herausgegeben von H. Köstlin. Mit 2 Abbildungen. Tübingen, Franz Fues (H. Fr. Fues'sche Sortimentsbuchhandlung).

Köstlins Ausgabe der Hölderlin'schen Gedichte faßt diejenigen seiner kleineren und größeren Werke vollständig zusammen, „welche von ihm in guter Zeit begonnen, und wenigstens größtentheils auch vollendet wurden“. Dieser nach einem be-

20

stimmen Princip zusammengestellten Auswahl geht eine umfangreiche, bisweilen etwas schwerfällig geschriebene Biographie voraus, die unser Wissen über Hölderlin um manche Thatsache bereichert. Die Anordnung, welche Köstlin den Gedichten selbst gegeben hat, soll zwar auch eine systematische sein, wir können aber nicht finden, daß die von dem Herausgeber zu Grunde gelegte Eintheilung überhaupt etwas Systematisches möglich macht. An sich ist die Auswahl gut. Der schön ausgestattete Band enthält die Lyrik und den Hyperion, letzten in beiderlei Gestalten, was für das Studium Hölderlins von großer Wichtigkeit ist. Die zwei Abbildungen bieten ein Portrait von Hölderlin und das Hölderlin-Denkmal im botanischen Garten zu Tübingen. ro.

Aristophanes' Werke. Uebersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Jakob Mähly. Stuttgart und Berlin, W. Spemann. I. Die Wolken. — Die Frösche.

Mähly hat sich schon durch die Uebersetzung der griechischen und römischen Lyriker, durch eine Literaturgeschichte und viele andere Arbeiten einen guten Namen gemacht. Die vorliegende Uebersetzung zweier aristophanischer Stücke, die offenbar den Anfang einer Gesamtübersetzung bilden soll, zeigt das immer wachsende Vermögen Mählys, sich in die Eigenart eines fremden Dichters hineinzuhaben. Es giebt wohl kaum in der Weltliteratur einen Dichter, der schwerer zu übersetzen wäre, als Aristophanes. Mähly ist dem Original so nahe gekommen, als überhaupt der Unterschied der Sprache und der Zeiten — letztere kommen hier vielleicht noch mehr in Betracht — gestattet. Seine Uebersetzung übertrifft die vorangegangenen jedenfalls an Leichtfertigkeit der Verse und geschickter Ausdrucksweise; über die Worttreue vermögen wir kein Urtheil abzugeben.

av.

Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft. Herausgegeben von Friedrich Chrjstianer und Philipp Spitta, redigirt von Guido Adler. Erster Jahrgang. 1885. I. Vierteljahr. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Wie es in der Vorrede heißt, soll der einzige Zweck der Vierteljahrsschrift der sein, der Wissenschaft zu dienen; Umfang, Methode und Ziel der Musikwissenschaft wird von Guido Adler in einem

einleitenden Artikel ausführlich erörtert. In theoretischer Beziehung ist alles Aufgestellte in schönster Ordnung; in der Praxis wird die Krönung des auf Seite 16 und 17 aufgestellten Gesamtbauwerkes der Musikwissenschaft wohl noch für lange Zeit ein frommer Wunsch bleiben. Zwei Drittel des Heftes nimmt Philipp Spitta's Aufsatz: Scherontes „Eingende Muse an der Pleiße“ ein. Die kritische Genauigkeit, mit welcher der Verfasser die 1736—45 in 4 Theilen erschienene Liederammlung nach jeder Richtung hin untersucht, verdient das höchste Lob; mit den gewonnenen Resultaten wird man allerdings nicht durchweg übereinstimmen können. So wird z. B. die schwierige Frage, wer der eigentliche Verfasser der Sammlung sei, selbst nach Spitta's minutiösen Untersuchungen nicht als unbedingt gelöst angesehen werden dürfen. — Außer den beiden erwähnten Abhandlungen enthält das Heft noch einen interessanten Artikel über die altindische Cypermusik von Fr. Chrjstianer, eine eingehende Besprechung von C. Stumpfs „Tonpsychologie“ und bibliographische Notizen.

ob.

Franz von Vöher. Beiträge zur Geschichte und Völkerrunde. 1. Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Franz v. Vöher gehört zu der kleinen Zahl von Gelehrten, welche zu schreiben verstehen. Seine Stellung als Universitätslehrer und seine Zugehörigkeit zu dem Kreise bedeutender Männer, welche die kunstsinnigen bairischen Könige um sich versammelten, erklären das seinen Arbeiten eigenartige Gepräge. Sein Genre ist der Essay, seine Geistesverwandten sind Karl Hillebrand, Prosper Mérimée und Hermann Grimm. Unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte und Völkerrunde“ beabsichtigt er eine Anzahl seiner größeren Aufsätze zusammenzustellen, die er seit den letzten vier Decennien in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlicht hat. Auch manches bisher Ungedruckte wird darunter sein. So verschiedenartig der behandelte Stoff ist, so fernliegend zuweilen Personen und Zustände sind, denen der Verfasser seine Aufmerksamkeit schenkt, es schlingt sich um Alle, wie ein einziges Band, die Entwicklung des deutschen Vaterlandes seit den vierzig Jahren bis zur Gegenwart. Selbst derjenige, der nicht überall die Ansichten des Verfassers über

die politische und sociale Bewegung unserer Zeit theilt — auch Keiserent gefiehet, sich mit den kulturkämpferischen Neigungen von Löherz nicht befreunden zu können — wird den Muth, den Ernst, die Vorurtheilslosigkeit des Mannes, der in diesem Buche zu uns spricht, anerkennen müssen. Der Vortrag „Deutschlands Weltstellung“, gehalten 1874 in der Festigung der bairischen Akademie der Wissenschaften, ist dem Umfang und dem Inhalte nach der bedeutendste; mit einer gewissen Genugthuung weist Löher darauf hin, daß vieles von dem, was er vor 10 Jahren als die nächsten Aufgaben unseres Volkes aufgestellt hatte, sich seitdem durch die Thatsachen bewahrheitet hat. Nächste Deutschland genießt Italien die wärmsten Sympathien der Verfassers, vermuthlich deshalb, weil es die einzige europäische Großmacht ist, mit welcher ein friedliches Zusammengehen für die Dauer ohne Collision der beiderseitigen Interessen zu ermöglichen ist. Aus der Reihe der andern Aufsätze heben wir hervor: Ein amerikanisches Urtheil über Deutschland; Russische Aussichten; Die Engländer auf Cypren; Recht und Verzicht in den Vereinigten Staaten; Amerikanische Staatsmänner und das Niagaragebiet.

uf.

Die Leibeigenschaft in Rußland. Eine rechtshistorische Studie von Dr. J. Engelmann. Leipzig, Dunder & Humblot.

Diese Studie ist bereits in den Jahren 1880 und 1881 in der „Baltischen Monatschrift“ unter etwas anderem Titel erschienen. In der Buchausgabe ist ein Capitel hinzugekommen: „Ueber die Leibeigenschaft und den Gemeindebesitz.“ Auch im Einzelnen sind Ergänzungen und Vervollständigungen angebracht und die Quellenangaben hinzugefügt worden. Das Buch bietet zunächst eine Darstellung der Verhältnisse der Bauern bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts. Auf die Vorarbeiten russischer Forscher gestützt, entwickelt der Verfasser die vielbehandelte Frage vom Gemeindebesitz. Er sieht den ersten Keim für die Entwicklung des Gemeindebesitzes in einer Maßregel Zwans des Graujamen, welcher anordnete, daß die Aeltesten für die Steuer der Gemeinde und die Gemeinde wiederum für die Aeltesten zu haften hätten. Im nördlichen Rußland wurde der Gemeindebesitz erst im vorigen Jahr-

hundert eingeführt. Wie wichtig diese von gründlicher Gelehrsamkeit unterstützte Darstellung des Verfassers ist, erkennt Jeder, dem nicht ganz fremd ist, welche Rolle der sogenannten Gemeindebesitz noch heute in der Theorie der Slavophilen spielt. Diese hypernationale Partei betrachtet ihn als eine Hinterlassenschaft aus vorhistorischer Zeit und als etwas specifisch Slavisch-Russisches, das wiederzuerstreben sei, um auf diese Weise einen Damm gegen den übermächtigen Einfluß des „faulen Westens“ zu gewinnen. In Engelmanns Buche erhalten wir eine schon lange erwünschte Belehrung über einen der wichtigsten Factoren zur Kenntniß Rußlands.

Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Von diesem ausgezeichneten Sammelwerk, über das wir bereits in einem größeren Aufsatz gesprochen haben, sind neuerdings erschienen: Hans Sachs Werke. Zwei Theile. Herausgegeben von Dr. Arnold. Die Einleitung enthält die Biographie und die chronologische Uebersicht der Spruchgedichte. 78 Seiten. Der zweite Band eine Abhandlung über die dramatische Thätigkeit und die Bedeutung von Hans Sachs. Facsimiles von Manuscripten der ersten Ausgaben, zahlreiche Holzchnitte aus der Zeit und ein ausgezeichnetes Wortregister verleihen diesem Werke besonderen Reiz und Werth. — Ferner Wielands Werke. Dritter Theil. Geschichte der Abberiten. Herausgegeben von H. Pröhle. — Endlich: Narrenbuch. Enthaltend die Werke des Kalenbergers, des Peter Leut, den Reithard Fuchs, Salomon und Markolf und Bruder Rausch. Herausgegeben und erläutert von Felix Hobertag. Mit den Facsimiles der scherzhaften alten Holzchnitte und einem Wortregister.

Die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses von Gertrudis der Mutter Heinrichs des Löwen bis auf Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg von Carl Steinmann. Braunschweig, Goerlitz und zu Putlitz.

Die große Bedeutung des Welfenhauses für die Entwicklung des deutschen Reichs in der zweiten Hälfte des Mittelalters und in den beiden letzten Jahrhunderten verleihen dem angegebenen Buche

ein mehr als locales Interesse. Mit großem Eifer hat der Verfasser alle Grabstätten der Welfen ausfindig gemacht und entweder selbst Nachforschungen angestellt oder durch Bekannte anstellen lassen. Die Sepulcralinschriften werden im Wortlaut mitgetheilt und daran knüpfen sich genealogische Untersuchungen. Da die Gräber ausführlich beschrieben werden und auf die Baugeschichte der sie bergenden Kirchen vielfach Rücksicht genommen wird, so findet auch der Kunsthistoriker mancherlei wertvolles Material darin. Die Anlage und Ausstattung des Buches kann ähnlichen Localpublicationen zum Muster dienen.

sl.

La morale dans le drame, l'épopée et le roman par Lucien Arréat. Paris, ancienne librairie Germer Baillière et Cie. Felix Alcan, editeur 1884. Oct. 219 S.

Der Verfasser dieser interessanten Studie, der schon mehrere Werke vorausgehen, Lucian Arréat, in der Provence geboren, früher Schüler Comtes und Littrés, jetzt einer der bedeutendsten Mitarbeiter der bekannten „Revue philosophique“ von Th. Ribot, bemüht sich in der vorliegenden Monographie, die sittlichen Ideen an den Erzeugnissen der Dichtung zu prüfen. Er führt den Begriff der sittlichen Verpflichtung auf eine Summe von Vorstellungen zurück, die sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet haben und dem Individuum durch Erziehung übermittelt werden. Nach Arréats Darlegung kann der Inhalt der Pflicht verschieden sein, während die Kraft der Verpflichtung immer dieselbe ist. Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt der Verfasser das Gewissen, die Reue, die sittlichen Conflictе u. s. w. Die acht Capitel seines Buches behandeln

den Ursprung der sittlichen Thätigkeit, den Gegenstand der Pflicht, das Gebot der Sittlichkeit, die sittlichen Conflictе (Hauptabschnitt des Werkes), Rache und Reue, die poetische Gerechtigkeit, den Naturproceß des Willens, endlich Vergeltung und ewiges Leben.

Es ist außerordentlich lehrreich zu sehen, wie Arréat die Werke der Dichtung aller Nationen und Zeiten verwertet hat. In den altgriechischen Dichtungen findet er eine Moral, die in ihrer primitiven Einfachheit mit dem wirklichen socialen Leben Hand in Hand geht. In Shakespeares Werken interessiert ihn die Tiefe der psychologischen Beobachtung. Die deutsche Dichtung zeigt ihm die Einheit der philosophischen Kritik mit der poetischen Erfindung. Von demselben Gesichtspunkte aus betrachtet er die französische Literatur. So vergleicht er den ethischen Gehalt der Tragödien von Racine mit dem theologischen und politischen System Bossuets, Schillers Dramen im Zusammenhang mit der Lehre Kant's, Senecas Trauerspiele in ihrer Beziehung zur Moral der Stoiker. In gleich unübersehbarem Sinne sagt er das Nibelungenlied, die Edda, die altindischen Epen, das spanische Theater u. A. auf. Vor Allem bietet ihm der moderne französische Roman, insbesondere die naturalistische Richtung, den reichsten Stoff zu seinen Beobachtungen: und hier wird das Werk Arréats keinen Leser unbefriedigt lassen, weil der Verfasser überall aus der Fülle schöpft. — Wenn er auch die Werke der Dichtung nicht kritisiert — und hierin liegt seine seine philosophische Discretion — so ist doch seine Studie geeignet, der literarischen Kritik eine neue Richtung zu geben, die dem Geiste der Philosophie gerecht wird.

H. Göring.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Assessor Kranichs** Briefe aus dem Jenseits. Mitgetheilt vom Adressaten Mac Clown. Berlin, Siegfried Cronbach.
- Brandes, Georg, Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen.** Mit dem Bildnisse Ludwig Holbergs in Holzstich. Berlin, Robert Oppenheim.
- Das neue Jahrhundert.** Quartalschrift für innere Cultur. Herausg. von H. Eichborn. 1885. Heft II. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Der Chorgesang,** Zeitschrift für die gesammten Interessen der Sangskunst mit besonderer Berücksichtigung der Gemischten Chöre, Männer- und Frauen-Gesangvereine. Herausg. von A. W. Gottschalg. Heft 1.
- Deutsche Encyclopädie.** Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Lief. 4. 5. Leipzig, Fr. Wihl. Grunow.
- Deutsche Literaturdenkmale** des 18. und 19. Jahrh. in Neudruck herausg. von Bernhard Seuffert. 22. Freundschaftliche Lieder von I. J. Pyra und S. G. Lange. Heilbronn, Gebr. Henninger.
- Die letzten Camilli.** Trauerspiel in 5 Acten und einem Vorspiele. Von dem Verfasser des Romans „Julia Festilla“. Salzburg, H. Kerber.
- Orioliet,** Walter Lejonne. Das verdammte Geld! Nach dem Französ. des Bastiat für die deutsche Gegenwart bearbeitet. Zweite Auflage. Walther & Apolant.
- Durus, V.,** Geschichte d. römischen Kaiserreichs. Aus d. Französ. Uebersetzt von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Lfg. 18—20. Leipzig, Schmidt & Günther.
- Eichborn, Hermann.** Neue Quellen. Dichtungen Unbekannter. Grossenhain i. S. Baumert & Ronge.
- Ellinger, Georg,** Alceste in der modernen Literatur. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.
- Ellis, Bernard,** Aus England. Aphorist. Skizzen über Land und Leute. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.
- Firlismlil** und andere Curiosa. Herausg. von Ludwig Geiger. Berlin, Robert Oppenheim.
- Franco-Gallia.** 1885. April bis September (Heft 4—9). Wolfenbüttel, Jul. Zwissler.
- Grube, A. W.,** Alpenwanderungen. Fahrten auf hohe und höchste Alpenspitzen. Leipzig, Eduard Kummer. 1. Lief.
- Geyer, Eduard,** Das Hotelwesen der Gegenwart. Lief. 2 bis Schluss. Zürich, Orell Füssli & Co.
- Hellwald, Friedrich** von, Amerika in Wort und Bild. Lfg. 51—55. Leipzig, Schmidt & Günther.
- Hevesi, Ludwig,** Neues Geschichtenbuch. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
- Hillebrand, Karl,** Zeiten, Völker und Menschen. VII. Band. Culturgeschichtliches. Herausg. von Jesse Hillebrand. Mit dem Bildnisse des Verfassers n. d. Büste von Adolf Hillebrand in Florenz. Berlin, Robert Oppenheim.
- Hofmann, Dr. Ernst,** Die Schmetterlinge Europas. Stuttgart, C. Hofmann'sche Verlagsbandlung (A. Bleil).
- Horatius.** Des Qu. H. Flaccus Oden. In den Versmassen der Urschrift übers. und nach dem Inhalte geordnet von Carl Bruch. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.
- Kalender** für Musiker und Musikfreunde. 1886. Herausg. von Gustav Damm. Hannover, Steingrübbers Verlag.
- Karpeles,** Gustav, Geschichte der jüdischen Literatur. Berlin, Robert Oppenheim. Erste Lieferung.
- Klein, Dr. Theo. H.,** The Home Journal. No. 1. Berlin, Funcke & Naeter.
- Kolb, G. Fr.,** Culturgeschichte der Menschheit. Lieferung 13. 14. Leipzig, A. Felix.
- Lansdell, H.,** Russisch - Central - Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Meiw. Deutsche Ausgabe bearb. durch H. v. Wobeser. Mit vielen Illustr. Band II. Leipzig, Hirt & Sohn.
- Lupus, Dr. B.,** Die Stadt Syrakus im Alterthum. Eine historisch-topographische Skizze. Nebst einer Karte. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel Nachfolger.)
- Luettige Fahrten** des Grafen von und zu Dattenberg. Berlin, Siegfried Cronbach.
- Maurer, Dr. Karl,** Englische Synonymik für Schulen. Zweite gänzl. neu bearbeitete Auflage. Köln, C. Roemke & Cie.
- Meemosyne.** Organ für Gedichtnisskunst. In zwanglosen Heften herausg. von C. T. Mauersberger in Glauchau. Lief. 4—8. Leipzig und Berlin, Julius Klinkhardt.
- Munding, Dr. Karl,** Die Lügen des socialistischen Evangeliums. Stuttgart, Levy & Müller.
- Myllus, Otfrid,** Amor im Walde. Roman in drei Bänden. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Müller, Wilhelm,** Generalfeldmarschall Graf Moltke 1800—1885. Volks-Ausgabe. Stuttgart, Carl Krabbe.
- New-York.** Verhandlungen des Deutschen Gesellig - Wissenschaftlichen Vereins. IX. — Vorträge und Discussionen gehalten vor dem D.G.W.V. von New-York. Vom Juni 1870 bis April 1885.
- Ohnet, Georges,** Der Steinbruch. Roman in zwei Bänden. Autor. Übers. aus d. Franz. von J. Linden. Stuttgart. (Engelhorn's Allgem. Romanbibliothek. Zweiter Jahrgang. Bd. 2.)
- Orthodoxismus,** Der, vor der Wissenschaft. Offenes Sendschreiben an Herrn Professor Conrad Hermann in Leipzig. Hamburg, König & Schulz.
- Perthes, Justus,** 1785—1885. Zur hundertjährigen Jubelfeier nach gedrucktem und ungedrucktem Material zusammengestellt und seinen Mitarbeitern in Dankbarkeit gewidmet. Gotha, Justus Perthes.
- Revue internationale.** Florence. Tome VIIème. Livr. 4. 5. 6.
- Rinck, H. W.,** Vom Zustand nach dem Tode. Basel, Ferd. Riehm.
- Saar, Ferdinand** von, Thassilo. Tragödie in fünf Acten. Heidelberg, Georg Weiss.
- Schaefer, Theodor,** Was ist Freimaurerei? Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
- Schweiger-Lerchenfeld, A. v.,** Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Mit 300 Illustrationen. Lieferung 25—30. (Schluss.) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

- Seypel, C. M.**, Schmidt und Smith in Lüderitzland. Hottentottisches Blaubuch mit 118 Kritzeleien. Düsseldorf, Felix Bagel.
- Siegfried**, Zeitschrift für volkstümliche Dichtung und Wissenschaft. 1885. 7. 8. Heft. Beerfelden, Meinhard's Verlag.
- Spielhagen, Friedrich**, An der Heilquelle. Novelle. Leipzig, L. Staackmann.
- Svoboda, Dr. Adalbert**, Kritische Geschichte der Ideale. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 4. 5. Lieferung.
- Szozepanski, F. von**, Rossica & Baltica. Verzeichniss der in und über Russland und die baltischen Provinzen im Jahre erschienen. Schriften in deutsch. franz. und engl. Sprache. 1. Jahrgang. Reval, Lindfors' Erben.
- Veredarius, O.**, Das Buch von der Weltpost. Siebentes Heft. Berlin, Herm. J. Meidinger.
- Wagener, Bernhard**, Strandgut. Vier Novellen: Peter Jürgens. Drei Briefe. Heimliches Gewerbe. Zwischen zwei Herzen. Berlin, Richard Wilhelm.
- Walloth, W.**, Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1885^{er}. Frische Füllung 1885^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
Wärmegrade.

1. . . . 58³⁰ R.

2. . . . 44⁵⁰ R.

3. . . . 44⁶⁰ R.

4. . . . 48³⁰ R.

5. . . . 49³⁰ R.

6. . . . 39⁰⁰ R.

Kronquelle 28⁰⁰ R.

7. . . . 47⁰⁰ R.

8. . . . 34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Leberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHELSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst
ausgezeichnet auf der

**INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN
AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.**

IM EINZELVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, **32 Pf.** } die Gefässe
Die halbe Flasche oder Krug, **25 Pf.** } mit
einbegriffen.

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.,
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiebaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 35. — Heft 105.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

December 1885.

Breslau
S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
Otto Roquette in Darmstadt.	
Rinaldo. Novelle.....	299
U. Fitger in Bremen.	
Das Mysterium des großen Pan.....	354
Raphael Löwenfeld in Breslau.	
U. Fitger und seine Dichtungen.....	356
Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.	
Reiseeindrücke aus Bosnien und der Herzegowina.....	349
Emil Hübner in Berlin.	
Laokoon.....	365
Erich Harnack in Halle.	
Das Cocain.....	388
Felix Ueberbach in Breslau.	
Die Entwicklung der deutschen Universitäten.....	396
Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.	
„Neues Leben“.....	400
Bibliographie.....	415
<small>Uuden, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, beipr. von Felix Dahn. (Mit Illustrationen.) — Hugo Jöller, Kamerun. — F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehn Linden“. — Otto Gumprecht, Klassische Meister der Musik.</small>	
Weihnachtsumschau auf dem Büchermarkt.....	422
Bibliographische Notiz.....	431
Zur Literaturgeschichte.	

Hierzu ein Portrait von U. Fitger.
Radirung von E. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

== Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen
Belegungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/5, ohne
Namens zu richten. ==

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Josef Barr & Co., Stuttgart a. M.: Auswahl seltener Bücher und Kupferstecke. — **J. F. Bergmann**, Wiesbaden. — **Georg v. B. Galkow**, München: Neue Märchen und Fabeln von O. Weddigen. — **Louis Edelmann**, Dresden: Deutsche Lyrik der Gegenwart. — **Gesellschaft für vortrefflichste Aunk**, Wien: Neues Prachtwerk. — **Levy & Müller**, Stuttgart: Literaturproben. — **F. Ad. Richter & Co.**, Rudolstadt, und **Leipziger Lehrmittelanstalt**, Leipzig: Baukasten-Prospect. — **Seidenliteratur**. — **Schmorl & von Seefeld**, Hannover: Der Jugend Lust und Leid. — **S. Schottlaender**, Breslau. — **Leonhard Simon**, Berlin: Weihnachten. — **Verlagsanstalt für Aunk und Wissenschaft** (vorm. Fr. Brudmann), München: Jahreshefte.



An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXV (October bis December 1885), wie auch zu den früheren Bänden I—XXXIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII.,
XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII.,
XXXIV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —
pro Band

do. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29,
30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43,
44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57,
58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71,
72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85,
86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99,
100, 101, 102, 103, 104,
zum Preise von M. 2. — pro Hest

Einbanddecke zu Band XXXV. (Oktober bis
December 1885)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI.,
VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV.,
XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI.,
XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI.,
XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI.,
XXXII., XXXIII., XXXIV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXV. Band. — December 1885. — 105. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Artur Sitzer.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



ALBION

A. Fitzer.

Verlag von S. Schottlaender in Bremen.

70 770
ALPHABET



Rinaldo.

Novelle

von

Otto Hoquette.

— Darmstadt. —

Das alte Fräulein von Gächhausen saß allein in ihrem Hofdamenzimmer, im Palais der Herzogin Amalie von Weimar, sehr vertieft in ein Buch, in welchem sie doch ziemlich rasch blättern ließ, und manches Gleichgültige zu überschlagen schien. Nachdem sie auf der letzten Seite angelangt war, warf sie das Buch in einen Arbeitskorb, und eine große bunte Wollstrickerei darüber, als suchte sie es darunter zu verbergen. Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf, lehnte sich im Sessel zurück, that einen Blick durch das Fenster und in das schlechte Wetter hinaus, um die Augen dann sinnend auf dem freundlicheren Anblick ihrer behaglichen vier Wände ruhen zu lassen. Diese zeigten, daß die Bewohnerin seit langer Zeit eine Heimstätte darin gefunden. Alte Familienbilder schmückten die Wände, dazwischen allerlei Erinnerungsblätter unter Glas und Rahmen: Bleistiftzeichnungen von Gesichtern und Landschaften, schwarze Silhouetten, darunter eine von einem Kränzchen getrockneter Blumen umgeben, welche das Profilbild des jungen Goethe darstellen sollte. Die ganze Einrichtung des Zimmers deutete mehr auf Privatbesitz, als auf Zubehör des Palais, denn in ihrer Alterthümlichkeit machte sie den Eindruck des zufällig Zusammengekommenen, welches mit Neigung gehegt und mit Behagen erhalten wurde. So war es auch mit dem kleineren Hausrath, der Stuhuhhr, den Vasen und Bäschen, und was Alles auf dem Schreibtisch, dem Bücherschrank und sonsthin vertheilt stand, beschaffen. Waren die Dinge nicht von Belang, so hatten sie für die Besitzerin einen Werth durch das Andenken an heitere Tage und ernste Erfahrungen.

Länger als dreißig Jahre lebte Luise von Göchhausen als Hofdame der Herzogin Mutter und in der bevorzugten Freundschaft derselben. Es war eine Stellung, in welcher sie mit der Zeit eine Freiheit für sich gewonnen hatte. In ihre Jugend fielen die Jahre des „lustigen alten Weimar“, da der Herzog achtzehnjährig die Regierung antrat, der junge Goethe aus Frankfurt eintraf, und in dem fröhlichen Hofstreiben auch die Herzogin Mutter, als eine noch jugendliche Frau, das Leben heiter mitgenießen mochte. Was für Scherze hatte man damals in Tiefurt und Ettersburg aufgeführt, und welche Leidenschaften waren unter dem bunten Maskentreiben zu überwinden gewesen. Sie selbst führte damals den Namen Thuznelba, und Wieland nannte sie eine „äsoptische Gestalt“; denn sie war zwar groß von Figur, aber ihre Schulter und ihr Rücken stark verwachsen, und sie wußte selbst, daß sie niemals hübsch von Angesicht gewesen. Und doch hatte der junge Goethe der klugen, geistvollen, oft schonungslos satirischen Thuznelba einst sein besonderes Vertrauen geschenkt und ein brüderliches Verhältniß zu ihr zu erhalten gemußt, welches, wie es einst ihr Inneres verklärte, ein beglückender Besiß für ihr Leben geblieben war.

Nun hatte sie vor einigen Tagen der ersten Aufführung von Goethes Schauspiel „Die natürliche Tochter“ beigewohnt, als Eine von den Wenigen, welche der Bedeutung dieses Stückes gerecht werden konnten. Der Unterschied jener früheren Epoche Weimars von der jetzigen trat ihr lebhaft entgegen. Hatte Goethes Dichtung damals nur in heiterem Spiel die Geselligkeit des Hofes geschmückt und erhoben, so war sie jetzt zur höchsten Kunstform erwachsen, und führte in der Verbindung mit Schillers Muse die neue Epoche für das weimariſche Theater herauf, welche nicht Alle, welche die frühere mit durchlebt, ganz zu würdigen wußten. Wenn Luise von Göchhausen zum völligen Verständniß derselben innerlich mit herangewachsen war, so blieben ihre Erinnerungen doch gern bei der alten Zeit stehen, da sie an Goethes Mutter (welche sie gleichwohl niemals gesehen hatte) zu schreiben pflegte, um ihr über alle die Scherze und Aufführungen zu berichten, welche „Dr. Wolf“ veranstaltete, und darin er mitgewirkt hatte.

Sie erhob sich und ging an ihren Schreibtisch, plötzlich von dem Wunsch erfüllt, alte, schriftliche Erinnerungszeichen aus ihren Klappen wieder einmal hervorzufuchen, als der Kammerdiener eintrat und den Legationsrath Bertuch meldete. Das Fräulein stuzte, schien über sich selbst zu lächeln und sammelte schnell ihre Gedanken für die Gegenwart. „Sehr willkommen!“ entgegnete sie, die geheime Schublade gelassen schließend.

„Nun, das freut mich wirklich, lieber Bertuch, daß Sie meinen Wunsch so schnell erfüllen!“ rief sie dem Eintretenden entgegen. „Ich habe allerlei zu fragen, allerlei mit Ihnen zu plaudern.“

„Weil mir die Wünsche meiner verehrten Freundin Befehle sind, und ich mir das Plauderstündchen nicht entgehen lassen möchte, beeilte ich mich, dem Rufe zu folgen!“ entgegnete Bertuch, indem er Platz nahm.

„Für einen so vielbeschäftigten Mann,“ entgegnete das Fräulein, „ist das sehr artig, ja vielleicht sogar aufrichtig. Vor allen Dingen, wissen Sie, daß Wieland wieder in Weimar ist? Er hat heute früh der Herzogin seine Ankunft gemeldet.“

„Ich habe ihn sogar schon begrüßt, und mich ihm in alter Weise zur Verfügung gestellt,“ sagte Bertuch.

„Der arme, alte Wieland!“ fuhr das Fräulein fort. „In seinem Oskmannstädt wurde es ihm nach dem Tode seiner Frau nicht mehr erträglich. Wie wird er Weimar ertragen, dem er sich so sehr entfremdet hat? Er kehrt mit seinem Bedürfniß nach Behaglichkeit in eine ziemlich geräuschvolle Welt und in wesentlich veränderte Verhältnisse zurück. Wäre das Aprilwetter nicht so böse, ich hätte den alten Freund heute schon aufgesucht. Die Herzogin wünscht, daß so viel als möglich geschehe, ihm das Stadtleben wieder annehmbar zu machen, damit er uns nicht von Neuem davongeht. Ist ein passender Secretär und Vorleser für ihn gefunden?“

„Ja wohl! wenigstens vorläufig!“ entgegnete Bertuch. „Und zwar in einem jungen Manne, dem er selbst schon eine günstige Meinung entgegenbringt. Es ist der Sohn unseres verstorbenen Musäus. Sie erinnern sich seiner.“

„Des guten Märchenerzählers allerdings, den jungen Mann kenne ich nicht,“ sagte das Fräulein. „Aber warum kann ihn Wieland nur vorläufig haben?“

„Der junge Musäus hat sich zu einer ähnlichen und sehr günstigen Stellung nach Rußland verpflichtet, woselbst er sich bereits einige Jahre aufgehalten. Er soll Secretär bei Klinger werden, und ist sehr glücklich darüber. Im Herbst muß er seine Stellung antreten. Immerhin kann er die nächsten vier bis fünf Monate Wieland zu Hülfe kommen.“

Nachdem noch Einiges zu Gunsten Wielands verhandelt worden war, begann Fräulein von Büchhausen: „Sagen Sie mir, lieber Bertuch — in einem Ihrer Bureaux oder Comptoirs ist ja wohl ein junger Mann Namens Fritz Leonhard? Was ist das für ein Mensch?“

Bertuch schien bestrebt, an dieser Stelle nach einem seiner jungen Leute gefragt zu werden. Und da er nicht gleich antwortete, sondern die Hofdame eher fragend ansah, fuhr diese lächelnd fort: „Er hat noch nichts verbrochen, wofür ich ihn gestraft wünschte, auch will mein Einfluß bei Hofe nicht darauf hinaus, ihm eine Stellung zu verleihen. Es ist eine ziemlich weither geholte Beziehung, die mich auf ihn bringt. Aber ich möchte etwas über ihn hören.“

„Nun, so kann ich nur Günstiges über ihn aussagen!“ entgegnete Bertuch. „Er hält sich gut im Geschäft. Er ist von guter Familie und in guten Verhältnissen und von gutem Aussehen. Seit kurzem mündig, hegt er allerhand gute Pläne für die Zukunft, und ich vermute, er wird ein recht guter Geschäftsmann werden. Ist das des Guten genug?“

„Reichlich! Und es befriedigt mich vollkommen,“ sagte das Fräulein, um das Gespräch sofort auf andere Gegenstände zu bringen. Man kam auf Literatur, über welche Bertuch den vollkommensten Ueberblick hatte. Pöplich nahm das Fräulein aus ihrem Arbeitskorbe ein Buch und reichte es dem Legationsrath mit den Worten: „Kennen Sie dieses?“

Bertuch besah den Titel und biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu lachen. „Ist es möglich?“ rief er. „Ein Räuberroman, Rinaldo Rinaldini, wird von Fräulein von Wöckhausen, der ersten Hofdame der Herzogin Mutter, gelesen?“

„Bertuch, es sind schon schlimmere Dinge vorgekommen!“ entgegnete Fräulein von Wöckhausen mit Ruhe. „Und was; das Räuberthum betrifft, so haben uns unsere Dichtergößen selbst daran gewöhnt. Goethe gab uns in seiner Claudine zuerst einen Vorgeschmack davon, dann aber kam Schiller, und seine Räuber wurden in den Boudoirs der Hofdamen, mit einem Gemisch von Hingabe und Entsetzen, gelesen, zuerst heimlich, bis sie dann freigegeben wurden und man sich zur Bekanntschaft mit diesen großartigen Ungethümen bekennen durfte. Nun, in diesem Rinaldo steckt freilich nichts von der Wucht Karl Moors, aber — es steckt in dem Buche etwas Sonderbares, das zum Weiterlesen auffordert. Man findet da Beziehungen, Vergleichspunkte, Parallelen — haben Sie es gelesen?“

„Nein!“ rief Bertuch lachend. „Und wenn Sie es mir nicht besonders empfehlen —“

„Ich rathe immerhin dazu!“ unterbrach ihn die Dame. „Nicht als ob ich Ihnen damit eine besonders gute Lectüre empfehlen wollte! Das Buch ist charakteristisch für unsere weimarischen Verhältnisse, und darum sollte man einen Blick hinein thun. Sie werden es ja anders lesen und andere Dinge darin finden als unsre Kammerdiener und wer auf gleichem Bildungspunkte steht.“

„Ich erstaune! So etwas mußte mir entgehen!“ rief Bertuch heiter. „Dürfte ich nur erfahren, wie solch ein Buch in Ihre Hände gelangen konnte?“

„Nun denn“ — entgegnete die Hofdame: „Ich habe es dem Kammerdiener weggenommen, der sich im Vorzimmer so darein vertieft hatte, daß er mein zweimaliges Klingeln überhörte. So fing ich auch an darin zu lesen. Er hatte mir aber wohlweislich den ersten Band gegeben, während er selbst schon über dem zweiten sitzt, und wohl bei dem vierten anlangen wird, denn die Geschichte scheint vielbändig, und ist so angelegt, daß sie in's Unendliche wachsen kann. Und da ich nun den ersten Band gelesen habe, wünsche ich wenigstens bis zu einem gewissen Punkte der Fortsetzung zu kommen. In eine Bibliothek zu schicken und das Buch auf meinen Namen holen zu lassen, dazu habe ich aber keine Lust, noch weniger es zu kaufen, und aus den Händen des Kammerdieners möchte ich die folgenden Bände am wenigsten empfangen. Darum, mein lieber Legations-

rath, haben Sie die Güte, mir das ganze Werk zu besorgen — leihweise selbstverständlich! Und gut eingewickelt! Einen Mann wie Sie, der, neben vielen anderem, auch ein großer Verlagsbuchhändler ist, will man nicht, umsonst zum guten Freunde haben.“

Bertuch versprach lachend ihren Wunsch zu erfüllen. „Der Verfasser träumt sich wohl auch nicht,“ fuhr er fort, „in was für Hände sein Roman noch gelangen sollte! Sie wissen doch, wer er ist?“

„Der Name Vulpianus fiel mir auf,“ entgegnete das Fräulein. „Ist er ein Verwandter?“

„Ein Bruder der Christiane Vulpianus. Seiner Stellung nach Theatersecretär, also ein Untergebener Goethes, und also auch darin nicht ohne Beziehung zu ihm.“

„Dadurch wird mir an seinem Roman Manches erklärlich!“ nahm die Hofdame das Wort. „Hat er schon mehr geschrieben?“

„Ein halbes Duzend Romane wenigstens und wer weiß, was sonst noch alles! Gelesen habe ich nichts von ihm. Sonst scheint er ein stiller Mensch, der persönlich in keiner Weise hervorzutreten sucht.“

Nachdem das Gespräch sich noch eine Weile mit anderen Dingen beschäftigt hatte, empfahl sich Bertuch.

Gleich darauf trat der alte Kammerdiener ein mit der Anfrage von Seiten der Herzogin, ob das Fräulein zum Thee erscheinen werde.

„Jedenfalls,“ entgegnete sie. „Wissen Sie, ob sonst noch Jemand kommt?“

„Nur drei Personen, darunter der Herr Hofrath Wieland. Die Frau Herzogin hat befohlen, ihm den Wagen zu schicken.“

„Ach!“ rief die Hofdame erfreut. Und als der Kammerdiener sich entfernen wollte, hieß sie ihn noch einen Augenblick verziehen. „Kuhlemann, sagte sie, „nehmen Sie das Buch zurück. Ich habe ein wenig darin geblättert. Wenn der junge Mann, der es Ihrer Tochter zum Lesen gegeben, weiter nichts verbrochen hat, so zeigt er nur einen schlechten Geschmack, ein gefährlicher Mensch und böser Charakter braucht er darum noch nicht zu sein. Dieser Räuberroman ist freilich nichts für junge Mädchen, sondern ein ganz schlechtes Buch, und der junge Leonhard konnte ihr etwas Besseres zum Lesen bringen.“

Der Alte, welcher inzwischen gefunden hatte, daß das Buch, gegen welches er in seiner Familie haderte, für geheimes Lesen eigentlich sehr anziehend sei, schlug die Augen nieder und begann: „Ach, gnädiges Fräulein — der junge Leonhard braucht meiner Tochter gar nichts zu bringen! Ich mag das nicht! Eigentlich, und der Wahrheit gemäß, hat er ihr den Rinaldo Rinaldini auch nicht zuerst gegeben, sondern mein Sohn Karl hat den ersten Band mit nach Hause gebracht. Den habe ich ihm weggenommen und als ich das Buch durchgelesen, fehlte der zweite Band, und so — kurz, Tags darauf legte mir meine Tochter die folgenden Bände hin und

sagte, der Leonhard habe sie gebracht. Ich kann aber nicht zugeben, daß der junge Mensch öfter in mein Haus kommt. Es giebt nur Gerede! Ich hab's ihm auch schon gründlich gesagt."

"Nun aber, lieber Kuhlemann, wenn der junge Mann es ernstlich meint, und die Luise ihn gern mag, warum wollen Sie da den strengen Vater spielen?"

"Wie kann dieser Mensch es redlich und ernstlich meinen?" entgegnete der Alte. "Er soll ja zum Räuberclub gehören!"

"Zum Räuberclub!" rief die Hofdame. "Das klingt gefährlich! Was ist das für eine Gesellschaft?"

"Niemand weiß es genau, aber die Leute reden davon. Die Mitglieder selbst hüten sich, etwas auszusagen. Sie sollen die Nächte im Walde campiren und schreckliche Reden führen!"

"Verlautet denn auch schon etwas von schrecklichen Thaten?" fragte das Fräulein.

Der Alte zuckte die Achseln. "Ich weiß nichts — und man sagt noch nichts, aber was kann nicht noch Alles geschehen?"

"Und kennt man die Mitglieder dieses Räuberclubs?"

"Sie wissen sich gut zu verbergen. Aber dem Leonhard sagt man's nach, und er soll einer der schlimmsten sein! Wie darf ich es nun dulden, daß der meiner Tochter nachgeht? Mit der Luise habe ich auch sonst noch meine Noth?"

"So! Was ist denn das mit der Wisel?" fragte das Fräulein gespannt.

"Ach Gott, sie hat sich die Komödie in den Kopf gesetzt und will auf's Theater gehen!"

"Die Wisel? Das ist ja merkwürdig!"

"Und so," fuhr Kuhlemann fort, "kommen mir die Sorgen von zwei Seiten, von der Komödie und vom Räuberclub! Die Wisel sagt, wenn sie zum Herrn Geheimrath Goethe ginge, und sich zum Theater meldete, so würde ihr Seine Excellenz schon Unterricht geben lassen, daß sie es zu etwas brächte. Anderen sei das ja auch gelungen."

"Nun, was hätten Sie dagegen einzuwenden, Kuhlemann?"

"Gnädiges Fräulein, es ist aus meiner Familie noch nie Eins beim Theater gewesen, wir sind immer im Schlosse und bei der Herrschaft geblieben."

"Wenn Ihre Tochter einmal heirathet," wendete das Fräulein ein, "können Sie sie nicht in den alten Verhältnissen erhalten."

"Es wäre doch möglich!" meinte Kuhlemann. "Und eine Aussicht hätte ich wohl dazu. Der Stallmeister Kleinendorf, der vor einem Jahre Wittwer geworden ist, hat schon mit mir darüber gesprochen —"

"Der Stallmeister ist ja viel zu alt für die Wisel!" rief die Hofdame. "Jedenfalls ein Fünfziger, mit einem ganzen Haufen Kinder! Ihre Tochter zählt nur achtzehn Jahre! Das wäre ja ein Mißverhältniß!"

„Es gäbe sich wohl mit der Zeit!“ meinte der Alte. „Sie käme in ganz gute Lage, bliebe in der Stadt und brauchte nicht in fremder Herren Länder zu heirathen.“

„Kuhlemann, ich möchte einmal mit Ihrer Tochter sprechen,“ sagte Fräulein von Göchhausen. „Schicken Sie mir die Wisel gleich morgen früh! Um zehn Uhr werde ich sie erwarten. Und was den Räuberclub betrifft, so ängstigen Sie sich nicht zu sehr! Diese Ungeheuer werden vielleicht auch mit sich reden lassen!“

Einige Stunden nach dieser im Palais geführten Unterhaltung schritt ein junger Mann unter einem Regenschirm durch die Vorstadt. Als er die letzten Häuser erreichte, beschleunigte er seinen Lauf mit einer gewissen Hast, um dann rasch um die Ecke eines Gartenzaunes zu biegen, wo er Halt machte. Er richtete die Blicke spähend durch Regen und Dunkelheit, um sich zu vergewissern, ob Niemand in der Nähe sei? Er glaubte sich allein und ließ sich nicht verdrießen, eine halbe Stunde unter seinem Regenschirm auszuharren, nicht ohne hin und wieder um die Ecke des Zaunes zu lauschen, und die Augen, nach der Vorstadt zurückgewendet, anzustrengen. Endlich glaubte er durch das Dunkel etwas herannahen zu sehen. Er schlich sich näher und erkannte eine weibliche Gestalt, ebenfalls unter einem Regenschirm. „Luisa?“ flüsterte er ihr fragend entgegen. „Ach, Fritz!“ lautete die Antwort in ebenso gedämpftem Tone.

„Verzeih, guter Fritz, daß ich Dich so lange habe warten lassen!“ fuhr sie fort. „Aber nur mit List und Betrug habe ich mich losmachen können.“

„Mein armes Wiselchen!“ rief er. „Bei solchem Wetter mußt Du hinaus zum Stellbischen!“

„Wenn der Vater Dir das Haus verbietet, so muß ich zusehen, wie und wo ich sonst den Fritz zu sehen bekomme, oder vielmehr nur reden höre, denn eigentlich sehe ich nur eine lange dunkle Gestalt vor mir und die nicht einmal genau. Aber da ich glaube, der Fritz steckt dahinter, so finde ich das Wetter gar nicht so schlecht —“

„Ich auch nicht!“ unterbrach sie der Jüngling. „Ich glaube mich im schönsten Rosengarten und unter tanzenden Sonnenlichtern, wenn mein geliebtes Wiselchen bei mir ist. Aber ich möchte Dir doch ein besseres Dach bieten, als den Regenschirm. Hier nebenbei ist ein Zimmerplatz mit einem offenen Schuppen, komm, da sind wir wenigstens im Trocknen!“

Sie nahm vertrauensvoll seinen Arm und ließ sich von ihm führen. Wirklich fanden sie das schützende Obdach, und Leonhard entdeckte nach einigem Tasten einen Haufen Bretter, auf welchem sie Platz nahmen. „Fritz!“ begann das junge Mädchen, „ich muß Dich um etwas bitten.“

„Was wird das sein?“ entgegnete Leonhard, „doch nicht gar wieder ein neuer Räuberroman?“

Luisa fing an zu lachen. Es war nur ein gedämpftes Keichern, begleitet von einem leichten strafenden Schlag auf seine Hand. „Ja, das

auch! Weil Du mich gerade darauf bringst!" rief sie. „Ich muß für den Vater etwas zu lesen haben, denn wenn er liest, so ist er wenigstens stille und schilt nicht. Er ist jetzt immer in der Laune zu schelten. Verschaffe mir etwas recht Phantastisches und Fesselndes in der Art von Rinaldo Rinaldini! Ich selbst lese ja das Zeug nicht, aber der Vater liebt es. So sehr er sonst ein Mann nach der Uhr ist, eigen, peinlich, Fertommen und geregeltes Tagewerk mit Starrheit festhaltend, so sehr liebt er phantastische und ganz verrückte Romane. Er spricht wohl seine Mißbilligung, seinen Groll über die Vorgänge darin aus, aber er bleibt darum doch ganz versessen auf das Lesen. Und der Rinaldo war so recht etwas für seine Stimmung! Jetzt sage mir nur, wie ist das mit dem Räuberclub? Der Karl läßt mir keine Ruhe, er will durch Dich in den Räuberclub aufgenommen werden. Du hättest die Macht dazu, sagt er, und ich soll Dich dafür zu gewinnen suchen!"

Leonhard lachte. „Besteht die Bitte, die Du mir aussprechen wolltest, nur darin, Deinen Bruder Karl in den Räuberclub aufzunehmen?"

„Nein! Oh nein, Fritz! Das war ganz etwas Anderes! Aber — was hast Du denn eigentlich mit diesem Räuberclub zu schaffen?"

„Muß denn überhaupt etwas an diesem Märchen sein? Sehe ich aus wie ein Räuber?"

„Nein," entgegnete sie, sich an ihn schmiegend. „Wenn Du aber einer wärst, so würde ich das Räubertum — für gar nicht so übel halten!"

Er umschlang sie jubelnd, sie aber löste sich aus seinen Armen. „Daß uns ordentlich sein, Fritz, und nicht so wild!" sagte sie abwehrend. „Jetzt höre zu: Man macht es von verschiedenen Seiten meinem Vater dringend, daß er mir die Einwilligung gebe, zum Theater zu gehen. So sehr er noch dagegen zu sein scheint, er würde sich vernuthlich dazu entschließen, wenn er erführe, daß man von höherer Seite den Schritt billige. Ich frage Dich jetzt, wie denkst Du darüber? Wenn ich Schauspielerin würde, könntest Du dann noch —?" Luise stockte etwas verlegen, die Frage wollte nicht über ihre Lippen.

Leonhard wurde ernster. „Wenn es bei Dir ein unwiderstehlicher Drang zur Kunst wäre," sagte er, „so würde sich — manches zwischen uns anders gestalten. Wie es werden würde — wüßte ich freilich noch nicht zu sagen. Ich selbst könnte nicht mit auf die Bühne gehen, da ich weder Talent noch Trieb dazu habe. Wenn Du aber in bürgerlichen Verhältnissen meine Frau würdest, so wäre es für Dich unmöglich, zugleich Schauspielerin zu sein. Luise, wenn Du mich lieb hast, kann die Wahl so schwer werden zwischen dem Theater und dem Loos, welches ich Dir biete? Du wirst an meiner Seite in gesicherten Verhältnissen leben, ich biete Dir außer meiner Liebe einen gewissen Glanz des Lebens — mißverstehe mich nicht, es ist kein verlockendes Blendwerk, was ich Dir vorgaulle —!"

„Ach, guter Friß!“ fiel Luise ihm in's Wort. „Du siehst zu roßig in die Zukunft: Deine Familie gehört in Leipzig zu den wohlhabenden und vornehmen Leuten. Deine Verwandten würden es Dir vielleicht eher verzeihen, wenn Du eine Schauspielerin heirathetest, als wenn Du eine Frau aus geringem Stande, die Tochter eines Kammerdieners, mitbrächtest!“

„Was sind das für Reden, Mädchen!“ rief Leonhard, die Geliebte sanft an sich ziehend. „Weißt Du doch, daß ich mündig und ganz selbstständig bin! Die einzigen Verwandten, auf deren Ansicht ich etwas gebe, sind meine beiden verheiratheten Schwestern. Diesen brauche ich Dich nur zuzuführen und sie werden gewonnen sein und nicht nach Rang und Herkunft fragen. Quäle Dich nicht mit solchen Grillen? Wir wollen uns dabei nicht aufhalten. Und was Deine Theatergedanken betrifft — ernstlich, meine Luise! Sie beruhen nicht auf einem unwiderstehlichen Drange zur Kunst, sie sind durch etwas Anderes geweckt worden. Die Verhältnisse bei euch im Hause sind eng, das Leben mit der Tante, die im Hause die Stelle der Mutter und der Hausfrau vertritt und dazu —“

Der Sprecher fühlte die Hand Luise's auf seinen Lippen. Er sollte nicht fortfahren. Kannte sie selbst auch die Schwächen des Vaters, sie wollte sie doch von Leonhard nicht ausgesprochen wissen. „Luise!“ fuhr er fort, „Du bist meine Braut! Hier stecke ich Dir meinen Siegeltring als Verlobungsring an. Ach, er ist viel zu groß, es gehen ja zwei Deiner Finger hinein! Trotzdem sollst Du ihn behalten, bis ich Dir das passendere Ringlein bringe. In drei Monaten kann unsere Hochzeit sein! Sie könnte es auch in drei Wochen sein, ja mir wär's am liebsten, sie fände in drei Tagen statt — aber ich möchte es meiner Wisel doch in Leipzig schön wohnlich einrichten, und dazu braucht es noch kurzer Zeit. Auch muß Deines Vaters Widerwillen gegen mich noch etwas gehoben werden — wir müssen das Widerwärtige noch ein Weilchen ertragen.“

„Und da ist auch noch der dicke Stallmeister mit seinen fünf Buben!“ sagte Luise, aber es klang etwas Schalkhaftes aus ihrem Tone.

„Willst Du mich zum Schluß auch noch eifersüchtig machen?“ fragte Leonhard.

„Ich thäte es eigentlich recht gern!“ entgegnete Luise, wieder ganz munter und getröstet. „Aber Deine Eifersucht gerade gegen diesen dicken Menschen zu erregen, verriethe doch einen zu schlechten Geschmack auf meiner Seite! Es ist spät, Friß! Ich will nun nach Hause gehen, sonst bleibe ich der Tante zu lange — im Schlosse bei der Frau des Castellans, denn zu dieser zu gehen habe ich vorgeschützt. Ich war übrigens wirklich bei ihr und kann berichten, daß ihr der Kräuterthee der Tante recht gut gethan hat.“ Sie erhob sich schnell und erwiderte seinen Kuß jetzt zum erstenmal freiwillig und von ganzem Herzen. Sie traten nach dieser feierlichen Verlobung in dem finstern Schuppen wieder in den Regen hinaus der immer ausgiebiger fiel und jetzt vom Winde ihnen entgegen getrieben

wurde. Leonhard begleitete die Geliebte bis in die Nähe ihres Hauses. Sie besprachen für die nächsten Tage einen brieflichen Verkehr ohne Vermittlung einer dritten Person, und mit einem herzlichen Gute Nacht trennten sie sich nach verschiedenen Richtungen.

Als Leonhard am anderen Morgen Herrn Vertuch in seinem Comptoir begegnete, kam es ihm vor, als würde er von ihm mit einem lächelnden Blicke von der Seite betrachtet und gemustert. Gleich darauf trat ein Lehrling ein und legte einen Stoß Bücher auf den Tisch. „Diese vier Bände sogleich zum Buchbinder!“ befahl Vertuch. „Das andere Exemplar behalte ich.“ Er fing an die Bogen aufzuschneiden, und nachdem der Lehrling sich entfernt hatte, fuhr er zu Leonhard gewendet fort: „Kennen Sie dieses berühmte Werk schon?“ Dieser las den Titel, und stutzte. „Rinaldo Rinaldini!“ In Händen habe ich das Buch schon gehabt, sogar darin geblättert, gelesen nicht. Es scheint für ein geistig untergeordnetes Publikum geschrieben.“

„Urtheilen wir nicht zu schnell ungünstig!“ entgegnete Vertuch. „Es wird demnächst bei Hofe gelesen werden, und darauf selbstverständlich Mode machen. Es versteht sich also, daß man es gelesen haben muß.“

Leonhard gab dem Sprecher den fragend forschenden Blick jetzt zurück. Er vermuthete fast, Vertuch habe erfahren, daß der Roman durch seine Vermittlung in die Hände des Kammerdieners gelangt sei, und wollte sich ein wenig über ihn lustig machen. Da er aber als Freiwilliger und ganz selbständiger junger Mann in Vertuchs Geschäft für einige Zeit eingetreten war, so stand er mit ihm auf einem durchaus freien Verkehrsfuß, und so begann er: „Es sind nicht immer die besten Werke, welche in der vornehmen Gesellschaft gelesen und besonders beliebt werden. Aber dieses? Sie müßten denn meinen, daß die Dalaien am Hofe den Rinaldo für ihre Kreise in Mode bringen würden?“

„Nein, junger Freund, ich meine die Hofdamen! Und wer weiß, was wir noch erleben!“

Der Legationsrath fing doch nicht gleich an zu lesen, sondern warf den Band zu den übrigen auf den Tisch, und begab sich an seine Arbeit.

Friedrich Justus Vertuch war ein Mann, der viele Talente und Eigenschaften in sich vereinigte, und für die Stadt Weimar und den Hof von anerkannter Bedeutung war. Gelehrter und Dichter, geschäftskundiger Kaufmann, Buchhändler und Finanzmann, war er durch allerlei glückliche Unternehmungen zu Reichthum und Ansehen gelangt, während seine Verdienste um Literatur und Kunst nicht zu unterschätzen waren. Bald nach Vollendung seiner Universitätsstudien hatte er begonnen aus dem Spanischen und Portugiesischen zu übersetzen, und besonders durch seine Uebersetzung des Don Quixote große Anerkennung gefunden. In seine Vaterstadt Weimar zurückgekehrt, gab er mit Wieland den „Deutschen Merkur“ heraus und trat zugleich als Cabinetssecretair und weimarischer Rath in persönlichen Dienst

bei dem jungen Herzog Karl August. Die Geniezeit des jugendlichen Hofes machte er mit durch, dichtete Lieder, Opern, Dramen, und fand immer neue Pläne zu buchhändlerischen Unternehmungen großen Stils, die sich als glückliche Speculationen bewährten. Sein „Journal des Luxus und der Mode“ war in aller Händen; sein „Bilderbuch für Kinder“ erschien länger als dreißig Jahre lang in ebenso vielen Bänden. Dabei war er sehr geschickt, die Geldverhältnisse des Hofes zu ordnen, zu berathen, ihnen zu Hülfe zu kommen, und so machte er sich zu einem immer bereiten und unentbehrlichen Helfer. Seine neueste große Unternehmung war das „Landesindustriecomptoir“, eine Kunst- und Verlags-handlung, in welche häufig junge Männer auch aus größeren Städten für längere oder kürzere Zeit eintraten, um einen solchen Geschäftsbetrieb kennen zu lernen. So war auch Leonhard von Leipzig herübergekommen, wenn auch nicht in der Absicht, in seiner Vaterstadt ein ähnliches Geschäft zu gründen. Seine Neigung wurzelte mehr auf dem Gebiete der Kunst, vor allem der Musik, für deren Ausübung er begabt war, wie denn bereits einige Liedercompositionen von ihm in Leipziger Concerten gesungen worden waren. Ein Musikverlag gefiel ihm, wenn denn durchaus ein Geschäft begründet werden mußte, daher noch am besten. Inzwischen gestatteten ihm seine Verhältnisse auch ein längeres Zuwarten und Abwägen seiner Pläne, und so mochte er sich in der Wahl nicht übereilen.

Während er mit Vertuch die eingegangenen Briefe las, trat ein junger Mann ein, der von beiden lebhaft begrüßt wurde. Es war der junge Doctor Riemer, der, nachdem er als Hauslehrer in der Familie Wilhelms von Humboldt einige Jahre mit in Italien zugebracht hatte, seit ein paar Monaten die gleiche Stellung in Goethes Hause einnahm. Er kam mit einem Auftrage Goethes an Vertuch, den dieser auszuführen versprach. Leonhards Bekanntschaft hatte er in Rom gemacht, und ihn mit Freude hier wieder begrüßt. Und während die Männer sprachen, ergriff Riemer eins der auf dem Tische liegenden Bücher und las den Titel. „Rinaldo Rinaldini!“ rief er. „So sehe ich wenigstens einmal einen von den Vulpius'schen Romanen! Gelesen habe ich noch keinen. Eigentlich müßte ich es einmal thun. Der Verfasser ist immerhin der Oheim meines Zöglings. Von dieser Räuber-geschichte habe ich schon gehört —“

„In Goethes Hause?“ fiel Vertuch fragend ein.

„O nein!“ entgegnete Riemer lächelnd. „Ob Augusts Mutter die Bücher ihres Bruders liest, weiß ich nicht. Ich glaube nicht, daß sie sich viel mit Lesen abgiebt. Goethe selbst — wie wär's Herr Legationsrath, wenn ich mir das Werk zu meiner Privatlecture gleich mitnähme?“

„Halt!“ rief Vertuch. „Ich habe es heut erst für mich selbst holen lassen! Wenn ich es gelesen habe, mag es zur Verfügung stehen. Vorerst aber will ich dieses sündhaft theuer erkaufte Räuberthum selbst genießen!“

Riemer lachte und fuhr fort: „Das Räuberthum macht auch mir

bereits zu schaffen. Mein Bögling August hat — ich weiß nicht woher — die aufregende Nachricht mit nach Hause gebracht, es habe sich in der Gegend von Weimar ein Räuberclub gebildet, und die Räuber wohnten sämmtlich unerkannt in der Stadt. Täglich habe ich zu thun, ihn von diesem Gerücht abzulenken, welches augenscheinlich etwas Ansprechendes für ihn hat.“

Weder Niemer noch Bertuch beobachtete, daß Leonhard sich abwendete und Mühe hatte ein Lachen zu unterdrücken.

Der Legationsrath aber entgegnete: „Da das Räuberwesen in der deutschen Literatur so gut gedeiht, so können wir an unsern weimaraner Spießbürgern am Ende auch noch etwas erleben! Aber ich wäre wirklich gespannt zu erfahren, hinter welchen von diesen gemüthlichen Gevattern die Banditen stecken?“

Leonhard brauchte sein Lachen jetzt nicht mehr zurück zu halten, da Niemer ihm darin voranging. Dieser empfahl sich gleich darauf. „Leonhard!“ rief er beim Abschied, „vergessen Sie nicht — heut Abend; Musäus ist auch frei und kommt, da Wieland bei der Herzogin Mutter speiß.“

Die drei jungen Männer, Carl Musäus, Niemer und Leonhard (um einige Jahre jünger als die beiden andern), welche erst kürzlich in Weimar zusammengetroffen waren, hatten Gefallen an einander gefunden, und beschloffen, in jeder Woche wenigstens einen Abend gemeinsam zu verleben. Nur Musäus war aus Weimar gebürtig, allein seiner Heimat ziemlich entfremdet, da er sehr jung eine Hauslehrerstellung in Kurland angetreten hatte. In der Zeit seines längeren Besuchs in der Vaterstadt waren es denn auch russische Beziehungen, die ihn in die Nähe Kozebuew geführt, welcher sich seit einigen Jahren in Weimar niedergelassen hatte. Der junge Musäus mußte sich von seinen beiden Genossen häufig berichtigen, sogar auslachen lassen, daß er Kozebuew für einen bedeutenden Schriftsteller, sogar Dichter hielt, und seine Partei ergriff bei manchen ihm gar zu geringschäßig erscheinenden Urtheilen über ihn. Er wollte Goethe und Schiller ja gern als die Größeren verehren, aber er beschuldigte Niemer der Einseitigkeit, daß er neben Goethe niemand, selbst Schiller nicht, gelten ließ, und hatte darin einen Partner an Leonhard, der gerade von Schiller auf das Lebhafteste ergriffen war. So verschieden die drei jungen Männer in ihrer Geschmacksrichtung, wie in ihrer Lebensführung waren, mußten sie sich doch stets zu vereinigen, denn bei keinem von ihnen waren Vorliebe oder Abneigung gegen eine der weimariſchen GröÙen so stark ausgeprägt, daß sie die Bedeutung derselben nicht anerkannt und manches zu harte Urtheil gegen sie hätten zurücknehmen mögen. Da sie alle drei lebhaft bestrebt waren, sich zu bilden, fanden sie in ihren wöchentlichen Zusammenkünften den Mittelpunkt ihres Gedankenaustausches, und sahen, bei mangelnder Gelegenheit einander sonst häufig zu begegnen, dem festgesetzten Abend stets mit Freude entgegen.

Inzwischen legte der Monat April seine mürrischen Launen ab, und der Frühling zog mit Sonnenschein und Weichenduft in die Gegend ein. Die Freunde benutzten ihre Zusammenkünfte zum Spaziergang, der sie denn etwa in Tiefurt oder Belvedere anlangen ließ. „Denken Sie sich,“ begann Musäus bei einer solchen Gelegenheit, „daß ich jetzt dem alten Wieland einen Räuberroman vorzulesen habe! Rinaldo Rinaldini heißt der Quark.“

„Ist es möglich? Wie kommt der alte Herr zu dieser Wahl?“ riefen Leonhard und Niemer lachend.

„Das Buch ist ihm vom Hofe, ich glaube sogar von der Herzogin Amalie zugeschickt worden,“ entgegnete Musäus. Ist es nicht nach seinem Geschmack, so muß er doch seine eignen Gedanken dabei haben. Zwar wirft er häufig Worte, wie: Schöbigeß Zeug! und: Unausßteßlich breit! dazwischen, und heißt mich lange Reden und Schilderungen überschlagen, dennoch muß ich fortlesen, sogar an manchen Stellen Merkzeichen einlegen. Und an manchen wieder lacht er in sich hinein, reibt sich die Hände und schiebt sein Köppchen vergnügt hin und her, als habe er etwas ganz Besonderes gefunden. Und da ich dergleichen nun gar nicht finde, so komme ich mir als Vorleser häufig ganz besonders dumm vor!“

„Es scheint endlich nöthig zu werden,“ sagte Niemer, „daß man sich mit dieser Räubergeschichte auch vertraut mache! Dabei fällt mir übrigens ein, daß ich neulich in Goethes Hause, ja, an Goethes Tische, von sonst ganz verständigen Leuten, über den Räuberclub habe sprechen hören! Der Hausherr theilte sich nicht daran, sondern hörte dem Verwunderlichen nur einige Minuten zu, um der Unterhaltung dann eine andere Wendung zu geben. Selbstverständlich redete man nur im Scherz über die verkappten weimarischen Räuber, aber es ist doch sonderbar, daß eine solche Kinderei auf diesem klassischen Boden laut werden kann!“

„Oh!“ rief Musäus, „wenn man offene Ohren hat, werden auf diesem klassischen Boden noch ganz andre Dinge laut! Den Räuberclub habe ich auch schon häufig nennen hören. Im Kleinbürgerstande soll man sogar mit einer gewissen Besorgniß davon reden, und das Gerücht rumort bereits in höhere Kreise hinauf, immer hindurch zwischen Gesprächen über die „Braut von Messina“ und die „Natürliche Tochter“. Neulich Abends bei Kozebue wurde auch darüber gesprochen. Er meinte, dergleichen wäre ein Stoff für ein Lustspiel, und — wer weiß was er noch thut!“

Leonhard hatte sich an dem Gespräche nicht theilgehabt, es schien ihm sogar willkommen, dasselbe ablenken zu können. Er machte die Genossen aufmerksam auf einen offenen Postwagen, der auf dem Wege nach Tiefurt hinter ihnen herkam. Sie erkannten die Herzogin Amalie mit ihrer Vertrauten, dem Fräulein von Gächhausen. In dem Augenblick, da der Wagen vorüber fuhr, flatterte ein nur leicht um den Hut der Herzogin geschlungener Schleier lebhaft auf, löste sich ab und wurde vom Winde rückwärts fortgetragen. Leonhard war der Erste, welcher zusprang, ihn erwischte, und,

ehe der Sakai den Kutschersitz noch verlassen hatte, ihn den Damen in den Wagen reichte. Ein sehr freundlicher Dankesgruß der Herzogin belohnte ihn.

„Kannten Sie die jungen Leute?“ fragte die Herzogin ihre Freundin,

„Einer von ihnen war ein Doctor Niemer, seit Kurzem Hauslehrer bei Goethes Sohne. Er wurde mir neulich im Theater gezeigt,“ entgegnete die Hofdame.

„Der mir den Schleier wiederbrachte?“

„Nein, der war mir unbekannt.“

„Ein sehr eleganter und hübscher junger Mann!“ sagte die Herzogin. „Sehen Sie doch!“ fuhr sie nach der andern Seite gewendet fort. „Kommt da nicht der trauernde Wittwer angeritten? Ich glaube, der Mann ist nach dem Tode seiner Frau schon magerer geworden.“

„Er scheint doch immer noch die stärksten Pferde nöthig zu haben!“ meinte die Hofdame.

Der Stallmeister Kleindorf, der mit zwei Böglingen seiner Kunst herangeritten kam, stellte sich mit ihnen grüßend auf, und ließ den Wagen vorüber.

„Waise!“ fuhr die Herzogin fort, „Ich habe mir vorgenommen, die Wiederverheirathung dieses Mannes zu begünstigen. Er bewirbt sich um die Tochter unfres alten Kuhlmann. Freilich widerstrebt das Mädchen noch. Der Vater hat mir leztthin seine Noth geklagt. Ich denke aber, sie wird noch einwilligen.“

„Aber Durchlaucht — der Unterschied der Jahre ist doch zu groß!“ wendete das Fräulein ein.

„Dergleichen kommt ja öfter vor, und gleicht sich aus!“ meinte die Herzogin.

„Aber die gute Waise hat eine andere Neigung,“ entgegnete die Hofdame. „Es hieße das Kind unglücklich machen —“

„Sie hat eine Neigung? Oh!“ rief die Herzogin, welche für die kleinen Verhältnisse ihrer Umgebung im Stillen stets eine lebhafte Theilnahme hegte. „An wen hat denn die kleine Waise ihr Herz verloren?“

„An einen jungen Mann — wenn ich nicht irre aus Leipzig, von guter Familie und wohlhabend. Er ist bei Bertuch im Geschäft und heißt Leonhard.“

„Leonhard? Aber liebe Waise — dieser junge Mensch steht ja in dem übelsten Ruf! Wo habe ich denn nur von ihm gehört? So viel erinnere ich mich — er soll ein ganz leichtsinniger und ausschweifender Bursche sein.“

„War es vielleicht Kuhlmann selbst, der dergleichen über ihn verlauten ließ?“

„Nein, nein! Es kam mir von anderer Seite. Junge Leute haben einen Verein gestiftet, wie erzählt wird, in welchem es sehr unbotmäßig hergehen soll, und diesen Leonhard bezeichnet man als den Auserwähltesten.“

als den Verführer der Andern. Wer hat es mir denn nur erzählt? Wichtig, nun weiß ich es — die Wolfsteel! Als sie mir den Roman von Vulpian vorlas, kam sie darauf und berichtete, daß das Buch schon eine ganz üble Wirkung ausübe. Jetzt kommt mir auch der Name des Vereins in's Gedächtniß. Die jungen Leute nennen ihn den Räuberclub."

Fräulein von Göchhausen stuzte. Sie hatte die Bezeichnung auch schon gehört, aber dem Gerücht keine Bedeutung beigelegt. Die Sache kam ihr auch jetzt nicht gefährlich vor, und so entgegnete sie: „Vertuch schätzt aber den jungen Mann sehr, er rühmt seine Tüchtigkeit, seine Ordnung —“

„Was kann Vertuch von der Lebensführung seiner Leute wissen, wenn sie sich außerhalb seiner Comptoirs befinden?“ wendete die Herzogin ein. „Dieser Leipziger steht nun einmal in üblem Rufe und soll als Nebenbuhler des Stallmeisters nicht weiter in Betracht kommen. Ich werde einmal selbst mit der kleinen Wisel sprechen.“

Frau Amalie war im Irrthum, wenn sie annahm, das Gerücht über Leonhards üblen Ruf sei ihr durch einen anderen Mund zugekommen als durch den ihres Kammerdieners. Hatte sie Anfangs der Sache keine sonderliche Beachtung geschenkt, so war doch das Vorurtheil gegen ihn im Stillen geblieben, und bildete sich, während sie ihren Plan entwarf, ebenfalls im Stillen, zu der Ueberzeugung aus, daß man das Mädchen vor den Nachstellungen eines Wüstlings zu retten habe.

Das Fräulein von Göchhausen aber, obgleich ihrer fürstlichen Freundin herzlich ergeben, fühlte sich herausgefordert, in diesem Falle die Gegenpartei zu nehmen. Von der kleinen Wisel hatte sie bereits herausbekommen, daß der Stallmeister, wenn er schon das Herz des Vaters gewonnen, nicht auf das der Tochter zu rechnen habe, und daß Luise ganz fest entschlossen sei, ihm ihre Hand zu verweigern. Von Leonhard war zwischen ihnen nicht eigentlich die Rede gewesen, gleichwohl und trotzdem sie den jetzt so übel Beleidigten wissentlich niemals gesehen, hatte das Fräulein ein günstiges Vorurtheil gegen ihn gefaßt. Was bis dahin nur Gegenstand stiller Theilnahme gewesen, wurde jetzt Vorfaß und Plan, und da sie doch wohl eines Helfers dabei bedürfen würde, beschloß sie, mit Vertuch eingehender darüber zu verhandeln.

Einige Tage darauf hörte Leonhard sich auf der Straße angerufen und erkannte den Concertmeister Destouches, mit dem er durch die Musik in Beziehung getreten war. „Was muß ich erfahren!“ rief dieser ihm entgegen. „Sie sind ja Componist! Warum haben Sie das verheimlicht?“

Verheimlicht hatte Leonhard es freilich nicht, denn ein erstes Heftchen von Lieder-Compositionen war seit einiger Zeit im Musikalienhandel erschienen, nur daß er persönlich nichts dazu gethan, es hier in Weimar bekannt zu machen.

„Sie können von Glück sagen,“ fuhr Destouches fort, „daß Ihre Lieder in die richtigen Hände gefallen sind. Fräulein Jagemann ist dafür ein-

genommen und will zwei davon in dem Concert singen, welches wir demnächst im Schützenhause veranstalten."

Leonhard erröthete vor Ueberraschung. Ein größerer Vortheil konnte einem Anfänger wohl nicht geboten werden, als ein öffentlicher Vortrag seines Werkes durch die gefeierte erste Sängerin des weimarischen Theaterz.

„Wollen Sie der Jagemann nicht einen Besuch machen?“ fuhr der Concertmeister fort. „Die Dame weiß dergleichen zu schätzen, und Sie selbst wird es nicht gereuen. Ich bin bereit, Sie bei ihr einzuführen.“

Das war nicht abzulehnen, und die Stunde des Besuches wurde verabredet.

Leonhard konnte nicht umhin, seine beiden Genossen bei der nächsten Zusammenkunft von dem bevorstehenden Concert und dem überaus angenehmen Empfang, den er bei Fräulein Jagemann gefunden, zu erzählen. Es verstand sich von selbst, daß die beiden Anderen dem Concerte beizuwohnen beschlossen. Da ein Regentag das Hinausspazieren nicht verlockend machte, nahmen sie die Einladung Leonhards an, den Abend bei ihm zu bleiben und mit einfacher Bewirthung fürlieb zu nehmen.

Während man sich heiter unterhielt, griff Musäus nach einem unter anderen hingestellten Buche und schlug es auf: „Da ist ja schon wieder etwas Räuberhaftes!“ rief er, „Abällino, der große Bandit, von Zschode!“

„Kennen Sie dieses klassische Drama noch nicht?“ fragte Leonhard lachend. Da die Freunde es verneinten fuhr er fort: „Dann hören Sie zu! Ich will Ihnen nur ein paar der schönsten Stellen vorlesen!“

Er begann mit Geschick und Pathos, zur großen Belustigung seiner Gäste.

Währenddem war seine Wirthin leise eingetreten, um den Abendtisch zu ordnen. Man beachtete sie nicht und auch sie schien nicht eben hinzuhorchen zu wollen. Plötzlich aber wurde sie aufmerksamer, erschrak sichtbarlich, verweilte aber doch länger am Tische als sie nöthig gehabt hätte, um endlich in schweigender Bestürzung aus dem Zimmer zu eilen.

Leonhard endete seinen Vortrag, die Freunde setzten sich belustigt zu Tische, während ihnen Leonhard den Inhalt des Werkes weiter mittheilte.

Da wurde die Thür geöffnet und in derselben erschien der Hauswirth, ein Schneider, leichenblaß, welcher nicht sowohl eintat, als vielmehr von seiner resoluten Frau herein geschoben wurde.

„Herr Leonhard,“ begann er stockend, wir haben Sie für einen ordentlichen Herrn gehalten — aber es gehen Dinge bei Ihnen vor — die mein Haus in's Gerede — oder gar in's Unglück bringen —“

„Was haben Sie denn? Was ist geschehen?“ rief Leonhard verwundert.

„Ich thu es nicht gern,“ fuhr er immer verängstigter, aber durch einen auffordernden Blick seiner Frau ermuthigt, fort. „Sie haben immer richtig bezahlt und auch sonst — aber ich muß Ihnen die Wohnung kündigen. Ich darf so etwas in meinem Hause nicht dulden — wenn die Leute erfahren — daß es bei mir vorgeht —“

„Ja was denn in aller Welt?“ fragte Leonhard ungeduldig.

Die Meisterin, welcher die Rede geläufiger von den Lippen floß als ihrem, jetzt gar noch unter dem Eindruck des Entsetzens stehenden Gatten, trat einen Schritt vor und begann: „Sie müssen unsere Wohnung verlassen, weil die Geschichte denn doch am Tage ist! In der ganzen Stadt spricht man von dem Räuberclub, den Niemand kennt, aber man hat mir schon da und dort einen Wink gegeben, daß ich Ihnen nicht trauen sollte. Ich wollte das über Sie nicht glauben, nun aber hab ich's selbst mit angehört. Sie haben den beiden Herrn da, die ich nicht sehr kenne, Alles vorgelesen, wie man rauben und morden muß, und was zum Stehlen und Plündern gehört, und wer weiß was noch Alles zur richtigen Vanditerei vonnöthen ist — und jetzt ist's heraus: die Leute haben Recht gehabt, Sie sind von den schlimmsten Einer — mein Haus aber ist keine Räuberherberge! Soll ich abwarten, daß man's entdeckt und ich gar der Hehlerei beschuldigt werde, weil ich um die wilde Wirthschaft gewußt hätte? Nein, den Räuberclub dulde ich nicht bei uns, und Sie ziehen morgen aus, oder ich gebe Sie auf der Polizei an!“

Die Sprecherin eilte auf die Thür zu und ihrem Gatten nach, der in der Besürchtung von irgend etwas Bedrohlichen bereits flüchtig geworden war.

Die jungen Männer brachen hinter ihnen her in ein Gelächter aus. „Herrlich!“ rief Niemer. „Wir selbst sind wider Wissen und Willen der Räuberclub, nach welchem wir so lange geforscht haben!“

„Und was für feine und gebildete Raubgesellen wir sind!“ jubelte Musäus. „Gerade wie Rinaldo Rinaldini, der überall in der besten Gesellschaft verkehrt!“

„Gerade wie Abällino, der große Bandit, der als venetianischer Nobile, zugleich den Staatsmann und Gurgelabschneider spielt!“ fiel Niemer ein.

„Was wird mein alter Wieland sagen,“ lachte Musäus, „wenn er erfährt, daß sein Jamulus von Rinaldos Bande ist?“

„Und was wird sich im Hause Goethe ereignen,“ fuhr Niemer fort, „wenn es sich verlaublich, daß der Schulmeister zum Bögling von Onkel Vulpus' phantastischen Rad- und Galgenheroen geworden ist?“

Leonhard lachte zwar mit, allein in einer gewissen Befangenheit, und augenscheinlich war es ihm, als dem Gastgeber, unangenehm, daß seine Bewirthung der Freunde durch eine plötzliche Ausflüchtigung der Wohnung unterbrochen worden war. Seinen Hausleuten schien es Ernst damit zu sein. Zog er morgen nicht aus, so konnte eine Anzeige auf der Polizei ihm Unannehmlichkeiten bereiten, die gerade jetzt für seine Herzenswünsche gefährlich werden durften. Eine neue Wohnung aber war bis morgen nicht so ganz leicht zu finden, und selbst in einen Gasthof überzusiedeln war umständlich und mußte auffällig erscheinen. Er konnte nicht umhin, den Freunden einen Theil seiner Bedenken zu entdecken. Diese aber lachten ihn aus, hießen ihn die Sache leicht nehmen, um keinen Preis an das

Ausziehen denken, sondern dem Schneider und seinem Ehegemahl die Räuberfurcht durch gültliches Aussprechen benehmen. Musäus öffnete das Fenster. Der Regen hatte aufgehört und erquickende Frühlingluft quoll in das Zimmer. „Gefellen der Freiheit!“ rief er. „Verlassen wir die Höhle und das gastliche Mahl unseres Bruders! Hinaus und auf Abenteuer! In Tortonis' Weinstube sind Schätze aus Ungarland angekommen. Brechen wir dort noch ein paar Hälse zur Feier des Abends!“

Die Aufforderung wurde von den sonst soliden Leuten nicht zurückgewiesen und ziemlich spät kehrte der Räuberhauptmann in das Schneiderhaus zurück.

Tags darauf war eine kleine Gesellschaft von zehn Personen bei der Herzogin Amalie, versammelt, darunter das Fräulein von Göchhausen, Wieland, Bertuch und der Kammerherr von Egloffstein. Um Wielands willen, der nicht mehr gern tiefer in den Abend hinein in Gesellschaft war, hatte man sich um fünf Uhr zur Mittagstafel gesetzt, frühlich und ohne Zwang plaudernd, denn die Herzogin liebte die Hofetiquette selbst nicht und gar im Kreise ihrer ältesten Freunde sollte keine Zurückhaltung statthaben.

Nachdem die Herzogin die Tafel aufgehoben hatte, schritt sie der Gesellschaft voran in einen kleineren Saal, wo der Kaffee genommen werden sollte. In Vasen standen Sträußer von Tazetten, Hyacinthen und anderen Frühling Blumen auf den Consolen, und in Schalen dufteten ganze Kissen von Veilchen.

„Lieber Wieland!“ begann Frau Amalie, „setzen Sie ohne Umstände Ihr Käppchen auf. Es ist etwas kühler hier, die Fenster sind bis jetzt offen gewesen.“

Wieland verneigte sich lächelnd und zog sein Sammkäppchen aus der Tasche, um sein fast kahles Haupt zu bedecken.

„Ich freue mich des schönen Wetters zu unserm morgen stattfindenden Concert im Schützenhause!“ fuhr die Herzogin fort. „Wollen Sie mitfahren, Wieland? Es findet Nachmittags um fünf Uhr statt, bringt überdies nichts Aufregendes, so daß Sie um Ihre Nachtruhe nicht zu sorgen haben.“

Wieland lehnte dankend ab. Mit Theater und Concert müsse er für sein Leben wohl den Abschluß machen, sagte er, da er außer allem Zusammenhang sei und daher für neue Erscheinungen keine rechte Fühlung gewinnen könne. „Es sei denn, daß sie gedruckt zu mir kommen!“ fuhr er fort, indem er sich in den für ihn bereitgehaltenen Lehnstuhl niederließ. „Und sieh, da liegt ja auch der berufene Rinaldo Rinaldini, dessen Lectüre wir der Anregung unserer Thuznelda verdanken!“ So wendete er sich schalkhaft an Fräulein von Göchhausen.

„Es gereut mich nicht eben, diese Anregung gegeben zu haben,“ entgegnete die Hofdame. „Ist mir doch der Triumph geworden, selbst Wieland in den Kreis meiner Beobachtungen zu ziehen!“

„Eigentlich sollte man sich schämen, solch ein Buch gelesen zu haben,“ sagte die Herzogin. „Ja, Luise, ich kann Ihnen nicht helfen — die Gesellschaft in die Sie uns durch Ihren Rinaldo gebracht haben, ist eine

recht schlechte! Aber da das Buch nur doch einmal der Mehrzahl von uns bekannt geworden ist, wollen wir das Erröthen unterdrücken. Wieland, sagen Sie uns doch etwas darüber!"

"Vor Allem bin ich der Ansicht," begann Wieland, „daß der Verfasser zwar viel Phantasie besitzt, mehr als mancher unserer besseren Schriftsteller sich rühmen kann, daß er trotzdem aber ein sehr abgeschmacktes Werk zu Tage gefördert hat. Merkwürdig und sogleich in die Augen fallend ist darin die Nachahmung eines andern, sehr bekannten Romans. Nämlich —?" Wie ein wohlwollender Examinator blickte er fragend im Kreise umher.

„Des Wilhelm Meister!" riefen die Herzogin und Fräulein von Göchhausen, wie aus einem Munde.

„Wie? des Wilhelm Meister?" fragten Diejenigen verwundert, welche den Rinaldo nicht gelesen hatten.

„Nun ja!" fuhr Wieland fort. „Den historischen Hintergrund, mit dem Corfentönig Theodor, und dem Kampfe für ihn, lange Geschichten, die sich häufig und breitspurig zum Vordergrunde machen wollen, können wir süglich bei Seite lassen. Wie Wilhelm Meister den Kaufmannstand, so verläßt Rinaldo den Räuberstand, ja, er hat beim Beginn des Romanes seinen Räuberstand im Wesentlichen schon hinter sich, er hat den Gang, sich allseitig zu bilden, er philosophirt zwar, und liebt es, tiefgreifende Gespräche zu führen — so nach seiner Manier! Er ist ein Genie, sogar eins aus der Sturm- und Drangzeit. Er möchte ein Karl Moor sein, ist aber nur ein nüchternen, renommirender Kerl. Aber auf galante Abenteuer versteht er sich weidlich. Es ist erstaunlich, welch Glück er bei den Frauen macht, und wie viele er auf einmal mit seiner Neigung zu umfassen vermag! Neben Dianora, der Sonne seines Lebens, hat er unzählige Nebensonnen. Die Sirene Olympia fesselt ihn zu verschiedenen Zeiten, Laura geraume Zeit. Serena wurzelt ihm als Blümlein Vergißmeinnicht im Herzen, Diana ist seine Waldliebe. Margalisa zückt den Dolch nach ihm, weil sie sich ihm zu schnell ergeben, liebt ihn aber dennoch, ebenso wie Leonore und Oriana. Fiammetta sehen, lieben und gewinnen, ist Eins! Darauf erscheint Fortunata im weißen Atlaskleide, und da sich gerade ein halbes Duzend anderer Liebeshändel um ihn gruppirt, bereiten ihm die Damen die größten Verlegenheiten."

„Welch ein Gedächtniß! Genug, Genug!" rief Frau Amalia lachend.

„Sieht diese ausgedehnte Weibewirthschaft nicht aus, wie eine Caricatur auf das Frauenpersonal aus dem Wilhelm Meister?" fuhr Wieland fort.

„Und dann die mystische Verbrüderung!" sagte Fräulein Göchhausen. „Ich glaubte in Sarastro's Reich zu sein, und wurde immer an die Decorationen aus der Zauberflöte erinnert."

„Ganz richtig!" entgegnete Wieland. „Auch Rinaldo wird von einer geheimnißvollen Loge beobachtet und geleitet, um einst in dieselbe aufgenommen zu werden. In dem Thale von Fronteja, auf das er lange neugierig gemacht worden ist, geht es wunderbar genug zu. Es ist erfüllt von

Tempeln und Grotten. Auf brennenden Altären werden der Freundschaft Rosen geopfert. An klaren Bächen wandeln in Eintracht Priester und Priesterinnen. Das ganze Personal aus der Zauberstätte ist beisammen. Leider entbehrt man die Musik. Doch kennt man auch in diesen heiligen Hallen nur Verbrüderung und Liebe, und sucht verlorene Schäflein auf den Weg der Tugend zurückzubringen. An der Spitze des ganzen Pupillen-collegiums der Tugend und Freundschaft steht aber der „Alte von Fronteja“, eine der langweiligsten und in ihrer Weisheit und Tugend unverschämtesten Persönlichkeiten. Bitte, lieber Bertuch, lesen Sie uns doch einmal vor, was der Alte alles studirt: da wo ich das Zeichen eingelegt habe.“

Bertuch schlug das Buch auf, und las: „Er studirte die emblematische Mythologie der Griechen und Aegypter, die Theogonie und Kosmogonie und die religiösen Lehren der ältesten Völker. Er studirte in den Schestah der Genufer, im Zenda Vesta der Perser, in der Edda der Isländer, im Schuking und Viking der Chinesen. Er enthüllte die Wege der Katosophia und Kalodämonia, und wurde endlich Theosoph.“

„Mir schwindelt!“ rief die Herzogin lachend.

„Und zu alledem hat er genügende Zeit gehabt.“ nahm Wieland darauf das Wort, „denn er lebt bereits im sechsten Menschenalter. Rinaldo aber wird im Thale von Fronteja durch Weisheitspredigten und Freundschaftsküsse nicht wenig geplagt, Abends aber in einen dunklen Raum eingeschlossen, wo man ihm lebende Bilder vorführt. Er sieht seine ganze Vergangenheit vor sich, hört dazwischen aus allen finstern Winkeln Sprüche der Weisheit tönen, kurz, er erhält, wie Wilhelm Meister, seinen Lehrbrief für das Leben.“

„Und so,“ sagte das Fräulein von Göchhausen, „wollen wir diesen Rinaldo den Wilhelm Meister des Räuberthums nennen!“

„Thusnelde schießt den Vogel ab, wie immer!“ rief Wieland, während die Uebrigen lachten. „Ich muß an diesen Rinaldo noch etwas anknüpfen,“ fuhr er fort, „was von der geheimen Wirkung unsrer Räuberliteratur zeugt. Denn unser liebes Weimar ist, wenn nicht von Räubern selbst, doch von einiger Räuberfurcht in Bewegung gesetzt. Wie der elegante Rinaldo unerkannt unter den Leuten umhergeht, so sollen auch ganz gefährliche Gesellen unter uns wandeln. So erzählte mir heut früh mein junger Musäus, wie er sich gestern bei einem Freunde, Namens Leonhard, befand — Sie kennen ihn ja, Bertuch, den jungen Leipziger —“

„Leonhard?“ fragte die Herzogin. „Mit einem so verrufenen Menschen verkehrt ihr junger Musäus?“

„Oho!“ dachte Bertuch, sagte aber nichts, sondern blickte Wieland gespannt fragend an.

„Mein lieber Wieland!“ nahm Frau Amalie und zwar mit besorglichem Tone wieder das Wort, „sind Sie durch den jungen Musäus auch wohl gut bedient, wenn er sich an so üble Gesellschaft hält —?“

Wieland machte eine höflich beschwichtigende Bewegung, und erzählte

von dem Abenteuer der drei Freunde, wie es Karl Musäus ihm mitgetheilt hatte.

„Mein junger Leonhard ein Räuberhauptmann?“ rief Bertuch. „Ich soll noch erfahren, daß er überhaupt extravagirt, da ich ihn nur als den solidesten Menschen kenne!“

„Von dem gestern entdeckten Räuberclub habe ich zwar noch nichts gehört,“ begann jetzt der Kammerherr von Egloffstein; „aber einer anderen verdächtigen Gesellschaft soll man bereits auf der Spur sein. Dem Polizeidirector Eichhorn ist gemeldet worden, daß in einem Wirthshause zu Oberweimar wöchentlich eine verdächtige Versammlung stattfindet.“

„Was ist denn in meine Weimaraner gefahren?“ rief die Herzogin, jetzt wieder belustigt. „Luije, schaffen Sie die gefährlichen Bücher bei Seite! Wenn der Polizeidirector Eichhorn erfährt, daß bei mir der Rinaldo Rinaldini gelesen worden ist, so erklärt er am Ende mein Haus für den eigentlichen Räuberclub, und fordert uns alle vor Gericht!“

Sie erhob sich, und die Gesellschaft erheitert mit ihr. Die Herzogin lud Wieland zu einer Promenade durch den anstoßenden Gartensaal, die Unterhaltung der Uebrigen zerkleinerte sich in Zwiegespräche. Luije von Göchhausen gab Bertuch einen Wink, ihr plaudernd in den Speisesaal zu folgen. Hier eröffnete sie ihm den Plan der Herzogin, den Stallmeister Kleindorf zu verheirathen. Sie verrieth ihm das Liebesverhältniß der jungen Leute, und fragte ihn noch einmal auf's Gewissen nach dem Charakter und den Verhältnissen Leonhards. Da der Legationsrath dabei blieb, ihm das beste Zeugniß zu geben, und nicht begreifen konnte, wie ein übles Gerücht über ihn ausgehen könne, begann die Hofdame: „Wie könnte man den jungen Leuten denn wohl helfen? Wenn die Herzogin nicht eine ungünstige Meinung von ihm gefaßt hätte, würde sie wohl von dem Plan abzubringen sein, das junge Mädchen mit dem Stallmeister zu verbinden. So lange sich der alte Kuhlmann in seinen Wünschen somit durch den seiner Herrin unterstützt sieht, ist für die jungen Leute nichts zu hoffen. Bertuch, Sie sind ein so anschlägiger Kopf, dem alle Unternehmungen glücken — wissen Sie nichts auszufinnen, wie wir unsere Leuten zusammenbringen?“

Bertuch, der die Sache leicht nahm, fühlte sich sehr belustigt durch die letzte Wendung. „Meine Speculationen und Geschäfte waren freilich immer von ganz anderer Art!“ entgegnete er. „Aber es wäre in der That ein Triumph für mein Landesindustriecomptoir, wenn ich es auch noch als eine Art von Heirathsbureau in Flor brächte! Trotzdem aber — wäre es nicht besser, gnädigste Freundin, wenn wir der Jugend überließen, sich selbst zu helfen?“

Die Hofdame war nicht zufrieden mit dem Mangel an Ernst in Bertuchs Entgegnung. „Selbsthilfe wäre freilich das Beste!“ jagte sie. „Ich wünschte, es fände sich so viel Romantik im Bürgerstande, daß der Liebhaber das junge Mädchen kurzweg entführte.“

„Die üble Meinung der Herzogin über ihn würde dadurch nur bestätigt werden!“ wendete Bertuch ein.

„Diese üble Meinung brauchte er dann nicht mehr zu fürchten!“ entgegnete das Fräulein. „Die Herzogin würde die Sache fallen lassen, der Stallmeister auf die Entführte verzichten, der Alte müßte nachgeben, und der junge Mann hätte sich die Braut gerettet.“

„Meisterhaft!“ rief der Legationsrath. Ein Komödiendichter könnte es nicht besser ausfinden! Aber wie denn nun? Sollen wir beide — die Hofdame, Fräulein von Göchhausen, und Bertuch der Projectenmacher — eine solche Entführung und Flucht begünstigen? Das Pärchen wohl gar dazu bereben? Und ist es nicht überaus heiter, gnädigste Freundin, daß Sie sich für einen jungen Mann interessieren, welchen Sie niemals gesehen haben, und ich mich für seine Flamme in Thätigkeit setzen soll, die ich wissenlich auch noch nicht kenne?“

Die Dame wendete sich verstimmt von ihm ab. „Es ist nichts mehr mit Ihnen anzufangen, Bertuch!“ sagte sie. „Ich will zusehn, wie weit ich allein komme.“

„Wobei ich doch rathen möchte, nichts zu übereilen!“ entgegnete Bertuch. „Da Sie aber der Angelegenheit so viel Theilnahme schenken,“ — fuhr er in Versöhnung heischendem Tone fort — „so kann ich nicht ohne Antheil dabei bleiben. Für's Erste ist ja noch nichts verloren. Hat das Mädchen neben seiner Liebe einige Festigkeit des Willens, so braucht es dem Dringen des Vaters gegenüber ja nur bei seiner Weigerung bleiben. Was aber Leonhard zu thun hätte, um sich dem Alten als Freier annehmbar zu machen — ja eigentlich begreife ich nicht, daß er nicht unbedingt annehmbar erscheint! Ich will mit ihm sprechen — obgleich man sich als älterer Mann nicht ungerufen in solche Händel der Jüngeren einmengen soll. Man findet selten ein Entgegenkommen. Trotzdem will ich es thun.“

Daß dergleichen, sogar im Hofkreise, über sie verhandelt wurde, davon hatten die jungen Liebenden keine Ahnung. Auch war bisher nichts geschehen, was ihr geheimes Glück wesentlich gestört hätte. Die lästigen Anspielungen des Vaters auf den Stallmeister ertrug Luise, wie sie so manches andre Lästige im Hause zu überwinden hatte. Sie führte ihren täglichen verborgenen Briefwechsel mit dem Geliebten, und hin und wieder bot auch ein Stellbichein im Park eine glückliche Stunde. Frühling, Jugend und Herzensglück gaben ihr die heiterste Stimmung, sie vertraute und hoffte, daß in nicht langer Zeit ihr Dasein sich noch viel schöner gestalten werde. Und ähnlich empfand und dachte Leonhard, bis der gestrige Abend ihn mit einer Besorgniß von anderer Seite her erfüllte. Ein schnelles Verlassen seiner Wohnung, wie seine Hauswirthe es verlangten, war nicht ausführbar, zugleich aber zeigten diese sich jeder gütlichen Verhandlung unzugänglich. Eben hatte er einen Morgengruß an Luise geschrieben und schickte sich zum Ausgehen an, als die Thür sich öffnete, und zu seiner Ueberraschung

Luisens Bruder eintrat, um ihm einen Brief von seiner Schwester zu überbringen. Dergleichen war noch nicht vorgekommen, obgleich er den fünfzehnjährigen Karl kannte, da er die Wohnung der Familie Kuhlemann früher häufig betreten hatte. Leonhard nahm bestremdet den Brief und las ihn. „Lieber Fritz!“ so schrieb Luise. „Es wird plötzlich ernster für mich im Hause. Die Herzogin Mutter ist als Gönnerin des Stallmeisters aufgetreten und will, daß der Vater die Verbindung mit mir beschleunige. Ich habe gestern einen furchtbaren Abend verlebt. Der Vater faßte die Sache als einen Befehl der Herzogin auf, war außer sich über meine Weigerung, schalt mich und tobte, und es fehlte wenig, daß er die Hand gegen mich erhob. Ich muß Dich heut noch sprechen, spätestens zu Abend. Sinne etwas aus! Es bleibt jetzt nichts übrig, als Karl in das Geheimniß zu ziehen. Er ist Dir sehr gut und wird schweigen.“

Leonhard erschraf, und eine tiefe Traurigkeit über die bittere Erfahrung des jungen Mädchens überkam ihn. Zugleich fühlte er ein Widerstreben, den Knaben zum Zwischenträger zu machen, wenn immer Luise ihn auf den Bruder hinwies. „Karl!“ begann er prüfend. „Warst Du gestern Abend zu Hause —?“

„Ja!“ fiel dieser sofort ein. „Und habe Alles mit angesehen und gehört, was die Luise Ihnen wahrscheinlich geschrieben hat. Ich bin nicht für den Stallmeister — der mag sich sogar vor mir in Acht nehmen! Ich bin für Sie! Schreiben Sie der Luise nur, was Sie Lust haben! Ich will es ihr schon zusteden.“

Leonhard hielt es doch für besser, seinen Auftrag nur mündlich zu fassen. „Lieber Karl!“ sagte er, „hier sind zwei Eintrittskarten zum Concert im Schützenhause, eine für Dich, die andere für Luise. Du mußt sie heut Abend begleiten.“

Karls Augen strahlten bei der Aussicht auf einen so seltenen und begehrten Genuß.

„Aber woher die Karten kommen, wirst Du freilich nicht sagen dürfen,“ fuhr Leonhard fort. „Ich verabscheue zwar das Lügen —“

„Es ist auch gar nicht nöthig!“ rief Karl. „Ich gehe mit der Luise eben weg. Da das Concert schon Nachmittags ist, fragt die Tante wenig, wo wir hingehen. Der Vater ist bis Abends zehn Uhr im Palais.“

„Run gut, Karl! Seht Euch im Saal nach mir um, ich werde Euch auch zu finden wissen. Und wenn das Concert zu Ende ist, so wartet draußen auf mich, ich will in Eurer Gesellschaft nach Hause gehen.“

In diesem Augenblick wurde stark an die Thüre geklocht, und auf Leonhards „Herein“ trat ein stattlicher Herr in das Zimmer, welchen der junge Mann mit Ueberraschung als den Polizeidirector Eichhorn erkannte. Karl nickte nur noch einen Gruß zurück, schlüpfte hinaus und slog die Treppe hinunter.

Der Polizeidirector stellte sich vor, und nachdem ihm die Frage, ob

er sich bei Herrn Friß Leonhard aus Leipzig, zur Zeit im Geschäft des Legationsraths Bertuch, befinde, bejaht worden, nahm er Platz und begann:

„Ich komme persönlich, um Sie um Auskunft über sonderbare Gerüchte zu bitten, zu welchen Sie einige Veranlassung gegeben haben müssen. Ich füge gleich hinzu, daß man mir von anderer Seite sehr viel Vortheilhaftes über Sie gesagt hat.“

„Meine Wirthsleute haben mich vermuthlich bei Ihnen verklagt?“ entgegnete Leonhard.

„Das auch! Vor einer Stunde,“ sagte Herr Eichhorn. „Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich darum nicht den Weg zu Ihnen gethan hätte. Sie sollen nach der Angabe des Schneiders eine Art von Banditenführer sein — ich lasse das vorerst auf sich beruhen. Allein es gehen abenteuerliche Erzählungen in der Stadt umher von einem Verein, der sich den Räuberclub nennt, und gestern wurden Sie mir als ein Mitglied desselben bezeichnet. Ich wünschte diesem Gerüchte ein Ende zu machen. Sagen Sie mir darum ganz aufrichtig, wie es sich damit verhält!“

Leonhard blickte unschlüssig zur Seite. Er hatte allerdings etwas zu bekennen, ohgleich er von dem Geständniß nicht sowohl etwas ernstlich Gefahrdrohendes, als vielmehr den Schein der Lächerlichkeit für sich selbst fürchtete. Herr Eichhorn folgte dem Ausdruck seiner Mienen mit Aufmerksamkeit, und ein in verschärfterem Tone gesprochenes „Nun?“ forderte den jungen Mann dringender zum Reden auf.

„Herr Polizeidirector!“ begann Leonhard: „Sie gestatten mir wohl, daß ich im Zusammenhang erzähle — wenn ich denn doch ein Bekenntniß ablegen muß?“

Da Herr Eichhorn durch eine zustimmende Gekerbe antwortete, fuhr Leonhard fort:

„Es war im vergangenen Winter, zu Ende des Februar, als ich auf einem Spaziergang, durch plötzlich ausbrechendes Regenwetter überrascht, in ein Wirthshaus des Dorfes Oberweimar flüchtete. Unbekannt mit der Localität, öffnete ich eine Thür, und erkannte, daß ich nicht in die Gaststube, sondern in das Privatzimmer einer geschlossenen Gesellschaft gedrungen war. Eine Anzahl noch sehr junger Männer saß an einem langen Tisch, jeder blickte in ein vor ihm liegendes Buch, ich hörte laut im Dialog declamiren. Da bei meinem Eindringen die Gesellschaft in einen gewissen Aufruhr zu gerathen schien, bat ich um Entschuldigung, schloß die Thür — ich hörte noch, wie der Riegel hastig von innen vorgeschoben wurde — und ging in die Gaststube hinüber. Das Wetter verschlimmerte sich, und ich harrete wohl eine Stunde aus, als ich wahrnahm, daß die Gesellschaft drüben ihre Sitzung beendet hatte, und jugendlich geräuschvoll, und, trotz des Regens, unter Lachen das Haus verließ. Zwei von den Mitgliedern aber, von welchen ich den Einen oberflächlich kannte, traten ein und gesellten sich zu mir. Sie wünschten mir das Versprechen abzunehmen, niemals zu

verrathen, daß ich sie hier an diesem Orte versammelt gesehen hätte. Ihrerseits verschwiegen sie nicht, daß sie Schüler des Gymnasiums aus Secunda und Tertia wären, welche alle vierzehn Tage sich versammelten, um dramatische Werke mit vertheilten Rollen zu lesen. Ich versprach Verschwiegenheit, und dabei blieb es denn die nächsten vier Wochen über, ohne daß die Beziehung zu ihnen sich weiter gesponnen hätte. Da begannen die beiden jungen Männer sich mir zu nähern, sprachen mich im Park an, und es schien, daß sie mich, da ich doch halb und halb ein ‚Wissender‘ geworden, in ihren Kreis zu ziehen wünschten, vielleicht um meiner Verschwiegenheit um so sicherer zu sein. Man lud mich ein, einer Lesung des Julius Cäsar beizuwohnen. Ich mochte nicht ablehnen, und mußte sogar selbst eine Rolle übernehmen.“

„Dabei wurde doch wohl stark getrunken? Sagen Sie es nur offen!“ warf Herr Eichhorn dazwischen.

„Kaffee, Herr Polizeirath!“ entgegnete Leonhard. „Kein nervenaufregendes Mokkagetränk, sondern dünner weimarer Kaffee mit viel Milch gemischt, und Butterbrot im Zwischenact.“

Der Polizeirath schüttelte ungläubig das Haupt.

„Nun denn, weiter!“

„Die begeisterte Hingabe der jungen Leute an ihre Rollen hatte etwas Rührendes für mich, ihre Bestrebungen schienen mir ganz brav, ihre Gemeinsamkeit durchaus harmlos und unschuldig. Aber freilich hatten sie dafür eine Form gewählt, die, nachdem sie einmal zu Stande gekommen, ihnen das Geheimniß dringend erscheinen ließ. Da Schillers Räuber das erste Stück gewesen, welches sie gemeinsam gelesen hatten, kamen sie darauf, sich den Räuberclub zu nennen. Sie gaben sich sämmtlich Räubernamen, und da das Personal des Schiller'schen Stückes nicht ausreichte, nahm man aus der sonstigen Räuberliteratur herüber, was sich irgend finden ließ. Ich konnte der Einladung nicht ausweichen, sie ein paarmal zu besuchen. Da nun aber nicht immer eine ausreichende Anzahl von Büchern aufzutreiben, für ein Stück von Calderon, welches sie gern gelesen hätten, sogar nur ein Exemplar vorhanden war, kam ich ihnen zu Hülfe, und ließ die Bücher aus Leipzig kommen, um sie dem Verein zu verehren. Nicht lange darauf beschenkte man mich mit einem förmlichen Diplom, durch welches ich zum „Ehrenräuber“ geweiht wurde. Es steht Ihnen zu Diensten.“

Leonhard ging an seinen Schreibtisch und zog aus der Schublade eine Papierrolle, die er dem Polizei-Director überreichte. Dieser las denn: wie eine Gesellschaft sich Herrn Fritz Leonhard durch seine thätige Unterstützung zu besonderem Danke verpflichtet erklärte und ihn zum Ehrenmitgliede ihres Vereins machte. Der Name „Räuberclub“ stand nicht in dem Diplom, wohl aber war es unterzeichnet durch eine stattliche Reihe von Räubernamen, Karl Moor an der Spitze.

„Sie wollen mich glauben machen,“ begann Herr Eichhorn, mit den Augen noch auf dem Papier umherforschend, „daß es in diesem Club so

ganz unschuldig hergegangen sei! Man wird denn doch starke Neben gehalten haben, im Sinne Abällinos und Karl Moors —“

„Ganz und gar nicht, Herr Polizeidirector! Man blieb bei der jeweiligen Vorlage stehen, sie mochte nun Götz von Berlichingen, Maria Stuart, Nathan der Weise, Richard der Dritte oder Der standhafte Prinz sein. Man freute sich jugendlich der Schönheit des Werkes und war eitel Begeisterung für die dramatische Kunst, für die Dichtung überhaupt.“

Herr Eichhorn schüttelte den Kopf nur noch ungläubiger. „Nun denn — zuvörderst werden Sie mir entdecken, welche Personen sich unter den hier verzeichneten Räubernamen verbergen.“

Leonhard zögerte. „Ich habe es den guten Knaben versprochen, sie nicht zu verrathen — ich thue es ungern —“

Der Polizeidirector machte ein sehr ernstes Gesicht. „Ein solches Versprechen wird zu nichts, da Sie mir gegenüber ein Geständniß abzulegen haben!“ rief er in jetzt strengerem Tone. „Also heraus mit der Sprache!“

„Wenn es denn nicht zu umgehen ist,“ begann Leonhard, „dann muß ich in erster Stelle — Ihre beiden Söhne Heinrich und Julius nennen.“

Der Polizeidirector fuhr erschreckt auf. „Herr! das ist nicht wahr! Meine Söhne? Meine —?“

„Bitte — hier!“ entgegnete Leonhard, in das Diplom deutend. „Vielleicht erkennen Sie die Handschriften? Julius Eichhorn, der Tertianer, verbirgt sich unter dem Räuber Kojinski; Heinrich Eichhorn, der Secundaner, unterschrieb als Hauptmann Rinaldo Rinaldini.“

Der Polizeidirector starrte sprachlos auf die Unterschriften und vor die Seele trat ihm die Möglichkeit, ja die ganze Tragweite der Möglichkeit, daß sich hier doch noch etwas Sträfliches verbergen könne. Er schauderte vor dem Gedanken, als ein neuer Brutus gegen seine Söhne auftreten zu müssen.

Dem gegenüber ließ es Leonhard an einer warmen Vertheidigung der jungen Leute nicht fehlen. Er wiederholte die Versicherung, daß er nur eine harmlose Geselligkeit bei ihnen kennen gelernt, wollte mit einem Eidschwur bekräftigen, niemals ein Bedenken erregendes oder sträfliches Wort von ihnen vernommen zu haben. Höchstens hätten sie sich in der Form vergriffen, während doch ihre Bestrebungen geradezu löblich und anerkennenswerth genannt werden müßten.

Herr Eichhorn schaute sichtbar auf aus seiner Erstarrung, und schenkte dieser Vertheidigungsrede immer geneigteres Gehör. Besonders waren es die häufig eingestreuten Beziehungen „harmlos“ und „kindlich“, welche ihn wohlthuend berührten und seine Ueberzeugung angenehm umzustimmen schienen.

„Nun gut! Nun schön!“ sagte er endlich. „Wenn Sie mir Ihr Wort geben, daß sich die Sache so — nur so verhält, so will ich weiter keine Untersuchungen daran knüpfen. Ist doch die ganze Begebenheit eher — ein

bischen komisch! Nun aber müssen Sie mir zu Hülfe kommen! Den albernen Gerüchten gegenüber werde ich erklären, daß ich längst über Alles unterrichtet sei, und werde die Clubangelegenheit nach Ihrer Schilderung, und zwar von der lustigen Seite darstellen. Dasselbe sollen Sie thun, das Geheimniß nicht weiter bewahren, sogar den „Ehrenräuber“ getrost zugeben — Sie können es lachend thun! Die jungen Leute sollen nicht zur Rechenschaft gezogen werden, ich werde sogar meine beiden Zungen nicht herum nehmen, ihnen nur gelegentlich zeigen, daß ich um ihre Heimlichkeiten wisse. Sehen Sie sich entbedt, vielleicht sogar ein wenig lächerlich erscheinen, so mögen sie genug gestraft sein. Und was die Leute betrifft — die werden sich ja auch mit der Zeit beruhigen!“

Herr Eichhorn blieb noch eine Weile sitzen, jetzt ganz als wohlwollender Gönner und höflicher Gast, und man kam in's Plaudern, besonders über Leipzig, die Leipziger Verhältnisse und Familien, aus deren einer Herr Eichhorn sich einst seine Gattin geholt hatte. Plötzlich stellte sich sogar eine, wenn auch weitgeholtte Verwandtschaft heraus, indem Leonhards Mutter und Frau Eichhorn als Cousinen im dritten Grade angesprochen werden konnten. Der Polizeidirector schien das mit Vergnügen festhalten zu wollen, und verabschiedete sich mit der dringenden Aufforderung an Leonhard, sein Haus recht bald zu besuchen.

Als er die Thür öffnete, prallte es draußen rechts und links von derselben zurück, und nicht nur der Schneider und seine Meisterin, sondern auch andere Hausgenossen, welche sich Mühe gegeben hatten zu horchen, sahen erschreckt in alle Ecken. Herr Eichhorn, dies rasch überblickend, und bestrebt, den Wirthsleuten gegenüber Leonhard eine Genugthuung zu geben, verdoppelte jetzt seine Höflichkeit. Er drückte ihm wiederholt die Hand und sagte: „Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet! Nun besuchen Sie uns bald! Meine Frau und meine Töchter werden sich freuen, einen Vetter in Ihnen zu begrüßen!“

Die Hauswirthin standen wie erstarrt, die übrigen Hausbewohner schauten verblüfft drein. Man hatte erwartet, der Räuber würde mit Ketten geschlossen, oder mindestens mit Stricken gebunden heraustreten — obgleich niemand gesehen, daß der Polizeirath dergleichen bei sich gehabt — und nun war Leonhard sein Vetter, dem er sich zum Dank verpflichtet fühlte!

Leonhard aber schritt zwischen den Verdähten hindurch nach seiner Thür. „Frau Nilian — Herr Meister Angeber!“ rief er zurück; „ich ziehe heut noch nicht aus, sondern erst, wenn ich eine andere Wohnung gefunden. Doch wird es hoffentlich bald geschehen.“

Während draußen die Hausgenossenschaft mit Gemurmel die Treppe hinunter schlich, rüstete Leonhard sich zum Ausgehen. Der Brief seiner armen Wifel, und die Noth des jungen Mädchens trat ihm wieder lebhaft vor die Seele, er küßte ihre Handschrift und verbarg das Blatt auf seiner Brust. Aber da für den Augenblick in ihrer gemeinsamen Angelegenheit

gar nichts zu thun war, mußte er sich bis zum Abend in Geduld fassen und beeilte sich, noch spät im Comptoir zu erscheinen.

Es war eigentlich für den Vormittag schon geschlossen, doch befand sich Bertuch noch darin und schien ihn mit Spannung erwartet zu haben. Das Versprechen, das er dem Fräulein von Göchhausen gegeben, beschäftigte seine Gedanken den ganzen Morgen. Er erschien sich selbst in der Rolle eines Heirathsvermittlers recht sonderbar, ja, es dünkte ihm schwierig, eine Handhabe zu finden, um mit Leonhard über sein Liebesverhältniß auch nur anzuknüpfen. Wohl ein Duzend Mal hatte der Legationsrath bei jedem Oeffnen der Thür mit Erwartung, gemischt mit Besorgniß, den Kopf gewendet, anfangs mit einer Art von Erleichterung, daß ein Anderer eintret, endlich mit Ungebuld und fast ärgerlich, ihn heut vergeblich zu erwarten. „Nun, es ist mir lieb, daß Sie doch noch kommen!“ rief er dem Eintretenden entgegen. „Ich habe etwas mit Ihnen zu sprechen, wobei — Sie mich nicht für zudringlich halten sollen. Es betrifft ein Geheimniß, welches Sie mit Sorgfalt bewahren —“

„Um Alles, Herr Legationsrath!“ unterbrach ihn Leonhard. „Kommen Sie nicht auch auf diese abgeschmackte Geschichte! Ich gebe ja Alles zu! Ich gehöre zum Räuberclub, bin sogar Ehrenräuber —!“

„Ehrenräuber?“ fragte Bertuch erstaunt. „Was ist das —? Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll?“

„Ich habe in Oberweimar den allerdünnsten Kaffee mitgetrunken!“ fuhr Leonhard, halb ärgerlich, halb belustigt, fort: „Ich habe den Coriolan und den standhaften Prinzen mitgelesen! Ich heiße als Räuber: Leonardo de Montebello! Damit, Herr Legationsrath, muß es für heut genug sein!“ Er ergriff seinen Hut und verließ eilig das Zimmer.

„Aber Leonhard? Sind Sie nicht bei Verstand?“ rief ihm Bertuch besorgt nach. „Redet der junge Mensch irre? Das ist ja beängstigend!“ so dachte er weiter, sehr befremdet durch die Wendung eines Gespräches, welches er in ganz anderer Art vorbereitet hatte.

Leonhard aber schritt durch die Straßen, aller Gedanken und Anspielungen auf sein Räuberthum überdrüssig, nach einem Hause, wo er seine Luise in Sorgen wußte, um, vorüberschreitend, wenigstens ihren Anblick, vielleicht einen Gruß von ihr, zu gewinnen. —

Das Concert, welches heut im Schützenhausaal vorbereitet wurde, war zu Gunsten eines Waisenhauses veranstaltet worden, und stand unter der besonderen Theilnahme und dem Schutze der Herzogin Mutter. Man hatte es lange hinauschieben müssen, da große Vorstellungen neuer Stücke, erst der Braut von Messina, dann der Natürlichen Tochter, das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen, Hofgesellschaften und Feste und allerlei sonstige Ablenkungen die Aufführung verhinderten. Nun schien der Frühlingstag das Concert ganz besonders begünstigen zu wollen.

Bis in die Stadt hinein spendete der Maitag seine Blüthenherrlichkeit.

Ueber die Gartenmauern hoben die Apfelbäume ihre rothigen Zweige und Wipfel in das Sonnenlicht; Tulpen und Aurikelbeete wurden durch die Lattenzäune sichtbar; grüne Hecken in allen Gärten. Immer mehr Grün lachte in der Vorstadt den Augen entgegen, und eine Frühlingsstimmung war in den Augen Aller zu erkennen, die heut zum Schützenhause lustfahreteten. Man kaufte den Kindern, welche unterwegs Schlüsselblumen boten, Alles ab, was sie hatten, man beschenkte sich mit Sträußen und schmückte sich damit. Da der Nachmittag so schön war, ging man um drei Uhr schon zum Concert; die Einen, um sich bei Zeiten einen guten Platz zu sichern, denn der Saal mußte heut sehr voll werden; die Anderen, mit mehr Behagen und Muße dahinschleudernd, in der Hoffnung, auch noch unter zu kommen, und wäre es draußen auf dem grünen Platze vor den Fenstern, denn der Saal war zu ebener Erde.

Auch Leonhard wanderte mit einem festlichen Gefühl aus der Stadt. Sollten doch zwei Lieder von ihm, und zwar von der bewährtesten Künstlerin im Concerte vorgetragen werden. Gleichwohl brauchte er für's Erste nicht zu besorgen, Gegenstand großer Aufmerksamkeit unter den Schaa ren der Pilgernden zu sein. Er war unberühmt und nicht lange genug in der Stadt, um zu den bekannten Persönlichkeiten zu zählen. Auch er trug einen Primelnstrauß in der Hand, den er der Geliebten zu überreichen hoffte, als er einen prüfenden Blick in den Saal warf. Er sah ihn, eine Stunde vor Beginn des Concertes, schon zur Hälfte gefüllt, Luise aber war noch nicht zu entdecken. So ging er wieder hinaus, die immer neuen Schaa ren, welche eintraten, beobachtend. Wie sollten Alle auf den Plätzen untergebracht werden? Er trat wieder ein, da Luise doch am Ende schon unter den Anwesenden verborgen sein konnte, und harrete lange, die Augen fest auf die Thür gerichtet. Manche von den Eintretenden waren ihm bekannt. Plötzlich erblickte er Freund Niemer, der mit seinem Jüngling August Goethe und dessen Mutter längst auf gesichertem Posten saß. Er sah Frau Charlotte Schiller mit ihrer Schwester, Caroline Wolzogen, eintreten; der Gymnasialdirector Böttiger nebst Gattin, welchen beiden sich Frau Caroline Herder angeschlossen hatte. Wo aber blieb Luise? Leonhard begann zu besorgen, daß sie ein neuer betrübender Zwischenfall zurückgehalten haben könnte. Was war ihm das ganze Concert noch, wenn Luise seine Lieder nicht hörte? Plötzlich tauchte Karls Gestalt auf, und zwar in einer der letzten Reihen. Der Knabe nickte und lachte über das ganze Gesicht. Und neben ihm blickte Wisel verstohlen herüber, mit einem Ausdruck, als wollte sie ihn ausspotten, daß er sie nicht früher entdeckt hatte. Er schalt sich selbst darüber, aber sie war da, und verstohlen winkte er mit dem Primelnstrauß zum Gruße. Darüber bemerkte er nicht, daß der Polizeidirector Eichhorn mit Gattin und Töchtern an ihm vorbei strich, doch wurde auch er von ihm für's Erste noch übersehen.

Endlich erschien „die Herrschaft“. Vom herzoglichen Hofe war Niemand

persönlich angemeldet, dagegen aber viele Billets verschenkt worden. Die Herzogin Mutter war es, welche heute den Hof vertrat. Sie erschien mit dem Fräulein von Göchhausen und noch mehreren Damen und Herren, um in der ersten Reihe Platz zu nehmen. Schon stand Concertmeister Destouches mit dem Tactirstab bereit, und die Duvertüre der Zauberflöte begann. Rasch folgten die übrigen Nummern auf einander, und den Schluß des ersten Theiles bildeten zwei Lieder von Friß Leonhard, gesungen von Fräulein Jagemann, welchen lebhafter Beifall gesendet wurde. Vier junge Augen suchten und fanden sich und strahlten glücklich in einander.

Da eine Pause gemacht wurde, erhob sich die Herzogin und ihre Umgebung. Amalie überblickte die Anwesenden, fand bekannte Gesichter und grüßte huldvoll und freundlich nach dieser und jener Seite. Dann begann sie, zu Fräulein von Göchhausen gewendet: „Sehen Sie doch, Luise — der hübsche, junge Mann, den der Polizeidirector Eichhorn seinen Damen vorstellt, ist es nicht derselbe, der mir neulich den Schleier wiedergeholt hat?“ Die Hofdame glaubte es bestätigen zu können. „Freilich ist er es!“ fuhr die Herzogin fort. „Ich möchte ihn auch sprechen, da ich ihm noch Dank schuldig bin. Herr von Egloffstein — bitte“ (so wendete sie sich zu dem Kammerherrn, der ihre Worte mit angehört hatte), „fragen Sie doch den jungen Mann, der sich mit den Eichhorn'schen Damen unterhält, ob er derselbe sei? In diesem Falle soll der Polizeidirector ihn mir zur Vorstellung bringen.“

Der Kammerherr eilte. Der Gerufene wurde dunkelroth vor Ueberaschung, die Damen entließen ihn mit gesteigerter Hochachtung, Herr Eichhorn ergriff seine Hand und führte ihn zur Herzogin. „Herr Friß Leonhard aus Leipzig —“ so stellte er ihn der Fürstin vor.

Aber beim Anhören dieses Namens wich das huldvolle Lächeln aus Frau Amalias Zügen einem strengeren Ausdruck. Leonhard? Das war ja der verrufene Mensch, von dem sie so viel Häßliches gehört zu haben glaubte! Und diesem sollte sie eine besondere Gnade erweisen? Fräulein von Göchhausen aber hatte ihm schnell ihre ganze Aufmerksamkeit geschenkt und wünschte den Moment auszubeuten. „Er ist zugleich der Componist der beiden Lieder, welche wir von Fräulein Jagemann eben gehört haben!“ sagte sie rasch. „Herr von Egloffstein macht eben die Mittheilung.“

„So —?“ fragte die Herzogin etwas ungläubig.

Leonhard verneigte sich, die Aussage der Hofdame bestätigend.

„Ich bin dem talentvollen jungen Mann ganz besonders verpflichtet,“ begann der Polizeidirector, „da er mir zur Entdeckung eines Räuberclubs geholfen hat.“

„Er selbst?“ fragte Amalie mit einem prüfenden Blick auf Leonhard.

„Ich könnte Ew. Durchlaucht eine überaus komische Geschichte erzählen,“ fuhr Herr Eichhorn fort, „um so humoristischer, als sie seit einiger Zeit im Publikum mit großem Ernst behandelt worden ist.“

„Es kann gleich geschehen, wir haben Zeit,“ sagte die Herzogin.

Herr Eichhorn begann in kurzen Zügen zu erzählen, was er von Leonhard Morgens erfahren hatte. Dieser selbst wußte nicht, ob er entlassen sei, und trat verlegen zurück, die Hofdame aber gab ihm einen Wink, daß er noch bleiben solle. Währenddem erheiterte sich das Gesicht der Herzogin mehr und mehr. Sie liebte lustige Geschichten und Herr Eichhorn wußte die Sache lustig darzustellen.

„Weiter ist es nichts?“ rief sie endlich versöhnt und fröhlich. „Ihre Geschichte macht mir wirklich Freude, lieber Eichhorn! Nun sind wir doch die Räuberfurcht los — der auch ich schon ein wenig unterlegen war!“ Und zu Leonhard gewendet fuhr sie fort: „Und auch Ihnen kann ich jetzt danken, junger Mann! Zwiefach danken! Für den Ritterdienst, den Sie mir geleistet, und dann — daß Sie nicht der Rinaldo sind, als welcher Sie auch bei mir übel angeschrieben waren. Fahren Sie fort, uns so hübsche Lieder zu schenken!“

Die alte Dame war so graziös und liebenswürdig bei dieser Verabschiedung, daß Leonhard in Verwirrung gerieth. Fräulein von Böckhausen aber sagte leiser zu ihm: „Schenken Sie mir einmal Ihren Besuch! Ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen.“

Der junge Mann, welcher Aller Augen auf sich gerichtet fühlte, wußte in seiner Verlegenheit nicht, wie er auf seinen Stehplatz zurückkommen sollte, zumal er plötzlich mit Schrecken inne wurde, daß er den Primelstrauß noch immer in der Hand hielt. Seine Vorstellung hatte nicht ohne Aufsehen im Publikum vorübergehen können. „Wer ist er denn?“ fragte man. „Der Componist der Lieder, welche die Jagemann gesungen hat!“ wurde nach einiger Zeit geantwortet. Man gab sich zufrieden und Einige meinten, die Auszeichnung sei wohl verdient.

Der zweite Theil des Concertes begann. Jede Nummer wurde durch lebhaften Beifall entgegnet. Zwei Personen aber waren im Saale, vor deren Ohr fortan alle Musik unterscheidungslos und kaum gehört verklang. Luise hatte Leonhards Vorstellung bei der Herzogin mit Erstaunen, mit Freude, zugleich aber auch mit leiser Beklemmung beobachtet. Freute sie sich seines Ruhmes, so wurde sie sich ihrer geringen Bedeutung und Stellung mit neuer Sorge bewußt. „Ach Gott!“ seufzte sie. „Wenn er jetzt so berühmt wird und so vornehme Bekanntschaften hat, wird er mich dann auch lieben können?“ Aber wenn sie dann wieder zu ihm hinüber blickte, und seinen Augen begegnete, dann jubelte sie im Stillen: „Ja! Ja! er bleibt mir doch gut! Und ich weiß, was ich thu! Ich gehe zur Herzogin Amalie. Sie kennt ihn jetzt. Ich thu ihr einen Fußfall, und bekenne ihr, daß ich ihn liebe und den Stallmeister nicht nehmen kann! Sie ist gütig, sie wird uns bei dem Vater helfen! —“

Das Concert war zu Ende. Als die Herzogin mit ihrem Gefolge den Saal verließ, flüsterte Fräulein von Böckhausen dem Legationsrath, welcher

sich an der Thür verneigte, vorüberstreichend leise zu: „Vertuch, die Entführung ist nicht mehr nöthig!“ Er verneigte sich lächelnd noch einmal, denn er hatte jene Vorstellung in der Pause beobachtet und von Herrn Eichhorn auch bereits einige Aufklärungen empfangen.

Das Publikum drängte befriedigt und heiter aus dem Saale und in den noch hellen Frühlingsabend hinaus. Es war noch nicht acht Uhr, und der Heimweg konnte noch als ein erquicklicher Spazierweg betrachtet werden. Nur drei junge Leute hatten es gar nicht so eilig, ließen die Menge sich zerstreuen, und während diese die Straße nach der Stadt einschlug, nahmen sie die entgegengesetzte Richtung, um noch eine Weile unter sich zu bleiben. Bald entfernte sich auch Karl von seiner Schwester, in dem richtigen Gefühl, daß er bei dem Gespräch Luise's mit Leonhard überflüssig sei.

Zwei Tage darauf saß Fräulein von Göchhausen wieder allein in ihrem Zimmer, als der alte Kammerdiener wieder mit Briefen für sie eintrat. Während sie einen derselben gelassen öffnete, bemerkte sie, daß der Alte in der Nähe der Thür stehen geblieben war. „Nun, Kuhlemann?“ sagte sie. „Aber was machen Sie denn für ein Gesicht? Ich glaube, Sie seufzen gar?“

„Ach, gnädiges Fräulein!“ begann der Alte, wie in Bekümmerniß. „Ich wollte nur melden, daß ich die Verlobung meiner Tochter mit dem Leonhard zugegeben habe.“

„Wirklich? Nun das freut mich sehr!“ entgegnete das Fräulein.

„Weil es Durchlaucht Frau Herzogin so gewollt haben,“ fuhr Kuhlemann fort, „so konnte ich nicht anders.“

„Ihre Wisel macht nicht nur eine glänzende Partie, sie bekommt auch, wie ich hoffe, einen sehr guten Mann. Er ist jung und verspricht viel.“

„Aber daß meine Tochter so weit weg in das Ausland heirathen muß!“ seufzte der Alte. „Bis nach Leipzig!“

„Seien Sie nicht thöricht, Kuhlemann! Von Weimar bis Leipzig! Es giebt noch ganz andere Entfernungen!“ Vergeblich suchte sie den Alten zu trösten und auf das Glück seiner Tochter hinzuweisen. Er hatte nur die Entgegnung: „Ihre Durchlaucht, Frau Herzogin, hat es gewollt, so konnte ich nicht anders.“ Endlich, die Thür schon in der Hand, wendete er sich noch einmal: „Der Leonhard und meine Tochter sind da. Er sagt, das gnädige Fräulein habe ihn sprechen wollen.“

„Allerdings! Sie sind da?“ rief sie lebhaft. „Warum lassen Sie die jungen Leute so lange warten? Geschwind herein mit ihnen!“

Die Verlobten traten ein, von der alten Hofdame sehr freundlich empfangen. Sie hatte ihnen auch einen Gruß und Glückwunsch von der Herzogin Amalie zu übermitteln, nebst einem Schmuckstück zum Andenken für die Braut. „Liebste Wisel,“ sagte das Fräulein, „Sie haben sich in letzter Zeit gar merkwürdig herausgemacht! Daß das Glück die jungen Leute verschönt, ist eine bekannte Thatsache — doch will ich dieselbe dem Glück nicht allein zuschieben. Die Theatergedanken haben Sie hoffentlich aufgegeben?“

Luisa lächelte, wußte so hübsch zu entgegnen, sich der alten Hofdame gegenüber so frei und gesellschaftsmäßig zu bewegen, daß Leonhard ganz stolz auf seine Braut wurde und ihr nicht genug zuhören konnte.

„Nun und Sie, Herr Leonhard,“ fuhr das Fräulein fort, „werden auch Einiges aufgeben müssen. Zum Beispiel das Räubertwesen. Es ist am Tage, in welcher Gesellschaft Sie gelebt haben! Sie haben sogar noch mehr gethan! Sie haben durch Ihre Einschmuggelung eines Räuberromans nicht nur mich alte Person, sondern auch die Herzogin Mutter, ja ihren ganzen Hof, dahin gebracht, daß wir uns mit dem Rinaldo Rinaldini mehr beschäftigt haben, als der Verfasser geträumt haben mag! Der kann sich bei Ihnen bedanken, soll aber nicht hoffen, daß wir uns noch einmal so eingehend mit ihm beschäftigen, wenn er nichts Besseres schreibt.“

Und nun, am Schlusse dieser Geschichte, ist die Frage wohl aufzuwerfen, ob der Verfasser des Rinaldo, Christian August Vulpius, damals noch Theatersecretär, davon erfahren habe, daß sein Buch einen so ausserwählten Leserkreis gefunden, und zugleich allerlei Rumore in der Stadt hervorgerufen hatte. Es ist dies doch anzunehmen, da man in Alt-Weimar sehr gesprächig war, und, wie überall in der Welt, das, was man über Personen erfahren, gerne an dieselben zurückgelangen ließ. Einem lebhaften Verkehr bot sich der Verfasser freilich nicht dar. Er war ein stiller, zuverlässiger Beamter, zu vielem geschickt und brauchbar, und des Vertrauens seiner Vorgesetzten ganz würdig, lebte aber für sich abgeschlossen, ohne der Gesellschaft angehören zu wollen. Der Anregung von außen bedurfte er kaum, seine Phantasie war unerschöpflich. Hatte er seine Bureaustunden und sonstigen Berufsgeschäfte abgethan, dann lebte er, und zwar mit gleicher Regelmäßigkeit und Gelassenheit, dem Zubrang seiner phantastisch-abenteuerlichen Welt. So hatte er zur Zeit der hier erzählten Begebenheiten bereits eine erste Fortsetzung des Rinaldo verfaßt, unter dem Titel „Leonardo de Montebello“, und war jetzt mit einer zweiten beschäftigt, welche den Namen „Der Alte von Fronteja“ erhielt. Daß dieselben viel gelesen, und in gewissen Kreisen immer Neues von ihm begehrt wurde, beweist die ungeheure Anzahl seiner Schriften, darunter die Romane den umfangreichsten Platz einnehmen. Es ist aber nicht erwiesen, daß einer derselben zu so hübschen Geschichten Veranlassung gegeben habe, wie sein Rinaldo Rinaldini.





Das Mysterium des Großen Pan.

Von

A. Fitger.

— Bremen. —

Lehrer.

Nicht weiter Sohn; Du hast verehrt
Die Götter alle, die ich Dir gepriesen;
Verehere ferner.

Schüler.

Und warum verwehrt
Mein Lehrer nun das Ziel, drauf er verwiesen?
Dem Urgott aller Götter sollt' im Pan-
Mysterium ich mich anbetend nahen.

Lehrer.

Du bist noch jung und lebensfroh und kühn;
O sähest Du, welcher Augentrost dem Alten
Der Locken Fluth, der Wangen liches Blühen,
Der Glieder Schwung, des Auges Gluthgewalten!
Laß ab; begreiffst Du nicht die Weisheitslehren,
Wirst Du in Todesqualen Dich verzehren.

Schüler.

Nach Wahrheit lechz' ich.

Lehrer.

Viele sind berufen
Und Wenige sind auserwählt; —
Das Herz zerschmettert sie, das ungestählt
Und ungewappnet zu ihr drängt.

Schüler.

Die Stufen

Des Heiligthums versperrst Du mir nicht mehr;
Schon brausen mächt'ge Jubellieder her!
Centauren! faunen! Nymphen! Sieh wie flott
Und lustig tanzt die Welt um ihren Gott! (Er tritt in den heiligen Saal.)

Da wird geliebt, gelacht, gesungen,
 Da wird geschmaust, gezechet, gesprungen;
 Frau Ceres hier, Gott Bacchus nebenan,
 Priapus und Cupido scherzen
 Mit alten wie mit jungen Herzen,
 Und über Alle ragt der Große Pan!
 Wie üppig lacht sein Riesenangeficht!
 Wie Lebenslust hell aus den Augen bricht!
 Der volle Mund von Sinnlichkeit geschwellt!
 Im Nacken Saft und Kraft für eine Welt!
 Und davor warnte mich der Chor?
 Ich komme wie im Paradies mir vor.

(Er ergreift eine Nymphe, tanzt, trinkt und lacht.)

Doch lacht er wirklich? Täuschte Pan mich nicht?
 Die Züge, die zu lächeln schienen,
 Sind schmerzverzerrte Trauermienen;
 Und wenn sein Auge feucht erscheint —
 Er lachte nicht; er hat geweint.
 Und Hirten, Nymphen, Amoretten,
 Die kreiselnd sich im Tanz verknetten,
 Sie küssen nicht; sie dürsten Blut;
 Der Reigentanz wird Kampfeswuth.
 Ein tausendmännig Chaos wird das All,
 Das schlingt sein eigen Eingeweid' hinein,
 Ein Schlangennest von Noth und Schuld und Pein,
 Und Pan schreit auf in ungeheurer Qual.

(Zu dem herantretenden Lehrer.)

Nun bin ich auch wie Du so alt,
 Nun bleicht mein Haar, mein Herz wird todeskalt,
 Und schauernd werd' ich still zu Grabe gehn,
 Der ich dem Pan in's Angeficht gesehn.

Lehrer.

Das wars, was ich befürchtet: halberwegs
 Entsetzt zusammenbrechen! Aber blicke
 Noch einmal hin, mein Sohn, und überleg's,
 Vielleicht verwandelt Pan sich auch zurücker.
 Sieh, Kampf wird wieder Tanz und Blutgier wieder Kuß,
 Der Schrei der Qual wird lächelnder Genuß.
 Der Große Pan ist Lust zugleich und Leid
 Ist Tod und Leben, ist die Ewigkeit.

Schüler.

Und ich?

Lehrer.

Ein armer Warm, willst Du für Dich was sein;
 Ein sel'ger Gott, gehst Du zu seinem Frieden ein.



21. Fitzger und seine Dichtungen.

Von

Kapthael Löwenfeld.

— Breslau. —

Der glückliche Besitz zweier hervorragender Talente war stets eine Seltenheit und wird immer seltener, je mannigfaltiger das Wissen des Menschen sich gestaltet und je größer daher der Kreis dessen wird, den der Einzelne zu beherrschen strebt. Der Gegenwart mit ihren tausend Ansprüchen an die geringe Kraft des Einzelwesens wohnt eine Macht der Zerstörung inne, den vergangene Zeiten nicht in gleichem Grade besaßen. Wer so glücklich war, an der Wiege von zwei Musen Gaben zu erhalten, entgilt dafür durch den geringeren Werth jeder einzelnen Gabe.

Nur ein Riesengeist, wie Michel Angelo, vermochte auf vielen Gebieten der Kunst zugleich Bedeutendes zu leisten. Der nach allen Seiten hin thätige Geist des modernen Menschen kann zur höchsten Entfaltung nur auf einem beschränkten Gebiete gelangen; die Herrschaft über mehrere ist ihm nicht vergönnt. Wohl kennt die deutsche Literatur Männer, die zugleich als Dichter und Maler thätig waren, aber gerade diese bestätigen unsere Behauptung, denn weder August Kopisch noch Robert Reinick haben in beiden Stücken Hervorragendes geleistet.

Eine den Genannten verwandte Natur ist Arthur Fitzger, in dem aber das Doppeltalent des Dichters und Malers ein unvergleichlich größeres ist.

Fitzger ist am 4. October 1840 zu Delmenhorst in Oldenburg als der Sohn eines Postmeisters geboren. Schon in der Jugend zeigte sich seine Begabung für Malerei, und er entschloß sich nach glücklicher Absolvirung der Gymnasial-Studien zu dem Besuche der Kunstakademie. Von

1858 bis 1860 betrieb er die Historienmalerei zu München, von 1860 bis 1863 zu Antwerpen. Von hier aus ging er über Paris nach Rom, wo er volle zwei Jahre (1863—1865) zubrachte. Nachdem er die beiden Hauptstädte deutscher Bildung, Wien und Berlin, kennen gelernt hatte, ließ er sich 1869 in Bremen, also in der Nähe seines Geburtsstädtchens, nieder. Hier lebt er jetzt in voller schöpferischer Thätigkeit auf beiden Kunstgebieten. Seine Malereien sind vorzugsweise monumentaler Art. Seine bedeutendsten Werke befinden sich in Bremen, seiner zweiten Heimat: der verlorene Sohn und der barmherzige Samariter in der Nembertikirche und seine großen Wandgemälde im Bremer Rathskeller: Rolands Abschied von Rose, Rolands Niederlage im Roncesvalles-Thale, seine Auffindung durch Karls des Großen Heere und sein Aufenthalt bei der göttlichen Gemahlin in der Grotte des Rüdesheimer Berges.

Die Rolandsage hat Fitger auch zu einer Dichtung gestaltet, die unter dem Titel „Roland und die Rose, ein Traum im Bremer Rathskeller“ eine Art Erklärung zu seinem Bilderzyclus giebt. Die kleine Dichtung ist im Erzählertone des altdeutschen Epos gehalten. Es fehlt selbst die einleitende Anrufung nicht, die der Dichter hier an die wunderfeine, altberühmte Stadt Brema richtet. Sonst aber sucht man vergebens in Fitgers Dichtungen nach dem Zusammenhange zwischen seiner poetischen und malerischen Thätigkeit. Selbst in seinen Iyrischen Producten verräth sich nur manchmal der Maler, obwohl sie alle in „hundert Skizzenbüchern“ „zwischen gipsgrundirten Tüchern, Farben, Pinseln, Terpentin“ heimlich sind zur Welt geziehen. Fitger ist eine Individualität von stark entwickelter Selbständigkeit. Seine Lebensanschauung ist eine durchaus moderne: es ist die Lehre Darwins, die in dem Credo des Dichters ihren poetischen Ausdruck gefunden hat.

Denn das Schwache muß vergehen,
Und dem Starken bleibt der Sieg.

Was sind diese Worte Anderes als eine Umschreibung des Satzes von dem Kampfe um's Dasein? Eines Kampfes, den der Mensch zu führen hat ohne die Hilfe eines außeweltlichen, persönlichen Gottes. Denn dieser Gott ist des Menschen eigene Schöpfung und vermag Nichts für ihn oder gegen ihn. Wenn er ist, so lebt er nur in den zahllosen Verastungen des Ganzen. Wie die Wurzelorgane unter dem Boden — so sagt der Dichter in einem schönen Vergleiche des göttlichen Wesens mit der Schierlingspflanze —

So schießen aus dem Stamme die Knoten,
Ein Duzend Zweige nach allen Seiten,
Und wie die sich wachsend verbreiten,
Bald wieder neue Knoten schießen,
Draus abermalen die Aeste sprießen,
So geht das ohne Raß und Weil
Bis in der Blüthendolbe Detail.
Was irgend dem Stamme nur entsprang,
Muß wieder sich als Basis geben
Für neue Verzweigung, So geht das Leben

In Ursache und Wirkung den ewigen Gang
Und zeigt in's Unendliche sich:
Und das ist die Welt, und die Welt bin ich.

So ist Gott die Natur; und die Natur ist ohne Herz; sie kennt nicht Lohn, nicht Strafe, nicht Haß, nicht Liebe. Sie kennt keine Schuld.

Denn alle Schuld fällt doch zuletzt auf mich.
Ich schuf die Welt, und diese Welt schuf Dich;
Was Dich zur Tugend, zum Verbrechen leitet,
Ist seit Aeonen vorbereitet.

Das religiöse Ideal vergangener Zeiten liegt zertrümmert, und Niemand kann ihm neues Leben einhauchen, Niemand hat einen Ersatz gefunden für den lebendigen Gott vergangener Zeiten. Zum Maße des Handelns wird dem Menschen der freie Wille. „Als Mann mit des Geschicks Dämonen den eh'rnen harten Kampf bestehn“ — das ist die Aufgabe des Mannes; und das Ideal, dem wir nachzustreben haben, ist die Weltliebe; denn die Weltschuld wird nur gesühnt durch die Weltliebe. „Nur wer im vollsten Leben bewährt sein liebend Herz, nur Dem ist zu vergeben die Schuld an so viel Schmerz.“ Die große, allumsfassende Menschenliebe ist das einzig erstrebenswerthe Ziel des modernen Menschen. Im Kampfe mit der widerstrebenden Umgebung sich und Anderen Glück schaffen und in der wechselnden, in der blühenden und welkenden Natur Erhebung und Trost finden, seine Mannespflicht gegen den Einzelnen, gegen kleinere und größere Gesamtheiten, denen wir zugehören, gegen das Vaterland zu erfüllen, gegen Weib und Kind, das ist die Summe unserer Ideale. Je geringer unser Abhängigkeitsgefühl von einem mächtigen, auferweltlichen Beweger unserer Thaten und Empfindungen wird, desto größer werden unsere Pflichten in dem beschränkteren Kreise.

Diese Ideale des modernen Menschen finden in Fitzers Dichtungen mannigfaltigen Ausdruck: die Liebe in allen Formen und Gestalten, — die heitere, durch kein Gesetz beschränkte, durch keine Fesseln an die Zeit gebundene Liebe feiert er in prächtigen Distichen, die er „Blätter aus römischen Skizzenbüchern“ nennt. Es ist die einzige Stelle in seinen Gedichten, in welchen die Thätigkeit des Malers geschildert wird.

Und ich kam, ein Modell für Nauikaas züchtige Formen
Suchend: ein neuer Ulyss' hatt' ich die Gassen durchschweift.
Freundlich zur Werkstatt folgtest Du mir; Dich drückte die Armuth.
Und der klingende Lohn lockte das dürstige Kind.

Im langen Verkehr des Malers mit seinem lieblichen Modell knüpfen sich innige Beziehungen zwischen ihnen an. Der Dichter erzählt dem Mädchen während der Stunde der Rast, wie der Dulder Odysseus weit durch Länder und Meere bis in die Hölle geirrt; er spricht ihr von heimlicher Liebe, von heimlichem Leid und wollte ihr breit theoretisch, wie sich's gründlichem Deutschen geziemt, das Wesen unglücklicher Liebe darthun.

Da — noch ist mir's ein Traum — Dein Arm umschlang mich, Dein Haupt sank
 Mir an den Busen, Dein Mund suchte den meinen im Kuß.
 Dein vielfaltig Gewand entglitt den Hüften; Mänade
 Schien das schüchterne Kind plötzlich in bacchischer Wuth,
 Und Dein wallend Gelock um Nacken und Arme mir ringelnd,
 Zogst in berauscher Nacht ganz meine Seele Du hin.
 „Scheiden, Odysseus, wirst Du, und wieder bringst Dich kein Gott mir:
 Doch was die Stunde geschenkt, raubt mir die Ewigkeit nicht.“

Das sind die römischen Wanderjahre des jugendlichen Mannes. Aber
 wie das Ideal der Knabenjahre verfliegen ist und einem ruhigen zielbewußten
 Streben Raum gegeben hat, so schwindet auch die Glut der Jünglingsjahre
 und schafft dem erwärmenden Feuer der Gattenliebe Raum. Das Weib,
 das seine Kohlen schürt, sein Kleid näht und sein weinendes Kind wiegt, und
 dieses Kind selbst ist ihm das Nächste in der Welt. Denn dem er das
 Leben gegeben, dem hat er auch alles Leid des Lebens bereitet.

In der Lebendigen furchtbare Kette
 Fügt' ich den neuen Ring, und die Stätte
 Hab' ich bereitet erneuerter Fein.

Aber die Pflichterfüllung hebt über diesen trüben Gedanken hinweg,
 und der Genuß des täglichen Glücks läßt den Denker verstummen und den
 beseligten Menschen zu unge störter Empfindung kommen.

. . . bricht mein Weib
 Des Brotes Laib,
 Und lallt mein erster Dube,
 Nicht Prunkpalast
 Noch Tempel faßt
 Das Glück der engen Stube.

Ein anderer Quell immer neuer geistiger Erfrischung und ästhetischen
 Genusses ist die Natur; sie erhebt den Menschen und regt als edelstes Vor-
 bild seinen Geist zu immer neuen Schöpfungen an. Freilich sinkt mitten
 im rüstigen Schaffen oft genug die Hand erlahmend nieder, und mit der
 neu erwachenden Hoffnung kämpft die immer wiederkehrende Enttäuschung.
 Denn nicht ein Kampf mit Riesen ist das Leben, wie ihn der energische
 Mann gern kämpft, sondern eine beständige Abwehr „schwarzer Wichtel-
 männer“, die dem Vorwärtstürenden den Weg vertreten.

Das Leben des Einzelnen gewinnt eben erst seine Bedeutung, wenn er sich
 als das Glied einer Gesamtheit empfindet. Das Vaterlandsgefühl, richtig
 verstanden, wird zur höchsten Tugend. Denn das Vaterland ist das Höchste, was
 dem Menschen gegeben ward, so hoch, daß es sich dem Liebespreis entzieht.

Und alle meine Lieder schweigen
 Vor deinem Preis, o Vaterland.

So sind an die Stelle der Götter die Ideale getreten; der Wunsch
 zu leben hat zwar neue Ursachen erhalten, aber nicht minder stärkere, als
 es die Lebensantriebe unserer Ahnen waren. Ja, die Räthsel, die unsere
 Vorfahren vergeblich aufzuhellen sich abmühten, sind gelöst. Was ich geahnt —

so läßt Fitger Fausts Schatten zu Charles Darwin sprechen — Dir ward es klar. . . Ich brach zusammen, aber Du bleibst stehen, und fest im Sturm der wechselnden Erscheinung, sahst das Gesetz Du, sahst Du die Vereinung.

„Wenn der Geist in engen Erdenstranken
Des eignen Ich's Geheimniß nummer faßt,
Wälz' ab unmuth'gen Grübelns Last,
Hinaus in's Leben richte die Gedanken!
Da ringt die Creatur auf tausend Wegen
Vollkommencm, Vollkommenstem entgegen,
Da ringe mit! ob dunklem Ziele zu,
Ob sonder Ziel — ob ew'ger That, ob Ruh'
Das Noos ist des Lebendigen — genug!
Die Welt hat Raum auch für den höchsten Flug!“

Fitgers Gedichte, welchen die Einzelzüge zu dem Charakterbilde entliehen sind, das wir zu entwerfen versucht haben, sind in zwei Sammlungen enthalten („Winternächte“ und „Fahrendes Volk“) und umfassen das gesammte Gebiet der lyrischen und lyrisch-epischen Dichtungsformen.

Das leichte, stimmungserzeugende Lied trägt bei Fitger den Charakter der in Deutschland so reichen Wanderpoesie; es erinnert zu sehr an bekannte Muster, um das Urtheil, das wir oben über die Selbständigkeit von Fitgers dichterischer Production abgegeben haben, zu rechtfertigen. Dies beruht auf dem Reichthume an hervorragend schönen Balladen — wie „Die Hochzeit“, „Die Heimkehr“, „Der Schäfer“, „Die Wandter“, — an modernen Idyllen — „Der Organist“, „Sanna Mullfuß“ — auf den schönen römischen Bildern, die der Dichter unter dem Titel „Via felice“ zusammengefaßt hat — und endlich auf der trefflichen Vereinigung von Gedankenfülle und dichterischer Gestaltungsfähigkeit, wie sie sich in dem größten Theil der oben excerpirten Gedichte offenbart. Diese Dichtungen entnehmen ihren Stoff hauptsächlich dem Vorstellungskreise der Gegenwart und gewinnen durch die Einkleidung, die Fitger diesem zu geben weiß, die volle sinnliche Wirkung, die jedes künstlerische Product ausüben soll.

Am bedeutendsten aber spricht sich Fitgers Selbständigkeit im Drama aus. Die Zahl der dramatischen Erzeugnisse Fitgers ist nicht groß, aber sie genügt, um die Richtung festzustellen, in welcher er schafft, und um die Vorzüge und Mängel seiner dichterischen Persönlichkeit zu erkennen. Der erste Versuch Fitgers auf dramatischem Gebiete ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Adalbert von Bremen.“ Das Stück behandelt den Kampf dieses Kirchenfürsten mit dem Erzbischof Hanno von Köln zur Zeit Heinrichs IV. Hanno vertritt als unbedingt ergebenes Werkzeug des Papstes die Politik Roms, Adalbert strebt eine unabhängige deutsche Kirche an, die von Rom losgelöst sei und in keiner Weise die Machtsphäre des Kaisers berühre. Der Primas dieser deutschen Nationalkirche würde er sein. Heinrich IV. ist ein unerfahrener Knabe; bisher war er ganz dem Einflusse Hannos

überlassen, der den lentjamen Jüngling in seinem Sinne zu erziehen gedachte. Es kommt nun darauf an, daß Adalbert Hannos Einfluß breche und selber soviel Macht über das Gemüth des jungen Kaisers gewinne, daß er seinem großen Plane dienstbar werde. Adalbert veranstaltet Heinrich zu Ehren große Feste, bei welchem seine Waise Agnes den kaiserlichen Jüngling zu fesseln sucht, und es gelingt ihm in der That, den Schüler dem bisherigen strengen Meister abwendig und sich geneigt zu machen. Der junge Kaiser ernennt Adalbert zum Kanzler des Reichs. Nun ist alle Macht in seine Hand gegeben und das Gelingen seines Planes wahrscheinlich. Da gelangt Hildebrand als Gregor VII. auf den päpstlichen Thron, und er versteht es, durch eine geniale, rücksichtslose Politik die gesammten Bischöfe Deutschlands unter Hannos Führung zu einem erfolgreichen Angriff auf Adalbert zu vereinigen. Auf dem Reichstage zu Tribur wird Heinrich genöthigt, das Kanzleramt aus Adalberts Händen wieder in Hannos Gewalt zu legen, und selbst die überzeugungskräftige Rede des deutsch gesinnten Kirchenfürsten verhallt ohne Eindruck und Wirkung. Adalbert sieht sich von Heinrich verlassen und muß in seiner Sterbestunde zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Mißlingen seines Planes seinen Grund in der leichten Bestimmbarkeit des deutschen Kaisers und in seinem Mangel an Energie gehabt hat.

Das Trauerspiel ist in gewissem Sinne ein Tendenzstück. Der Dichter hatte es offenbar größer, allgemeiner geplant, als es sich in der Ausführung darbietet. Adalberts Gestalt müßte, um mit tragischer Gewalt zu wirken, edler angelegt, seine Mittel insonderheit müßten bessere sein, um ihm die volle Sympathie zuzuwenden, die sein nationaler Plan verdiente. So aber muß man annehmen, daß seine geistige Kraft zu gering war, um Hanno zu besiegen und den jungen König auf seine Seite zu ziehen; denn wer bediente sich der Simonie, wer bediente sich der schönen Augen einer jungen Wittve, wenn er seiner eigenen Kraft und der Stärke seiner Idee genügend traut?

Die Charaktere in „Adalbert von Bremen“ sind nicht vertieft genug; zu typisch sind die Gestalten Hannos und Adalberts, und beide sind Repräsentanten von Parteien, die ebenfalls nicht groß genug erscheinen, da sie nicht von einer Idee getragen, sondern von Machtfragen geleitet werden.

Diese für die Gesamtwirkung entscheidenden Mängel des Trauerspiels sind vollkommen überwunden in dem später geschriebenen Nachspiel „Die Reich! Die Rom!“ — einen einactigen Wille von großartiger Wirkung. Die beiden Männer, welche hier als Vertreter zweier großer Gemeinschaften und der ihnen innewohnenden geistigen Macht auftreten, Heinrich IV. und Gregor VII., sind mit vollkommenster Objectivität gezeichnet. Ganz unmerklich nur nimmt der Dichter Partei für den deutschen Kaiser. Aber nicht in dem Sinne, als ob die große Gestalt Gregors dadurch litte; vielmehr darf diese Behauptung nur so verstanden werden, daß der deutsche Dichter, der zu Deutschen spricht, sich eben auch als Deutscher fühlt.

Kaiser Heinrich steht im Büßerhemde auf dem Burghofe von Canossa, von zwei Lanzenknechten bewacht; hier solle er warten, bis der Papst zurückkehren würde, um mit ihm die Bedingungen zu besprechen, die Deutschland den Frieden wiedergeben könnten. Und Heinrich harret aus; selbst auf die Bitte seiner Gattin, die ihm das Unwürdige seiner Nachgiebigkeit klar macht, hat er nur die eine Antwort: „Soviel im Leben hab' ich halb gethan, dies will ich ganz vollenden.“ Aber eine tröstliche Vision, in welcher er den zukünftigen Reformator Deutschlands sieht, giebt ihm die natürliche Kraft und die Empfindung seiner Kaisermwürde wieder, und er trozt dem Stolze des Papstes. Gregors Stolz ist aber auch so groß, daß er sogar von seinen treuen Lanzenknechten empfunden wird.

„Der Heiland, den der Pontifex vertritt,
Er ließe nicht den Sünder, der ihn suchte,
Drei Tage lang in Frost und Schneesturm harren,“

jagt der Lanzenknecht Guido und giebt in diesen wenigen Worten die Mißstimmung wieder, welche die Abirrung des Papstthums von dem wahren reinen Christenthume in den Köpfen aller Denkenden erzeugt hat. Aber nicht eitle Herrschsucht, eigennütziges Streben nach Macht sind die Ursachen dieses Stolzes.

„Mein ganzes Leben opfert' ich dem Weltreich,“ so herrscht er Heinrich an, „der einen heiligen ungetheilten Kirche; ich hab's erbaut mit meinem besten Blut, nicht mir zum Ruhme, keinem Sohne werd' ich die Früchte meiner Arbeit hinterlassen, ein Fremder nimmt es hin. Gott, Dir zur Ehre, Gott, Dir zum Preis erbaut' ich dieses Werk.“ Auf diese Weise ist beiden Kämpfenden der Antrieb des Eigennutzes fern, Beide stehen für eine große Sache und, wie der Dichter es darstellt, mit gleich reinen Waffen und mit gleich bedeutender Kraft. Die Vision, welche dem Kaiser Trost bringt, hat zu derselben Zeit auch der Papst; auch er sieht Martin Luther im Traume, und entsetzt über die Gefahr, welche der Kirche droht, unterbricht er seinen Schummer und eilt zu dem büßenden Kaiser, um ihm die Hand zum Frieden zu reichen.

„Abalbert von Bremen“ ist, soviel uns bekannt, nicht aufgeführt worden, wir glauben auch nicht, daß es eine große Bühnenwirkung ausgeübt hätte. Der Werth dieses Stückes beruht mehr auf einzelnen poetischen hervorragend schönen Stellen als auf der Gesamtwirkung.

Schön verschmolzen ist dichterische und scenische Wirkung in Zitzers zweitem Drama, „Die Heze“. Thalea hat den Geliebten ihrer Jugend, Edzard von Wiarda, zehn Jahre nicht gesehen; er war in den Krieg gezogen, und sie glaubt ihn verloren. Inzwischen hat sie den Unterricht des jüdischen Gelehrten Simeon genossen und war von ihm in alle Geheimnisse der Wissenschaft eingeführt worden. Durch diesen Unterricht war ihr ganzes Wesen verwandelt. Aus der gläubigen, scheuen, schämigen Jungfrau

ist ein gelehrtes, glaubensloses Weib geworden. Alle Empfindungen des Mädchens hat sie abgestreift, nur eine lebt noch in ihr: die Erinnerung an Edzard. Da kehrt er zurück; denn mit dem Frieden, der im Jahre 1648 nach dreißigjähriger Kriegsnoth das ganze Vaterland erquidete, war auch Edzard seiner Kriegspflichten ledig. Mit Entzücken eilt er in Thaleas Arme, und es hat den Anschein, als würde Thalea unter dem Eindrucke, den die Wiederkehr des Jugendgeliebten auf sie macht, ihr früheres Wesen wiederfinden. Vergebens! Wer einmal den Glauben an Gott verloren, der findet ihn nicht wieder und dem erschleicht alle Frömmigkeit des Volkes und alle kirchliche Ceremonie inhaltslos, unehlich, heuchlerisch. Edzard, der selbst gläubig ist, wird von Thaleas Wesen abgestoßen; er wird sich des Unterschiedes zwischen jenem lieblichen Mädchen, das er vor zehn Jahren verlassen hat, und dem gereiften Weibe, das er jetzt wiederfindet um so schmerzlicher bewußt, als alle die Vorzüge und Tugenden, die Vereinigung aller weiblichen Reize, die er dereinst in Thaleen geliebt hat, in ihrer Schwester Almuth wieder erblüht zu sein scheinen. Unbewußt wächst seine Gleichgültigkeit gegen Thalea von Stunde zu Stunde, und an ihrer Stelle entsteht eine unüberwindliche Liebe zu Almuth. Und diese Empfindungen werden noch genährt von dem immer aufdringlicher werdenden Urtheil der Leute, die ihn umgeben. Das Volk spricht von Thalea nicht anders als von der Ketzerin, der Hexe, die mit der Hölle im Bunde stehe und die sich scheue, die Kirche zu betreten, weil sie als Hexe über ihre Schwelle nicht hinwegläme. Edzards treuester Freund, sein Wachtmeister Lubbo Lubbena, ein protestantischer Starrkopf, droht ihm geradezu, er würde ihn auch mit Gewalt von der Vermählung mit Thalea abhalten, denn er wolle das Kind der Finsterniß gerechten Richtern überantworten und Edzard davor bewahren, daß nicht auch er ihres Fluches theilhaftig werde. Auch Thalea empfindet, daß Edzards Liebe ihr nicht mehr gehört, aber mit Gewalt will sie ihn festhalten; sie strengt alle Kraft an, um die Vermählung zu ermöglichen und ist sogar bereit, die kirchliche Ceremonie der Trauung über sich ergehen zu lassen, um das Glück, Edzard zu besitzen, nicht ihrer Schwester abtreten zu müssen. Aber unmittelbar vor der Schwelle der Kirche weicht sie zurück und will Edzard mit Almuth vereinigen: „Edzard, Freund, Abgott meines Herzens, nimm sie hin, die Du liebst; ich habe Dich verloren!“ Das Volk, welches in dem Zurückweichen vor der Kirchenschwelle nur die Bestätigung des längst schon geglaubten Gerüchtes sieht, will sich auf sie stürzen. Man wirft mit Steinen auf Thaleen und ihre Umgebung, und Almuth wird verwundet. Mit Mühe entkommt Edzard und die beiden Frauen auf das besetzte Schloß. Das wüthende Volk aber, unterstützt von einem adeligen Freier, den Thalea einst abgewiesen hatte, stürmt die Befestigung, und Lubbo Lubbena, im Vereine mit dem Jesuiten Kaver, der der eigentliche Anstifter der mächtig anschwellenden Volksbewegung war, gelangt in den Vorhof der Burg, wo die beiden Frauen, die sich aus dem brennenden Schloß in's Freie gerettet haben, der Ankunft Edzards entgegenharren. Edzard kehrt als

Sieger zurück. Aber in dem Augenblicke, wo er den Frauen den Sieg verkündet, hat Lubbo seine Drohung wahr gemacht. Thalea sinkt, von ihm in's Herz gestochen, sterbend zu Boden. „Edzard, schütze meinen greisen Meister. Edzard, ich habe Dich geliebt über alle Maßen. — Almuth, nimm ihn hin.“ Mit diesen Worten stirbt sie.

Thalea ist eine mit großer poetischer Kraft durchgeführte und mit Einheitlichkeit gestaltete Erscheinung. Mit dem Glauben an Gott war ihr auch die Demuth des Mädchens verloren gegangen. Fremd steht sie ihrer ganzen Umgebung gegenüber, sie überragt geistig den Mann, den sie liebt, und eben darum kann sie ihm nicht das Opfer bringen, durch Thaten den Schein der Gläubigkeit zu erwecken. Sie ist zu stolz in ihrer Ehrlichkeit. Leere Ceremonien könnte sie mitmachen, sie kann sich aber nicht dem Gebrauche des Volkes beugen, wo zugleich der Schein erweckt würde, als nähme sie wirklich andächtigen Antheil an den religiösen Uebungen. Die Nähe des geliebten Mannes erweckt auch in ihr das Bewußtsein von der fürchterlichen Gefahr, die in der Glaubenslosigkeit des Mädchens liegt. Mit fürchterlichem Ernst rath sie ihrer Schwester Almuth, bei der sie seit ihren Jugendtagen Mutterstelle vertreten, der Wissenschaft fern zu bleiben, damit sie den holden Hüter nicht verliere, der sie durch's Leben geleitet. Sie selbst aber muß ohne den Hüter ihren Weg weitergehen, denn sie kann ihn nicht mehr finden, so sehr sie sich auch müht. Ihr Geist ist zu selbstständig geworden, und selbst, da all' ihr Lebensglück von einem einzigen Augenblicke abhängt, kann sie sich nicht entschließen, das kleinste Zugeständniß zu machen. Lubbo Lubbena, der Eiferer, reicht ihr die Bibel, damit sie auf das geheiligte Buch schwöre, daß die Wissenschaft, der sie in dunkler Zelle nachgespürt, von Gott stamme. Thalea aber ergreift in höchster Begeisterung das Buch, daß ihr ein unversiegbarer Biederquell, ein unerschöpflicher Weisheitshort, nicht aber ein Zeugniß göttlicher Offenbarung sein kann, zerreißt es in tausend Stücke und streut die Fetzen der wüthenden Menge hin. Diese That wird ihr Verhängniß. So ist Thalea in all' ihrem Thun consequent und schafft sich selbst ihr Schicksal. Aber der Conflict der Glaubenslosigkeit mit der unbuldsamen Gläubigkeit der Umgebung ist nicht rein festgehalten. Der Dichter hat zum Schaden des Ganzen diesem Kampfe einen zweiten beigelegt, der, an sich schön und wirksam, doch zuviel Theilnahme beansprucht, um nicht den Grundgedanken, der in dem größeren Conflict Ausdruck gefunden hat, zu beeinträchtigen: der Kampf der beiden Schwestern um die Liebe Edzards.

Thaleens Umgebung dient mit Ausnahme des Jesuiten Xaver und des Lubbo Lubbena lediglich der Contrastwirkung. Almuth steht ihr gegenüber als ein Bild ihrer eigenen Vergangenheit, in dem sie und Edzard erkennen soll, was sie verloren hat um die neue Errungenschaft von Wissen und Erkenntniß. Edzard ist ein schlichter, gläubiger Kriegermann, der froh heimlehrt in der Erwartung, an der Seite einer liebenden Frau ein einfaches, glückliches Heim zu gründen. Simeon, vor Jahren wegen der Verbreitung

atheistischer Lehren mit der Folter bestraft, lebt jetzt zurückgezogen in Thaleens Hause und erweist sich durch den Unterricht in den Wissenschaften dankbar für alle Güte, die Thalea ihm, dem flüchtigen Bettler, erwiesen hat. Aus der Volksmenge hebt sich nur der achtzigjährige Pfarrer, ein duldsamer, milder Diener Gottes, heraus, der das Volk gern von seinem Irrthum bekehren und Thalea von dem Verdachte, der sie verfolgt, befreien möchte. Auch dieser Pfarrer ist nur dazu mitten in die wüthende Menge hineingestellt, um den Unterschied zwischen der schlichten Gläubigkeit und der furchtbaren Unduldsamkeit zu kennzeichnen, die in Lubbo Lubbena, und dem Jesuiten Xaver verkörpert wird. Lubbo ist ein bibelfester, starrgläubiger Protestant, der jede Abweichung von dem buchstabengetreuen Kirchenglauben für ein sühneheischendes Verbrechen hält und der in seinem blinden Eifer an die Möglichkeit einer Verbindung des Menschen mit einem mächtigen Bösen glaubt. Der Haß, den er gegen Thalea hegt, entspringt zwar dem aufrichtigen Gefühle der Freundschaft für Edzard, aber zugleich auch der gekennzeichneten, starren Unduldsamkeit. Xaver, der katholische Eiferer, ist zugleich der überlegene Geist, der sehr wohl zu unterscheiden weiß zwischen gottgefälliger Frömmigkeit und dem Köhlerglauben, den ein herrschsüchtiges Priestertum im Volke zu erhalten strebt. Aber er ist ein unbedingter Diener der Hierarchie. Um nur das Keperthum zu bekämpfen, verbindet er sich sogar mit dem Protestanten, den er haßt, denn über allem Wortstreit und Dogmenunterschied steht der Vortheil der Kirche, deren Existenz auf die unbedingte Gläubigkeit der Volksmenge gegründet ist. Lubbo Lubbena und Xaver sind ebenso starr in ihrem Glaubenseifer, wie Thalea in ihrer Glaubenslosigkeit. In dieser Starrheit liegt der Keim alles Unheils, liegt die Nothwendigkeit ihres Unterganges. Denn auch die Glaubenslosigkeit hat ihre Unduldsamkeit, und das hartnäckige Bestehen auf der Bethätigung atheistischer Erkenntniß ist ein ebenso strafsinziger Starrsinn wie die Intoleranz blinden Glaubenseifers.

„Von Gottes Gnaden,“ Trauerspiel in fünf Aufzügen, behandelt ein sociales Problem. Anna Leonore, die regierende Fürstin eines kleinen Ländchens am linken Rheinufer, eine edelgesinnte, gerechte Herrscherin, hofft durch Milde den Einfluß der französischen Revolution auf die Gemüther ihrer Unterthanen zu brechen. Sie ist selbst soweit von Vorurtheilen frei, daß sie die Fürstlichkeiten und den hohen Adel ihrer Umgebung, weil er in der Gefinnung niedriger steht als ihre anderen Unterthanen, verachtet und die Werbung ihres Betters, des Feldmarschalls Carl Philipp, abweist, um ihrem Jugendgepielen, dem Forstwart Wolfgang, die Hand zum Ehebunde zu reichen. Sie macht sich dadurch zum Spott der gesammten adeligen Umgebung, aber sie glaubt durch strenge Rechtlichkeit und durch Aufrechterhalten ihrer fürstlichen Würde die Welt davon zu überzeugen, daß man die Gattin eines Niedriggeborenen sein kann und doch eine Herrscherin „von Gottes Gnaden“. Mit vorsichtiger Strenge wacht sie über sich selbst, damit die Grenzlinie zwischen den Pflichten der Fürstin und der Liebe der

Gattin nicht verschoben werde. Aber das ist unmöglich. Auf Schritt und Tritt begegnet ihr und ihm ein neuer Conflict dieser so verschieden gearteten Pflichtenkreise und es kommt endlich zu gewaltsamer Auseinandersetzung. Wolfgang, der sie nicht davon überzeugen kann, daß ihre fürstliche Würde nicht von Gottes Gnaden sei, will sie ihr mit Gewalt entreißen. Er stellt sich an die Spitze des Volkes, das schon lange von ihm die Befreiung erwartet hat und dessen Hoffnungen durch seine Vermählung bereits geschwunden waren, besiegt die Fürstin und zwingt sie, ihm aus ihrem Schlosse in sein bescheidenes Haus im Walde zu folgen. Aber er beleidigt die fürstliche Frau in so erniedrigender Weise, daß sie in schmerzlicher Aufwallung dem geliebten Gatten ein Messer in die Brust stößt. Dann wirft sie sich in wahnstinnigem Schmerze über ihn und bittet das hereindringende Volk, sie vor das Tribunal zu stellen und sie mit Wolfgang in eine Gruft zu legen.

Anna Leonore und Wolfgang sind zwei kraftvolle Charaktere, die an ihrer Einseitigkeit zu Grunde gehen. Anna Leonore strebt danach, die Sünden ihrer Vorfahren vergessen zu machen durch Milde, Sanftmuth und Gerechtigkeit, kann sich aber von dem Vorurtheile nicht lossagen, daß die Herrschaft über Menschen den Fürsten von Gott selbst verliehen sei und daß auf diese Weise der Regierende sein Amt von Gottes Gnaden verwalte. Von diesem Gesichtspunkt aus beurtheilt sie alle ihre Pflichten, ganz besonders die hohe Pflicht der Gerechtigkeit. Sie räumt aber dem Unterthanen nicht das Recht ein, mit ihr über das zu streiten, was Gerechtigkeit ist; das weiß sie, und das steht in den Gesetzen, die sie von ihren Ahnen ererbt hat, niedergeschrieben. Wollte sie sich von diesen Gesetzen entfernen, so geschähe das aus freiem Antriebe, nicht unter dem Andrängen des Volkswillens. Von ihrer Gnade soll das Volk die mildere Beurtheilung erwarten, auf einen Streit mit ihren Unterthanen will sie sich nicht einlassen, noch weniger will sie sich abtropfen lassen, was sie in ihrer Güte frei verschenken kann. Da ihr doch einmal der Gedanke kommt, es möchten sich alle Fürsten der Welt bisher in einem Irrthume befunden haben, weist sie ihn gewaltsam von sich. „Wäre es nicht etwas Entsetzliches, wenn wir Fürsten uns Jahrhunderte lang über Unterthaneneide und Fahneneide u. dgl. geirrt hätten? Wenn nicht Gott sagte: Ich habe Dich gesetzt nach meinem unerforschlichen Rathschlusse, sondern wenn das Volk sagte: Ich habe Dich gewählt, weil ich Dich für weise hielt und gehorche Dir so lange ich Dich für weise halte?

. . . Wenn Fürsten und Völker nur im Verhältniß eines Vertrages zu einander stünden?“ Angeregt wird in ihr diese Betrachtung durch die aufrührerischen Unterthanen. Sollen so viele brave Männer Meineidige geworden sein? Das kann Anna Leonore in ihrem Edelmuthe und in ihrer aufrichtigen Liebe zu dem Volke nicht glauben — und doch trotz sie der Menge, denn das Unrecht der Väter dürfe sie doch nicht sühnen, von ihr aber habe Niemand Uebles erlitten. Auch das kann sie nicht überzeugen, daß ihr von dem Führer der Aufrührerischen entgegengehalten wird, daß

die Fürsten nicht für alle Thaten, die in ihrem Namen begangen werden, verantwortlich sein können, sie könne ihren Dienern nicht in's Herz sehen. „Sie“ — so wird ihr von Dr. Stark auseinandergesetzt — „Sie haben Nichts von den Schrecknissen in Kasernen und Kasematten gewußt. Was kann man nicht vor Fürsten verbergen! Also Sie wissen nicht Alles, Sie sehen nicht Alles, und doch üben Sie die Gewalt dessen, der Alles weiß, der Alles sieht, und berufen sich auf seine Gnade.“ Allen Vernunftgründen und allen Erwägungen, die die Umstände in ihr wecken, setzt sie das stolze Wort entgegen: Meine Krone habe ich von Gott. Und ist es nicht das fürstliche Blut — das fürstliche Amt ist heilig. An diesem Vorurtheil geht sie zu Grunde.

Wolfgang ist das gerade Widerspiel Anna Leonorens. Der bescheidene Forstwart, durch einen günstigen Zufall zum Jugendgespielen der Thronfolgerin gemacht und durch die wachsende gegenseitige Neigung zu ihrem Gatten erhoben, verlangt nun auch seinen Theil an ihren Pflichten. An seinem Herde muß der Mann Herr sein, wird ihm von seinen Genossen beständig zugerufen, und diese Worte nähren in seinem Herzen eine Eifersucht gegen die eigene Gattin, die ihn von dem Bereiche ihrer fürstlichen Pflichten fernzuhalten sucht. Wie sie an dem Gottesgnadenthum, hält er an diesem Grundsatz mit gefahrbringender Starrheit fest und läßt sich dazu hinreißen, dem Wolfe seinen Arm zu leihen, um Anna Leonore, seine Gattin, von ihrem Irthume zu überzeugen. Hier wie dort ein Herübergreifen aus der einen Sphäre in die andere, das nicht ohne Strafe bleiben kann.

Fitger hat auch hier zum Schaden der Gesamtwirkung zwei Conflictte mit einander verknüpft, von denen jeder einzelne genügt hätte, das Drama wirksam zu gestalten; die Verquickung Beider lähmt die Energie jedes Einzelnen. Das Vorurtheil der Fürstin ad absurdum zu führen, wäre an sich schon eine Aufgabe, bedeutungsvoll genug für die tragische Gestaltung. Und gerade dadurch, daß sich das Schicksal an einer durch Hochsinn und geistige Bedeutung uns so sympathischen Erscheinung vollzöge, gewänne das Ganze an Wucht; das Hineinspielen des zweiten Motivs läßt das Eine nicht zu genügender Klarheit kommen. In dem Trauerspiel „Von Gottes Gnaden“ zeigt sich ein großer Fortschritt in der Fähigkeit der Charakterzeichnung. Sowohl die beiden Hauptgestalten, wie die aus der Volksmenge hervorragenden Revolutionäre Rochus, Bachler und Dr. Stark, wie auch die um die Fürstin gruppierten Vertreter des sinkenden, dem Genuße ergebenden Adels, Prinz Karl Philipp, Staatsrath von Bügel und die anderen Fürstlichkeiten, sind einheitliche, in sich abgerundete Individualitäten.

Fitgers Dramen „Die Hexe“ und „Von Gottes Gnaden“ sind in Prosa geschrieben, „Adalbert von Bremen“ in dem herkömmlichen fünffüßigen Jambenverse. Da die beiden erstgenannten Stücke jüngeren Datums sind, so muß man wohl annehmen, Fitger sehe in der Prosa die geeignetere Form für das moderne Drama. Will man auch, so allgemein gefaßt, diesen Grundsatz nicht zugestehen, so wird doch in vielen Fällen die Prosa un-

zweifelhaft das geeignetere Gefäß für unsere Gedankenwelt sein, als der Vers, und gerade die Fitger'schen Dramen, die religiöse und sociale Probleme behandeln, zwingen zum Gebrauche der Prosa. Mit voller Consequenz und stets treffendem Ausdruck den Kampf moderner Ideen darzustellen, wird eine knappe Prosa, die nur hier und da, wo es die besondere Wirkung erheischt, einem blühenderen Stile weicht, besser vermögen, als der Vers, der nicht immer der Idee das knappste Gewand anlegt.

Von Fitgers Dramen hat auf der Bühne nur „Die Hexe“ einen Erfolg gehabt, und sie mußte diesen durch den Verzicht auf eine der wirksamsten Scenen, mindestens aber durch Milde rung derselben erlaufen. Denn die Theatercensur gestattete das von Fitger vorgeschriebene Zerreißen des Bibelbuchs nicht; aus diesem erregten Auftritt und aus dem wilden Umherstreuen der Buchseiten wurde eine ruhige, das Auge des Zuschauers weniger beleidigende Scene: Thalea übergiebt das Buch dem greisen Pfarrer und verweigert den Eid. Die Schädigung nicht bloß dieser Scene, sondern der Wirkung des ganzen Stückes ist zweifellos, aber man wird nicht unbedingt ein solches Vorgehen der Censur verurtheilen dürfen. Nur Wenige unter den Zuschauern stehen auf einer so hohen Stufe der Bildung, daß sie vorurtheilsfrei in diesem Auftritte nur die äußerste Consequenz von Thaleens Handlungsweise erblicken. Für die Meisten ist die Antastung des Buches, das ihnen seit den Jugendjahren als göttliches Heiligthum gilt, eine so arge Verletzung, daß sie lieber auf die ganze schöne Dichtung verzichten würden.

„Von Gottes Gnaden“ würde vielleicht eine noch mächtigere Bühnenwirkung erzielen, als „Die Hexe“. Aber hier ist eine Aufführung noch weniger zu erwarten. Die geschilderten Verhältnisse und die Art, in welcher sie geschildert werden, würden gewisse Kreise bitter verletzen, und gerade diese Kreise haben die Macht, eine Aufführung zu verhindern.

Fitgers Dramen greifen eben so sehr in die Ideenwelt hinein, welche das lebende Geschlecht in Parteien theilt, daß sie selbst als Vorkämpfer einer Richtung betrachtet werden können. Nicht in dem übeln Sinne, als ob sie sich einer Partei dienstbar machten; sie sind vielmehr nur die künstlerische Gestaltung einer Weltanschauung, die immer mehr und mehr den alten Ideenkreis verdrängt, und seit Jahrzehnten für Diejenigen die allein maßgebende ist, die, von allen Traditionen frei, sich zu vorurtheillosem Denken durchzuringen vermögen. Und eben darin besteht die Eigenart der Dichterpersönlichkeit Fitgers.

Er hat in dem Streben, die unsere Zeit bewegenden Ideen in poetischer Form zu gestalten, nur wenig Genossen, aber ihre Zahl wächst von Tag zu Tag, und in nicht allzulanger Zeit wird uns ein Geschlecht von Dichtern erstehen, welche mit den alten Formen und Ideen gebrochen haben und ihre Aufgabe darin sehen werden, der Gegenwart ihre ganze schöpferische Kraft zu leihen.



Reise-Eindrücke aus Bosnien und der Herzegowina.

(August 1885.)

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

-- Leipzig. --



Kühne Nordpolfahrer haben ein mit Schnee und Eis bedecktes und wahrscheinlich auch ganz unbewohntes Land in den Nord-Cap-Regionen entdeckt und ihm den Namen Franz-Josephs-Land gegeben. Ich weiß nicht, ob damals die Bezeichnung gut gewählt, und zweifle sogar daran, daß sie für den Kaiser sehr schmeichelhaft war. Jedenfalls ist sie heute überholt und veraltet. Heute giebt es ein anderes Franz-Josephs-Land, das diesen Namen in einem weit höheren Grade verdient und mehr ist, als jene mit Schnee bedeckte Fläche, nämlich ein südliches Alpenland mit himmelhohen Bergen und schönen Strömen und Flüssen, oder eine hochinteressante Kalkfelsenwildniß mit wilden Gewässern, die bald in den Felsen verschwinden und bald mit Ungeklüm wieder aus denselben hervorbrechen und deshalb „Höhlenflüsse“ genannt werden. Dies „Franz-Josephs-Land“, das uns bald an die grüne Steiermark mit ihren laubreichen Wäldern und ihren frischen Matten und Triften erinnert, und bald an die vegetationsarmen Kalkberge des Karst, der Dalmatiner und der Montenegriner, — ist Bosnien und die Herzegowina.

In jenem nordischen Franz-Josephs-Land ist natürlich für Culturbestrebungen und staatliche Thätigkeit keine Stätte. In diesem südlichen Franz-Josephs-Land aber werden die Segnungen eines geordneten, mächtigen und leistungsfähigen Großstaates lebhaft empfunden, und versprechen die auf Rechtsschutz und Wirthschaftsförderung gerichteten Bestrebungen des Kaisers glorreiche Früchte zu tragen. Ich habe dieses Land, Bosnien-Herzegowina,

im August 1885 bereist und zugleich den benachbarten südslavischen Ländern meinen pflichtschuldigen Besuch abgestattet und will hier, soweit es der Raum gestattet, meine Reise-Eindrücke zusammenzufassen versuchen, wobei ich bemerke, daß ich die Balkanhalbinsel schon öfter besucht und auf vielfachen anderweitigen Reisen mir die Beobachtungsgaben eines alten Touristen anzueignen gesucht habe.

Zunächst wird mich der geneigte Leser fragen: Warum ich Bosnien und die Herzegowina das „Franz-Josephs-Land“ nenne. Die Frage ist berechtigt und ich will deren Beantwortung um so lieber versuchen, als dieser Versuch sogleich in medias res führt.

Es ist der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich-Ungarn, der im Berliner Frieden die von der türkischen Regierung so oft, aber stets vergeblich versuchte Pacification dieser so lange ruhe- und friedlosen Länder mit ruhiger Entschlossenheit übernommen und unter Beistand eines ausgezeichneten Ministers diese schwierige Aufgabe gelöst, wenigstens zum größeren Theil gelöst, in einer Weise, welche die zahlreichen Ungläubigen in Erstaunen und Ueberaschung versetzt hat. Als der Kaiser sich hierzu entschloß, befand er sich durchaus nicht in Uebereinstimmung mit seinen Völkern. Sowohl die Deutschen als auch die Magyaren widerstrebten dem „bosnischen Abenteuer“, wie sie das nannten. Sie fürchteten, die Occupation werde die Bestrebungen der Slaven verstärken oder gar zu einer dritten Staatengruppe, zu einer Art Trias führen und damit eine slavische Hochfluth heraufbeschwören, welche im Stande sei, die Grundlagen des Dualismus zu unterwühlen, die zugleich die Basis der Selbstständigkeit und der verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten Ungarns abgeben. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Befürchtungen grundlos waren. Sowohl die Ungarn, als auch die Deutschen haben, als sie sich jenen patriotischen Velleitungen und Beängstigungen hingaben, zwei wichtige Umstände übersehen. Erstens daß in Bosnien und der Herzegowina außer den Slaven auch Türken existiren, deren Interessen ganz andere sind, als jene der Slaven, daß die Türken sehr reich an Grundbesitz sind und eine Art von optimatischer Stellung einnehmen, jedenfalls aber die Ueberzeugung hegen, sie seien etwas viel Besseres, als die eingeborene christliche „Rajah“ (was so viel wie Menge oder „vile multitude“ bedeutet), und es daher unter allen Umständen verschmähen, mit der Letzteren gemeinsame Sache zu machen, oder sich an ein Nachbarland anzuschließen, in welchem diese Gjaurs die Mehrheit haben oder gar das Regiment führen. Zweitens aber, daß die Bevölkerung der Provinz Bosnien-Herzegowina, auch soweit sie unzweifelhaft slavischen Stammes ist, keineswegs eine einheitliche Masse bildet, welche sich dem specifisch österreichischen Slaventhum zuneigt.

Uebrigens waren die österreich-ungarischen Slaven, sowohl die Südslaven, als auch die Nordslaven, sehr für die Annexion von Bosnien-Herzegowina. Wenigstens in ihrer Mehrheit; und gerade sie haben durch

ihre geräuschvollen Erklärungen und ungestümen Demonstrationen dazu beigetragen, den Widerwillen der Deutschen und der Ungarn gegen die Occupation und Verwaltung dieser bisher türkischen Provinzen in's Maßlose zu steigern. Allein die Slaven haben sich bei ihrer Sympathie eben so sehr im Irrthum befunden, wie die Deutschen und Ungarn bei ihren Antipathien, und hier muß ich auf den oben unter „Zweitens“ erwähnten Punkt zurückkommen.

Die slavische Bevölkerung Bosniens wird getheilt durch ihren Glauben und vieles Andere, was darum und daran hängt.

Sie spricht zwar eine einheitliche Sprache, welche innerhalb des ganzen Gebiets nur dialektische Abweichungen aufweist, indem sie nach der einen Seite mehr den kroatisch-slavonischen, nach der anderen der serbischen und nach der dritten der montenegrinischen Sprechweise zuneigt. Aber sie ist getheilt in religiöser Beziehung. Sie sind zwar alle Christen, diese eingeborenen Slaven, aber die Einen gehören der römisch-katholischen und die Anderen der griechisch-orthodoxen Confession an. Die Ersteren gravitiren nach dem Abendlande, die Letzteren nach dem Morgenlande. Die Letzteren, die sich nicht Griechen und nicht Bosniaken, sondern „Orthodoxe“ und noch lieber „Serben“ nennen, waren gewohnt, auf den öfumenischen Patriarchen in Konstantinopel zu blicken. Die Ersteren, die Katholiken, verehren den Papst und den Bischof in Dalmatien, unter welchem sie so lange gestanden. Weder die Einen noch die Anderen ersehnen eine Vereinigung mit Kroatien oder Slavonien. Soweit überhaupt centrifugale Gelüste oder das Verlangen nach dem Aufgehen in oder nach der Vereinigung mit einem Nachbarlande vorhanden, was mir nach meinen Beobachtungen jedoch nur in sehr einzelner und beschränkter Weise der Fall zu sein scheint, blicken die Katholiken nach Dalmatien und dem adriatischen Meer, die „Serben“ aber je nach ihrer Lage, entweder nach den „orthodoxen Brüdern“ im Bereiche der „schwarze Berge“ oder nach den Glaubensgenossen, die unter dem Scepter des König Milan vereint sind. Die Mehrzahl aber zieht den jetzigen Zustand der Ruhe, der Freiheit, des Friedens und des Rechtsschutzes den gewagten und ziemlich aussichtslosen Experimenten im Verband mit einem etwaigen antiösterreichischen Ausland vor. Jedenfalls würden die Türken in dieser Provinz — und sie sind die Einzigen, welche eine Art von militärischer Schulung besitzen und im Stande wären, einen wirklichen Krieg zu führen — sich einem solchen Unternehmen auf das Aeußerste widersetzen. Der türkische Fatalismus und Quietismus reicht vollkommen aus, um sich einer Macht wie Oesterreich-Ungarn zu unterwerfen, aber nicht um Unterthan eines König Milan oder eines Fürsten Nikita zu werden. Der Türke weiß, daß Einer der Letzteren, wenn er die äußersten Kräfte aufbietet, über höchstens zehn- oder fünfzehntausend Mann Truppen gebietet. Das ist nicht im Stande ihm zu imponiren, wohl aber thut dies die österreichische Armee, die er beständig vor Augen hat, die gleichsam allgegenwärtig ist in diesem

Land und die, wie er wohl weiß, durch einen Befehl des Kaisers sofort bis auf fünfzig- oder gar hunderttausend Mann gebracht werden kann, wenn es Noth thut. Es ist aber nicht allein die Macht des Staates, welche den Türken versöhnt hat, sondern noch viel mehr die Gerechtigkeit der Gesetzgebung und der Verwaltung. Oesterreich respectirt und handhabt die Gewissensfreiheit mit einer bewundernswürdigen Sorgfalt. Es gestattet den Türken nach türkischem Rechte zu leben, wenigstens in Betreff des Familien-, Ehe- und Erbrechtes, wofür türkische Richter angestellt sind. Es erlaubt ihnen die Polygamie, von welcher Erlaubniß jedoch nur vereinzelt Gebrauch gemacht wird, von ganz vornehmen und reichen Männern, namentlich dann, wenn ihrer bisherigen Ehe der Kindersegen versagt bleibt. Es achtet die durch Glaube, Gesetz und Sitte gebotene Stellung der türkischen Frauen. Sogar die Polizei und der Untersuchungsrichter muß „Halt“ machen vor den Frauengemächern. Er muß sich anmelden und den Frauen ein tempus utile zugestehen, welches gestattet sich zu verhüllen, d. h. den Burnus (Feridschi) und den Schleier (Yaschma) anzulegen und die Ueberschuhe oder Stiefel anzuziehen. In Betreff der öffentlichen Ausübung des Gottesdienstes und der sonstigen religiösen Verrichtungen genießen die Türken natürlich ganz die nämliche Freiheit, wie die Juden und Christen. Sie fühlen daher gar keine Sehnsucht nach der Vereinigung mit solchen slavischen Ländern, in welchen man gewohnt ist, die Türken schlecht zu behandeln. Wie könnte z. B. ein Türke sich behaglich fühlen in einem Lande, in dessen Residenz über dem die Lage beherrschenden Kloster sich noch ein mächtiger runder Thurm emporhebt, der keinen anderen Zweck hat, als abgeschnittenen Türkensköpfen als Aufbewahrungs- und Sammelstelle zu dienen — halb Ruhmeshalle, halb Nationalgalerie — wie dies ja bekanntlich in Cetinje der Fall ist.

Alein auch von der christlichen Bevölkerung ist ein erfolgreicher Aufstand gegen die österreichische Herrschaft, auch abgesehen von den Schwierigkeiten, welche die Haltung der eingeborenen Türken einem solchen Unternehmen bereitet, nicht zu erwarten. Ich weiß sehr wohl, wie bedenklich es ist, solche Prophezeihungen zu wagen. Sie können leicht durch die Ereignisse Lügen gestraft werden. Ich schreibe im Monat October meine Reise-Eindrücke nieder, also zu einer Zeit, wo auf der Balkan-Halbinsel aus Anlaß der durch eine Art von Ueberrumpelung herbeigeführten Vereinigung von „Nord- und Süd-Bulgarien“ (richtiger von Bulgarien und Ost-Rumelien) eine Bewegung entstanden ist, bei welcher alle die Völker rumänischer, slavischer und griechischer Abkunft das, was ihnen 1878 entgangen, und womöglich noch etwas mehr, zu erreichen bestrebt sind, — eine Bewegung, deren Verlauf und Ende von tausend Zwischenfällen und Zufälligkeiten abhängt, die sich schwer voraussehen lassen. Ich weiß, daß diese mein Aufzeichnungen erst Ende November das Licht der Oeffentlichkeit erblicken werden, dazwischen liegen mehr als sechs Wochen und innerhalb sechs Wochen kann sich manches ereignen auf einem Gebiete, das uns an Ueberraschungen

im Innern und an Einmischungen von Außen gewöhnt hat. Allein trotz Alledem und Alledem wage ich es, die Behauptung aufzustellen: „Die österreichische Herrschaft in Bosnien und der Herzegowina ist nicht gefährdet, mag auf der Balkan-Halbinsel vorgehen, was da wolle;“ und wenn diese Auffassung der Dinge sich als richtig erweist, so ist damit zugleich auch der Beweis geführt, daß der Kaiser von Oesterreich wohl daran gethan hat, ungeachtet der anfänglichen Abneigung des größeren Theils seiner übrigen Länder und Völker — die er übrigens schließlich doch zu überwinden gewußt hat — dieses Land unter seinen Schutz und seine Verwaltung zu nehmen, um dasselbe der europäischen Cultur und Civilisation zu gewinnen und es von der Unsicherheit und den Leiden zu erlösen, welche es bis dahin erduldet — Leiden, die es verhinderten, zur Ruhe zu gelangen, und es zu einem Gegenstande der Beunruhigung für seine Nachbarn machten, unter welchen Oesterreich-Ungarn vermöge seiner Besitzungen in Kroatien und Slavonien, im Littorale, in Istrien und Dalmatien die hervorragendste Stellung einnahm.

Ich kann für meine Auffassung keinerlei autoritative Geltung beanspruchen, und deshalb halte ich es für nothwendig, meine Gründe dafür anzugeben, — Gründe, die auf den Wahrnehmungen beruhen, die ich in diesem Lande sowohl 1875, als es noch türkisch war, als auch 1885, wo es unter österreichisch-ungarischer Herrschaft steht, gemacht habe.

Auf Grund dieser Wahrnehmungen kann ich versichern, daß die slavisch-christliche Bevölkerung in diesem Lande, welche nach der im Jahre 1879 von der jetzigen Verwaltung mit großer Sorgfalt und mit Aufwendung aller Hülfsmittel der modernen Zählungskunst und Statistik vorgenommenen Volkszählung 496 761 Griechisch-Orthodoxe (vulgo „Serben“) und 209 391 Katholiken aufweist — gegenwärtig stellen beide Ziffern sich höher, denn die Gesammzahl der Bevölkerung hat seit 1879 zugenommen, ich besitze jedoch noch nicht die Ergebnisse der neuesten Zählung — nichts weniger ist, als eine auf Gleichheit der Interessen beruhende Volksgruppe.

Trotz der ethnologischen und linguistischen Einheit ist es die Religion, welche sie spaltet, wobei man nicht vergessen darf, daß die seltsame Art von Autonomie, welche das türkische Reich der christlichen Rajah gestattet, nicht den politischen oder communalen, sondern den confessionellen Verbänden übertragen war, wonach es denn begreiflich erscheint, daß die letzteren im Verlaufe einer vierhundertjährigen Geschichte eine Bedeutung gewonnen haben, welche in dem heutigen Westeuropa nur dann noch nothdürftiges Verständniß findet, wenn man sich erinnert an die Verfassung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation mit seiner confessionellen *Itio in partes*, dem *Corpus evangelicorum* &c., sowie an die politische Stellung der Hugenotten in Frankreich und an sonstiges heute so ziemlich im Bewußtsein der Mehrzahl des gegenwärtig lebenden Geschlechtes schon gänzlich der Vergessenheit Anheimgefallenes.

Ich habe während meinen Reisen in Bosnien sowohl 1875 als auch 1885 zwischen Mohamedanern, Christen und Juden keinerlei principielle confessionelle Abneigung gefunden. Wohl aber fand ich solche zwischen den Bekennern der beiden christlichen Confessionen, und namentlich zwischen deren Priestern; und wie mir scheint, hat dieselbe in den letzten Jahrzehnt eher zu als abgenommen.

Heute ist es die orthodoxe vulgo „serbische“ Geistlichkeit, welche sich zu Gunsten der katholischen zurückgesetzt glaubt. Ohne Zweifel vollständig mit Unrecht. Denn die gegenwärtige Verwaltung wahrt mit einer beinahe ängstlichen Sorgfalt die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse — sowohl des mohamedanischen und des jüdischen als auch desjenigen der beiden christlichen Kirchen. Höchst seltsamer Weise stützte sich der Argwohn der serbischen Christen zunächst auf den zufälligen Umstand, daß der gegenwärtige Herrscher, der Kaiser von Oesterreich, ein Christ ist. Unter dem Regiment des Sultan war die orthodoxe Priesterschaft weniger mißtrauisch. Sie verließen sich darauf, daß der Sultan ein Mohamedaner war und insofern zwischen den verschiedenen Confessionen die strengste Parität handhabte, oder daß er eine Sorte Christen eben so schlecht behandelte wie die andere. Jetzt aber, da der Monarch Katholik ist, hegt der Pope doppeltes Mißtrauen wider den Franziskaner. Gleichwohl sind die Verhältnisse der orthodoxen Kirche geregelt in Uebereinstimmung mit dem öumenischen Patriarchen in Konstantinopel. Kurz nach Vollendung der Besitzergreifung hat die österreichische Verwaltung mit dem Patriarchen, der unter türkischer Herrschaft die Metropolen ernannte — denn der Sultan als Mohamedaner konnte und wollte sie nicht ernennen — einen Vertrag abgeschlossen, datirt vom 31. März 1880 und folgenden Inhalts:

„Die Bischöfe (Metropolen) der orthodoxen Kirche, welche gegenwärtig in Bosnien und der Herzogewina fungiren, werden auf den Bischofsstühlen, welche sie gegenwärtig einnehmen, aufrecht erhalten und bestätigt. Im Falle, daß von nun an bezüglich eines der drei Bischofsstühle in der Herzogewina und in Bosnien eine Sedisvacanz eintritt, wird Seine K. K. Apostolische Majestät für den betreffenden unbefetzten Stuhl den Metropolen ernennen, nachdem er zuvor dem öumenischen Patriarchen den Namen seines Candidaten mitgetheilt hat zu dem Zwecke, daß die kanonischen Formalitäten erfüllt werden können.“

Vergessen wir nicht hinzuzufügen, daß der Patriarch diese Concession nicht umsonst machte, sondern sich dafür eine von der österreichischen Verwaltung für Bosnien-Herzegowina zu zahlende Jahresrente von etwa zwölftausend Mark ausbedungen, welche er seitdem bezieht mit jener Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit, welche der österreichisch-ungarischen Verwaltung eigenthümlich ist im diametralen Gegensatze zu derjenigen des Sultan. Es liegt also ein zweiseitiger auf Leistung und Gegenleistung beruhender bindender Vertrag vor, und man sollte wohl glauben, daß die Priesterschaft und die

Baien der orthodoxen Kirche zufrieden sein müßten mit Dem, was ihr früheres kirchliches Oberhaupt über sie verfügt hat; um so mehr, da dies Abkommen geeignet ist, die nunmehr „autolephal“ gewordene bosnisch-herzegowinische orthodoxe Kirche wesentlich finanziell zu entlasten und zu erleichtern.

Ich habe in meiner „Türkischen Reise“ (II. 173 ff.) ausführlich geschildert, wie die griechische oder phanariotische Oberpriesterschaft der orthodoxen Kirche, der Patriarch in Konstantinopel und seine Bischöfe, die slavische Bevölkerung auszubeuten mußten, wie viel die Metropoliten für ihre Ernennung, wie viel die Popen für die Priesterweihe, wie viel Jedermann für die zahllosen Dispense aller Art, welche man nothwendig machte, bezahlen mußten, wie man unermüdtlich thätig war, für die gebulbigen slavischen Gläubigen stets neue Kirchen = Abgaben und Steuern, welchen man allerdings recht wohlklingende griechische Namen zu geben mußte, zu erfinden, als da sind das *ἐμπατήριον* für die Popen, die Patriarchensteuer oder die *βοήθεια*, die Gebets-Abgabe oder *παρηγοία*, das *πυροπερίδιον* oder die Abgabe für Seelenämter, u. s. u. s. w.

Die Vergebung der höheren und gut dotirten geistlichen Würden erfolgte an den Hüşstbietenden. Wer dem Patriarchen am Meisten zahlte, wurde Metropolit oder Bischof. Mochte er dann zusehen, ob er die kolossale Summe, welche er für die Uebertragung des hohen Kirchenamtes bezahlte, aus seinen Bauern wieder herauszuschinden mußte. Es herrschte und herrscht theilweise noch das System der „Simonie“, gegen das in der abendländischen Kirche die Päpste so tapfer angekämpft haben.

Aber nicht nur die Großwürdenträger, sondern auch die Pfarrer und sogar die Popen, welche letztere hier in Bosnien gar keine Besoldung beziehen, mußten für ihre Ernennung oder Zulassung bezahlen. Zuweilen sogar bis zu zweihundert Dukaten. Und um diese Einkünfte zu vermehren, schuf man immer mehr Stellen und weihte immer mehr Popen, so daß man auf die nicht einmal auf eine halbe Million sich belaufende Zahl der orthodoxen Einwohner in Bosnien-Herzegowina nicht weniger als vier Bischöfe oder Eparchen, vierzehn Klöster und vierhundertsiebenunddreißig nicht-klösterliche Popen zählte. Auch sah man immer mehr von dem Befähigungsnachweis ab, so daß von den zahlreichen Popen sehr viele nicht lesen und nicht schreiben können und die rituellen griechischen oder altserbischen Worte, deren sie sich bei ihren Amtshandlungen bedienen, durchaus nicht verstehen, sondern dem Klange folgend annäherungsweise hersagen, wie sie solche auswendig gelernt haben. Das Volk nimmt an dieser Unwissenheit keinerlei Anstoß. Denn es sind die Zauberformeln und die heiligen Worte, welche die Wirkung hervorbringen, ohne daß etwas ankommt auf die (mehr oder minder defecte) Beschaffenheit der Person, welche sie ausspricht. So muß denn der arme Pope, der keine Besoldung bezieht, sich durch Casualien — Kindtaufen, Begräbnisse, Hochzeiten u. s. w. — und durch sonstige mannigfache

Dienstleistungen im Schweiß seines Angesichts sein Brot erwerben. Da aber die Bevölkerung sehr abergläubig ist, namentlich sich vor dem Teufel und sonstigen bösen Geistern, vor Hexenmeistern und Hexen (Wila's) fürchtet, so giebt es immer etwas zu singen, zu beten, zu weihen, zu entweihen, zu segnen oder zu exorciren. Alle diese zahllosen Priester und Popen aber nehmen die Bauern so sehr mit Geld- und Naturalabgaben in Anspruch, daß mir im Jahre 1875 ein Eingeborener sagte: „Wovon sollen die armen Leute denn leben? Was ihnen der Sultan, der Behn- und Steuerpächter und der Beg (die Gutsherrschaft) gelassen, das nehmen ihnen die Priester und die Popen!“

Oesterreich hat diese Mißstände soweit thunlich beseitigt. Durch die Convention vom 31. März 1880 ist der Patriarch mit einer Leibrente abgefunden. Früher mußte jede Familie dem Metropolitcn eine Abgabe von wenigstens einer Mark jährlich bezahlen. Auch diese Abgabe hat die jetzige Verwaltung abgelöst, indem sie den Metropolitcn aus Staatsmitteln einen Gehalt von 4000 bis 7000 Mark auszahlt, was in diesem billigen Lande schon ein schönes Stück Geld ist. Aber die Eingeborenen, obwohl sie sich dieser Entlastungen freuen, sind doch nicht in so hohem Grade dankbar, daß dadurch die verdrießliche Stimmung der Priester ausgeglichen würde.

Im Gegentheil. Sie machen der Regierung zuweilen Schwierigkeiten in der Durchführung heilsamer Reformen, indem sie behaupten, daß ihr religiöses Gefühl dadurch verletzt werde. Indessen handelt es sich dabei eigentlich gar nicht um Fragen des Glaubens und des Gewissens, sondern um gewisse Aeußerlichkeiten, welche mit der Religion nur einen entfernten Zusammenhang haben. Ich will dafür einige Beispiele anführen.

Das christliche Zeichen des Kreuzes, welches hier nur noch wenig von seinem kirchlichen Ursprung an sich trägt, sondern z. B. auch als eine Geberde des Staunens oder der Verwunderung gebraucht wird, machen die Katholiken links herum und die Orthodoxen rechts herum; und selbst diese kleine Abweichung führt zu Differenzen. Noch viel mehr ist dies der Fall bezüglich der Schriftzeichen. Katholiken und Orthodoxe gehören, wie gesagt, derselben Nation an, sie sprechen und schreiben die nämliche Sprache. Aber die Einen bedienen sich zur Schrift und zum Druck lateinischer Buchstaben, die Andern, die Orthodoxen, cyrillischer (derselben, welcher sich u. A. auch die Russen bedienen). Es ist also ungefähr dieselbe Frage, wie die, ob wir Deutschen uns zum Druck unserer Bücher der mittelalterlichen Buchstaben, welche wir „gothische“ oder „deutsche“ nennen, oder der modernen lateinischen Lettern bedienen sollen. Wir Deutsche streiten über diese Frage vom Standpunkt der nationalen und internationalen Opportunität aus, ohne uns jedoch nur im Geringsten dabei zu ereifern.

Ganz anders ist das in Bosnien-Herzegowina. Hier ist diese Frage zu einem Glaubens-Artikel aufgebauscht worden; und es fehlte wenig, so wäre darüber ein Glaubenskrieg ausgebrochen. Das sollte die österreichisch-ungarische Verwaltung erfahren, als sie den allgemein unentgeltlichen Volks-

schul-Unterricht einführen wollte, den sie mit Recht für das wirksamste Mittel hielt, den intellectuellen, sittlichen und wirthschaftlichen Charakter der Eingeborenen slavischer Race zu heben.

Der Volksunterricht war, als die Besitzergreifung erfolgte, auf das Aeußerste vernachlässigt. Nur die Türken hatten Schulen, aber sie trugen einen sehr einseitigen confessionellen Charakter. Die türkische Regierung hatte zwar 1869 ein Unterrichtsgesetz in europäischem Stil erlassen. Allein es hatte das Schicksal der meisten türkischen Reformen. Es blieb lediglich auf dem Papier stehen. Zur Ausführung fehlte theils der gute Wille, theils der hier ganz unentbehrliche nervus rerum gerendarum. Nur die Türken, welche in ihren frommen und kirchlichen Stiftungen, dem Wafuf, die nöthigen Mittel besaßen, errichteten bei ihren wohlthätigen Moscheen Volksschulen (mekteb) und Seminare (medresch), beide natürlich von confessionellem Charakter. Zur Zeit der Besitzergreifung existirten in Bosnien-Herzegowina 499 türkische Volksschulen und 18 dergleichen Seminare; 660 Hodschas (ein Mittelsting zwischen Lehrer und Unterpriester) lehrten, und sie hatten 15 948 männliche und 9360 weibliche Schüler. Diese Schulen existiren noch. Ihre Zahl hat sich vermehrt, allein ihre wissenschaftlichen Leistungen sind gering. Die meiste Lehrzeit und Lehrkraft wird absorbiert durch den Unterricht in der türkischen und der arabischen Sprache, welche bei den Mohamedanern eine noch weit breitere Stellung einnimmt, als das Latein bei den Katholiken oder das Griechische bei den Orthodoxen, sowie durch das Lesen und das Interpretiren des Koran. Unter dieser einseitigen Richtung muß natürlich der realwissenschaftliche Unterricht leiden; und darin liegt eine der Schwächen des sonst so tüchtigen türkischen Bevölkerungselementes. Die österreichisch-ungarische Regierung hielt es jedoch zur Zeit nicht für indicirt, hier Hand anzulegen.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Volksschulunterricht für die Christen. Hier proclamirte man den Grundsatz der confessionlosen Schule, an welcher der confessionelle Unterricht außerhalb der gewöhnlichen Lehrstunden durch die Religionslehrer der betreffenden Confession für Diejenigen, die sich dazu meldeten, ertheilt wurde, und an der Schüler aller Confessionen — Türken, Juden, Katholiken, Orthodoxe und Anhänger aller etwaigen sonstigen Bekenntnisse — unentgeltlich Theil nehmen konnten, ohne irgend Etwas zu hören, das ihr Gewissen beschwerte. Der Erfolg schien den guten Absichten der Regierung zu entsprechen. Denn kaum war ein halbes Hundert solcher Schulen mit etwa 80 Lehrern und Lehrerinnen eingerichtet, so zählten diese Anstalten schon 1655 orthodoxe, 1064 katholische, 426 mohamedanische und 192 israelitische Schüler. Um den Unterricht zu fördern, um mehr Raum zu gewinnen, führte die Regierung die lateinische Schrift ein. Die Katholiken waren damit natürlich zufrieden. Auch die Türken reclamirten nicht türkische oder arabische Buchstaben und die Juden reclamirten nicht hebräische. Aber die Orthodoxen, vulgo „Serben“ hoben einen großen

Scandal an. Sie erklärten, die cyrillischen Buchstaben bildeten einen Bestandtheil ihres Glaubens und sie riskirten die ewige Glückseligkeit, wenn sie sich der lateinischen Lettern bedienten. Die Regierung hat nachgegeben. Sie hat in den Schulen die cyrillische Schrift zugelassen; da aber die Katholiken, die Juden und die Mohamedaner ihrerseits von den cyrillischen Buchstaben, die nur in einem kleinen Theil von Europa dominiren, nichts wissen wollten, sondern die lateinischen Lettern vorzogen, durch welche sie mit den Nationen des Westens in nähere Verbindung treten, so ist dadurch die von der Regierung in bester Absicht angestrebte Einheit des Volksschulunterrichts vereitelt. Die sogenannten „Serben“ oder „Orthodoxen“ haben nun ihre besonderen Schulen, über welchen mit großen cyrillischen Buchstaben geschrieben steht: „Srbsko narodno utchilitsche“, d. i. serbisch-nationale Schule. So haben denn die Omlabinisten (welche den Panflavismus erstreben, oder wenigstens den Süd-Panflavismus oder einen Föderativstaat aller Völker slavischer Zunge an der unteren Donau und auf der Balkan-Halbinsel) selbst dafür gesorgt, die intellectuelle Einheit der slavischen Bevölkerung in Herzegowina-Bosnien zu zerstören.

Auf mich machte es einen erheiternden Eindruck, als ein Anhänger der separaten „serbischen“ Volksschulen sich meiner gegentheiligen Anschauung gegenüber darauf berief, der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck habe ja auch in Deutschland die lateinischen Lettern verboten und die „Nemetnarodna“-Schrift, d. h. die gothischen Lettern anbefohlen, und das sei ja doch dasselbe.

Bei dieser Eröffnung warf mir der edle „Serbe“ einen vernichtenden Blick zu; und er war höchlichst erstaunt, daß ich es wagte, meine Meinung aufrecht zu erhalten, indem ich ihm erwiderte, allerdings gebe der Fürst für seine Person den deutschen Lettern den Vorzug und pflege daher deutsche Bücher, die mit lateinischen Lettern gedruckt sind, nicht zu lesen; dies sei eine jedem deutschen Reichsbürger, und folglich auch dem großen Kanzler, grundrechtlich zustehende Freiheit; dagegen sei es dem Fürsten Bismarck niemals eingefallen, seine Amtsgewalt zur Unterdrückung der lateinischen Lettern anzuwenden, so weit reiche seine Gewalt nicht; und obwohl er seine Zbiosynkrasie gegen solche Bücher, welche, wenngleich von Deutschen in deutscher Sprache geschrieben, doch mit lateinischen Lettern gedruckt sind, öffentlich ausgesprochen, mehrte sich in Deutschland alljährlich die Zahl der mit lateinischen Lettern gedruckten wissenschaftlichen Bücher und Zeitschriften, weil die Schriftsteller und die Verleger glaubten, dadurch einem internationalen Bedürfnis zu entsprechen und auch den ausländischen Büchermarkt zu erobern.

Dies wollte mein „serbischer“ Interlocutor nicht glauben. Ich ließ es dabei bewenden. Denn kurz zuvor hatte mir ein türkischer Hodscha erzählt, es stehe im Koran: „Mit Unkundigen zu streiten ist unklug.“

Ich kann die Gelegenheit, da ich von den Südslaven und von den beiden Confessionen, in welche sie getheilt sind, spreche, nicht vorübergehen

lassen, ohne eines hervorragenden Mannes zu gedenken, von welchem immer die Rede ist, sobald jene Themata berührt werden. Es ist der Bischof von Deakovář Joseph Georg Stroßmayer, der ja auch in Deutschland vielfach genannt wird, wegen der Rolle, welche er auf dem ökumenischen Concil 1869 und 1870 gespielt hat. Er nennt sich „Episcopus Bosniensis et Syrmienensis“, d. i. Bischof von Bosnien und Syrmien. Es hat aber damit dieselbe Bewandniß, wie mit den apokryphischen Titeln vieler europäischer Fürsten, welche sich z. B. den Titel „König von Jerusalem“ beilegen, und ähnliche Bezeichnungen nach Ländern, die sich im Besitze anderer Leute befinden. Die Diöcese Deakovář beschränkt sich auf einen Theil von Syrmien und hat mit Bosnien und der Herzegowina gar nichts zu schaffen. Richtig ist, daß die Bischöfe von Deakovář früher jene Bezeichnung geführt haben, welche jedoch den jetzigen Verhältnissen nicht mehr entspricht; ebenso wenig wie die Bezeichnung „Primas von Polen“ für die Bischöfe von Gnesen und Posen, was jedoch den Cardinal Ledochowski nicht hinderte, sich dieses Titels zu bedienen. Es soll daher auch dem Bischof von Deakovář nicht übel ausgelegt werden, wenn er sich selbst in officiellen Actenstücken einer Bezeichnung bedient, welche seine an sich ziemlich kleine bischöfliche Diöcese weit über ihre wirklichen Grenzen ausdehnt. Deakovář oder — wie ich glaube — richtiger: Diálová, südöstlich von Esseg in der Richtung nach Brood zu gelegen, ist ein kleines Nest, aber Stroßmayer ist groß, und während ich von Pest nach Serajewo und Mostar unterwegs war, habe ich überall von ihm reden hören. Dies spricht für seine Bedeutung.

In Ungarn sagte mir ein höherer katholischer Geistlicher:

„Bischof Stroßmayer ist ein Mann von großen Gnaden und Gaben. Nur schade, daß er uns Magyaren nicht liebt. Man sagt, er stehe an der Spitze der südslavischen Omladina, und er habe Bischof über die Herzegowina und Bosnien werden wollen, um die Zwecke dieses südslavischen Bundes zu fördern. Beim Papst hätte das, trotz der lebhaftesten Opposition, die er auf dem Concil wider das Unfehlbarkeits-Dogma erhob, keine Schwierigkeiten verursacht. Denn man sagt, der Bischof habe dem Papst versprochen die Angehörigen des orthodoxen und serbischen Glaubens in allen südslavischen Landen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen oder sie wenigstens zur Anerkennung des Papstthums zu bewegen. In Wien dagegen versichert er, wenn die Regierung sich immer mehr bestrebe, die historisch-politischen Individualitäten aller der verschiedenen Racen zu pflegen, so daß eine jede zur vollsten Entwicklung und zur Verwirklichung ihrer nationalen Ideale gelange, wenn sie namentlich allen Völkern und Volksstämmen slavischer Nation uneingeschränkte Autonomie gewähre, so würden sich namentlich alle südslavischen Staaten und Völker der auf Balkanhalbinsel und an der unteren Donau vereinigen, um sich unter das Banner des Kaisers zu schaaren und die österreichisch-ungarische Monarchie werde sich so auf dem Wege der „moralischen“ Eroberungen ausdehnen. Man scheint aber in Wien keinen

Geschmack an dieser Perspective gefunden zu haben. Man sieht wohl ein, dieser Weg geht direct wider den Dualismus, welcher gegenwärtig die Grundlage der österreich-ungarischen Gesamtstaatsverfassung bildet, und führt möglicher Weise zu einem südslavischen Föderativstaat, welcher eine gewisse Neigung zur Republik entwickeln dürfte. Kurz, Herr Bischof Stroßmayer ist nicht der oberste Kirchenfürst für das katholische Bosnien geworden. Vielleicht hat man auch in Erwägung gezogen, daß er auch bei uns Ungarn nichts weniger als eine persona grata ist, während der gegenwärtige Bischof Monsignore Stabler ungarfreundlich gesinnt ist."

Ich gebe hier die Mittheilung meines Freundes so wieder, wie sie mir gemacht wurde. Ich kann mir kein selbstständiges Urtheil darüber erlauben und kann nur so viel sagen, daß sie mir von verschiedenen anderen Seiten bestätigt wurde.

Ich erwiderte dem ungarischen Prälaten, daß, wie man in Wien die etwaigen hoch- und weitfliegenden Pläne des geistreichen und rührigen Bischofs von Diaková mit einiger Vorsicht und Zurückhaltung aufgenommen habe, dies ohne Zweifel in einem noch weit höheren Grade in Rom stattgefunden haben würde. In Rom ist man über die Dinge im Orient vortrefflich unterrichtet, und ich zweifle sehr, ob Bischof Stroßmayer dem Papst Leo XIII. solche Versprechungen gemacht hat; denn ich setze voraus, daß er dieses kluge und vorsichtige Oberhaupt der katholischen Kirche kennt, und wenn dies der Fall ist, dann müßte er wissen, daß ein solches Versprechen eine sehr ungläubige Aufnahme finden würde, daß der Papst zwar weit entfernt ist, auf die Katholisirung der Christen der Balkaninsel zu verzichten, aber dazu ganz andere Mittel verwendet, als die von dem Bischof von Diaková dargebotenen. Das universalistische Papstthum liebt es nicht, seine Sache mit specifisch localen oder nationalen Tendenzen zu verquicken. Es ist nicht national, sondern international oder supranational. Auf der Balkanhalbinsel wirkt es durch die Jesuiten, welche theils unter eigener, theils unter fremder Firma auftreten und sich früher einer kräftigen Unterstützung durch die französischen Diplomaten erfreuten. Ich habe sie namentlich in Adriano-pol und in Saloniki beobachtet. Sie wenden sich an alle Nationen, indem sie den Leuten Wohlthaten erweisen durch höheren Unterricht, durch Hospitäler, durch unentgeltliche Armen- und Krankenpflege u. s. w.

Was aber die Person des berühmten Bischofs von Diaková anlangt, so habe ich während meines Aufenthaltes in Agram nur Stimmen der Anerkennung und des Lobes desselben vernommen, sowohl von seinen Anhängern als auch von seinen politischen Feinden. Auch die letzteren verkennen nicht, wie wohlthätig seine energische und erfolgreiche Thätigkeit für das Königreich Kroatien-Slavonien ist und wie viel ihm namentlich Agram verdankt an höheren Bildungsanstalten. Auch im Kroatischen Landtage spielt er eine hervorragende Rolle als Führer einer Mittelpartei, welche sich erst kürzlich gebildet hat und vielleicht berufen ist, das ausschlaggebende Zünglein der

parlamentarischen Waage zu werden. Dieser Landtag bestand bisher aus der Opposition, an deren Spitze Starčević steht und die sich, berühmten Mustern folgend, die „Rechtspartei“ nennt, weil sie bestrebt ist, ein nicht ganz unzweifelhaftes „altkroatisches Staatsrecht“ zu erhumiren und wiederherzustellen, auf der einen, und der Nationalpartei, welche auf dem verträgsmäßigen Boden des ungarisch-kroatischen Ausgleiches steht, auf der anderen Seite. Von der letzteren ist eine Seceſſion ausgegangen, welche sich die „unabhängige“ Nationalpartei nennt, weil sie glaubt, die Collegen, von welchen sie sich getrennt haben, folgten zu sehr gouvernementalen Impulsen. Es ist, kurz gesagt, die Partei Stroßmayer.

Ein Bericht über die südslavischen Reise-Eindrücke würde unvollständig sein, wenn die bedeutsame Figur des berühmten Bischofs von Diaková darin fehlte, zugleich trägt seine Charakteristik dazu bei, das Verständniß der verschiedenen nationalen und confessionellen Gruppen im Südosten und insbesondere auch in Bosnien-Herzegowina zu erleichtern.

Jedenfalls glaube ich, daß die vorhergehende Darstellung Gründe an die Hand giebt zu glauben, daß in Bosnien kein Stoff zur Aufrichtung eines großen slavisch-illyrischen Reiches vorhanden, und noch weniger zur Bildung eines solchen christlichen Föderativstaates, sei es in monarchischen oder republikanischen Formen; in Bosnien sind es gerade die „Serben“, also die Mehrheit der Christen, welche durch ihre Seceſſion den Glauben an ein solches Phantasiegemälde zerstört haben. Sie glauben nicht an eine solche Zukunftsmusik, sondern an den Herrscher von Oesterreich-Ungarn, welchen sie ja kürzlich auf ihrem eigenen Grund und Boden gesehen und als ihr Staatsoberhaupt enthusiastisch begrüßt haben, — oder als ihren „Herrscher de facto“, wie es aus diplomatischer Rücksicht auf etwaige argwöhnische und mißgünstige auswärtige Mächte der kluge Ministerpräsident von Ungarn in der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses vom 3. October 1885 ausgedrückt hat.

Welche Fortschritte das Staatsbewußtsein in Bosnien gemacht hat, beweist nichts mehr, als die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in diesen Ländern. Anfangs schienen Diejenigen Recht zu behalten, welche diese Einführung tabelten als eine auf Unkunde der thatsächlichen Verhältnisse beruhende unkluge und voreilige Maßregel. Denn in der That führte sie zu einem Aufstand; und allein aus der Herzegowina flüchteten etwa 2000 Mann nach Montenegro, um sich der Conscription zu entziehen. Jetzt ist es anders. Nicht nur die einberufenen Wehrpflichtigen stellen sich, sondern auch außerdem noch zahlreiche Freiwillige; und namentlich auch den Slaven gewährt es eine gewisse Genugthuung, in Reih und Glied mit den „hochmüthigen“ Türken zu marschiren. Die Refractäre und Flüchtlinge sind aus Montenegro zurückgekehrt, um unter die Fahnen des Kaisers zu eilen. Im Jahre 1883 wurden 1200 Mann einberufen und statt dessen erschienen deren 1319 zur Assentirung und zwar 608 „Serben“, 401 Katholiken und 308 Mohamebaner.

Die Zahl derer, welche sich der Wehrpflicht entziehen, ist auf einige Vierzig gesunken, und das ist weit weniger, als z. B. in Siebenbürgen und anderen altländischen Provinzen. Uebrigens ist der Dienst kein schwerer und die Regierung sowie die Militärverwaltung thut das Möglichste, um auch im Kriegsdienste die religiösen Gewohnheiten zu schonen. Sie bewahrt z. B. den Mund des mohamedanischen Soldaten vor Schweinefleisch, Schweinefett, Schweinsborsten und anderen unreinen Dingen. In Britisch-Indien, wo man ein gegentheiliges Verfahren einhielt und die Mohamedaner zwang, mit Schweinefett präparirte Patronen abzubeißen, hatte dies Verfahren einen Aufstand zur Folge.

Nun muß ich noch etwas hinzufügen über die hier stehenden österreichisch-ungarischen Regimenter und über die Offiziere, mit welcher letzteren ich manche genuß- und lehrreiche Stunde verlebte, namentlich in der Hauptstadt der Herzegowina, in Mostar, wo wir im Offizier-Casino, auf einer prachtvollen Terrasse über der rasch fließenden Narenta, deren Rauschen nur durch die schmetternde Regiments-Musik übertönt zu werden vermochte, tagten oder vielmehr: „nachteten“ unter dem sternstrahlenden süblichen Himmel. Ich wußte nicht: Ist das Wallensteins Lager oder sind es Roms Legionen?

Zuweilen fällt mir die schöne Rede des Wachtmeisters ein:

„Nun, und wer merkt uns das wohl an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammengeschneit und geblasen worden?
Sehn wir nicht aus, wie aus einem Span?
Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen
Recht wie zusammengeleimt und gegossen?“

Dann aber denke ich an die Werke der Cultur und der Civilisation, welche die Armee in diesem Lande geschaffen. An die großartigen Eisenbahn-, Straßen-, Brücken- und Strombauten, bei welchen man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, den Geist, womit die Pioniere und Ingenieure diese Kunstbauten geplant, oder die Energie und die, in Deutschland unerhörte Schnelligkeit, womit (meist militärische) Hände dieselben ausgeführt haben. Solche Werke haben nur die römischen Legionen aufzuweisen (namentlich auch in den Ländern der untern Donau und der Balkanhalbinsel), deren Thaten uns heute noch die Trajanssäule vor die Augen führt. Jene Legionen haben nicht nur entfernte Provinzen vacificirt und gegen den Ansturm barbarischer Horden geschützt, um ihnen eine ruhige und gedeihliche Entwicklung im Innern zu sichern, sondern auch Flüsse regulirt, Sümpfe abgeleitet, ganze Landstriche trocken gelegt, Castelle und Brücken errichtet und Straßen gebaut, deren vom Lager aus numerirten Meilensteine uns heute noch erhalten sind, wie wir auch überall die bekannten Regionsziegel ausgegraben. Zu diesen Werken der Alten kommen in der Gegenwart noch die Eisenbahnbauten hinzu. Seit der Besitzergreifung hat die Regierung über dreihundert Kilometer Eisenbahnen gebaut, nämlich die Strecke von 271 Kilo-

meter vom Bosnisch-Brood bis Serajewo, der bosnischen Hauptstadt, und die von 42 Kilometer von Mostar, der Hauptstadt der Herzegovina, bis nach dem dalmatinischen Metkowitz an der untern Narenta, welche hier bereits für große Seeschiffe passirbar gemacht worden ist, — eine Eisenbahn, welche, sobald das noch fehlende Mittelglied Serajewo-Mostar vollendet sein wird, das allerdings besondere Schwierigkeiten bietet, das ganze Land der Länge nach von den Ufern der Sawa bis nach der Adria aufschließt. Zu dieser Eisenbahn gehört auch die große Brücke über die Sawa, zwischen Ungarisch-Brood und Bosnisch-Brood. Für diese Verkehrsanstalten hat Oesterreich etwa vierzehn Millionen Gulden verausgabt. Vierzehn Millionen Gulden sind für sonstige Verkehrsmittel verwandt, wovon Oesterreich-Ungarn dreizehn Millionen aufgebracht hat. Darunter befinden sich 1700 Kilometer Landstraßen und zahlreiche Brücken. Diese zum Theil von der Armee gebauten und von ihr geschützten Verkehrsstraßen ermöglichen erst die Ausbeutung der bisher werthlosen Holz- und Mineralschätze des Landes.

Dazu kommt dann endlich das große Werk der Schiffbarmachung der Narenta und der Entsumpfung ihres bisherigen fünfarmigen Mündungs-Deltas. Dieser Fluß wird von der Adria bis nach Metkowitz einen Charakter erhalten, wie die Elbe zwischen der Nordsee und Hamburg; und dieses kleine Metkowitz (das ich nicht nennen darf, ohne von meinen deutschen Landsleuten gefragt zu werden, „wo denn dies Nest, von dem man noch nie etwas gehört habe, eigentlich liege“), wird ein Hafenplatz werden, der vielleicht mit Triest und Fiume, und vor Allem mit Saloniki wetteifern könnte.

Man nehme eine Karte zur Hand, um die unwiderstehliche Macht dieser geographischen Thatfachen zu begreifen.

Unter der Herrschaft des Sultan war Bosnien-Herzegowina von dem Meer abgetrennt, dem seine südlichen Flüsse zueilten. Das österreichische Dalmatien, das als Maske davor lag, schnitt ihm den Paß ab. In Folge dessen wandte das Land seine Blicke die Sawa abwärts, nach dem Schwarzen Meer und nach dem Bosporus, nach Konstantinopel, seiner Hauptstadt, von der es freilich keinerlei Initiative oder Beihülfe gewärtigen durfte.

Jetzt blickt das Land nicht mehr allein nach dem untergehenden Orient (man verzeihe diese *contradictio in adjecto*!), sondern auch nach dem aufgehenden Occident, — nach der Mündung der Flüsse, welche aus seinem Innern kommen und der Adria zuschleßen, nach dem Westen und nach dem Norden, statt wie bisher nur nach dem Osten und nach dem Süden, — nach Wien und Pest, statt nach Novi-Bazar, nach Uesküb, Saloniki und Konstantinopel.

Dieser Frontwechsel giebt uns die Gewißheit, daß dies Land bei Oesterreich-Ungarn verbleiben wird, welches solches der Civilisation gewonnen hat und hier als Cultur- und Friedensapostel auftritt. Es ist wahr, dieser Friedensengel ist bewaffnet, aber es gab ja auch schon früher

Engel mit dem Schwerte. Wenn aber irgendwie eine territoriale Veränderung auf der Balkan-Halbinsel vor sich gehn sollte, so wird dieselbe zweifelsohne dazu führen, Oesterreich-Ungarn definitiv im Besiz von Bosnien-Herzegowina zu bestätigen. Und zwar „von Rechtswegen“, oder wenn man lieber will „von Cultur wegen“. Denn kein anderer Herrscher ist im Stande, für dieses bisher zwischen Orient und Occident, zwischen Türken- und Christenthum hin und her geworfene Schmerzenskind so viel zu leisten, als das gegenwärtige Regiment, welches zu seiner Devise gemacht hat:

Hier regiert nicht der Scheik-ul-Islam, nicht der Jesuiten-General und nicht der Patriarch. Hier soll Friede, Freiheit und Gerechtigkeit herrschen und Wohlwollen zwischen allen Racen und Religionen!

Zum Schlusse muß ich, ohne damit die Verdienste der Anderen in den Schatten stellen zu wollen, noch des Mannes gedenken, welchem diese Länder die günstige Wendung ihrer Geschichte verdanken.

Es ist der Baron Benjamin von Kállay, seit 1882 gemeinsamer österreichisch-ungarischer Reichsfinanzminister und als solcher mit der Verwaltung der als Reichsland oder als Kaiserland zu betrachtenden Länder Bosnien und Herzegowina betraut, welche er auch vertritt in den Delegationen von Cis und Trans. Keiner war so sehr zu einer so schwierigen Aufgabe berufen, wie Kállay. Er war sechs Jahre österreichischer Generalconsul in Belgrad, später Delegirter zur ostrumelischen Commission, hat wiederholt die europäischen und die asiatischen Territorien des türkischen Reiches bereist, namentlich auch die slavischen Länder, und hat eine „Geschichte der Serben“ geschrieben, die sorgfältiges Quellenstudium mit lebendiger Anschauung und Darstellung vereinigt. Sie ist ursprünglich in ungarischer Sprache erschienen, jedoch 1878 von Schröder in Pest in das Deutsche übertragen worden.





Laocoon.*)

Von

Emil Hübner.

— Berlin. —



Ein echtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich: es wird angeschaut, empfunden, es wirkt; es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden“. Goethe's Worte, mit denen er im Jahre 1797 die berühmte Abhandlung über Laocoon in den Propyläen begann, gelten von der vaticanischen Gruppe heut wie damals, trotzdem es das inzwischen fast abgelaufene Jahrhundert an Mühe nicht hat fehlen lassen, um immer mehr hinter die Erkenntniß des viel besprochenen Werkes zu kommen. Es ist ein begründetes Vorrecht der auserwähltesten unter den Kunstwerken höchster Art, wie des helvederischen Apoll, der rasaelischen Schule von Athen und weniger ebenbürtiger, daß sie immer wieder die Neugier der Dilettanten, den Spürsinn der Gelehrten, das Urtheilsvermögen der Kenner herausfordern. Neben dem in den weitesten Kreisen verbreiteten Interesse für alles Neue im Gebiete der Künste, dem es ja in unsern Tagen an Befriedigung nicht fehlt, hat doch auch das Altbekannte einen besonderen Reiz. Je größer die Theilnahme für die Erörterung der Fragen ist, welche sich an eines von der kleinen Zahl jener Kunstwerke ersten Ranges knüpfen, desto sicherer darf darauf gerechnet werden, daß eine Darlegung des jeweiligen Standes unserer Bemühungen um die eigentliche Erkenntniß und um das in Worte Fassen seines Wesens und Werthes einsichtsvollem Verständniß be-

*) Vgl. den Aufsatz Laocoon in „Nord und Süd“ Bd. VIII. 1879. S. 346 ff., dessen Fortsetzung und Ergänzung hier geboten wird.

gegnet. Wie man ein ernstes Musikstück lieber zum zweiten Mal als zum ersten Mal hört, so vertieft man sich gern immer von Neuem in das Anschauen solcher Werke, an deren Erklärung die ersten Geister der Nation ihre Kräfte gesetzt haben.

Vor sechs Jahren etwa schien es, als ob aus der Sammlung und Vergleichung aller Wiederholungen des Gegenstandes in antiken Kunstwerken, wie sie früher nicht angestellt worden war und nicht wohl angestellt werden konnte, dem Geheimniß seines Ursprungs näher zu kommen sei. Einiges ist auf diesem Wege in der That erreicht worden, und für eine schon von Goethe angeregte Frage läßt sich, wie wir sehen werden, aus der Vergleichung späterer Nachbildungen eine Bestätigung für die anderweitig gefundene Antwort gewinnen. Auch die Hoffnung, daß die unerschöpfliche Fülle kleinerer Werke der antiken Kunst oder des antiken Kunsthandwerks, wie sie in Vasenbildern und Thonarbeiten in steigender Fülle aus den Ausgrabungen und zufälligen Funden den öffentlichen und privaten Sammlungen zufließen und emsig registriert werden, neue und womöglich ältere Behandlungen des Gegenstandes zu Tage fördern werde, ist nicht ganz getäuscht worden. Urkundlichen Zeugnissen, theilweis schon bekannt, aber erst neuerdings in ihrer Bedeutung erkannt, wird das wichtige Ergebnis verdankt, daß wir über die Entstehungszeit der vaticanischen Gruppe zu einer wenigstens negativ genaueren Bestimmung gelangt sind. Aber ein ganz neues Problem ist inzwischen aufgetaucht, das Niemand vorher zu ahnen vermochte. Die Reliefdarstellungen des großen Altars von Pergamon, welche seit fünf Jahren unser Museum schmücken, bieten in einer ihrer Gruppen eine so überraschende Analogie zur Composition des Laokoon, daß die Erörterung des Verhältnisses der beiden Werke zu einander bereits Gegenstand einer kleinen Literatur geworden ist. Endlich haben auch die stets verbesserten Methoden der Quellenbehandlung für die Geschichte der alten Poesie und Kunst nicht unwichtige Beiträge zur Lösung der Frage nach der Erfindung der Laokoongruppe geliefert. Alle diese Dinge sind in Monographien und Fachzeitschriften zerstreut, die nicht Jedem zugänglich sind. Dazu hat es der neckische Zufall oder das tiefere Gesetz von der Unvollkommenheit menschlicher Erkenntniß so gefügt, daß keine jener neuen Erkenntnisquellen rein und unmittelbar zur Verwerthung gelangen kann. Für jede derselben bedarf es vorbereitender Orientirung und vermittelnder Deutung, wenn sie recht verstanden und richtig angewendet werden sollen. Langjährige Beschäftigung mit dem Gegenstande mag den Versuch rechtfertigen, dem großen Kreise der Gebildeten im weitesten Sinne des Wortes Rechenenschaft zu geben von dem augenblicklichen Stand der Untersuchung. Mit einem der geistvollsten unter den Gelehrten, deren Arbeiten hierbei Erwähnung und Verwerthung zu finden haben, werden wir bestrebt sein, uns an das Wesentliche und Entscheidende „und an das mit Worten bestimmte Ausdrückbare zu halten, dagegen das Gebiet des persönlichen und wechselnden Empfindens so viel als irgend möglich einzuschränken“.

So schön und an sich verständlich Goethes Gedanke ist, die Gruppe einfach als eine „tragische Idylle“ zu fassen — „ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen; sie wurden von Schlangen umwunden und strebten nun, erwachend, sich aus dem lebendigen Neze loszureißen“ — so ist doch für die antiken Künstler unzweifelhaft nicht diese allgemeine Vorstellung, sondern ein mythischer Vorgang von sehr bestimmter Art maßgebend gewesen. Dieser mythische Hintergrund, der Sagenstoff, muß also zunächst mit möglicher Genauigkeit festgestellt werden.

I.

Die Sage*).

Arktinos von Milet, einer der ältesten unter den nachhomerischen epischen Dichtern (er wird noch in das achte Jahrhundert v. Chr. gesetzt) hat in seiner Fortsetzung der Ilias, den Liedern von „der Zerstörung Ilioms“, zuerst die Laokoonepisode erzählt. Noch ist Troia nicht gefallen; die Troer denken, da die Achäer nicht angreifen, der Krieg sei vorüber; da geschieht das Wunderzeichen, das den nahen Untergang Troias verkündet. Zwei Schlangen erscheinen plötzlich und tödten den Laokoon und den einen seiner Söhne; Aeneas mit den Seinen nimmt sich das Zeichen zu Herzen und zieht aus der Stadt hinweg auf den Ida. Ob der Untergang des Laokoon durch eine von ihm begangene Schuld noch besonders motivirt war, was nicht nothwendig ist und von dem Wesen der alten epischen Dichtung nicht verlangt wird, was aus dem geretteten Laokoonsohn geworden, erfahren wir nicht. Die Episode diente nur dazu, den Auszug und die Rettung des Aeneas zu erklären. Die Tradition hält in der Regel die ältesten Züge der Sage hartnädig fest. Möglich, daß schon der nächste Dichter, welcher den Untergang Ilioms noch ausführlicher schilderte, wie Arktinos, Lesches von Lesbos, dem die „kleine Ilias“ zugeschrieben wird, auch die Laokoonepisode mit neuen Zügen ausstattete; es ist jedoch nichts davon überliefert.

Aus dem reichen Vorrath von Sagen, welchen die epische Poesie aufgespeichert hatte, schöpften noch vor den dramatischen die lyrischen Dichter Bilder, Vergleiche, Anspielungen. Einer der jüngsten unter den berühmten griechischen Lyrikern, Bacchylides aus Keos, der Zeitgenosse des Pindar, hat in einem seiner zahlreichen Lieder des Laokoon und seiner Gattin sowie der Schlangen, die von den kalydnischen Inseln kamen und sich gegen die Menschen wendeten (nicht: die in Menschen verwandelt wurden), Erwähnung gethan.

Es wäre zu verwundern, wenn sich die tragische Poesie des dank-

*) Vgl. Carl Robert, Bild und Lied, archäologische Beiträge zur Geschichte der griechischen Heldensage (Philologische Untersuchungen, herausgegeben von A. Kießling und U. von Wilamowitz-Moellendorf, fünftes Heft, Berlin 1881), Excurs I: die Laokoonsage, S. 192 ff.

baren Stoffes, dessen Elemente das Epos bot, und den die Lyrik kannte, nicht bemächtigt hätte. Sophokles hat unzweifelhaft, doch er vielleicht nicht allein, eine Tragödie Laokoon gedichtet*). Den Inhalt dieses Stückes in zweifelloser Weise zu reconstruiren ist zwar, wie die meisten derartigen Aufgaben, bei der eigenthümlichen Beschaffenheit der darüber vorliegenden Zeugnisse schwierig; aber einige Hauptzüge lassen sich doch mit ziemlicher Sicherheit wiedergewinnen. Laokoon, des Antenor Sohn (unter den Antenoriden der Ilias finden sich die ähnlich benannten Laobolos und Koon), der Priester des thymbraeischen Apollon, vermählt sich gegen des Gottes Willen und läßt sich dadurch eine tragische Schuld auf; vielleicht eine um so schwerere, als der Priester im Tempel selbst, unter den Augen des Gottes, der irdischen Leidenschaft nicht hatte widerstehen können. Wo ihn die Rache des Gottes ereilte, ob in dem Tempel, den er entweiht hatte, oder am Strand, wo er, wie die spätere Wendung der Sage erzählt, durch das Loos bestimmt, einem anderen Gott, dem Poseidon, opferte, oder wie sonst, läßt sich nicht mehr feststellen. Genug, ein Schlangenpaar, Phoxos und Chariboia hat sie der Dichter genannt (es waren wohl Menschen, die sich dann in Schlangen verwandeln), kommt auf Apollons Geheiß über das Meer von Tenedos her, wo die Schiffe der Achäer lagen (ebenda sind auch die kalydnischen Inseln), und tödtet beide Söhne des Laokoon, den Antiphos und Thymbraeos (den er vergeblich nach dem Gott genannt), und wohl auch den Vater selbst, da er ihnen zu Hülfe eilt. Das sind die wesentlichen Züge; die tragische Vertiefung des überlieferten Stoffes ist des Sophokles durchweg würdig. Ob Laokoon mit dem hölzernen Pferd in Verbindung gebracht worden ist, ob er es war, der, nach dem schon von dem Sänger Demodokos in der Odyssee angeführten Vorschlag Einiger, es mit dem Speer zu durchstoßen versuchte, ferner welches sein Verhältniß zu Anchises war (dessen Bruder, also nicht Sohn des Antenor, sondern des Kapys, einige ihn nannten), ja sogar ob mit den Söhnen auch der Vater starb oder sie überlebte, wie spätere Dichter erzählen, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln. Sicher aber ist, daß auch bei Sophokles Aeneas auf seines Vaters Anchises Befehl in Folge des Untergangs der Laokoontiden die Stadt verläßt, also die alte epische Verknüpfung der Laokoon-sage mit dem Auszug des Aeneas festgehalten war.

Schon die ältesten römischen Tragiker, Andronicus Livius und Naevius, hatten nach griechischem Vorbild „das troianische Pferd“ auf die römische Bühne gebracht**). Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die

*) Ich folge den im Einzelnen nicht überall sicheren, immer aber das feinste Gefühl für die Dichtung verrathenden Ausführungen F. G. Welckers in seinem Werk die griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cycclus geordnet, I Bonn 1839), S. 151 ff.

***) Vgl. Otto Ribbeck, die römische Tragödie im Zeitalter der Republik (Leipzig 1875), S. 26 und 48.

Laokoönepisode, wenn sie auch nicht in jenen Tragödien vorkam, dem römischen Publikum von Alters her bekannt war.

Was das alte Epos, die lyrische und die dramatische Poesie der Griechen an pathetischen Stoffen boten, finden wir fast ausnahmslos wieder, wengleich dem moderneren Geschmack angepaßt, psychologisch motivirt, malerisch geschildert, kunstvoll verknüpft, in der Poesie der alexandrinischen Dichter. Euphorion von Chalkis, einer der gelehrtesten in der jüngeren Gruppe jener Dichter, der Hofpoet des Königs Antiochus des Großen zur Zeit des zweiten punischen Krieges, dessen Liebeselegien durch die Nachahmungen des Cornelius Gallus, jenes unglücklichen Freundes des Virgil, den Römern bekannt waren, hatte in einem seiner zahlreichen Gedichte auch die Laokoönepisode erwähnt. Nach der Ankunft der Griechen vor Troia steinigten die Troer ihren Priester des Poseidon, weil er nicht vermocht hatte, durch Opfer die Feinde fern zu halten. So geschah es, daß Laokoön, der Priester des Apollon, dem Poseidon das Opfer bringt, das ihm verhängnißvoll wird. Der Zug der Sage mag schon im Epos und in der Tragödie vorhanden gewesen sein (denn wir kennen weder alle epischen noch alle dramatischen Bearbeitungen, die es gegeben haben mag): wir erfahren ihn zuerst aus Euphorion. Euphorions Gedichte hat der römische Epiker Virgil nachweislich gekannt und benutzt. „Man ist höchst ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunst, wenn man das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit mit der episodischen Behandlung in der Aeneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Aeneas selbst erzählen soll, daß er und seine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, so muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entschuldigen sei. Alles ist auch darauf angelegt, und die Geschichte des Laokoön steht hier als ein rhetorisches Argument, bei dem eine Uebertreibung, wenn sie nur zweckmäßig ist, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Köpfen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Priesters zu, der das Pferd verletzt hatte, umwickeln sie, beißen sie, begeistern sie, umwinden und umschlingen darauf Brust und Hals des zu Hülfe eilenden Vaters, und ragen mit ihren Köpfen triumphirend hoch empor, indem der Unglückliche unter ihren Bindungen („Wendungen“ unsere Texte, wohl fehlerhaft) vergebens, um Hülfe schreit. Das Volk entsetzt sich und flieht beim Anblick; Niemand wagt es mehr ein Patriot zu sein; und der Zuhörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geschichte erschreckt, giebt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde. So steht also die Geschichte Laokoöns im Virgil bloß als ein Mittel zu einem höheren Zwecke, und es ist noch eine große Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sei.“

Während für Lessing die Vollkommenheit beider, der virgilischen Dichtung wie der vatikanischen Gruppe, den Ausgangspunkt für seine vielbewunderte Lehre von der nothwendigen Verschiedenheit zwischen der bildenden

Punkt und der Dichtung bildet, hat Goethe zuerst in den soeben angeführten Worten, die es verdienen, auch hier ganz gelesen und erwogen zu werden, mit überzeugender Klarheit die bewußte und beabsichtigte Selbständigkeit des Dichters hervorgehoben. Auf dem von Goethe gewiesenen Wege weitergehend findet man leicht die Motive, welche den überlegenden und feinsinnigen Dichter geleitet haben. Er verlegt zunächst die Laokoonepisode in einen anderen Zeitpunkt der Belagerung, als die älteren Dichter, bei denen der Auszug des Aeneas vor Troias Fall erfolgte; denn Aeneas muß bei Virgil die Katastrophe als Augenzeuge erzählen, also bis zuletzt gegenwärtig sein. Die alte Begründung der ganzen Episode, Laokoons Schuld, ist für Virgil bedeutungslos. Er läßt den Laokoon allein die Troer vor dem Danaergefährte warnen; er ist es, der das der Pallas heilige Pferd nach dem Vorschlag des Rypus (der nach Einigen Laokoons Vater war) mit dem Speer in die Seite stößt und damit beinahe den Betrug entlarvt. Aber Sinons Trug bethört die Troer, sie führen das Pferd in die Stadt, Laokoon und seiner Söhne grauenvoller Tod hat sie belehrt, wie gefährlich es sei, das Geschenk der Göttin zu verlesen. Daß bei Virgil sie, nicht Apollon es sei, welche die Schlangen sendet, steht zwar nicht in dem Gedicht, ist aber daraus, daß die Schlangen in den Tempel der Athene flüchten und sich unter dem Schild des Götterbildes verbergen, nicht ohne Wahrscheinlichkeit geschlossen worden. Mehr läßt sich in der Schilderung der Episode mit Wahrscheinlichkeit nicht als das Eigenthum Virgils erweisen. Seiner Motivirung entsprechend hätte nur Laokoon allein, nicht auch die Söhne zu sterben brauchen; allein er weicht auch hierin nicht von der durch die tragische Poesie bekannten und für die dichterische Schilderung besonders geeigneten Fassung ab und läßt daher mit dem Vater auch beide Söhne sterben.

Genau wie Virgil hat der geistvolle Verfasser jener römischen Satura Petronius, der unter Nero schrieb, die Laokoonepisode in der poetischen Beschreibung eines Gemäldes von Troias Untergang geschildert; die durch Virgil festgestellten Grundzüge, die Warnung des Laokoons, der (hier verdoppelte) vergebliche Schlag an die Seite des Pferdes, die beiden Schlangen und Laokoons und beider Söhne Tod lehren, nur in rhetorischer Erweiterung sämmtlich bei ihm wieder.

Das ist die Geschichte der dichterischen Behandlung des Stoffes. Man begreift nur schwer, wie angesichts ihrer, aber ganz abgesehen von dem Marmorwerk, darüber Zweifel bestehen können, woher griechische Künstler ihre Inspirationen zur bildlichen Darstellung entnahmen, ob aus dem durch Epos, Lyrik und Tragödie gewissermaßen zum Gemeingut gewordenen Schatz der griechischen Sage, oder aus der gelegentlichen, absichtlich umgestalteten und daher in wesentlichen Punkten trotz allem Glanz der Rede dürftigeren Episode des römischen Dichters.

II.

Ältere Darstellungen.

Giebt es Darstellungen der Laokoonsage in Werken der älteren griechischen Kunst? Daß in statuarischen Bildwerken eine Scene von solchem Affect nicht leicht dargestellt werden konnte, begreift sich. Vasenbilder, Sarkophagreliefs, Terracotten u. und andere Werke der Kleinkunst würden, wenn eine berühmte Darstellung des Laokoon vorhanden gewesen wäre, sie so gut wie andere Episoden aus dem Untergang Troias in Nachbildungen erhalten haben. Ein Vasenbild, ein Sarkophagrelief, eine Gruppe von Terracotten erheben aber allerdings den Anspruch, für Darstellungen des Laokoon zu gelten.

Eine unzweifelhaft attische Vase des britischen Museums, ein Kantharos mit rothen Figuren auf schwarzem Grunde im Stil des fünften Jahrhunderts vor Chr., zeigt auf der einen Seite die Strafe des Ixion, der bekanntlich zur Gemahlin des Zeus in frevelhafter Liebe entbrannt war, auf der anderen die folgende Darstellung*). Auf einem niedrigen Altar kniet mit dem linken Bein, das rechte zum Boden ausstreckend ein Mann, nackt bis auf die Chlamys, die über den linken Unterarm fällt. Er ist ganz von vorn gesehen, den Kopf mit lockigem Haar und vollem Bart (ähnlich wie der des Ixion der anderen Darstellung) wendet er nach dem Schwert, das er in der ausgestreckten Rechten hält; die Linke hält die leere Scheide des Schwerts mit dem Gehänge. Mitten um den Leib umwindet ihn eine große Schlange, die in einer Windung sich hoch erhebend von hinten ihn in die linke Schulter beißt. Links (vom Beschauer) hinter dem Altar sinkt ein Jüngling, bartlos mit langem vollem Haar, nackt bis auf die Chlamys, die über der linken Schulter liegt und an seiner rechten Seite hervorkommend auf den Boden reicht, mit geschlossenen Augen, beide Arme über den Kopf erhebend, in die Kniee: Blut entströmt einer Wunde in seiner rechten Brust. Ihn umfängt mit beiden Armen der ganz rechts stehende, im Profil zu dem Sterbenden gewendete Gott des Todes, nackt, mit langem Haar und Bart und mit großen Flügeln; so stellen zahlreiche attische Grabgefäße derselben Zeit den Thanatos dar. Rechts (vom Beschauer) neben dem Altar steht ein Delbaum und weiter schreitet dafelbst von rechts her ein bärtiger Mann im Mantel, bekränzt, in der Linken einen Stab haltend, mit der Rechten einen Stein erhebend, den er offenbar auf die Schlange schleudern will, um dem von ihr Umwundenen zu helfen.

Gegen die Deutung dieses Vasenbildes auf den Laokoon ist neben manchen unerheblicheren Einwänden besonders geltend gemacht worden, daß nur ein Sohn und nur eine Schlange dargestellt seien und daß für den steinwerfenden Mann eine sichere Erklärung fehlt. Irgend eine andere

*) Zuletzt abgebildet und auf Laokoon gedeutet von W. Klein in der Archäologischen Zeitung 1880, S. 189 f.

Deutung ist jedoch nicht gefunden worden. Auch die angegebenen Einwände scheinen nicht erheblich zu sein. Wenn nach der älteren Sage nur der Vater und der eine der beiden Söhne sterben, so konnte der zweite derselben und ebenso die zweite Schlange, deren Opfer vom Todesthron in Empfang genommen wird, in der compendiösen Wiederholung eines gewiß hierin vollständigeren Originals fehlen. Der herbeieilende Helfer wird nicht auf Anchises zu deuten sein, sondern vertritt den Chor der zum Opfer versammelten (daher bekränzten) Troer, welche, über das vor ihren Augen geschehende Wunderzeichen erschreckt, zur ersten besten Waffe greifen, um den Schlangen zu wehren. Doch ist das nicht so zu verstehen, als ob das Vasenbild deshalb auf die Anregung der Tragödie zurückzuführen sei. Daß nur der eine Sohn stirbt, weist vielmehr auf das Epos als Vorbild. Die nackte Gestalt des entsetzt zu dem sterbenden Sohne sich umwendenden Laotöon, der das Schwert vergeblich zur Hülfe des Sohnes gezogen, zeigt eine unverkennbare Analogie zu dem Laotöon der vaticanischen Gruppe. Bis eine bessere Erklärung vorgebracht ist, werden wir in diesem Bild die älteste Laotöondarstellung erkennen dürfen. Das Fehlen priesterlicher Abzeichen, wenn deren überhaupt gefordert werden dürfen, erklärt sich aus dem Drang des Augenblicks, in welchem feierliche Gewänder die rasche Hülfe hindern würden, in völlig befriedigender Weise. Darf die Deutung als gesichert gelten, so gewinnen wir aus ihr außerdem höchst wahrscheinlich bedeutungsvolle Züge zur Reconstruction der sophokleischen Tragödie, welcher das Vasenbild ungefähr gleichzeitig ist.

Ebenfalls im brittischen Museum befindet sich eine nicht große etruskische mit Reliefdarstellungen geschmückte Aschenkiste aus gebranntem Thon (47:31 cm), dem Stil nach etwa aus dem ersten oder zweiten vorchristlichen Jahrhundert*). Auf der Vorderseite ist in der ziemlich rohen und flüchtigen Art dieser Denkmäler links (vom Beschauer) vor einem den Altar andeutenden Felsblock eine Gruppe von zwei Knaben dargestellt, der eine aufrecht stehend, im Begriff sich durch die Flucht zu retten, der andere todt mit dem Kopf zu Boden stürzend und die Hände zum Schutz vorstreckend; beide werden von zwei gewaltigen Schlangen, deren Häupter sich unter dem Leib des fliehenden Knaben kreuzen, umwunden und bedrängt, so daß sie in wunderlicher Weise fast in der Luft zu schweben scheinen. Rechts davon (also umgekehrt wie auf dem Vasenbild) kniet von vorn gesehen auf dem Altar mit dem rechten Knie der nackte, nur mit der flatternden Chlamys um die Schultern bekleidete Laotöon, in der Rechten das gezückte Schwert, in der Linken die Scheide desselben haltend (also genau wie auf dem Vasenbild); aber er ist, nach der Weise jener etruskischen Reproduktionen griechisch-römischer Originale, bartlos.

*) Sie ist noch nicht publiciert, wird aber in der von Prof. Körte in Kostod für das deutsche archäologische Institut vorbereiteten Sammlung der Monumente dieser Art, deren ersten Theil H. Brunn herausgab, veröffentlicht werden.

mit einer Binde im Haar. Links von der Gruppe der Knaben steht (statt des Steinwerfers der Vase) ein völlig gerüsteter Krieger mit Helm, Panzer und Lanze, welche er mit beiden Händen gegen die Schlangen richtet; hinter ihm steht sein runder Schild auf der Erde. Der Thanatos fehlt, schon weil die Vorderfläche des kleinen Denkmals dafür nicht ausreichte; statt dessen befinden sich auf den beiden Seitenflächen der Nische wiederholt die bekannten Figuren des etruskischen Todesgottes Charun, mit erhobenem Beil nackte Gestalten niederschlagend.

Man hat in dieser Darstellung die beiden Knaben der Alkmene, Herakles und Iphikles, die sich der Schlangen erwehren, erkennen wollen; ohne die geringste Wahrscheinlichkeit. Die Uebereinstimmung mit der Darstellung des Vasenbildes ist in der Hauptfigur völlig klar: wenn jene mit Recht auf Laokoön gedeutet wird, dann muß nothwendig auch die der Aschenkiste denselben Gegenstand haben. Die zwei Schlangen und zwei Söhne des etruskischen Werks ergänzen dann das griechische. Der troische Krieger ist eine andere, aber dem Steinwerfer gleichwerthige Erinnerung an das figurenreichere Original. Bis eine andere sichere Deutung gefunden ist — ich will die Möglichkeit, daß eine solche sich einmal findet, nicht bestreiten —, bis dahin aber sind wir berechtigt, beide Darstellungen für Laokoön in Anspruch zu nehmen.

Unter einer Anzahl von kleinen Terracotten, welche aus dem cilicischen Tarjos in das Museum des Louvre gelangt sind, befinden sich zwei Fragmente, welche mit Sicherheit als Theile einer antiken Darstellung des Laokoön erkannt worden sind. Es sind nur zwei Beine, ein rechtes und ein linkes, zu verschiedenen Exemplaren derselben Figur gehörig; das eine ist sichtlich kleiner als das andere. Die männliche Musculatur zeigt, daß beide der Figur eines Erwachsenen angehörten. Von den Knabengestalten hat sich keine Spur erhalten. Die Stellung der Beine erinnert durchaus an die des vaticanischen Laokoön; nur ist sie nach der anderen Seite gewendet (wie in dem Vasenbild): das linke Bein ist stark gekrümmt und deutet auf eine sitzende Haltung, das rechte dagegen ist ausgestreckt. Und dieses rechte Bein wird in der Höhe des Schenkels von einem Schlangenkopf, den keine Hand hielt, gebissen; eine andere Schlange windet sich um das linke Bein. Die Figur, zu welcher die Beine mit den Schlangen gehörten, war also wohl unzweifelhaft eine freie Replik des Laokoön*).

Das ist Alles, was von Darstellungen des Laokoön, die offenbar unabhängig sind von der vaticanischen Gruppe, bisher bekannt geworden ist. So wenig es ist, es genügt, um zu zeigen, was an sich als wahrscheinlich angenommen werden konnte, daß die alte Behandlung des Stoffes in der

*) Nach brieflicher Mittheilung des Herrn Léon Heuzey in Paris, welcher eine kurze Notiz über die Fragmente in der Gazette des beaux arts gab; in dem schönen Werk desselben les figurines antiques de terre cuites du musée du Louvre, Paris 1883, sind sie nicht publicirt worden.

Sage nicht ganz ohne Wirkung auf die bildende Kunst geblieben ist. Ob nur eine berühmte ältere Darstellung vorhanden war, etwa in einem Gemälde von Troias Fall, welches die einzelnen Züge des Vasenbildes und des Reliefs der Aschenkiste in sich vereinigte, oder mehrere, läßt sich noch nicht erkennen. Die Reste der statuarischen Figur aus Thon sind zu gering, um einen Schluß auf ihr Original zu gestatten. Ein bedeutungsvolles Moment in diesen älteren Darstellungen ist die zwar noch nicht völlig durchgeführte, aber offenbar absichtliche und aus der Situation geschöpfte Nacktheit des Laokoon. Vielleicht hat die Dichtung auch hierfür irgend eine bestimmtere Begründung, die wir nicht mehr kennen.

III.

Die vaticanische Gruppe.

Jede erneute Erwägung der vielen an die berühmte Gruppe sich knüpfenden Fragen hat immer wieder von dem einzigen uns darüber erhaltenen Zeugniß aus dem Alterthum selbst, dem des Plinius, auszugehen*). Plinius schöpft diese seine Angabe, wie alle ähnlichen, gewiß aus einer älteren Quelle, vielleicht aus einer Schrift des in die Zeit des Augustus gehörenden Grammatikers Cincius über die berühmtesten damals in Rom befindlichen Marmorwerke. Plinius sagt keineswegs, daß die Gruppe für den Kaiser Titus gemacht worden sei, sondern nur, daß sie in seinem Hause stehe, ähnlich, wie so manche andere berühmte Werke griechischer Meister in den palatinischen Häusern der Kaiser. Also eine Zeitbestimmung des Laokoon enthalten des Plinius Worte nicht; doch braucht der Platz, wo man die Gruppe fand, die sogenannten ‚Sieben Säle‘ am Esquilin, doch wohl ein Theil des von Nero angelegten, später theilweise von den Flaviern bewohnten Palastes, darum noch nicht der seiner ursprünglichen Aufstellung zu sein. Auch daß die rhodischen Künstler das Werk aus einem Stein (das heißt vielmehr in gemeinsamer Arbeit an demselben Marmorblock, denn nur aus einem Stein im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Gruppe nicht) de consilii sententia, ‚nach eingeholtem Gutachten‘ (nicht, wie man früher annahm, ‚nach dem Urtheil des Rathes‘, oder ‚auf Beschluß des Magistrats von Rhodos‘) gefertigt haben sollen, bedeutet nur, daß die drei Künstler, durch Bande der Verwandtschaft eng verbunden (wie schon Winkelmann erkannt hat), gemeinsam und sich in die Arbeit nach getroffener Uebereinkunft theilend, die Marmorgruppe herstellten. Die viel umstrittenen Worte besagen weder, daß die Erfindung des Werkes, die Composition, damals gemacht, noch daß die

*) Reinhard Kekulé, Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon, mit zwei Doppeltafeln in Lichtdruck und einigen Zinkzügen, Berlin und Stuttgart 1883. Die anmuthig geschriebene und zierlich ausgestattete Schrift hat ungetheiltes Lob und in vielen ihrer Ergebnisse Zustimmung gefunden.

Ausführung der Marmorgruppe für den Kaiser Titus und sein Haus erfolgt sei. Plinius oder sein Gewährsmann hoben damit nur das ihnen Erstaunliche hervor, daß drei Künstler das eine Werk von so harmonischer Wirkung zusammen gemacht hätten. Es scheint, als ob über diese Grundlagen der Interpretation des wichtigsten Zeugnisses über den Laokoon jetzt endlich eine annähernde Uebereinstimmung der bis dahin weit auseinander gehenden Ansichten erreicht sei.

Auf der vaticanischen Gruppe stehen bekanntlich die Namen der drei Künstler, welche Plinius als die Meister des Werkes nennt, Agсандros, Polydoros und Athanodoros aus Rhodos, nicht. Aber daraus den Schluß zu ziehen, daß die Gruppe nicht das Original, sondern eine spätere Wiederholung sei, bei der deshalb die Nennung der Künstler unterblieb, wäre vorschnell. Sie trägt nach einstimmigem Urtheil der Kenner und für jede unbefangene Betrachtung zu sehr den Charakter originaler Arbeit bis in die Details der Marmortechnik, als daß man sie für etwas anderes als für ein „Original“ halten könnte. Es liegt kein irgendwie ausreichender Grund dafür vor, die Erfindung der Gruppe für älter zu halten, die Ausführung des erhaltenen Exemplars aber, also einer Copie, in die Zeit des Titus zu setzen. Doch ist damit die Möglichkeit nicht völlig ausgeschlossen, daß es noch ein originaleres Original, ein älteres Exemplar des Werkes gegeben haben könnte, neben welchem das uns erhaltene sich etwa so ausgenommen haben mag wie der Steinhäuser'sche Apoll neben dem vom Belvedere. Selbst wenn die Künstlerinschrift auf dem Marmor stände, welche leicht auch auf Nachahmungen wiederholt sein könnte, würde nur die Vortrefflichkeit der Arbeit selbst, ihr inneres Leben, die Frage nach der Originalität entscheiden. Leicht kann die Inschrift einst auf der Basis gestanden haben, die wegen ihrer Schwere nicht mit nach Rom geschleppt wurde und daher verloren gegangen ist.

Nicht weniger als fünf Inschriften, mehr oder weniger vollständig erhalten und zum Theil schon seit Winkelmann bekannt, leider aber sämmtlich ohne die Bildwerke, auf welche sie sich einst bezogen, gefunden (wie leicht konnte mithin die Inschrift der vaticanischen Gruppe vereinzelt untergehen!), vier davon aus Rom, Ostia und Capri, nur eine aus Klein-Asien, nennen uns den Athanodoros von Rhodos, des Agсандros Sohn, und vielleicht auch seinen Bruder Polydoros; auf dreien der Inschriften sind nur die zu beiden Namen passenden Schlußsilben erhalten*). Sie sind in der bei Künstlerinschriften üblichen Kürze abgefaßt und geben kein Datum. Läßt sich aus den Schriftformen ihre Zeit bestimmen? Daß sie der Zeit nach Alexander angehören, ist von vornherein unzweifelhaft: sie zeigen sämmtlich, obgleich mit mancherlei Unterschieden im Einzelnen, die mit zierlichen Häkchen versehenen, breiten, durch allerlei Eigenthümlichkeiten deutlich bezeichneten Schrift-

*) Eine von ihnen ist gefälscht, die von Capri zweifelhaft; siehe W. Fröhner im Supplementband V. des Philologus, 1884, S. 65 f.

züge der späteren Zeit. Aber leider reicht unsere Kenntniß der griechischen Paläographie von Alexander abwärts noch keineswegs dazu aus, um auch nur mit einiger Sicherheit bestimmen zu können, ob die fraglichen Inschriften dem dritten, dem zweiten oder dem ersten vorchristlichen Jahrhundert angehören. Noch liegt uns keine Sammlung von Schriftproben datirter griechischer Inschriften aus jenen Jahrhunderten vor, wie wir sie für die römischen Inschriften der Kaiserzeit jetzt besitzen. Ohne eine solche Sammlung wird jeder, der mit paläographischen Untersuchungen vertraut ist, den Versuch, aus dem Vergleich der Künstlerinschriften mit einigen zufällig zur Hand liegenden Denkmälern aus Pergamon die Zeit derselben etwa auf das Jahr 100 v. Chr. zu bestimmen, als verfrüht bezeichnen müssen. Die Schriftformen zeigen an verschiedenen Orten und für verschiedene Aufgaben trotz gewisser gemeinsamer Eigenthümlichkeiten so mannigfache Abweichungen, daß, ähnlich wie bei der Beurtheilung von alten und neuen Handschriften, die größte Vorsicht nöthig ist. Auch daß die Mehrzahl jener Künstlerinschriften in Italien zum Vorschein gekommen ist, beweist noch keineswegs, daß die rhodischen Künstler in Italien besonders thätig gewesen seien. Drei von den Inschriften gehörten ihrer Größe nach zu kleinen Statuetten oder Gruppen; aber auch größere Werke genug sind ja von ihrem ursprünglichen Standort entfernt und nach Italien gebracht worden. Die Inschrift des Athanadoros in der Villa Albani in Rom kann nach dem Urtheil gerade der Kenner griechischer Künstlerinschriften sehr wohl dem dritten Jahrhundert v. Chr. angehören*). Von dieser Seite also hindert nichts, die Künstler des Laokoön für beträchtlich älter zu halten, als die des großen pergamenischen Altars, dessen Entstehungszeit feststeht: er ist bekanntlich etwa in den Jahren 196 bis 175 v. Chr., also im ersten Viertel des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts ausgeführt worden**).

Schon in einer kurzen Erwähnung gegen das Ende des ersten Buches von „Dichtung und Wahrheit“, nachher bestimmter in dem oben genannten Aufsatz in den Propyläen hat Goethe zuerst den Gedanken ausgesprochen „daß der ältere Sohn des Laokoön in der vaticanischen Gruppe (rechts vom Beschauer) am leichtesten verstrickt sei; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerzen, er erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung

*) Dies ist geschrieben, ehe Emanuel Doewy's Buch, Inschriften griechischer Bildhauer mit Facsimilés (Leipzig 1885) erschienen war. Die dort gegebenen Ausführungen bestätigen durchaus das oben ausgesprochene Urtheil. Das Decret der rhodischen Stadt Lindos für Athanadoros, des Agelondros Sohn, höchst wahrscheinlich eben den Künstler der Laokoöngruppe, ist nicht unter das Jahr 160 v. Chr. herabzurücken, die Entstehungszeit der Laokoöngruppe also nahe an den Beginn des zweiten oder an das Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. zu setzen.

**) Zu einem ganz ähnlichen Ergebnis in Betreff der Zeit der rhodischen Künstler ist schon der verstorbene Theodor Bergl in einer Abhandlung vor dem Marburger Sommerlectionskatalog von 1846 gelangt.

seines Vaters; er schreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht, — — — ihm bleibt noch eine Hoffnung zur Flucht übrig.“ Dieser Gedanke ist von Goethe hauptsächlich dazu verwendet worden, um zu zeigen, mit welcher Weisheit die Künstler „die drei Empfindungen, welche der Mensch bei eigenen oder fremden Leiden hat: Furcht, Schrecken und Mitleiden, in der Gruppe und zwar in den gehörigsten Abstufungen dargestellt und erregt“ hätten. Der Gedanke ist dann erst neuerdings von dem verstorbenen Karl Bernhard Stark in Heidelberg wieder hervorgesucht und durch den Hinweis auf die älteste Tradition des Epos, die, wie wir sahen, nur den einen Sohn umkommen läßt, wirksam unterstützt worden*). Jeder, der sich in die Anschauung der Gruppe vertieft, wird die Berechtigung von Goethes Gedanken anerkennen müssen; die dagegen erhobenen Einwände, wie z. B., daß weder Winkelmann noch Lessing auf diesen Gedanken gekommen seien, und andere waren nicht schwer zu widerlegen. Weder von Sophokles noch auch von Virgil, bei denen beide Söhne sterben, kann, wenn Goethes Gedanke das Richtige trifft, die vaticanische Gruppe abhängig sein. Während die Poesie, zumal die Tragödie, den völligen Untergang des Laokoon und seines Geschlechts als grauenvolle Sühne seiner Schuld darstellt, bringt die bildende Kunst das versöhnende Moment des alten Epos in der, wenn auch nicht völlig sicher erkennbaren, so doch verständlich angedeuteten Rettung des einen Sohnes zum Ausdruck**). Unter der Führung Goethes ist hierdurch ein erheblicher Schritt zum tieferen Verständnis gethan; er ist auch für die Frage nach der Ergänzung der fehlenden Theile von entscheidender Bedeutung.

Daß Laokoon nicht, wie man lange Zeit geglaubt hat, statt der auf moderner Ergänzung beruhenden Haltung des rechten Armes, vielmehr mit diesem sich an den Hinterkopf gefaßt habe, hat die erneute Untersuchung des Originals (durch Konrad Lange) wie der Abgüsse zur Evidenz gebracht. Es ist am Marmor keine Spur davon zu sehen, daß die rechte Hand in das Haar gefaßt habe; sie muß entweder, wie in der Ergänzung, aber vielleicht weniger hoch, den Schlangenneib gefaßt, oder aber irgend eine andere charakteristische Bewegung ausgeführt haben. Welche, ist noch nicht gelungen festzustellen; der Versuch, den Gypsabzug zu ergänzen, sollte von unseren Bildhauern so lange gemacht werden, bis sich die wahrscheinlichste, allen Forderungen genügende Lösung gefunden hat. Einstweilen sei, ohne daß damit die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit einer solchen Ergänzung irgendwie empfohlen werden soll, auf das Motiv des Wapenbildes und des etruskischen Reliefs verwiesen; Laokoon hält in der Rechten das Schwert, mit dem er, vergeblich, den Söhnen zu Hülfe geeilt war.

*) Heinrich Brunn, Laokoon, zum Andenken an Karl Bernhard Stark, in der Archäologischen Zeitung 1879, S. 167 ff.

***) H. Brunn, die Söhne der Laokoongruppe, in der „Deutschen Rundschau“ Bd. XXIX, 1882, S. 204 ff.

Noch ein weiteres Moment, welches für die Wichtigkeit von Goethes Anschauung spricht, läßt sich geltend machen. Es existiren zwei kleine Mar-moreliefes, welche den Laokoon darstellen, in offener Anlehnung an die vaticanische Gruppe. Das eine befindet sich in Madrid, das andere hat noch keinen Platz in einer öffentlichen Sammlung gefunden, weil es von den Meisten für modern gehalten wird. Ich muß fortfahren beide, wie ich früher ausführlich begründet habe, trotz der auf ihnen vorkommenden größeren Zahl von Schlangen, für antik zu halten; aber es sind Werke aus der Zeit des Verfalls, etwa dem Ende des zweiten oder dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehörig*). Sie gehen auf ein gemeinsames Original zurück, in welchem ein etwas späterer Moment der Handlung dargestellt war, als in der vaticanischen Gruppe: der jüngere Sohn (links) ist schon todt, er liegt, den Kopf nach unten, am Boden; der ältere (rechts) hat sich der Schlange erwehrt und flieht nach rechts. So wird vielleicht auch in der vaticanischen Gruppe der überlebende Sohn mit der Rechten die Schlange in einer Weise gehalten haben, welche zum Ausdruck brachte, daß er ihrer Herr geworden. Der jüngere wird, ohnmächtig zusammendrückend, die Hand nach dem Kopfe hin haben sinken lassen.

In der näheren Umgrenzung der Epoche, in welcher die vaticanische Gruppe entstanden, in welcher die Künstler, die sie verfertigt, gelebt haben, in der Deutung eines wesentlichen Bestandtheiles der Composition und in der Erkenntniß der gebotenen Ergänzungen haben wir mithin einen deutlich erkennbaren Gewinn der Forschung zu verzeichnen.

IV.

Die Athenagruppe des pergamenischen Frieses.

Zu einem ganz zweifellosen Ergebniß über die Zeit der Entstehung der Gruppe führt freilich weder das Zeugniß des Plinius noch die Vergleichung der Künstlerinschriften. Wie aber, wenn in den Reliefs des pergamenischen Altars, deren Besiß unsere königlichen Sammlungen mit einem Schlage allen übrigen großen Museen ebenbürtig gemacht hat, uns ein sicherer Ausgangspunkt geboten wäre, von welchem aus die Erfindung der Laokoon-gruppe bestimmt werden könnte?

Eine der am besten erhaltenen Gruppen des Frieses (sie ist in der Rotunde unseres Museums aufgestellt und durch Photographieen und Nachbildungen auch in weiteren Kreisen bekannt) zeigt „die mächtige Gestalt der Athena nach rechts hin stürmend, nicht wie sonst in geordneter Schlacht mit der Lanze kämpfend, sondern in wildem Handgemenge einen jugendkräftig schönen, doppelt geflügelten Giganten

*) Die näheren Nachweisungen giebt Hugo Blümner, Ueber antike Repliken der Laokoongruppe und anderweitige Darstellungen der Laokoonsage, in der zweiten Auflage seiner großen Ausgabe von Lessings Laokoon (Berlin 1880), S. 704 ff.

an den Haaren schleifend. Die Göttin wird mächtig unterstützt von der ihr heiligen Schlange; diese hat den Giganten an Armen und Beinen umwunden und versetzt ihm eben in die rechte Brust den tödlichen Biß. Augenfällig ist die Verwandtschaft des so entstehenden Motivs mit dem des Laokoon, dessen Gypsabguß deshalb zur Vergleichung daneben aufgestellt ist“. Diese Worte der officiellen Beschreibung haben Tausende mit dem künstlerischen Problem bekannt gemacht, um das es sich hier handelt, um die Frage nämlich, ob die rhodischen Künstler dem pergamenischen Fries das Motiv zu dem sterbenden Laokoon entnahmen, oder umgekehrt die pergamenischen Künstler den Laokoon kannten und benutzten, oder endlich, ob beide Gruppen völlig unabhängig von einander ausgeführt worden sind. Es ist merkwürdig, wie weit die Meinungen der geübtesten Kenner hierüber auseinander gehen; ein Beweis dafür, daß die sichere Lösung des Problems nicht leicht ist. Um die Priorität eines künstlerischen Motivs festzustellen, genügt es in den seltensten Fällen, zwei zufällig sich zur Vergleichung bietende Anwendungen desselben mit einander zu vergleichen. Dergleichen Erfindungen pflegen einen langen Weg zurückzulegen von ihrer ersten Conception an bis zu der mannigfaltigen Verwendung, die sie später finden.

Die Nebeneinanderstellung der Friesplatte und eines Gypsabgusses der Laokoongruppe (ohne die falschen Ergänzungen) in der Notunde unseres Museums hat zu wiederholten Erörterungen der Frage Veranlassung in und außerhalb Deutschlands gegeben. Nach den ausführlichen Darlegungen eines Genfer Gelehrten*) haben gleichzeitig Reinhard Kekulé in Bonn (in der oben S. 374 angeführten Abhandlung) und Adolf Trendelenburg in Berlin entgegengesetzte Ansichten darüber begründet**); jener behauptet, unter der Beistimmung Alexander Conzès, die maßgebende Priorität des Frieses, dieser die völlig unabhängige Erfindung des Laokoon mehrere Jahrzehnte vor dem Fries. In den genannten drei Abhandlungen sind die beiden Kunstwerke zu bequemer Vergleichung neben einander abgebildet. Besonders Kekulé gegenüber hat endlich Heinrich Brunn in München, dem die Geschichte der griechischen Kunst die Entdeckung oder richtiger den ersten Hinweis auf die pergamenische Bildhauerschule verdankt, in dieser Frage ein gewiß für viele erlösendes Wort gesprochen, indem er in umsichtiger und tief eindringender Darstellung die Besonderheit der in dem Gigantenfries hervortretenden Kunstrichtung analysirte***). Brunn geht aus von der in

*) Adrien Wagnon, la frise de Pergame et le groupe du Laocoon, Genf 1881 und le Laocoon et le groupe d'Athènes à la frise de Pergame, sechs Artikel in der Revue archéologique Bd. XLIV. 1882 S. 33 ff., 65 ff., 129 ff., 193 ff., 258 ff., 321 ff. mit Tafel XV—XVII.

***) Adolf Trendelenburg, Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergamenischen Altars, ein Vortrag; mit zwei Lichtdrucktafeln, Berlin 1884. Dazu desselben Bemerkungen in der Archäologischen Zeitung 1884, S. 72.

****) Ueber die kunstgeschichtliche Stellung der pergamenischen Gigantomachie, in dem Jahrbuch der Kgl. Preussischen Kunstsammlungen Bd. V, 1884, S. 231 ff.

dem Fries mit einer gewissen Kleinlichkeit durchgeführten, wenngleich an sich bewunderungswürdigen Darstellung der Schuhe, Haare, Thierfelle, Federn, Flügel, Schuppen, der Stoffe mit ihren Liegefalten, welche von der idealen Auffassung der älteren Kunststrichtungen so gänzlich verschieden ist; „wir wollen aber bei der Betrachtung der Göttergestalten nicht an den Bruchmitt und an die Appretur der Gewänder erinnert werden“. Dieselbe Eigenart zeigt sich in der Darstellung der menschlichen Körper, in der Behandlung der Augäpfel, in der Beflügelung und in der Bildung der Schlangenbeine der Giganten, endlich in den auf der Seite der Götter mitkämpfenden Thieren. Deutlich ist das sorgfältige Studium nach der Natur, die Arbeit nach dem Modell. Ueberall erscheint das Hauptgewicht gelegt auf die virtuose Darstellung des Materiellen, während der geistige Ausdruck der dem Beschauer durch die Maaße des Frieses ferner gerückten Köpfe, mit wenigen Ausnahmen, nur schwach betont ist; so daß, nach dem Ausspruch des englischen Archäologen Charles T. Newton, die pergamenischen Sculpturen nichts zu denken übrig lassen. Treffend vergleicht Brunn diese Behandlungsart, das dauernde Fortissimo des Frieses, wie man wohl gesagt hat, die stürmische Bewegung in allen Gruppen mit der gleichzeitigen asianischen Beredtbarkeit, ihrer declamatorischen Fülle und Uebertreibung. Die Sculptur überschreitet fast die ihr von der Natur des Materials, in dem sie arbeitet, gesteckten Grenzen und geht einen Wettstreit ein mit der Malerei. Die technische Vollendung bei geringem geistigen Gehalt kann jedoch keineswegs als allgemeine Eigenthümlichkeit der gesammten Kunstthätigkeit in der Zeit nach Alexander gelten. Noch die dem Altarfries um etwa ein Menschenalter vorangehende pergamenische Kunst der attalischen Zeit (aus den kleinen Wiederholungen der Figuren des attalischen Weihgeschenkes sowie aus den berühmten Gruppen der sterbenden Gallier im capitolinischen Museum und in der Villa Ludovisi in Rom bekannt) faßte ihre Aufgabe ungleich tiefer und lebendiger. Gerade in der Gruppe der Athena mit dem niedergefunkenen Giganten tritt für die unbefangene Betrachtung das rhetorische Pathos deutlich hervor. Das nach rechts Schreiten der Göttin und das nach links Niedersinken des Giganten schafft eine mehr künstliche als wahre Antithese. Der schmerzvolle Ausdruck im Antlitz des Giganten, welcher an den Kopf des sterbenden Alexander, wie man ihn zu nennen pflegt, erinnert, die theatralisch ausgestreckte Rechte, selbst das Anfassen des rechten Arms der Göttin durch die nicht fest und krampfhaft, wie man erwartet, zugreifende Linke des Giganten trägt den Charakter jener declamatorischen Vortragsweise, welcher durch den Ausdruck des Kopfes der Göttin, wenn er erhalten wäre, noch verstärkt werden mußte. Auch die Bewegung ihres rechten Arms, der dem Giganten in die Haare faßt, nicht aber ihn eigentlich niederreißt, oder fortschleift, ist von derselben Art. Uebrigens findet sich das Motiv des auf die Erde Niedersinkenden, von den Windungen der Schlange aber nicht wesentlich gehinderten Giganten schon in verschiedenen Gestalten älterer

Vasenbilder, und würde daher, selbst wenn es eine viel größere Uebereinstimmung mit dem des Laokoon zeigte, als sie der auf dem Altar in sitzender Stellung mit den Schlangen ringende Laokoon in der That zeigt, nichts für die Entlehnung des letztgenannten beweisen. Es ist mit Recht daran erinnert worden, daß zum Beispiel auch der durchbohrte Perser in dem bekannten pompejanischen Mosaikbild der Alexanderschlacht in ganz ähnlicher Stellung niedersinkt. Dergleichen mehr oder weniger frei entlehnte Motive werden mit der Zeit wahrscheinlich noch mehrere in dem Gigantenfries, sich nachweisen lassen. So erinnert zum Beispiel der Gott, der den löwenköpfigen Giganten gefaßt hält und zu wuchtigem Schläge auf ihn auszuholen scheint, wie neuerdings bemerkt worden ist, an bekannte Münztypen, welche den löwenwürgenden Herakles darstellen*). Auch die locale Verschiedenheit von Rhodos und Pergamon kommt dabei in Betracht; worin die Besonderheit rhodischer Kunst gegenüber der anderer asiatischer Städte bestand, bleibt zukünftiger Ermittelung vorbehalten. Wenngleich mithin eine allgemeine Ähnlichkeit des Giganten mit dem Laokoon nicht gezeugnet werden kann, so sind doch, wie besonders Trendelenburgs Ausführungen neuerdings wieder hervorgehoben haben, die Verschiedenheiten beider von einander weit größer, als ihre Uebereinstimmung. Man kann, wie Goethe es in Bezug auf die Poesie that, die Frage aufwerfen, ob die Darstellung des ohnmächtig mit dem Tode ringenden menschlichen Körpers an sich eine völlig lösbare Aufgabe der Sculptur ist. Aber daß die Bewegung des Laokoon vom Kopf bis in die Fußspitzen dieses sich Emporbäumen des Schmerzes mit bewußter Kunst zum unmittelbarsten Ausdruck bringt, darüber besteht seit Lessing, Winkelmann, Goethe, Welcker, Brunn und bei all den Archäologen, Philosophen, Künstlern, Anatomen und Physiologen, die sich an der Erklärung des Werkes versucht haben, kaum ein Zweifel. Man kann zugeben, daß die Bewegung des Laokoon nicht an sich nothwendig ist; ist sie aus Nachahmung entstanden, so folgt sie einem öfter vorkommenden älteren Motiv. Liegt also auch beiden, dem Laokoon wie dem Giganten, ein gemeinsames älteres Motiv zu Grunde, so muß der Laokoon doch als völlig selbständige Anwendung und Umbildung desselben angesehen werden. Ich rechne dahin vor Allem auch die bewußte Anwendung des Nackten. Wenngleich die älteren Darstellungen schon das eilige Zuhülfekommen des Vaters durch die herabfallende Chlamys, das gezogene Schwert und die Scheide andeuteten, so erscheint doch die aller äußerer Zuthaten völlig entbehrende Nacktheit des Laokoon, ähnlich wie die der Werke verwandter Richtungen und Zeiten, des belvederischen Apoll und der Gruppe des farnesischen Stiers, in ganz anderem Sinn als nothwendiges Mittel, um die künstlerischen Gedanken voll zum Ausdruck zu bringen. Die Verwendung der Antike und des Nackten in der klassischen Epoche der christlichen Kunst,

*) Christian Welcker in der Archäologischen Zeitung 1883, S. 86 f.

bei Rafael und Michelangelo und ihren Nachfolgern, bietet hierzu manche passenden Analogieen. Auch der Vorwurf, der den Schlangen des Laokoon im Vergleich zu denen des Gigantenfrieses gemacht worden ist, daß sie unnatürlich (wurfstartig) dargestellt seien, ist für unbegründet zu halten, so lange nicht widerlegt ist, daß ihre gedrunghenen Windungen auch ohne die vielleicht störende, sicher entbehrliche Zuthat von Schuppen und Falten mit vollster Klarheit hervortreten.

Die technische Behandlung des Marmors, selbst wenn sie theilweis in neuerer Zeit durch Polirung Nachhülfe gefunden hat, zeigt abgesehen hiervon erhebliche Abweichungen von der des Gigantenfrieses; und obgleich hieraus für das Früher oder Später des einen oder des anderen Werkes keine Schlüsse gezogen werden können, so unterscheidet sich doch auch die Technik des Laokoon merklich von der sicher in das erste oder zweite Jahrhundert nach Christus zu setzender römischer Arbeiten, wie zum Beispiel des Augustus von Prima Porta im Vatican, der gefangenen Germania (der sogenannten Thusnelda) in der Loggia de' Lanzi in Florenz, der sitzenden Agrippinenstatuen und vieler anderen Werke der Art. Der Laokoon ist ferner, wie der pergamenische Fries, in seinem Pathos von allen jenen späteren Werken durchaus verschieden; der verschiedene Grad aber des Pathetischen in beiden Werken ist treffend mit dem Verhältniß des Michelangelo zu seinen Nachfolgern verglichen worden. Auch das Pathetische im Laokoon ist bewegt und künstlich, wenn auch nicht, wie gesagt worden ist, gequält, im Vergleich zu den naiv rührenden oder tragisch ergreifenden Werken der älteren Zeit; aber eine gewisse Verwandtschaft mit der Niobegruppe wird man ihm nicht absprechen können. Er steht dem einfachen Pathos dieser Gruppe näher als den gehäuften und ruhelosen Affecten des pergamenischen Frieses. Man hat die Composition des Laokoon eine nicht eigentlich plastische, sondern akademische, gezeichnete genannt. Sie war, wie oft bemerkt worden ist, offenbar für die Aufstellung in einer Nische berechnet und sollte hauptsächlich nur von vorn betrachtet werden. Im ersten Jahrhundert vor Christus hat in der Sculptur die Schule des Pasiteles durch akademische Klassicität die Rückkehr zu dem einfachen Geschmack der Blüthezeit eingeleitet; ganz analoge Bewegungen, durch den pergamenischen Stoiker und Rhetor Apollodoros veranlaßt, haben auf dem Gebiet der Rhetorik stattgefunden. Zu dieser Richtung läßt sich mit Wahrscheinlichkeit ein erster Ansatz schon im Laokoon und den ihm nächstverwandten Werken der Sculptur erkennen. Passend ist beim Laokoon an die schönen, uns zufällig erhaltenen Verse des Choerilos von Samos, eines der jüngsten unter den epischen Dichtern (zur Zeit des peloponnesischen Krieges), erinnert worden. Der Dichter preist den sangeskundigen Mann selig, der sich dem Dienst der Musen widmete, da die Wiege noch ungemäht war; jetzt sei alles vertheilt, die Kunst des Liedes habe ihr Ziel erreicht; der jetzt lebende Dichter bleibe als der letzte im Wettlauf zurück und nirgends gelinge es, wohin

man auch blicke, mit einem frischen Gespann den Sieg zu erringen. Was hier von der Dichtung des vierten vorchristlichen Jahrhunderts gesagt wird, paßt gewiß auf die bildende Kunst, besonders die Sculptur, des dritten: es bedurfte auch da des Nachdenkens und der ernstlichen Anstrengung, um noch einen Siegespreis zu erringen. So erklärt sich das Bewußte und Absichtliche im Laokoon, das im Vergleich zu den Werken der alten und hohen Kunst, zu den olympischen und attischen Tempelsculpturen, unzweifelhaft in einer gewissen akademischen Kühle empfunden wird; er verhält sich zu jenen etwa wie Euripides zu Aeschylus oder wie Demosthenes zu Thucydides. Wenn Jacob Burckhardt die „Abgründe künstlerischer Weisheit“ im Laokoon bewundert und Carl Justi ihn „wie inspirirt von dem Geiste der Plastik und aus lauter Maximen dieser Kunst zusammengesetzt“ nennt, so bezeichnen beide damit den reflectirenden Verstand, welcher die künstlerische Inspiration geleitet hat. Die feineren Abstufungen des Pathetischen innerhalb der späteren Kunst sind schwerer zu erkennen; die ganze Entwicklung der Kunstthätigkeit in der alexandrinischen Zeit bewegt sich nicht in großen und einfachen Gegensätzen. Aber wer der Dichtung jener über mehrere Jahrhunderte sich erstreckenden Zeit in ihren auch nur spärlichen Resten eingehende Aufmerksamkeit schenkt, findet auch in ihr das Herabsteigen von dem Einfachen, an die älteren Muster mit Glück sich Anlehrenden, zu dem Gesuchten, Gebauchten und Uebertriebenen. Sollte es in den bildenden Künsten anders hergegangen sein? Alles zusammen genommen erscheint der Schluß wohlbegründet, daß der Laokoon vor dem pergamenischen Fries, also im dritten vorchristlichen Jahrhundert entstanden sei*): „dieses historische Verhältniß hätte nie in Frage gestellt werden sollen.“

Ich zweifle nicht, daß dieses Ergebnis zwar nicht sogleich — denn schon ist von verschiedenen Seiten dagegen Widerspruch erhoben worden — aber doch nach und nach vermöge seiner inneren Kraft zu immer allgemeinerer Geltung gelangen wird. Wir stehen eben erst am Anfang einer alle in Betracht kommenden Momente beherrschenden Werthschätzung der pergamenischen Sculpturen. Bevor nicht die Aufstellung aller erhaltenen Theile in einer der ursprünglichen möglichst nahe kommenden architektonischen Umrahmung erfolgt ist, wie sie für die Neubauten der Museumsinsel dem Vernehmen nach geplant wird, bleiben alle Beurtheilungen unvollständig. Insbesondere wird auch dann erst die fein begründete Meinung Brunn's, daß der Fries den Gedanken des Tragens tektonisch-decorativ durch seine durchaus nicht malerisch-flache Behandlung, durch das starke Hervortreten des Reliefs und die ununterbrochene Bewegung aller seiner Theile zum Ausdruck

*) Diese Ansicht ist unter Anderen auch von Carl Brien in einem Programm des Lübecker Catharineums „Ueber die Laokoongruppe, ein Werk der rhodischen Schule“ Lübeck 1856, übersichtlich entwickelt worden.

bringe, genauer geprüft werden können. Bereitwillig wird von allen Seiten zugestanden, daß unsere Erkenntniß von den letzten Entwicklungsphasen der griechischen Kunst, von der bis dahin unterschätzten Leistungsfähigkeit der Diadochenzeit durch dieses umfangreiche, im größten Stil concipirte und mit staunenswerther Sorgfalt durchgeführte Denkmal eine völlig ungeahnte Bereicherung erfahren hat. In dem mit sehr schönen phototypischen Abbildungen ausgestatteten Prachtwerk Oscar Rayets*) sind die beiden mit am besten erhaltenen Gruppen des pergamenischen Frieses, die Gruppen des Zeus und der Athena, neben den Meisterwerken der antiken Kunst aller übrigen Epochen in vortrefflichen, nach den Originalen gemachten Aufnahmen mitgetheilt und besprochen. Auch Rayet ist geneigt, den Laokoön mit Helios und Conze für jünger als den Fries zu halten; doch hält er sich von einer Unterschätzung des einen Werkes zu Gunsten des anderen fern. Ein anderer französischer Kritiker, Hr. Emile Michel, hat ebenfalls die besondere Stellung des pergamenischen Frieses innerhalb der antiken Kunst zum Gegenstande einiger Bemerkungen gemacht und die Bedeutung der ganzen Erwerbung mit großer Unbefangenheit anerkannt**). Die gelehrte Behandlung der griechischen Kunstgeschichte hat bereits versucht, die Folgen der großen Entdeckung für die allgemeine Auffassung der Kunstentwicklung zu verwerthen. Wenn sie dabei noch nicht alle Vorzüge dieses letzten bedeutenden Werkes der frei schaffenden Sculptur zu erkennen und richtig zu würdigen vermocht hat, sondern dasselbe auf Kosten des altbekannten Bestandes von Werken der kurz vorhergehenden Epochen etwas unterschätzt***), so findet das seine Begründung und Entschuldigung nicht bloß in der nur erst unvollkommenen Kenntniß des Werkes selbst. Die zahlreichen mächtigen und blühenden Städte des griechischen Asiens, deren Wiederauffindung und Aufgrabung soeben erst die Forschung von deutschen und österreichischen, englischen und amerikanischen Gelehrten und Kunstfreunden sich zuzuwenden begonnen hat, wird hoffentlich noch manche Werke zu Tage fördern, welche uns das hochentwickelte Kunstleben der hellenistischen Zeit in seiner Mannigfaltigkeit, in seinen technisch vollendeten Leistungen wie in seinen Auswüchsen und Uebertreibungen nach und nach wieder vor Augen stellen werden. Dann erst wird umfassende Vergleichung und besonnene Kritik dem pergamenischen Fries seinen festen Platz nach und neben dem Laokoön anweisen.

*) *Monuments de l'art antique*, 2 Bde., Paris 1884, Fol., Tafel LXI und LXXII.

**) In seinen Mittheilungen über die Berliner Museen in der *Revue des deux Mondes*, Bd. XLIX, 1882, S. 898 ff., besonders S. 908 ff.

**) Wie H. Conzes Bemerkungen über die dritte Auflage von E. Overbeck's Geschichte der griechischen Plastik (Bd. II Leipzig 1882) ausführen, in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1882, II, S. 897 ff.

V.

Die Gemälde.

„Es wäre unerhört, daß griechische Künstler für ein Werk von dem Range und der Art des Laokoon aus einem römischen Dichter geschöpft haben sollten; es ist etwas alltägliches, daß römische Dichter versteckt oder offen auf griechische Kunstwerke Bezug nehmen.“ Virgils Schilderung ist wie wir gesehen haben, vielleicht zum Theil von der des Euphorion abhängig, in ihrer Motivirung aber frei erfunden. Der Vermuthung, daß ein Werk der Sculptur, wie die vaticanische Gruppe, wenn sie zu seiner Zeit in Rom sich befand, seiner Phantasie eine Veranlassung mehr zur Einführung der Episode gegeben habe, steht nicht im Wege, daß der Dichter wie seine dichterischen Vorgänger mit dem Vater beide Söhne sterben läßt, während die griechischen Bildhauer dem Beschauer die tröstende Möglichkeit offen lassen, daß der eine von ihnen entkommt. Auch daß der rhetorisch erweiternde Nachahmer des Virgil, Petronius, seine Schilderung an ein in seinem Roman, vorausgesetztes Gemälde anknüpft, ist für die Anlehnung der virgilischen Episode an die Gruppe der rhodischen Künstler angeführt worden. Wie Asinius Pollio die rhodische Gruppe des farnesischen Stieres, deren Künstler nach den inschriftlichen Resten vielleicht am pergamenischen Altar mitgearbeitet haben, nach Rom gebracht hatte, so könnte auch der Laokoon damals gerade aus Rhodos nach Rom gekommen sein, als ein seit langer Zeit dort berühmtes Werk. Doch dies sind Vermuthungen, die mit den vorhandenen Mitteln nie über eine gewisse Wahrscheinlichkeit hinaus erhoben werden können. Mit weit größerer Sicherheit läßt sich nachweisen, daß eine andere letzte Art der Darstellung des Laokoon, nicht aber die vaticanische Gruppe, von der Schilderung des Virgil abhängig ist.

Malerische Illustrationen des troischen wie anderer griechischer Sagenkreise, die es von jeher in großer Mannigfaltigkeit gegeben hat, fanden früh auch ihren Weg aus Griechenland und Asien nach Rom und Italien, in die Tempel, Paläste und Villen, besonders seit der augustischen Zeit. Aber auch das Gedicht des Virgil, das in jeder Weise als nationales Gegenstück dem homerischen Epos an die Seite gestellt wurde, hat bald, wie es scheint, dergleichen Illustrationen erfahren. In einem der im Jahre 1875 in Pompeji aufgedeckten Wohnhäuser ist eine Anzahl solcher Bilder zur Aeneis gefunden worden, darunter eines, das in sehr mittelmäßiger Ausführung den Tod des Laokoon und seiner Söhne darstellt*). Man sieht den Altar, auf welchem Laokoon das Opfer darbringen wollte; einige dahinter stehende Personen wenden sich entsetzt zur Flucht; der Stier, der geopfert werden sollte, hat sich losgerissen und entflieht; die Opfergefäße

*) Es ist seitdem öfters abgebildet worden, z. B. in Blümners Ausgabe des Lessing'schen Laokoon; am besten in der Pariser Gazette archéologique von 1878. Tafel 2.

liegen zerstreut am Boden. Laokoon ist nicht nackt, sondern mit gegürtetem Chiton, flatternder Chlamys und hohen Sandalenschuhen bekleidet; auf dem Haupte hat er den Lorbeerkranz. Er scheint die Stufen eines Tempels hinauf zu eilen, auf deren höchster er das rechte Kniee aufgestützt haben muß (das Bild ist an dieser Stelle unvollständig erhalten), und erneuert sich mit Mühe der einen Schlange, die ihn umwunden hat. Von den Söhnen kniet der ältere, ebenfalls mit dem Chiton bekleidet, rechts am Boden, von der Schlange umschlungen, die ihn bald ganz niedergeworfen haben wird; der links liegt mitten vor dem Vater ausgestreckt todt auf dem Boden. Die Darstellung schließt sich also eng an die Schilderung des Dichters an: insbesondere der Stier, den der Maler hinzugefügt hat, wiederholt geradezu den berühmten Vergleich des Dichters, welcher den Laokoon schreien läßt, wie der Stier brüllt, der das Weil, das ihn schon im Nacken getroffen hat, abschüttelt und entflieht. Dennoch sind in der Stellung des Laokoon selbst, obgleich sie sich einigermaßen der auf dem griechischen Vasenbilde und auf dem etruskischen Relief nähert und die Verbindung mit dem Altar ganz aufgibt, eben so in der des älteren Knaben, die Einwirkungen der vaticanischen Gruppe unverkennbar und allseitig anerkannt.

Nun gehört das Bild mit seiner gemalten architektonischen Umgebung einer bestimmten Stilart der pompejanischen Wanddecorationen an, deren Anwendung durch die Vergleichung mit sämmtlichen ähnlichen Malereien mit völliger Sicherheit als der augustischen Zeit, bis etwa auf die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung herab, angehörig ermittelt worden ist. Ist dem so, so kann die Gruppe nicht erst nach Virgil zur Zeit des Titus erfunden worden sein. Das pompejanische Bild lehrt, daß mindestens das Motiv ein älteres ist, wenn es auch an sich für die Zeit der Ausführung des erhaltenen Exemplars nicht entscheidet.

Unter den Illustrationen, mit denen schön ausgestattete Texte des Virgil schon im Alterthum verziert zu werden pflegten, fehlte auch eine Darstellung des Laokoon nicht. In der ältesten unter den alten Virgilhandschriften, welche wir besitzen, der berühmten vaticanischen, welche in das dritte oder vierte Jahrhundert v. Chr., vielleicht noch vor die Zeit des Constantin, gehört, findet sich auch ein Bild des Laokoon*). Laokoon steht, die beiden Arme hoch erhoben, von den Schlangen umwunden, mit dem rechten Kniee auf den Altar gestützt, in ganz ähnlicher Haltung wie auf dem pompejanischen Bilde; hinter ihm flattert die Chlamys muschelförmig in die Höhe; sonst ist er völlig nackt. Die beiden Söhne, in auffälligem Mißverhältniß zum Vater viel zu klein gerathen, schweben, mitten von den Schlangen umwunden, zu beiden Seiten in der Luft. Auch diese Darstellung, trotz ihres späten Ursprungs und der willkürlichen Aenderungen.

*) Es ist nach den älteren Abbildungen in Müllners Laokoonausgabe wiederholt; eine genau facsimilerte Reproduktion, in den Farben des Originals fehlt noch.

zeigt, wemgleich die ursprüngliche Vorlage eine andere gewesen sein mag, den Einfluß der vaticanischen Gruppe. Daß ein wahrscheinlich schon seit der Zeit des Augustus hochgepriesenes Werk nach und nach alle anderen Darstellungen desselben Gegenstandes, so weit deren etwa noch vorhanden waren, verdrängt hat, ist nicht zu verwundern.

Es ist in den vorstehenden Ausführungen versucht worden, die mit Aufwand von vieler Gelehrsamkeit und mit großem Scharfsinn von den verschiedensten Seiten über das eine Kunstwerk und seine tiefere Bedeutung geführten Untersuchungen, theilweis mit den eigenen Worten ihrer Urheber, aber in selbständiger und oft von der ursprünglich beabsichtigten Verwendung verschiedener Weise zusammen zu fassen. Wenn das bis jetzt erreichte Ergebnis derselben kurz bezeichnet werden soll, so wird man etwa Folgendes sagen können.

Der Ursprung des Werkes, die Hauptmotive der Bewegungen und die einfachsten Grundzüge der Composition sind, wie einige erhaltene Beispiele zeigen, ein alter Besiß griechischer Kunstübung, eben so wie die Sage von Laokoön's Tod von der Poesie seit alter Zeit dargestellt worden ist. Die weise Verwendung und tief durchdachte Durchbildung überkommener Motive zu einem selbständigen plastischen Kunstwerk wird den drei rhodischen Künstlern (oder wohl der Hauptsache nach einem von ihnen, dem Vater) verdankt; ihre Zeit ist mit überwiegender Wahrscheinlichkeit in das dritte vorchristliche Jahrhundert zu setzen.

Unabhängig vom Laokoon, aber mit Benutzung ähnlicher Motive in der Bewegung und in den Schlangen, haben die pergamenischen Künstler im zweiten Jahrhundert den der Athena unterliegenden Giganten geschaffen.

Virgil endlich hat in freier Anlehnung an griechische Muster, aber auch unter dem Einfluß des damals bereits berühmten Kunstwerks, die Laokoön-episode mit völlig eigener Motivirung seinem epischen Gedichte einverleibt.

So viel glauben wir jetzt über den Laokoon zu wissen; eine sehr erhebliche Vermehrung dieses Wissens ist nicht gerade zu erwarten. Was neue Funde bringen können, entzieht sich freilich jeder Vermuthung.





Das Cocain.

Von

Erich Harnack.

— Halle. —

Wenn der geneigte Leser heutzutage die Augenklinik einer größeren Stadt besucht, so wird er, zumal wenn jene Stadt rege Metallindustrie besitzt, leicht Gelegenheit haben, unter den zahlreichen Augenleidenden, welche im Wartezimmer der Klinik der heilbringenden Hand des Specialarztes entgegenharren, etwa auch einem Arbeiter in der Blause zu begegnen, welcher das eine seiner Augen mit Hülfe eines vorgehaltenen Tuches bedeckt. Nachdem der im Untersuchungszimmer fungirende Arzt das Tuch entfernt, zeigt sich das Auge stark gereizt: die Lider sind krampfhaft zusammengezogen und können nur mit einiger Mühe geöffnet werden. Das Auge thränt, ist stark geröthet, und leicht erkennt der kundige Blick des Arztes, vielleicht unter Zuhülfenahme einer vergrößernden Glaslinse, die Ursache aller dieser Erscheinungen. Es ist ein kleiner scharfer Metallsplitter, der sich im Gewebe der Hornhaut festgesetzt hat und selbstverständlich entfernt werden muß. Als „Hornhaut“ bezeichnet man bekanntlich jene krystallklare gewölbte Membran, welche nach Art eines Uhrglases vorn in den Augapfel eingesetzt ist und dem Lichte den Durchtritt in die vordere Augenkammer und weiter durch die Pupille, die kreisrunde, inmitten der Regenbogenhaut (Iris) befindliche Oeffnung, in's Innere des Auges gestattet. Ehe der Arzt die Entfernung des „Fremdkörpers“ vornimmt, träufelt er aus einem Gläschen mehrere Tropfen einer wasserhellen Flüssigkeit in den Lidfad des Auges ein, und bald zeigt sich ein merkwürdiger Erfolg; während noch unmittelbar zuvor das Auge so reizbar war, daß die leiseste Berührung der Hornhaut dem Kranken lebhaftes Unbehagen verursachte und heftigen Lidkrampf hervor-

rief, sind die betreffenden Theile jetzt fast unerregbar geworden, ohne daß sonst irgend welche Störung im Körper des Kranken eingetreten wäre. Der Arzt vermag ruhig an der Hornhaut zu operiren und mit Hülfe seines feinen Instrumentes, welches einem winzigen Meißel gleicht, den Metallsplitter aus der Hornhaut, in der er fest eingeklebt steckte, herauszuhebeln: der Kranke empfindet kaum einen nennenswerthen Schmerz dabei!

Treten wir in den Operationsaal der Klinik ein, wo soeben der dirigirende Arzt sich anschickt, eine schwierige Operation am Augapfel vorzunehmen. Auch hier war dem Kranken zuvor die nämliche Flüssigkeit in's Auge geträufelt worden, und der Operateur vermag jetzt mit einem stechenden oder schneidenden Instrumente die Hornhaut zu durchtrennen, um zur Iris oder vielleicht gar zur Linse im Innern des Auges zu gelangen, ohne daß der Kranke, dessen Bewußtsein völlig ungestört ist, dabei mehr als einen leichten Schmerz empfinde. Wie viel mehr Umstände, Hülfeleistung und sorgfältige unausgesetzte Ueberwachung beansprucht dagegen eine Chloroformnarkose!

Daß in das Auge geträufelte Mittel hat den Kranken (und in der That trifft das für die weitaus meisten Fälle zu) keinen Schaden gebracht und keine schlimmen oder überhaupt sichtbaren Folgen am Auge hinterlassen. Bei genauer Prüfung hätten wir indeß wohl bemerken können, daß die Pupille des betreffenden Auges, also die kreisrunde Oeffnung inmitten der Iris, größer oder nach dem wissenschaftlichen Ausdruck weiter geworden, als die des anderen Auges. Nach einigen Stunden ist jedoch der Unterschied wieder verschwunden.

Das Mittel, welches in einer so überraschenden Weise wirkt, daß es eine der reizbarsten Stellen des Körpers in kürzester Zeit fast unempfindlich macht, ist das sogenannte Cocain, welches bereits seit einem Viertel-Jahrhundert uns bekannt, anfangs aber von Seiten der Aerzte fast unbeachtet gelassen, plötzlich seit Ende des vorigen Jahres Weltberühmtheit gewonnen hat. Seit geraumer Zeit schon werden von zahlreichen Forschern aller Culturländer die Heil- und Giftwirkungen der verschiedensten Pflanzenstoffe systematisch untersucht, und doch finden sich in dem reichen Schatze, welchen die Natur uns darbietet, immer wieder neue, welche im Stande sind etwas zu leisten, was die übrigen nicht können, welche ganz bestimmte Forderungen zu erfüllen vermögen, die sich aus der Mannigfaltigkeit praktischer Heilaufgaben ergeben.

Neu empfohlene Heilmittel werden allerdings anfänglich oft in übertriebenster, sanguinischer Weise angepriesen, bis sie dann nicht selten am Krankenbett ihre gefährlichen Seiten hervorkehren, welche die praktische Verwendbarkeit in hohem Grade beschränken oder gar aufheben und die begeisterten Lobredner rasch verstummen lassen. Der Sachmann tritt daher solchen Anpreisungen im Allgemeinen mit Mißtrauen entgegen und zögert, sein Urtheil abzugeben, bis sich allmählich eine gesicherte Grund-

lage für die Beurtheilung des neuen Mittels und seines praktischen Werthes gewinnen läßt. Dieser neuesten Bereicherung unseres Arzneischatzes darf man indeß schon jetzt nachrühmen, daß es sich dabei wirklich um eine Bereicherung handelt, um einen werthvollen Fund, welcher von Seiten der praktischen Medicin nach verschiedenen Richtungen hin mit Nutzen und Erfolg verwerthet werden kann. Die Geschichte des Mittels und die Genesis dieses Fundes bieten manches interessante Moment dar.

Wenn von „Pflanzenstoffen“, d. h. Bestandtheilen pflanzlicher Organismen, die Rede ist, so muß wohl unterschieden werden zwischen solchen Substanzen, welche im Pflanzenreiche die weiteste Verbreitung besitzen (wie Eiweißkörper, Gerbstoffe, Pflanzengrün etc.), und solchen, welche vereinzelt, d. h. nur in einer oder wenigen Pflanzenarten vorkommen. Gerade aus der Zahl der letzteren haben wir die werthvollsten Heilmittel gewonnen, vornehmlich unter den sogenannten Pflanzenbasen oder Alkaloiden. Man versteht darunter organische (kohlenstoffhaltige) Verbindungen, welche zugleich Stickstoff enthalten und einen basischen (alkalischen) Charakter besitzen, d. h. mit Säuren wohl charakterisirte Salze bilden, welche meist krytallisirt und in Wasser löslich sind. Sämmtliche Alkaloide finden sich in ihren bezüglichen Stammpflanzen bereits fertig vorgebildet, brauchen also nur durch irgend ein passendes Verfahren extrahirt und von anderweitigen Beimengungen befreit, d. h. gereinigt oder isolirt zu werden. Zu der Wirkung der Droque ist daher immer auch die Wirkung des bezüglichen Alkaloides enthalten. Zu den Alkaloiden gehört auch das Cocaïn ($C_{17}H_{21}NO_4$), von welchem wir zu Heilzwecken meist die salzsaure, in Wasser überaus leicht lösliche Verbindung verwenden.

Wir verdanken das Cocaïn, wie so manche andere überaus wichtige Heilmittel (Chinin etc.), der neuen Welt. An den Abhängen der Hochgebirge Perus wächst die Stammpflanze, vom Botaniker als *Erythroxyton Coca* bezeichnet. Die Droque wird von den Blättern der Pflanze gebildet, denen wir mit Hülfe eines ziemlich einfachen Verfahrens den wirksamen Bestandtheil, das Cocaïn, entziehen. Von den Eingeborenen des Landes werden die Cocablätter, sicherlich schon seit geraumer Zeit, vielfach als Genußmittel (Raumittel) verwendet, wodurch allmählich auch die Aufmerksamkeit der Europäer auf die Pflanze gelenkt wurde.

Die Indianer Südamerikas rühmen den Blättern allerlei nützliche und angenehme Wirkungen nach: insbesondere sollen sie die Ausführung von Muskelanstrengungen, namentlich beim Bergsteigen erleichtern, heiterer, arbeitslustiger machen und in auffallender Weise das Hungergefühl stillen oder doch weit leichter ertragen lassen. Ja, man hat sogar behauptet, das Rauhen der Blätter sei ein wirksames Schutzmittel gegen die Lungenschwindsucht.

In Europa vermochte man anfänglich von diesen Wirkungen der Droque nicht viel nachzuweisen; theils glaubte man an Uebertreibung, theils meinte man, daß auch hier, wie bei manchen ausländischen Genußmitteln

und nahm auch nicht zu, als gegen Ende der siebziger Jahre einige eingehendere Experimentaluntersuchungen über das Cocaïn erschienen, aus denen sich ebenfalls Hinweise auf eine local anästhesirende Wirkung der Substanz ergaben. Der Fall ist ja nicht so selten in der Wissenschaft, daß sich der Ruhm schließlich an den Namen des Autors knüpft, der eine wichtige Thatsache zwar nicht zuerst entdeckt, wohl aber zuerst ihre praktische Verwerthbarkeit und ihren Folgenreichtum richtig erkannt und öffentlich dargethan hat.

Eine vor 3—4 Jahren gemachte Beobachtung, nach welcher dem Cocaïn auch eine eigenartige und interessante Wirkung auf die Muskeln des Thierkörpers zukommt, vermochte ebensowenig das Interesse der Praktiker auf jene Substanz zu lenken. Erst als im vorigen Jahr Dr. Poller in Wien Versuche mit dem Cocaïn am Auge des Menschen und der Thiere angestellt und dabei eine locale Anästhesie der Hornhaut, wie der Bindehaut des Auges beobachtet hatte, war plötzlich das Alarmsignal gegeben. Nunmehr stürzten sich die praktischen Mediciner aller Branchen auf das neue Mittel und prüften, ob die nämliche Wirkung auch an anderen Körperstellen, auf verschiedenen Schleimhäuten u. s. w. hervortrete: im Allgemeinen mit positivem Erfolge, so daß nun von allen Seiten her über das Mittel berichtet wurde. Gegenwärtig wächst die Cocaïn-Literatur in rapidester Weise an.

Der wissenschaftlichen Forschung erwächst fortan die Aufgabe, die Veränderungen, welche das Cocaïn innerhalb des lebenden Organismus hervorbringt, weit eingehender als es bisher geschehen, zu prüfen, und die Ursachen der dabei zu beobachtenden Erscheinungen zu ermitteln. Die Thatsache jedoch kann schon jetzt als feststehend gelten, daß das Cocaïn am Orte seiner Anwendung die Endapparate der empfindenden Nerven lähmt oder deren Reizbarkeit doch mindestens bedeutend herabsetzt, dadurch Schmerzen, welche an jener Stelle verursacht werden, weit weniger empfinden läßt und unwillkürliche Bewegungen, welche sonst in Folge der Reizung der betreffenden Nervenendigungen eintreten würden, verhütet. Diese „local anästhesirende“ Wirkung des Cocaïns ist es, welche dem Mittel plötzlich so allgemeine Beachtung verschafft und welche man bereits nach verschiedenen Richtungen hin zu Heilzwecken zu verwerthen versucht hat. Nächst dem Auge sind insbesondere die Schleimhäute des Mundes und der Nase, des Rachens, Kehlkopfes und Magens zu nennen, ferner die Schleimhäute verschiedener Unterleibsorgane, auch das mittlere Ohr, namentlich das Trommelfell. Auch unter die Haut hat man das Cocaïn schon einzuspritzen versucht, theils um auf die Stelle selbst einzuwirken, theils um das Mittel so in's Blut einzuführen und seine sonstigen Wirkungen zu Heilzwecken zu verwerthen.

Seiner Hauptwirkung wegen hat man übrigens das Cocaïn bisher weit seltener verwendet, um vorhandene Schmerzen oder Nervenerrregungen (wie Jucken u. dgl.) zu beseitigen, als vielmehr, um Schmerzen und unwillkürliche Bewegungen zu verhüten, besonders vor Ausführung von Operationen und

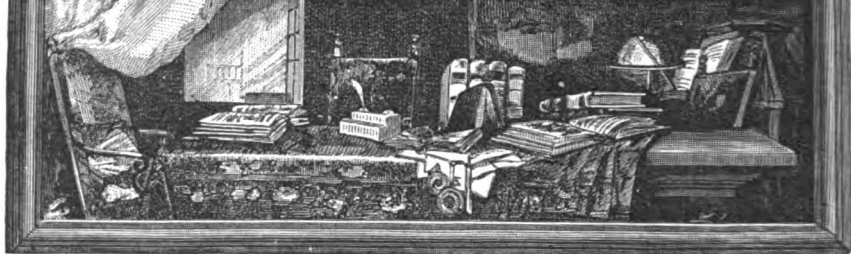
blättern, deren sie sich als Raummittel bedienen, allerlei günstige Wirkungen nach. Ungefährlich ist übrigens der Gebrauch dieses Genußmittels keineswegs: bei übermäßigem Genuße sind vielmehr sehr schlimme Krankheitszustände, ähnlich wie bei den Opiumessern und Haschischrauchern, die Folge. Der mäßige Gebrauch kann dagegen wirklich unter Umständen manche günstige Wirkung hervorbringen, die wir zum großen Theil auch vom Cocain beobachten. Eine Erleichterung der körperlichen Anstrengungen beim Steigen scheint sich besonders insofern geltend zu machen, als dabei weniger leicht Herzklopfen und Athemnoth eintreten und man gewissermaßen seine Glieder weniger fühlt. Wahrscheinlich wird also hauptsächlich das Ermüdungsgefühl verringert. Man hat auch neuerdings, z. B. bei Manövern, im Fällen von Erschöpfung, insbesondere nach Diarrhöen, das Cocain mit Erfolg anzuwenden versucht. Das Hungergefühl wird in der That durch das Cocain ganz auffallend gemildert, wohl auch der Appetit vermindert, und zwar wahrscheinlich in Folge einer vorübergehenden Lähmung von Nervenendigungen im Magen u. dgl. Dagegen kann man durchaus nicht die allgemeine Behauptung aufstellen, daß das Mittel arbeitslustiger mache. Es ist von ganz besonderem Interesse, daß unter den Symptomen der Cocainwirkung sehr bald auch eine eigenthümliche Beeinflussung der Psyche hervortritt, deren Ursachen noch aufgeklärt werden müssen. Sobald das Cocain in's Blut gelangt, am besten auf dem Wege der Einspritzung unter die Haut, tritt im ganzen Körper ein eigenthümliches, vielen Personen nicht gerade unangenehmes, manche sogar heiter stimmendes Gefühl ein, welches bei Steigerung der eingeführten Mengen des Giftes ein unangenehmes wird und sich in eine Art von Angstgefühl umwandelt. Zugleich tritt eine Erschlaffung der Glieder ein, vermehrte Schweißabsonderung, Pulsbeschleunigung u. s. w. Schon nach kleineren Dosen aber beobachtet man zugleich mit dem Eintritt jenes Gefühles auch eine eigenthümliche Einwirkung auf die Psyche. Wenn sich auch die Gedanken vollkommen logisch entwickeln, so stellt sich doch eine auffallende Neigung zum Träumen ein, ein gewisser Ideenflug, andererseits wieder ein häufiges Zurückkehren auf bestimmte Vorstellungen und Ideen, ja es sollen sogar Hallucinationen vorkommen können. Die Neigung zur körperlichen Arbeit, zur Arbeit der Hände, wird dabei entschieden verringert, ja selbst die ruhige geistige Arbeit wird in diesem Zustande erschwert, indem die Gedanken beständig geneigt sind, auf andere Gegenstände abzuweichen, und der Mensch seine Fähigkeit, den eigenen Gedanken eine gewisse Ordnung zu geben und sie auf den vorliegenden Gegenstand zu concentriren, verliert. Man kommt daher trotz des besten Willens in der Arbeit, selbst in einer schwierigeren Lectüre u. dgl., nicht vorwärts und bemerkt zu seinem Erstaunen bisweilen erst nach Verlauf einer Stunde, daß man noch immer vor der nämlichen Seite des Buches sitzt.

Auch der Eintritt des Schlafes wird durch diese psychische Wirkung ganz bedeutend erschwert, ja man kann das Cocain geradezu als das Gegentheil eines Schlafmittels bezeichnen.

So werthvoll auch diese neueste Bereicherung unseres Arzneischatzes an sich ist, so dürfen wir doch andererseits (eine Gefahr, welcher man nur zu leicht verfällt) nicht zu viel von dem neuen Mittel erwarten. Wir haben in dem Cocaïn wieder ein rein symptomatisch wirkendes Mittel gewonnen, d. h. es dient dem Arzte lediglich zur Erzeugung eines ganz bestimmten, mit dem Heilzweck doch meist nur in mittelbarem Zusammenhange stehenden Erfolges, und die Wirkung des Mittels richtet sich nicht etwa gegen die Ursachen oder das Wesen bestimmter Krankheiten. Ferner ist die localanästhesirende Wirkung des Cocaïns keine absolute, so daß sehr heftige Schmerzen am Orte der Anwendung doch empfunden werden. Sodann ist jene für uns so wichtige Wirkung eben nur eine locale und auch keine sehr anhaltende. Zur Stillung heftiger anhaltender Schmerzen, namentlich in inneren Organen und überhaupt in tiefer liegenden Theilen des Körpers, wird daher das Mittel voraussichtlich nur wenig leisten und unsere übrigen schmerzstillenden Mittel, welche allgemein und anhaltender wirken, nicht verdrängen können. Endlich werden der Anwendung des Mittels noch durch seinen sehr hohen Preis Schranken gesetzt. Der Preis betrug zwar vor nicht gar langer Zeit das Sechsfache des jetzigen, hält sich aber immer noch auf bedeutender Höhe. Der Preis der Substanz richtet sich fast nur nach dem Preise des Rohstoffes, dessen Beschaffung, dem plötzlich so enorm gesteigerten Bedarfe entsprechend, immer noch große Schwierigkeiten zu machen scheint. Die Gewinnung des Cocaïns aus den Blättern ist leicht und wenig kostspielig, freilich die Ausbeute (0,02—0,2%) eine sehr geringe. Ohne Zweifel wird man sich in Zukunft bemühen, die Stammpflanze in rationellerer Weise und in größerem Umfange zu cultiviren, und es steht zu hoffen, daß es dann gelingen werde, die Substanz zu weit billigerem Preise als jetzt herzustellen. Ob wir erwarten dürfen, daß sich das Cocaïn auf künstlichem Wege wird erzeugen lassen, ist zum mindesten sehr zweifelhaft.

Gegenwärtig bedürfen wir aller jener Heilmittel, welche uns die Natur fertig bereitet darbietet, noch; durchaus; wir vermögen sie ja zum größten Theile noch nicht einmal aus ihren Bestandtheilen aufzubauen, sondern müssen das noch dem pflanzlichen Organismus überlassen. Die Zeit vollends, wo es uns möglich sein wird, auf künstlichem Wege in unseren chemischen Laboratorien das zur Erfüllung jeder einzelnen therapeutischen Aufgabe geeignetste Mittel uns selbst zu bereiten, liegt jedenfalls noch in weiter Ferne vor uns. Bis wir einst dahin gelangen können, hat die pharmakologische Wissenschaft noch ein ungeheures Arbeitspensum zu bewältigen.





Die Entwicklung der deutschen Universitäten.

Von
Felix Auerbach.

— Breslau. —

VI.



ine Frage, welche mit dem allgemeinen Interesse noch ein besonderes, geographisch-ethnologisches verbindet, ist diejenige nach dem heimatlichen Ursprunge der deutschen Studirenden. Daß die Lust zum akademischen Studium in verschiedenen Staaten von sehr verschiedener Größe ist, ist bekannt und folgt zum Theil schon aus der verschieden reichen Gelegenheit zum Studium als nothwendige Consequenz, wozu als weitere nicht minder wichtige Momente die politischen und die klimatischen Verhältnisse des betreffenden Landes hinzutreten. Die ersteren drücken in Rußland, die letzteren in Südbitalien und Spanien die Studentenzahl auf ein der Einwohnerzahl durchaus nicht ebenbürtiges, bedauerlich niedriges Niveau herunter. Daß aber auch innerhalb eines und desselben Reiches, beispielsweise des Deutschen, ganz erhebliche Unterschiede von Provinz zu Provinz, von Bundesstaat zu Bundesstaat in dieser Hinsicht stattfinden, dürfte weniger bekannt und nicht ganz so auf der Hand liegend sein. Es wirken hier zu viele Einflüsse, deren jeder nicht eben bedeutend sein mag, zusammen, als daß es möglich wäre, eine allgemeine Erklärung dieser Erscheinung zu geben. Auch hat sich im Laufe der Jahre so manches verändert, und während beispielsweise der preußische Staat zu Anfang der sechziger Jahre mit 27 Studenten auf 100 000 Einwohner weit hinter dem übrigen Deutschland mit 37 als entsprechender Zahl zurückstand, hat es dasselbe, namentlich in Folge des in Bayern seitdem eingetretenen Stillstandes, inzwischen überholt. Ganz sichere Auskunft giebt übrigens die Statistik wegen unvollständigen Materials in diesem Punkte nicht, und man braucht nur die Zahlen Conrads mit denen Laspeyres oder anderer Statistiker zu vergleichen, um verhältnißmäßig namhafte Differenzen zu finden. Für uns genügen runde Zahlen, und diese sind in der folgenden Tabelle zusammengestellt. Die erste Reihe enthält den Landestheil, die zweite die absolute, aus ihm herkommende Studentenzahl für 1881/82, die dritte den Antheil an der Gesamtzahl deutscher

Studenten, welchen die erste Zahl in Procenten ausmacht, und die letzte die Zahl der Studenten auf je 100 000 Einwohner.

Tabelle 10.
Heimat der deutschen Studenten.

Landestheil.	Studenten absolut.	Proc.-Antheil a. d. Ges.-Zahl.	Studenten auf 100 000 E.
Ostpreußen	1 170	5	62
Westpreußen	718	3	54
Posen	820	4	48
Pommern	911	4	59
Sachsen	1 375	7	59
Brandenburg	1 789	8	53
Schlesien	2 002	10	50
Westfalen	929	4	45
Rheinland	1 366	6	33
Hannover	1 089	5	51
Schleswig	389	2	34
Hessen-Nassau	654	3	42
Preussischer Staat	13 212	62	48
Bayern	2 184	10	41
Württemberg	1 013	5	51
Sachsen	1 491	7	50
Baden	567	3	36
Hessen	610	3	65
Mecklenburg	447	2	66
Thüringen	568	3	46
Reichslande	209	1	13
Staaten ohne Universitäten	1 091	5	61
Deutschland ohne Preußen	8 182	38	46
Deutsches Reich	21 394	100	47

Wie man sieht, macht die akademische Jugend im Deutschen Reiche fast ein halbes Promille der Bevölkerung aus. Was das sagen will, davon gewinnt man am besten eine Anschauung, wenn man erwägt, daß nur die Hälfte der Bevölkerung männlichen Geschlechts, und von dieser wiederum nur etwa der fünfzehnte Theil in demjenigen Alter ist, während dessen durchschnittlich das Studium absolviert wird. Man findet also, daß von je 3000 in dem bezüglichen Alter befindlichen jungen Leuten fast 50, also von je 60 immer einer studirt. In Anbetracht des großen Procentfußes, welchen in Deutschland wie allenthalben die zu den Universitätsbesuchern fast gar

keinen Beitrag liefernde unterste Schicht der Bevölkerung ausmacht, muß jene Zahl als eine recht günstige bezeichnet werden, günstig, in soweit nicht nach dem schon früher Gesagten ein Zuviel des Günstigen dem Ungünstigen gleichkommt.

Von den einzelnen Landestheilen steht nach der Tabelle Mecklenburg in erster Linie, welchem Hessen und Ostpreußen dicht folgen. Bei Laspeyre reißt sich auch noch Thüringen mit der Zahl 66 diesen gelehrtesten Gebieten an; diese Zahl ist aber nur dadurch so hoch geworden, daß die beiden schwarzburgischen und die beiden reußischen Fürstenthümer nicht eingerechnet sind, daß also eine zu geringe Volkszahl als Divisor in die Zahl der Studenten benutzt worden ist; wenigstens finde ich keine andere Erklärung. Andererseits findet sich in keiner der citirten Schriften, auch bei Conrad nicht, die Zahl für Ostpreußen, weil zwischen den beiden jetzt selbstständigen Theilen der Provinz Preußen nirgends unterschieden wird. Das erschien mir aber um so mehr wünschenswerth, als es für die vorliegenden Fragen kaum einen einschneiden-

Tabelle 11.

Die Facultätsstudien nach Landestheilen.

Landestheil.	Es kommen auf 100000 E. Studenten in der			
	theolog.	jurist.	medicin.	philosoph.
F a c u l t ä t .				
Ostpreußen	8	18	13	23
Westpreußen	2	12	15	25
Posen	4	13	16	16
Pommern	10	15	14	20
Sachsen	13	11	8	27
Brandenburg	6	13	9	25
Schlesien	6	12	13	20
Westfalen	8	11	9	17
Rheinland	4	10	7	12
Hannover	8	9	9	26
Schleswig-Holstein	6	7	10	12
Hessen-Nassau	7	8	6	21
Preussischer Staat	7	12	10	20
Bayern	6	14	9	12
Württemberg	19	16	9	8
Sachsen	7	10	9	24
Baden	6	11	8	11
Hessen	6	13	15	31
Mecklenburg	11	16	10	29
Thüringen	8	9	7	22
Elfaß-Lothringen	2	3	3	5
Ohne Universitäten	10	14	12	24
Deutschland ohne Preußen	8	12	9	16
Deutsches Reich	7	12	10	18

deren Gegensatz geben kann als zwischen dem katholischen und polnischen Westpreußen und dem evangelischen und deutschen Ostpreußen, in welchem überdies der liberale, dem Fortschritt huldbigende Bauer- und Rittergutsbesitzerstand einen so großen Boden hat. In der That zeigt obige Tabelle, wie hoch Ostpreußen in dieser Hinsicht steht, und die Verhältnisse der meisten bedeutenden Universitäten bestätigen dies auch dem, der es liebt, sich durch einen Beweis ad oculos zu vergewissern: überall spielt das ostpreußische Element eine hervorragende Rolle.

Die Rehrseite des Bildes zeigt uns Elßah-Lothringen, welches sich, wie es scheint, noch nicht entschließen kann, seine Söhne in irgendwie nennenswerther Zahl auf deutsche Hochschulen zu schicken; denn auch die 13 auf 100000, welche in der Tabelle figuriren, kommen zweifelsohne zum überwiegenden Theile auf die Söhne der nach den Reichslanden verlegten oder eingewanderten Altdeutschen; und selbst in Strahburg bilden sie nur einen verschwindenden Bruchtheil der Studentenzahl. Von den übrigen Landestheilen stehen die Rheinproving, Schleswig-Holstein und das Großherzogthum Baden ziemlich auf der gleichen niedrigen Stufe, eine Nachbarschaft, welche bei der großen geographischen und culturellen Verschiedenheit der drei Länder offenbar nur eine zufällige sein kann.

Man muß eben, um deutlicher zu sehen, die Analyse nach den einzelnen Facultäten ausführen, und das soll nun geschehen. Da die absoluten Zahlen hier nicht von Interesse sind, wurden sie in der Tabelle fortgelassen, und nur die Zahlen pro 100000 Einwohner angegeben.

Die in jeder Facultät vorhandenen Extreme sind durch fetten Druck hervorgehoben, wobei jedoch Elßah-Lothringen außer Acht gelassen ist, weil es sich eben unter außergewöhnlichen Umständen befindet. Man sieht, daß diese Extreme außerordentlich weit auseinander liegen, so weit, wie man es in Anbetracht des Umstandes, daß die studirten Leute doch überall die Bedürfnisse desselben Menschengeschlechtes, ja derselben Nation zu befriedigen haben, kaum für möglich halten würde. Am ehesten verständlich ist dies noch bei den Theologen, weil hier zwei in ihrer Organisation wesentlich verschiedene Confectionen in Betracht kommen, und weil die eine derselben, die katholische, Anstalten besitzt, durch welche sie den staatlichen Universitäten Concurrenz macht. So kommt es, daß fast zehnmal so viel Württemberger als Westpreußen die theologischen Facultäten der staatlichen Hochschulen besuchen, und daß das gläubige Bayern nur mit der Zahl 6 rangirt. Immerhin läßt die Zusammenstellung einige Thatsachen deutlich erkennen, so beispielsweise diese, daß unter den protestantischen Ländern die Provinz Sachsen und Mecklenburg, unter den gemischten Württemberg am meisten Gotteögelehrte heranzieht, während unter den esteren Brandenburg und Schleswig-Holstein auf der untersten Stufe stehen. Am meisten Juristen liefert Ostpreußen, nächst dem wieder Württemberg und Mecklenburg, am wenigsten die drei neupreußischen Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau, letzteres eine gewiß nicht zufällige, interessante Uebereinstimmung: selbst noch nach 16 Jahren, vom Zeitpunkte der Annexion gerechnet, herrscht in diesen Ländern eine starke Abneigung, in den Staatsdienst zu treten. Daß dies wirklich die Ursache jener Erscheinung ist, sieht man ungewandigt, wenn man die entsprechenden, für das Jahr 1872 und 73 gültigen Zahlen zum Vergleich heranzieht: da erhält man gar nur 2 für Hessen-Nassau, 3 für Schleswig-Holstein und 7 für Hannover. Ein Anfang zur Besserung ist also immerhin zu erkennen, und daher die Hoffnung begründet, daß diese Provinzen sich bald ganz dem übrigen Staatskörper assimiliren werden. In der medicinischen Facultät sind die Unterschiede ebenfalls sehr beträchtlich, was um so merkwürdiger ist, als die Zahl der Aerzte in den verschiedenen deutschen Landestheilen eine relativ recht gleichmäßige ist. Es folgt hieraus, daß aus denjenigen Landestheilen, welche nach unserer Tabelle unverhältnißmäßig viel Mediciner liefern, der größte Theil des Ueberschusses auswandert, um sich in denjenigen Provinzen, in

deutsche Aerzte sich einer großen Beliebtheit erfreuen, mögen Manche sich wenden. Am höchsten stehen hier neben dem Großherzogthum Hessen die beiden von dem polnischen Element am meisten durchsetzten Provinzen Posen und Westpreußen, in denen der ärztliche Beruf als der unabhängigste naturgemäß die mit dem Stande der Dinge Unzufriedenem am meisten anzieht; auch die hier zahlreichen Juden liefern, von andern Carriären noch immer, wenn auch nicht gefeßlich, so doch thatsächlich ferngehalten, ein erhebliches Contingent. Deshalb folgt auch Schlesien, die demnächst polen- und judenreichste Provinz, gleich nach, während alle andern Provinzen und Bundesstaaten erst in weitem Abstände folgen, zuletzt von allen Hessen-Nassau, welches seit zwanzig Jahren seltsamer Weise in dieser Hinsicht beständig zurückgegangen ist. Was endlich die philosophische Facultät betrifft, so steht das Großherzogthum Hessen wiederum in erster Reihe, danach kommt Mecklenburg und von preussischen Provinzen Sachsen. An Württemberg rächt

Tabelle 12.

Vertheilung der Studenten der einzelnen Landestheile auf die Facultäten.

Landestheil	Von je hundert Studenten kommen auf die				Am meisten sind	Am wenigsten sind
	theol.	jur.	med.	phil.		
	Facultät					
Ostpreußen . .	13	29	21	37	Philos.	Theol.
Westpreußen . .	4	22	28	46	"	"
Posen	8	27	32	33	"	"
Pommern . . .	17	26	23	34	"	"
Sachsen	22	19	14	45	"	Med.
Brandenburg .	11	24	18	47	"	Theol.
Schlesien . . .	11	24	25	40	"	"
Westfalen . . .	18	24	19	38	"	"
Reichslande . .	14	30	20	36	"	"
Hannover . . .	15	17	18	50	"	"
Schlesw.-Holstein	17	19	28	36	"	"
Hessen-Nassau .	17	20	14	49	"	Med.
Preuß. Staat . .	14	24	21	41	Philos.	Theol.
Bayern	14	35	23	28	Jur.	Theol.
Württemberg .	36	31	17	16	Theol.	Phil.
Sachsen	15	20	17	48	Philos.	Theol.
Baden	16	32	23	29	Jur.	"
Hessen	9	20	23	48	Philos.	"
Mecklenburg . .	17	24	15	44	"	Med.
Thüringen . . .	17	20	15	48	"	"
Rheinlande . . .	16	25	20	39	"	Theol.
Ohne Universität	17	23	20	40	"	"
Deutschl. ohne Pr.	18	27	20	35	Philos.	Theol.
Deutsches Reich	16	25	21	38	Philos.	Theol.

hig get, das ist dieses Land in der Theologie des Guten zu viel thun sügen: es bietet die ungläublich niedrige Ziffer von 8 der philosophischen Facultät angehörigen Studirenden auf je 100 000 Einwohner, nur ein Viertel so viel wie Hessen, nur ein Drittel so viel wie fast alle andern Landestheile. Dabei hat Württemberg bekanntermaßen besonders zahlreiche höhere Lehranstalten, und in Bezug auf die Zahl der Gelehrten, welche es der Wissenschaft schenkt, kann es sich mit allen übrigen deutschen Staaten getrost messen. Es ist daher anzunehmen, daß dieses Mißverhältniß zwischen Theologen und Philosophen so, wie es sich erst im Laufe der letzten zwanzig Jahre herausgebildet hat — 1860 waren noch mehr Philosophen als Theologen —, mit der Zeit auch wieder schwinden wird.

Man kann die hier behandelten Verhältnisse noch in einer anderen, genau genommen strengeren Weise in's Auge fassen, indem man nämlich ermittelt, wie viel von je 100 Studirenden eines Landestheils dieser oder jener Facultät sich zuwenden. Diese Zahlen habe ich berechnet und in der Tabelle 12 zusammengestellt, welche sich wie die obige auf die Jahre 1881—82 bezieht.

Betrachtet man in dieser Tabelle zunächst die Verticalreihen, so sieht man, daß die Vorliebe für das theologische Studium am größten ist in Württemberg, für das juristische in Bayern, für das medicinische in Posen und für das philosophische in Hannover. Theilweise deckt sich dies Ergebnis mit dem aus der vorigen Tabelle gezogenen, aber eben nur theilweise, nämlich für die erste und dritte Facultät. Die Fragestellung ist eben hier, wie man einsieht, eine etwas andere, und so wird für die juristische und die philosophische Facultät auch die Antwort eine verschiedene. Ostpreußen liefert im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl am meisten Juristen; Bayern hingegen liefert im Verhältniß zur Zahl seiner studirenden Söhne am meisten Juristen; und in ähnlichem Gegenjage zu einander stehen Hessen und Hannover, während bei den beiden anderen Facultäten beide Eigenschaften zusammenfallen. Ähnlich verhält es sich in Bezug auf die am wenigsten beliebte Facultät, die theologische ist es in Westpreußen, die juristische in Hannover, die medicinische in Sachsen (Provinz) und Hessen-Kassau, die philosophische in Württemberg.

Soweit die Vergleichung der Landestheile und ihre Extreme. Will man hingegen die Facultäten mit einander vergleichen und zusehen, welche den ersten, welche den letzten Platz einnimmt, so muß man in unserer Tabelle die Horizontalreihen in's Auge fassen. Da sieht man denn, daß in fast allen Landestheilen, nämlich in 18 von 21 die philosophische Facultät obenan steht, und zwar in einigen ganz gewaltig; erreicht sie doch in Hannover genau die Hälfte aller Studirenden. Nur in zwei Gebieten, in Bayern und Baden, steht die juristische, nur in einem, in Württemberg, die theologische Facultät obenan. Württemberg erscheint hier wie ein Wild aus alten Zeiten, in denen allenthalben die Gottesgelahrtheit die meiste Anziehungskraft ausübte; Bayern und Baden befinden sich in einer Art von Uebergangsstadium, alle anderen Länder aber sind dem Zuge der modernen Geistesströmung gefolgt und haben der exacten, der Natur- und der Sprachforschung den breitesten Platz eingeräumt. So ist denn die einst dominierende Theologie jetzt fast überall das Aschenbrödel geworden, nämlich in 16 Landestheilen, nur in vier Gebieten überläßt sie diese Rolle der Medicin, nur in einem der Philosophie. Aus dem Gefagten folgt, daß Jurisprudenz und Medicin im Allgemeinen die beiden Mittelplätze einnehmen; um diese aber sehen wir sie im lebhafteſtem Besitzstreit; in 15 Gebieten ist die Rechtsgelahrtheit, in den sechs anderen die Heilkunde überlegen, und von diesen 6 letzteren Gebieten gehören 5 dem preußischen Staate an. Für das gesammte Reich im Durchschnitt ergiebt sich somit schließlich, daß das Wissensbedürfniß am größten ist, daß alsdann das Rechtsgefühl und das Staatsgefühl folgt, darauf das Gesundheits- und Lebensbedürfniß, und in letzter Linie das Religionsbedürfniß. Für die Charakteristik des Zeitalters, in dem wir leben, gewiß ein interessantes Ergebnis!

Der geographischen Frage nach der örtlichen Herkunft der Studierenden steht eine anthropologisch-psychologische von ähnlicher Art zur Seite: die Frage nach der Familienherkunft der Studenten mit Bezug auf den Lebensberuf des Vaters. Wären die Begabung und die Lust und Liebe die beiden einzigen oder selbst nur die maßgebenden Motive für die Wahl des Studiums, so würde die Beantwortung dieser Frage für die Berufungstheorie von nicht zu unterschätzendem Werthe sein. Das ist nun freilich gerade heutzutage nichts weniger als allgemein der Fall; die Fälle, in denen es eintritt, bilden sicherlich die Minorität. Zahlreiche äußere Umstände wirken meist zur Bestimmung der zu wählenden Facultät zusammen, und nicht selten wird selbst eine so wichtige Entscheidung an den Knöpfen abgezählt. Immerhin läßt sich bei den hier von der Statistik gelieferten Zahlen mehr denken, als daß es unlohnend wäre, einen Auszug daraus mitzutheilen. Die hier folgende Tabelle ist der schon öfters citirten Schrift Conrads entnommen und bezieht sich auf die Universität Halle während der Jahre 1877—1881. Es liegen ihr die Verhältnisse von insgesammt 2594 Studenten zu Grunde. Im übrigen sind die absoluten Zahlen der Kaumersparniß halber fortgelassen und nur die procentischen Antheile angegeben. Die erste Verticalreihe zeigt also, wie viel Procent aller Studenten Söhne von Geistlichen u. s. w. sind. Die vier folgenden Spalten geben dieselben Zahlen für die einzelnen Facultäten; die vier letzten dagegen zeigen, wie sich die zur Universität gehenden Söhne der Geistlichen u. s. w. in die vier Facultäten vertheilen. Man muß also die fünf ersten Reihen von oben nach unten, die vier letzten von links nach rechts lesen, um die jedesmal zusammengehörigen Zahlen studiren zu können.

Tabelle 13.

Vertheilung der Studenten nach der Berufsstellung der Väter.

Beruf.	Proc.	Procentsatz				Procentsatz der Facultäten			
		Theol.	Jur.	Med.	Phil. *)	Theol.	Jur.	Med.	Phil. *)
Geistliche	16	33	8	11	9	58	8	11	22
Juristen	6	1	16	6	5	6	44	17	32
Ärzte	5	1	4	14	3	8	16	51	26
Höhere Lehrer	5	3	7	5	7	13	21	15	51
Niedere Lehrer	10	16	4	8	9	46	7	14	34
Offiziere	1	0,3	3	1/2	1/2	9	57	10	24
Apotheker	1	0,1	1	2	1/2	5	16	63	16
Industrielle	3	2	4	4	4	14	21	17	48
Kaufleute	11	7	13	14	12	18	19	21	42
Landwirth	6	3	12	8	4	15	35	23	27
Rentiers	4	2	7	4	5	10	29	16	45
Nied. Beamte	13	11	13	10	16	23	17	13	48
Handwerker	11	12	4	8	16	29	6	11	58
Bauern	7	8	4	6	8	33	9	14	44
Bediente	1/2	1	0,2	0,2	3	56	8	8	38
Arbeiter	1/2	1/2	—	0,2	10	43	—	14	43

*) Mit Ausschluß der Pharmaceuten und Landwirth.

Zu den Studienten überhaupt liefern, wie man sieht, die studirten Väter einen Beitrag, der sich nahezu auf ein Drittel beläuft, denn die vier ersten Zahlen der ersten Verticalreihe ergeben zusammen 32 Procent. Es will das um so mehr sagen, als die studirten Väter bekanntlich einen sehr kleinen Bruchtheil sämmtlicher bilden, in Procenten ausgedrückt nicht mehr als 3 bis 4. Sie theilhaftigen sich also an der Versorgung der gelehrten Fächer mit frischem Nachwuchs in zehn- bis zwölfmal stärkerem Grade, als ihnen nach ihrer Zahl zukäme — eine Erscheinung, die freilich ganz naturgemäß ist. Dabei ist die Theilnehmung der drei weltlichen Facultäten ziemlich die gleiche, steht aber weit zurück hinter derjenigen der Geistlichen. Ohne diese würden die Universitäten den sechsten Theil ihrer Hörer verlieren, wobei doch noch zu bedenken ist, daß die katholische Facultät, deren Hörer nicht Söhne von Geistlichen sein können, nicht mitzählt. Den studirten Vätern zunächst stehen die niederen Lehrer, die niederen Beamten, die Handwerker und die Kaufleute; jedoch liefern alle diese, im Verhältniß zu ihrer großen Zahl, nicht eben viel Studirende. Noch weniger gilt das von den Offizieren und Industriellen, den Bedienten und Arbeitern, den Landwirthen und Bauern. Groß hingegen ist wiederum, wenn auch absolut klein, der relative Beitrag der Rentiers und der Apotheker, deren es doch nur wenige giebt und die immerhin mit ein paar Procenten in der Tabelle figuriren. Es muß hinzugefügt werden, daß diese Verhältnisse seit Jahrzehnten stabil geblieben sind; nur stehen die Geistlichen als Studentenväter nicht mehr so sehr im Vordergrund wie früher, und auch die Juristen sind zu Gunsten der übrigen Berufs-kategorien etwas zurückgetreten.

Betrachten wir nun die einzelnen Facultäten. Wenn schon in der Gesamtheit der Studenten die Pfarrerssöhne dominirten, so läßt sich erwarten, daß sie es unter den Theologiebesessenen noch weit mehr thun werden; und das ist auch thatächlich der Fall: genau ein Drittel sind den Fußstapfen der Väter gefolgt. Die beiden andern Drittel rekrutiren sich fast völlig aus niederen Kreisen, aus Elementarlehrern und Subalternen, Handwerkern und Bauern. Nur verschwindende Theilnehmung sehen wir bei den Juristen und Ärzten, Offizieren und Kaufleuten, Rentiers und Industriellen. So gut wie niemals endlich werden Apothekerssöhne Geistliche. Das sind Dinge, die einander zu fern liegen, ferner als sich selbst in den extremsten Fällen das Naturell von Vater und Sohn zu liegen pflegen.

Bei den Juristen entrollt sich uns ein ganz anders geartetes Bild. Erstens treten die Juristensöhne hier lange nicht so stark hervor wie dort die Theologensöhne — nur ein Sechstel machen sie hier aus — und zweitens sind es hier im übrigen die besseren Gesellschaftsklassen, namentlich Landwirth, Industrielle und Kaufleute, aus denen die Studirenden stammen. Das Werden und Sein des Seelenhirten ist eben, trotz der akademischen Bildungsweise, ein durch und durch volksthümliches und ist es besonders geworden, seit die höheren Schichten durch die moderne Aufklärung der formalen Religion entfremdet sind.

Ähnlich verhält es sich bei den Medicinern, nur daß hier selbstverständlich die Ärztesöhne am zahlreichsten und außerdem die Söhne von Elementarlehrern und Handwerkern stärker, diejenigen von Landwirthen schwächer vertreten sind. Sehr merkwürdig ist ferner, daß die Geistlichen den medicinischen Facultäten mehr Söhne liefern, als den juristischen Facultäten, während man doch das Gegentheil hätte erwarten sollen; aber es liegt dies vermuthlich nur an den momentanen Zeitverhältnissen und wird sich wieder ändern, wie es sich denn auch früher umgekehrt verhalten hat.

Ganz eigenartig ist wiederum die Vertheilung bei der philosophischen Facultät. Hier übertrifft die Zahl der Handwerker- und Beamten-söhne sogar diejenige der Oberlehrerssöhne und kommt der Zahl der Lehrerssöhne überhaupt (Elementarlehrer eingerechnet) sogar gleich. Auch Kaufleute, Geistliche und Bauern spielen eine große Rolle. Kurz, die Zusammensetzung ist hier die bunteste, wie denn auch die Studien, welche

Facultäten sehr mannigfacher Natur sind.

Es bleiben noch die Zahlen der vier letzten Spalten zu erörtern, und zwar, wie gesagt, nach Horizontalreihen von links nach rechts. Da zeigen zunächst die vier obersten Horizontalreihen, daß die Majorität der Pfarrersöhne, soweit sie überhaupt studiren, wieder Theologie, die Majorität der Juristensöhne Jura, der Arztesöhne Medicin und der Lehrersöhne Philosophie studirt. In drei Fällen ist diese Majorität eine absolute, d. h. mehr als die Hälfte der Söhne aus der betreffenden Berufskategorie wählt, wenn überhaupt ein Studium, dasjenige des Vaters. Nur bei den Juristen ist diese Majorität bloß eine relative, aber nicht weit von der absoluten entfernt. Am wenigsten Söhne schicken die Geistlichen in die juristische, die übrigen studirten Väter in die theologische Facultät. Unter den nichtstudirten Vätern sind es die Elementarlehrer, die Bedienten und die Arbeiter, welche für ihre Söhne die theologische Facultät bevorzugen, die juristische, was stets damit Hand in Hand geht, am stärksten verschmähen. Die Offiziere schicken mehr als die Hälfte ihrer zur Universität gehenden Söhne unter die Juristen, die Apotheker sogar fast zwei Drittel unter die Mediciner. Es ist das die höchste Procentziffer (63), also die größte Exklusivität, welche in unserer Tabelle vorkommt. Der Vater macht die Arzereien, der Sohn steigt eine Stufe höher und verordnet sie. Die übrigen Väter lassen am meisten Söhne der philosophischen Facultät beitreten, mit Ausnahme der Landwirthe, welche zwar derselben auch sehr günstig, der juristischen aber noch etwas günstiger gesinnt sind. Am stärksten ist die Vorliebe zur vierten Facultät bei den Handwerkern, welche mehr als die Hälfte ihrer studirenden Söhne „Philosophen“ werden lassen. —

Die interessante Frage, welche sich im Anschlusse an diese Betrachtungen stellen läßt, ist zweifellos die, welcher Bruchtheil der Söhne einer Berufskategorie dieser treu, also „bei der Stange“ bleibt, welcher Bruchtheil ihr hingegen untreu wird, also „aus der Art“ schlägt. Leider läßt sich diese Frage aus obiger Tabelle nicht streng beantworten. Denn wenn beispielsweise bei den Geistlichen 58 von 100 Söhnen Theologen werden, so heißt das nur von 100 überhaupt studirenden Söhnen, während doch ein großer Theil der Universität gänzlich fern bleibt. Man kann sich aber ungefähre Zahlen auf folgendem Wege verschaffen. Aus den 10) in der zweiten Verticalreihe der Tabelle aufgeführten Theologie Studirenden werden mit der Zeit 100 Geistliche. Die Zahl der Geistlichen hat sich seit den letzten fünfzig Jahren nicht oder nicht erheblich verändert. Also entsprechen diesen 100 zukünftigen Geistlichen auch zur Zeit der Väter 100 ebensolche. Von diesen waren nur außerordentlich wenige ledig; die überwältigende Mehrzahl der Seelsorger der evangelischen Kirche gründet sich eine Familie. Durchschnittlich kommen in Deutschland auf eine Familie ein oder zwei, also rund anderthalb Söhne; solcher Söhne hatten also jene Väter rund 150, und da von diesen laut Tabelle 33 Theologen werden, so bleiben 22 Procent der Söhne berufstreu, die 78 andern Procent schlagen neue Bahnen ein. Manchem Leser, der aus seiner Umgebung zahlreiche Berufstreue kennt, wird die Verhältnißzahl derselben, wie sie sich hier ergeben hat, vielleicht zu klein erscheinen; aber es ist zu bedenken, daß die dem Berufe nicht treuen Söhne sich über die verschiedensten Fächer und oft auch nach den verschiedensten Gegenden zerstreuen und daher weit weniger auffallen als die berufstreuern.

Ähnlich hat man in den anderen Facultäten zu verfahren, nur muß man berücksichtigen, daß die Juristen seit der letzten Generation um etwa 25, die Aerzte um mehr als 50 und die höheren Lehrer um mehr als 75 Procent zugenommen haben, und daß bei diesen Kategorien, besonders bei den Lehrern, ein kleiner Bruchtheil auf die unverheiratheten abzurechnen ist. Man erhält dann folgende, freilich nur annäherungsweise gültige Tabelle.

unter sich; ja sie schickt relativ fast soviel Studenten nach Deutschland wie Elsaß-Lothringen (Tabelle). Das ist um so interessanter, als die Schweiz bekanntlich selbst mit Universitäten in quantitativer Hinsicht ebensogut versorgt ist wie in qualitativer.

In einer gewissen Frage geben uns die Ausländer auf den deutschen Hochschulen einen allgemeinen Aufschluß, den wir, obgleich er die Inländer gerade so gut angeht, von diesen direct doch nicht zu erhalten im Stande sind. Das ist die Frage nach der größeren oder geringeren Beliebtheit, also Bedeutung der verschiedenen Universitäten. Für die Inländer besteht entweder ein gesellschaftlicher oder ein moralischer Zwang, wenigstens einen Theil der Studienzzeit im engeren Vaterlande, also in dem betreffenden

Tabelle 15.

Herkunft der Ausländer auf deutschen Universitäten.

Land	Zahl	Procentsatz	Auf 1 Mill. Einw. des betreff. Landes
Oesterreich	178	16	4.4
Schweiz	213	19	79.0
Rußland	204	18	2.7
Großbritannien	71	6	2.0
Frankreich	21	2	0.5
Scandinavien	22	2	2.6
Belgien und Holland	34	3	3.8
Uebrigcs Europa	167	15	2.6
Vereinigtc Staaten	173	16	3.5
Uebrigcs Ausland	42	3	—

Bundesstaate zuzubringen; und die pecuniäre Frage wirkt in gleichem Sinne mit, so daß wir auf diese Weise kein reines Bild von der Beliebtheit der Hochschulen erhalten können. Aber die Angehörigen derjenigen Bundesstaaten, welche keine eigene Universität besitzen, also namentlich die Hansestädter, noch mehr aber die zu uns kommenden Ausländer sind durch äußere Gründe nicht oder nicht wesentlich beeinflusst, und werden daher nur durch innere, wissenschaftliche, vielleicht auch durch vergnügliche, jedenfalls aber durch solche Motive geleitet, welche wirklich einen Vorzug der bezüglichen Universität ausmachen. Aus diesem Grunde sind in der folgenden Tabelle die Studirenden aus universitätslosen deutschen Bundesstaaten mit den Ausländern zusammengestellt, und darauf ein Maßstab für die Beliebtheit der verschiedenen Hochschulen gegründet. Gewählt wurden im Anschluß an Laspeyre die beiden Jahre von Ostern 1872 bis dahin 1873 und von Ostern 1881 bis dahin 1882. Aus Sommer- und Wintersemester sind dabei jedesmal Durchschnittszahlen gebildet, um den Einfluß der Naturschönheit, welche einigen Universitäten, wie Heidelberg, Freiburg und Tübingen, im Sommer eine besondere Anziehungskraft verleiht, aus dem Resultat zu eliminiren. Die erste Columnne enthält demgemäß die Namen der Universitäten, die zweite die Zahl der dort 1872—73 immatriculirten „Universitätslosen“, die dritte dasselbe für 1881—82, die vierte und fünfte dasselbe für die Ausländer, die sechste und siebente die Summe beider für die genannten Jahre, also die Zahlen, welche eben als Maß

der Beliebtheit gelten sollen. Endlich ist noch in der letzten Spalte angegeben, wieviel Procent der gesammten Studentenschaft die Ausländer 1881—82 an den verschiedenen Hochschulen ausmachten.

Man kann auf Grund dieser Tabelle die Universitäten des Deutschen Reiches in drei Gruppen theilen, in die beliebten, die indifferenten und die unbeliebten. Zu den letzteren gehören alle ostdeutschen Universitäten außer Berlin, nämlich Königsberg, Breslau, Greifswald und Rostock, außerdem die halbe Universität Münster und das großherzoglich hessische Gießen; das letztere scheint aber im Begriffe zu sein, einen, schon in dem Vergleich seiner beiden Zahlen für 1872 und 1882 erkennbaren Aufschwung zu nehmen. Zu den eine Mittelstellung zwischen den unbeliebten und den beliebten ein-

Tabelle 16.

Beliebtheit der deutschen Universitäten.

Universität	Universitätslose		Ausländer		Zusammen		Ausländer in Procenten
	1872/73	1881/82	1872/73	1881/82	1872/73	1881/82	
Leipzig . . .	177	231	255	215	432	446	6,7
Berlin . . .	75	178	261	244	336	422	6,0
Göttingen . . .	122	136	59	58	181	194	5,6
Heidelberg . . .	46	40	154	119	200	159	17,3
München . . .	16	44	82	106	98	150	5,6
Halle . . .	66	94	58	54	124	148	4,1
Straßburg . . .	11	25	37	100	48	15	12,8
Jena . . .	48	58	43	31	91	89	6,4
Würzburg . . .	9	22	83	62	92	84	6,3
Tübingen . . .	25	48	54	36	79	84	3,0
Freiburg . . .	0	47	18	32	18	79	5,7
Bonn . . .	24	20	56	46	80	66	4,7
Marburg . . .	15	52	6	9	21	61	1,1
Erlangen . . .	12	26	25	24	37	50	5,0
Kiel . . .	15	37	3	6	18	43	1,8
Königsberg . . .	1	2	23	25	24	27	3,0
Gießen . . .	2	5	7	12	9	17	2,8
Breslau . . .	5	4	18	12	23	16	0,8
Greifswald . . .	7	9	12	5	19	14	0,8
Münster . . .	24	12	7	1	31	13	0,4
Rostock . . .	1	6	2		3	9	1,7


nehmenden Universitäten gehören die mitteldeutschen Hochschulen, Kiel, Jena, Marburg, Bonn, und von süddeutschen Würzburg und Erlangen, Freiburg und Tübingen. Im Vergleich der beiden hier gegenüber gestellten Zeitpunkte weisen diese acht Universitäten jedoch ganz verschiedene Charaktere auf. Während nämlich Jena, Würzburg, Tübingen, Bonn und Erlangen „von altem Adel“ sind, sind die drei anderen erst seit dem Erstehen des deutschen Reiches emporgekommen, am mächtigsten das badische Freiburg; ja, es zeigt sich hier die merkwürdige Erscheinung, daß eine Hochschule, die 1872 von

der Hanseaten, Anhalter, Braunschweigern u. s. w. noch gar nicht entdeckt war — Freiburg weist in der ersten Columne die Zahl null auf — nach einem Jahrzehnt bereits sich einer relativ starken Beliebtheit erfreut. Dank der schönen Lage und der Fürsorge der badischen Regierung ist diese Beliebtheit auch neuerdings noch in weiterem Steigen begriffen.

Zu den besonders beliebten Universitäten gehören die drei großen: Berlin, Leipzig und München, außerdem aber Göttingen, Heidelberg, Halle und Straßburg. Es ist erfreulich, wie rasch das letztere in diese Kategorie eingetreten ist, wenn dies auch, wie es ja nicht anders möglich war, auf Kosten benachbarter Hochschulen geschehen ist. Namentlich Heidelberg hat hierunter stark gelitten, und steht deshalb, von Göttingen überholt, nicht mehr an dritter Stelle (gleich hinter Leipzig und Berlin), sondern nur noch an vierter. Was endlich die beiden Concurrentinnen an der Spitze und an der Pleiße betrifft, so nimmt in unserer Tabelle Leipzig zwar noch den Vorrang in Anspruch; aber man sieht, daß ihm Berlin, im Vergleich mit 1872, im Jahre 1882 schon bedeutend näher auf den Leib gerückt war; und nachdem es schon seit einer Reihe von Semestern sich die größere Gesamtzahl von Studirenden erungen hatte, ist ihm auch hinsichtlich der Zahl der Ausländer ganz neuerdings der Sieg geworden.

Noch bleiben der letzten Columne ein paar Worte zu widmen. Die Zahlen derselben halten sich, von der letzten abgesehen, der Mehrzahl nach zwischen den Grenzen 4 und 7. Die Ausländer bilden also ein kleines, aber nicht verschwindendes Contingent an unseren Hochschulen; und da sie meist zu den besseren und begabteren Vertretern ihrer Nationen zu gehören pflegen, da sie sich überdies, um das Leben kennen zu lernen, mit besonderem Eifer in dies Leben hincinmischen, so kann man nur sagen, daß sie in vortheilhafter Weise zur Belebung des akademischen Kreises beitragen. Wer hätte als Student nicht die Bekanntschaft dieses oder jenes Ausländers gemacht, ja Freundschaft mit einem solchen geschlossen? Wer nicht seinen Gesichtskreis erweitert und sich willkommene Anknüpfungspunkte in der Ferne für die Zukunft geschaffen? So zeigt sich auch hier, daß die Einrichtungen eines Staates, welche die Schaar der Fremden herbeiloden, in letzter Instanz den eigenen Landeskindern zu Gute kommen.





„Neues Leben“ von Friedrich Bodenstedt.*)

Ein Grab am Wiesenbach.

Krausköpfige Weiden am Wiesenbach steh'n
Zwischen hohen Pappeln und Erlen,
Und wo die Wellen durch's Röhricht geh'n,
Da blüht es im Mondlicht wie Perlen.

Es war ein Fräulein leichtgesinnt,
Die liebt' einen Junker thöricht,
Der sie verlieh; sie barg ihr Kind
Zur Nacht im dunklen Röhricht.

Lang starrte sie stumm auf das Wassergrab,
Sie konnte nicht sprechen noch weinen,
Dann sank sie trostlos selbst hinab,
Sich dem Kinde im Tod zu vereinen.

Die heimliche Sünde ist Selbstbetrug!
Das fühlte sie qualvoll im Schilf;
Für sie war das Wasser nicht tief genug,
Für das Kind kam zu spät ihre Hilfe.

Ihr entrang sich ein schriller Jammerschrei
Im Versuche, zum Tod sich zu betten.
Ein Wand'rer hört's und eilt herbei,
Die Unglückselige zu retten.

*) Unter diesem Titel erscheint die jüngste Sammlung von Bodenstedt's Dichtungen bei S. Schottlaender in Breslau. Dichter und Verleger stehen uns so nahe, daß wir Scheu tragen, eine Kritik der Sammlung zu bringen. Wir bieten unseren Lesern durch die Mittheilung einiger Proben nach den Aushängebogen hierfür Ersatz.

Dein Odem war schon fäulniß, als dich fühne
Barbaren niederschmetterten im Streite,
Doch durch das Kreuz gewannst du eine zweite
Weltherrschaft bald, daß neu dein Lorbeer grüne.

Aus deinen Römern wurden Italiener,
Aus deinen Heiden wurden Nazarener,
Der heilige Petrus ward dein Glaubensheld.

Durch Päpste, zu der Kirche Hört berufen,
Und Künstler, die erhabene Werke schufen,
Wardst du auf's Neu die Wunderstadt der Welt.

Lieb.

Wenn Deine Stimme mir
Klagend und klangvoll tönt,
Hüpft mir das Herz
Wie ein Vöglein im Käfig.

Wenn Deiner Augen Glut
Mir in die Seele strahlt,
Wird sie so hell
Wie der sonnige Himmel.

Von dieser Wunderwelt
Hebt sich der Schleier ganz,
Du bist darin
Mir das holdeste Wunder!

Der Tod.

Ich bin das Ende
Vergänglichem Scheins,
Ich bin die Wende
Unerwigtem Seins.

Ich komme zu lösen
Die Guten und Bösen
Aus Lebensnoth;
Allen Jammer auf Erden,
Unheil und Beschwerden
Bannt mein Gebot.

Bald nah' ich verstoßen
Auf leisen Sohlen
In stiller Nacht,
Wo am Bette des Kranken
In trüben Gedanken
Die Liebe wacht.

Bald komm' ich in Stürmen,
Wo Wogen sich thürmen,
Bald in Donner und Glut,
Ueber Mann und Mast —
Wo Helden verbluten
Im Schlachtfeld zu — Gast.

Ich löse die Bande
Des Ruhms und der Schande
Vom Lebenslauf,
Ich drücke mein Siegel,
Als der Wahrheit Spiegel,
Jedwedem auf.

Die Feigen durchbeben
Vor mir das Leben
In Furcht und Groll;
Die Muthigen schauen
Auf mich von Vertrauen
Und Hoffnung voll.

Ich bringe Befreiung
Aus ird'scher Entzweiung
Von Sein und Schein,
Des Bösen Enthüllung,
Des Guten Erfüllung
Im wahren Sein.

Das Leben ist mein Ernährer
Und ich bin des Lebens Verklärer.

Sprüche.

Jedes Menschen Fuß im Lebenslauf
Wirbelt den Staub von Jahrtausenden auf:
Der Eine schüttelt ihn ab mit Verachtung,
Dem Andern wird er zum Stoff der Betrachtung.

*

Sprich gut von Andern — und die gute Kunde
Bleibt für die Hörer nur ein leerer Schall;
Sprich schlecht — und jedes Wort aus Deinem Munde
Weckt tausendstimmigen Widerhall.

*

Gesetze sollen wie Mauern nützen
Leben und Eigenthum zu schützen,
Doch innerhalb der Mauern geschehen
Mehr Sünden als wir außerhalb sehen.

*

Willst Du geistreich erscheinen,
Mußt Du Alles verneinen
Was man als groß und erhaben preist;
Doch, hast Du wirklich im Kopfe Geist,
So wird Dir selbst aus den kleinsten Dingen
Erhab'nes und Großes entgegenspringen.

*

Gar leicht verliert der Blick sich in der ferne,
Wo wir verschwommen Alles rings gewahren:
Nur in dem Leuchten schöner Augensterne
Kann uns der Himmel ganz sich offenbaren.

*

Jungfräulich rein floßt vom Himmel der Schnee,
Den ich bald als Schmutz in den Gassen seh'.





Sardonyx-Steine. Die Familie der Cäaren:

Julius die Erdkugel haltend, Julius Cäsar im Himmel, von Drusus begleitet, Augustus auf einem Pegasus von Cupido zum Himmel geleitet. Tiberius und Livia auf dem Throne. Germanicus gerüstet, Antonia, seine Gemahlin Agrippina und der jugendliche Caligula um ihn; hinter dem Throne der jüngere Drusus und Julia Livilla. Im unteren Abschnitt germanische und andere Gefangene. Größe 13:11 Zoll englisch. Der zweitgrößte der bekannten geschnittenen Steine. Von Konstantinopel durch Baldwin II. den letzten fränkischen Kaiser nach Paris gebracht. (Nat.-Hist. Paris.)

Aus: Duden, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Berlin. G. Grote.

die an Frische und Anmuth ihren Vorgängern Nichts nachgeben. — Verwandt mit der Baumbachschen Eigenart ist Heinrich Seidel, dessen Vorstadigeschichten (Leipzig, A. G. Liebestind) in ihrer dritten Auflage nun zu einem stattlichen Bändchen angewachsen sind. Es sind kurze, feinsinnige Erzählungen aus dem Treiben der entfernteren Winkel der Residenz mit einer trefflichen Charakteristik des Lebens, das sich hier zu einem eigenthümlichen Charakter entwickelt hat. — Von den Werken anderer Erzähler wollen wir noch folgender gedenken:

„Im Abendroth“, kaleidoskopische Erzählung in 16 Briefen von Fanny Lewald. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Der Titel dieser Erzählung deutet symbolisch auf den Inhalt. Zwei Menschen, denen es in ihrer Jugend versagt war, ihren Liebestraum zur That zu machen, finden sich am Abende des Lebens wieder: sie, nachdem sie an der Seite eines Mannes Jahrzehnte gelebt, er, nachdem er eine Ungeliebte geheirathet, die nun seit Jahren verstorben ist. Diese einfache Fabel erzählt Fanny Lewald in Briefen aus Kagaz. Auch sie, die Dichterin, steht im Abend des Lebens, und es macht ihr offenbar Freude, in die Briefe, die nichts enthalten sollten, als was zur Klarstellung der erwähnten Fabel und zur Wahrscheinlichmachung der Vorgänge nothwendig wäre, Erinnerungen aus ihrer eigenen Vergangenheit hineinzutragen. Soweit diese nicht gerade im Widerspruche stehen mit dem Erzählten, so weit sie nicht zu sehr von der fortlaufenden Darstellung abirren, läßt man sich das gern gefallen, denn die Briefform ist ein Gefäß, in das gar Vieles hineinpaßt. Allzu oft aber überwiegt das Persönliche in so hohem Grade, daß die Erzählerin zur Hauptperson wird. Das Capitel über die Frauen=Emancipation ist gänzlich überflüssig, es steht so wenig im Zusammenhange mit dem Ganzen und ist auch äußerlich so garnicht mit der Erzählung verbunden, daß man es herauslösen könnte, ohne auch nur eine Lücke zurückzulassen. Von diesem Mangel abgesehen, den man der alternden Dichterin wohl verzeihen mag, ist „Im Abendroth“ eine ungemein anziehende Erzählung. Gerade die Einfachheit und Klarheit der Disposition giebt ihr etwas Nührendes, und die Charakteristik der Hauptperson, welche häufig innerhalb der Briefe als die Erzählerin ihrer eigenen Schicksale auftritt, ist vortrefflich. Da diese Hauptperson selbst, eine Dame von 50 Jahren, durch ihren früheren Beruf — sie war Sängerin — sehr interessante Ereignisse erlebt hat, wird auch ihre Erzählung interessant. Die Begründung der Vorgänge ist ebenso einfach wie die Composition. Nirgends wird man zur Anerkennung eines gewaltsamen Sprunges in dem ursächlichen Zusammenhange des Inhalts genöthigt. Warum die Dichterin ihre Erzählung eine kaleidoskopische nennt, verstehen wir nicht. Das Wort ist hier gar nicht am Platze. Es verwirrt mehr als es erklärt.

„Herzog Bernhard“, eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638—1639 von Hans Blum. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbandlung.

Eine Episode des dreißigjährigen Krieges, die Belagerung von Rheinfelden durch den Herzog Bernhard von Weimar, ist von dem Verfasser nach gründlichsten Quellenstudien, deren Nachweise am Schlusse des Buches sich vorfinden, in erzählende Form gebracht worden und somit hat der tragische Untergang jenes Herzogs eine neue literarische Bearbeitung gefunden. Dramatisch ist derselbe schon sehr oft verwerthet worden, aber wir stimmen mit Hans Blum vollständig darin überein, daß sowohl die Fülle der weit auseinander liegenden Ereignisse, der dramatischen Bearbeitung widerstrebt, als auch die tragische Schuld des Herzogs, welche aus dem Wortlaut seiner Verträge mit Frankreich zu begründen ist, in den breiteren Rahmen der Erzählung besser hineinpaßt, als in die knappe Form des Dramas. Der Verfasser hat seine Aufgabe glänzend gelöst, trotz der Gründlichkeit der geschichtlichen Vorstudien gewinnt der Gelehrte doch niemals die Oberhand über den Dichter, der Fluß der Erzählung wird nie durch überflüssigen historischen Ballast gehemmt, die Anordnung derselben ist übersichtlich und der Aufbau der Handlung beweist die fundige Hand des Autors, welcher die Spannung des Lesers beständig zu steigern versteht.

In der Gestalt des Walter Helveticus giebt der Verfasser gewissermaßen das ethische Princip, den veröhnenden Gedanken in jener so trostlos verworrenen Zeit des dreißigjährigen Krieges und in der Schilderung von Land und Leuten von Rheinfelden beweist er, wie lieb und vertraut ihm dieses Stück deutsche Erde ist, wie er dies in einem dem Buche vorangeschickten poetischen Vorworte auch selbst bekundet.

Auch die Lyriker haben sich in stattlicher Anzahl eingefunden. Es würde dem Berichterstatter etwas fehlen, wenn auf seinem Weihnachtstisch nicht mindestens ein Duzend deutscher Lyriker zwitscherte, aber man muß auch gestehen, daß viele ganz treffliche Weisen erschallen lassen. Allmählich wird wohl die Klage der Recensenten über die ewige Wiederholung der abgenutzten Stoffe und den fadenförmigen Reim verstummen müssen, denn es giebt eine ganze Schar junger Dichter, die mit dem Alten gründlich gebrochen haben: und läßt sich auch nicht sagen, daß der neue Weg, den die Lyrik einzuschlagen beginnt, schon ganz klar und fest vorgezeichnet sei, so darf man doch hoffen daß in nicht zu langer Zeit die bestimmte Richtung gefunden sein wird, umso mehr, als es an Talent nicht fehlt.

In einer umfangreichen Anthologie „Moderne Dichter-Charaktere“, herausgegeben von Wilhelm Arendt, mit Einleitungen von Hermann Conradi und Carl Hendell (Berlin, Ramlah'sche Buchhandlung)

hat sich eine große Anzahl jüngerer Lyriker zusammengefunden, um, so zu sagen, ihr Programm zu verkünden. Es giebt hier noch viel Unausgeglichenes, viel Unreifes und, um es gerade heraus zu sagen, viel Selbstüberschätzung, aber es wird auch viel Tüchtiges geleistet, und ein Theil der in der Anthologie vereinigten Dichtungen verdient vollste Anerkennung. Die Lyriker, die sich in den „Modernen Dichter-Charakteren“ zu einer Art Schule vereinigt haben, sind meist junge Leute zwischen 20 und 30 Jahren. Wer wird da Vollkommenes erwarten? Die berechtigte Hoffnung auf hervorragende Leistungen ist hier genügend. — Einer dieser jungen Stürmer veröffentlicht jetzt eine große Sammlung: „Das Buch der Zeit“, Lieder eines Modernen von Arno Holz (Zürich, Verlags-Magazin, J. Schabelitz)

Es läßt sich von diesem Liederbuch ganz dasselbe sagen, wie von den „Modernen Dichter-Charakteren“. Wir hätten die Hälfte der Sammlung gern dreingegeben, um die Wirkung der anderen nicht geschwächt zu sehen; denn die eine Hälfte der Dichtungen ist in der That ganz hervorragend durch Frische der Gedanken, Kraft in der Darstellung und Leichtigkeit in der Verfassung. Arno Holz bedarf nur einer gründlichen Selbstprüfung, um dereinst Bedeutendes zu leisten.

Hans Grassberger beschenkt uns mit zwei sehr hübschen Büchlein:

„Nix für unguet!“ Schnadahüpfeln (Leipzig, A. G. Liebeskind) und

„Bloderjam“ geistl'n G'sicht'n (Leipzig, A. G. Liebeskind).

Das erste Bändchen umfaßt kleine leichte Dichtungen im Tone des Volksliedes. Der Dichter hat ihnen als Wanderpaß eine hübsche Abhandlung „Ueber Herkunft und Wesen des Schnadahüpfels“ mitgegeben. Das zweite Büchlein enthält ein paar recht spaßige Geschichten, die mit großer Frische vorgetragen werden.

„Gedichte eines Optimisten“ von Julius Lohmeyer (Leipzig, G. A. Liebeskind) ist ein für sinnige Gemüther recht werthvolles Buch. Lohmeyer hat sich im beständigen Umgang mit der Jugend eine Reinheit der Empfindung erhalten und eine Keuschheit des Denkens, die wohlthuend abstricht von dem derben Realismus, der allmählich auch in unsere Literatur eindringt, ohne daß er aus unserem gesellschaftlichen Leben seine Berechtigung herleiten könnte. Lohmeyers Sammlung ist nicht umfangreich und zeugt von einer gesunden Selbstkritik. Aus dem Nachlasse eines Verstorbenen erhalten wir: „Seraphina“, eine Erzählung zwischen Wellen und Wogen von * * * mit einem Vorwort von Alfred Friedmann (Minden J. C. C. Bruns)

eine ergreifende Erzählung in wunderschönen Reimen, die uns den Schmerz des Herausgebers über seinen verstorbenen Freund begreiflich macht, denn der jung dahingegangene Dichter dieser Erzählung war in der That eine vielversprechende Begabung.

An dieser Stelle wollen wir auch zweier Uebersetzungen gedenken, die sich über den Durchschnit der Uebersetzungen bedeutend erheben: „Des Quintus Horatius Flaccus Oden“, in den Versmaßen der Urschrift in's Deutsche übersetzt und nach dem Inhalt geordnet von Carl Bruch (Minden, J. C. C. Bruns). Bruch hat sich als Uebersetzer der griechischen Tragiker und der Lyrik Roms einen bedeutenden Namen erworben. Seine Horaz-Uebersetzung ist ganz vortrefflich und verdient herausgehoben zu werden aus der Masse ähnlicher Arbeiten, die uns täglich vorgelegt werden.

Eine zweite beachtenswerthe Erscheinung sind die Gedichte von Alexei Kolzow. Deutsch von Friedrich Fiedler (Leipzig, Philipp Reclam jun.). Es giebt wohl kaum eine schwerere Aufgabe, als diesen langbaren russischen Lyriker, der sich stets so schlicht und volkstümlich ausdrückt, in eine westeuropäische Sprache zu übersetzen.

Für Frauen geeignet sind die „Frauenbilder der Blüthezeit der deutschen Literatur“, von August Sauer, mit 15 Original-Portraits (Leipzig, Adolf Lieke). Der Inhalt dieses Buches bilden Biographien hervorragender deutscher Frauen, wie Meta Klopstock, Eva Lessing, Lotte Schiller, Henriette Herz, Herzogin Anna Amalia u. s. w. u. s. w., die durch die Beigabe der Lichtdruck-Portraits belebt werden.

Für junge Mädchen eignet sich „Haiderösklein“, Lieber von Liebeslust und Frühlingsfreude, gesammelt von Dr. Carl Zettel, illustriert von R. Keppler u. A. (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer), eine Sammlung der schönsten Liebes- und Frühlingslieder der deutschen Literatur, mit großem Geschmack ausgewählt und mit der Zurückhaltung, welche für ein derartiges Buch erforderlich ist. Die Ausstattung ist hübsch.

Die reiche Literatur für Kinder ist auf unserem Weihnachtstisch in dem Moment, wo wir dies schreiben, nur durch zwei Vorläufer vertreten; der große Schwarm wird wohl noch nachkommen.

„Märchen und Erzählungen für Kinder“, von Zacharias Topelius, autorisirte Uebersetzung von L. A. Fehr (Gotha, Friedrich Andreas Bertels). Topelius gehört zu den hervorragendsten Dichtern des Nordens. Die Uebersetzerin hat aus seiner ganzen Sammlung eine Auswahl der für das Kindesalter geeignetsten getroffen und diese für unsere deutschen Bedürfnisse umgearbeitet. So werden sie dem Geiste unserer Kinder nahegebracht und haben doch andererseits den großen Reiz, die Kleinen in eine neue Welt einzuführen, in eine Welt, die ein wenig abliegt von der, die sie aus ihrer sonstigen Lectüre kennen.

„Bierundzwanzig Fabeln für Kinder“ von Elisabeth Ebeling, illustriert von Jean Bungarz (Leipzig, E. Zwiemeyer). Das Buch, das Dietrich Thebens' Empfehlung gefunden hat, ist für die Kinderstube vorzüglich geeignet, sowohl durch die einfachen hübschen Bilder wie durch die leicht faßlichen Verse, welche sich von unreiner Reimeret ebenso freihalten, wie von der Inhaltslosigkeit so vieler ähnlicher Erzeugnisse.

Zum Schlusse seien zwei eigenartige Bücher erwähnt, die für Kinder jeden Alters, auch für die größten, geeignet sind: „Illustriertes Buch der Patienzen“, neue Folge. „Noch 60 Patienzen“, Spiele mit Abbildungen zur Veranschaulichung der Lage der Partien (Breslau, J. U. Kerns Verlag [Max Müller]). Das ältere „Illustrierte Buch der Patienzen“ hat bereits zahlreiche deutsche und selbst zwei französische Auflagen erfahren. Diese neue Folge wird gewiß ebenso viel Anerkennung und Freunde finden. Die äußere Ausstattung ist eine ganz vortreffliche, der Farbendruck äußerst sauber und zierlich. §

„Die Sitten der guten Gesellschaft“ betitelt sich ein Rathgeber für das Leben in und außer dem Hause, von Marie Palm (Stuttgart, F. Engelhorn), der das ganze gesellschaftliche Leben in Haus und Familie, sowie das öffentliche Leben und den schriftlichen Verkehr der Gesellschaft umfaßt. Die kleinen Illustrationen von A. Langhammer sind in geschickter Weise in den Text verwebt. Das Buch unterscheidet sich von älteren dieser Art durch eine größere Berücksichtigung unserer Verhältnisse. —

Von großen encyclopädischen Werken, die lieferungsweise zur Anschaffung geboten werden, liegen zum diesjährigen Weihnachtsmarke vor: Otto Spamer's „Illustrirtes Conversations-Lexikon für das Volk“, zweite Auflage (Leipzig, Otto Spamer). Mit der soeben herausgegebenen Lieferung 48 schließt der zweite Band ab, der vierte Theil des Ganzen, da das Gesamtwerk auf acht Bände berechnet ist. Spamer's Conversations-Lexikon hat vor den anderen Werken dieser Art Eines voraus: den großen Reichthum an billigen Darstellungen, Portraits berühmter Persönlichkeiten, Scenen aus der Geschichte, Mythologie und Alterthums-Kunde, Darstellungen aus der Länder- und Völkerkunde, naturwissenschaftlichen Abbildungen, Schilderungen von Gegenständen der Industrie und des Handels, der Kunst, der Heraldik, der Münz- und Waffenkunde, der militärischen Wissenschaften, der Gymnastik u. s. w. Der Text beilehigt sich einer großen Einfachheit, und darum bezeichnet sich dieses Lexikon mit Recht als ein „orbis pictus für die studirende Jugend“, aber nicht bloß für diese, sondern auch für den weniger Gebildeten dürfte Spamer gerade

Ein neues Unternehmen ist die „Deutsche Encyclopädie“, ein neues Universal-Lexikon für alle Gebiete des Wissens (Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow), ein Werk, welches einer ganz bestimmten Tendenz zu dienen beabsichtigt.

Wie der Prospect sagt, will es die „stereotype an die französischen Encyclopädisten des vorigen Jahrhunderts anknüpfende schematische und abstrakte Auffassung aller politischen, wirtschaftlichen, socialen und kirchlichen Verhältnisse, wie sich dieselben in den vorhandenen Werken von Auflage zu Auflage hingeschleppt haben, einer lebensvolleren, mit der modernen Entwicklung der Dinge in Einklang stehenden Anschauung“ durchbrechen „und auf denjenigen Gebieten des öffentlichen Lebens, welche theils in Folge der trüben Erfahrungen einer verkehrten Entwicklung, theils in Folge des Bevölkerungszuwachses unserer Nation und der veränderten Weltstellung derselben erst in neuerer Zeit wieder mehr in den Vordergrund getreten sind, einen verhältnißmäßig breiten Raum in der Behandlung gewähren.“ Wir theilen zunächst nicht die absprechende Ansicht über die anderen vorhandenen Werke. Wir halten das Brockhaus'sche und das Meyer'sche Conversations-Lexikon für ganz vorzügliche Leistungen, die in stetem, edlem Wettstreit sich auf der Höhe unserer Anschauungen halten und durchaus von jener schematischen und abstracten Auffassung aller Verhältnisse entfernt sind. Wir glauben auch nicht, daß in dieser Beziehung die neue Grunow'sche Encyclopädie über diese Leistungen hinausgehen wird. Der Unterschied ist mehr in dem politischen Standpunkte zu suchen, den die Redaction der deutschen Encyclopädie einnimmt. Bei Meyer und Brockhaus könnte man von einem politischen Standpunkte eigentlich gar nicht sprechen. Sie sind im Allgemeinen liberal, nicht aber in dem beschränkten Sinne einer politischen Partei. Grunow dagegen stellt sich offenbar auf einen bestimmten Parteistandpunkt und betrachtet von diesem das Gesammte unseres Wissens. Ohne Zweifel giebt es heute sehr Viele, die diese Betrachtung der Dinge theilen, und darum war das Unternehmen an der Zeit.

Das bewährte kleine Conversations-Lexikon von Brockhaus, encyclopädisches Handwörterbuch (in 2 Bänden), eröffnet schon wieder eine neue Auflage, die vierte, vollständig umgearbeitete. Es ist mit seinen zahlreichen Abbildungen und Karten ein sehr bequemer Rathgeber für den Arbeitstisch des Gelehrten wie des Nichtgelehrten.

Ein nützliches, populäres Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch, für Jeden, auch für den, der nur mit Elementarschulkenntnissen ausgerüstet ist, will die Verlagshandlung von Wilhelmi u. Kroll (Leipzig) in *Wilhelmi's Nachschlagebuch*, ein kurz gefaßtes Wörterbuch des Wissenswerthesten aus allen Gebieten zum Handgebrauch für Jedermann, liefern. Sobald wir mehr als die uns vorliegenden zwei Lieferungen in Händen haben werden, werden wir unser Urtheil über das Werk abgeben.



Bibliographische Notizen.

Zur Literaturgeschichte.

Sehr treffend hat eingestreicher Schriftsteller bemerkt, wir läsen heute mehr Literaturgeschichte als Literatur selbst. Aber erklärt sich das nicht: erstens aus dem Bedürfnis, in unserer nach allen Seiten zerplitterten Zeit sich das Gesamtbild menschlichen

Fortschritts vor Augen zu halten und zweitens aus dem nicht minder wichtigen Umstande, daß unsere schaffende Literatur im gegenwärtigen Moment weit zurücksteht hinter den Leistungen unserer gelehrten Geschichtsforscher?

Literatur und die Kenntniß ihrer Geschichte nicht einfach als Gegensätze behandeln: eins beengt und fördert das Andere.

So ist es beifpielsweise unmöglich, uns die Entwicklung der slavischen Literaturen durch Uebersetzung aller ihrer Werke oder auch nur der hervorragenden einigermaßen verständlich zu machen; wo sollten sich für ein solches Unternehmen, wenn es überhaupt der Mühe werth wäre, Verfasser und Leser finden! Eine „Geschichte der slavischen Literaturen“ dagegen kann sicher auf die größte Theilnahme aller Derjenigen zählen, welche gewohnt sind, die geistige Entwicklung Europas als eine gegenseitige, stets wachsende Beeinflussung der einen Völker durch die andere zu betrachten. Die Russen Pypin und Spasovič haben vor einem Jahrzehnt oder länger einen kurzen Abriss der Geschichte aller slavischen Literaturen entworfen. Das Buch war hauptsächlich für Rußland bestimmt. Es hatte auch in seiner damaligen Form nur für diese einen Werth; wir hätten zu wenig daraus gelernt. Nun ist das bescheidene Buch zu einem zweibändigen Werke angewachsen und der Brockhaus'sche Verlag erfreut uns durch eine treffliche Uebersetzung der „Geschichte der slavischen Literaturen.“ Von A. N. Pypin und B. D. Spasovič (nach der 2. Auflage) von Traugott Beck. Der erste Band des Werkes umfaßt außer der Einleitung die Literatur Bulgariens, der Serben, Kroaten und Slovenen und der sogenannten Ruthenen. Der zweite Band enthält die polnische Literatur (dies bildet den Beitrag, den Spasovič geliefert hat), die Literatur der Tschechen, der Slovaken und der Lausitzer Serben sammt einem Schluß-Capitel über die slavische Renaissance. Die Verfasser sind weit entfernt von irgend welchem Pan-slavismus oder Chauvinismus. Pypin äußert sich über seinen Standpunkt wie folgt: „Bei der Art, wie ich die slavischen Beziehungen betrachte, sah ich in der gegenseitigen slavischen Feindschaft weder Vernunft noch Nutzen: ein politisch richtiges und wissenschaftlich wahres Verständniß der slavischen Beziehungen erfordert meiner Ansicht nach Achtung vor der fremden nationalen Individualität. Der ganze Sinn des nationalen slavischen Ideals bestand in der gegenseitigen Anerkennung der national-historischen Eigentümlichkeiten seines „Nächsten“, worin auch Wege zur Versöhnung und wirklichen Einheit gefunden werden konnten.“ Beide Autoren sehen

slavischen Nationalitäten zu Ende des vorigen und zu Beginn unseres Jahrhunderts in der wachsenden allgemeinen Bildung und der dem entsprechend zunehmenden Völkerbildung im Osten. Mit ihr kam die Forderung gleicher politischer Rechte, die Wissenschaft unterstützte die Forderungen des Volkes. Das ist die sogenannte „slavische Renaissance“. Die Erklärung dieser Ereignisse und ihre tiefere Bedeutung ist das eigentliche Ziel der „Geschichte der slavischen Literatur“. Wir haben in deutscher Sprache nie ein Buch besessen, das auch nur annähernd soviel gesichtetes Material, soviel zuverlässige Belehrung über slavische Dinge in so schöner Form geboten hätte. Eine eigentliche Kritik des Buches wird man an dieser Stelle nicht fordern. Lücken und Mängel, wie sie die sachmännische Kritik hier und da nachgewiesen hat und wohl auch noch nachweisen könnte, thun dem bedeutenden Buche wenig Eintrag. Adolf Gasparj giebt als vierten Band der Literatur der europäischen Völker eine Geschichte der italienischen Literatur (Berlin, Robert Oppenheim) heraus. Bisher ist der erste Band erschienen. Er reicht von den Anfängen der Dichtung in Italien bis zu den Zeiten Petrarca's. Der Mittelpunkt dieses Bandes bildet Dante und naturgemäß dessen göttliche Comödie. Gasparj hat vorher eine Studie über die sicilianische Dichterschule veröffentlicht, welche die Anerkennung der gelehrten Welt gefunden hat. Zum Theil bezieht sich also die Aufgabe, die er sich jetzt stellt, mit dieser seiner Jugendarbeit. Das Buch ist von jedem Uebersetzer an gelehrten Anmerkungen ebennmöglichst befreit, in klarem, lebendigem Erzählerton geschrieben und ganz besonders ausgezeichnet in den Capiteln, welche das Specialgebiet des Verfassers — die sicilianische Dichterschule und Dante — behandeln. Wir sehen dem Erscheinen des zweiten mit großen Erwartungen entgegen. In demselben Sammelwerke erscheint jetzt: die „Geschichte der jüdischen Literatur“ von Gustav Karpeles (Berlin, Robert Oppenheim). Es liegt bisher nur die erste Lieferung vor, die allerdings ein Urtheil über das Ganze nicht gestattet. Eines aber darf man unbedingt vom Verfasser nachrühmen: Vorurtheilslosigkeit, und das ist viel werth. Daß er die Kenntniß, die dieses ungeheure Unternehmen erfordert, mitbringt, darf man voraussetzen — ungeheuer, da die Ge-

des letzten hundertjährigen Böses und seiner tausendjährigen Geschichte entsprechend weit reicher und weitverzweigter ist und ihr Inhalt vielgestaltiger, als die Literatur irgend eines andern Stammes.

Eine neue Auflage von Karl Gödeler's Grundriß zur Geschichte d. deutschen Dichtung. (Dresden, V. Ehlermann) ist eine besonders erfreuliche Gabe. Dieses Buch hat dringend eine Neubearbeitung gefordert. Was die deutsche Wissenschaft seit dem Erscheinen der ersten Auflage zu Tage gefördert hat, muß berücksichtigt werden, und so wuchs das Buch um das Doppelte. Welch immenser Fleiß, welches ungeheure Wissen, welche Gründlichkeit und Sorgfalt liegt in dieser Arbeit! Gödeler ist schon lange ein für jeden Arbeitenden gänzlich unentbehrliches Handbuch; in dieser neuen Auflage ist es ein noch zuverlässigerer Rathgeber geworden. Es dient heute weiteren Kreisen, indem beispielsweise das deutsche Lied auch in musikalischer Hinsicht erschöpfend berücksichtigt ist. Von der neuen Auflage liegen bereits der abgeschlossene erste Band (das Mittelalter) und das erste Heft des zweiten Bandes vor.

Von Monographien zur Literatur-Geschichte sei hier erwähnt eine Studie von Dr. Gottlieb Krause: Friedrich der Große und die deutsche Poesie (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses). Der Verfasser bekämpft die Ansicht, daß die Zeit Friedrich's des Großen arm an literarischen Erzeugnissen und an geistiger Anregung gewesen sei. Die Stellung des Königs selbst zur deutschen Sprache und deutschen Literatur schildert der Verfasser anders als man sie bisher gewohnt war aufzufassen. Er untersucht, bis zu welchem Grade die Abneigung des Königs gegen die deutsche Literatur berechtigt war, und beweist, daß Friedrich II. durchaus kein blinder Anhänger der Franzosen gewesen sei. Der König habe selbst eine warme Empfindung gehabt für die Entwicklung des deutschen Wesens, nur habe ihm der damalige Zustand der deutschen Literatur keine Bewunderung abringen können. Von besonderem Interesse ist die Betrachtung der Tagesliteratur, wenn wir so sagen dürfen, jener Zeit, der Flugschriften, Brochüren u. dgl. Das Büchlein ist eine angenehme

und in jeder Hinsicht geistigen Bereicherung.

Mit den Erscheinungen derselben Periode beschäftigt sich Wolrad Eigenbrodt's Hagedorn und die Erzählung in Reimversen (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung).

In einem umfangreichen einleitenden Capitel wird die deutsche Fabel des 18. Jahrhunderts vor dem Auftreten Hagedorn's betrachtet; das zweite Capitel beschäftigt sich mit Hagedorn's Fabeln und Erzählungen, und in den folgenden beiden wird die Weiterentwicklung der deutschen Fabel von Hagedorn bis Gellert, Lessing und Wieland kritischer Betrachtung unterzogen.

Goethe und die Wertherzeit betitelt sich ein Vortrag von Carl Knorz (Zürich, Verlags-Magazin, J. Schabelitz). Für uns ist in dieser kleinen Studie von Interesse der Anhang „Goethe in Amerika.“ Wir werden mit den kritischen Studien über unseren Dichter und mit seinen Uebersetzern bekannt gemacht und erlangen auf diese Weise Kenntniß von dem großen Einfluß und der ungeheuren Verehrung, welche Goethe auch jenseits des Oceans genießt.

Goethe als Jurist von Dr. jur. J. Meißner (Berlin, Friedrich Kortkamp) weist nach, daß Goethe der Rechtswissenschaft und dem Rechtsleben weit mehr, als gewöhnlich angenommen wird, sein verständnißvolles Interesse zugewendet habe. — Zu erwähnen sind hier noch zwei Briefwechsel.

Wieland und Reinhold. Original-Mittheilungen als Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens. Herausgegeben von Robert Keil. (Leipzig-Berlin, Wilhelm-Friedrich.)

Rob. Keil ist in den Lebensverhältnissen und Beziehungen unserer beiden großen Dichter und des weiten Kreises von Freunden, der diese umgiebt, seit Jahren zu Hause, als hätte er als ihr Zeitgenosse in Weimar gelebt. Wir verdanken ihm vielfache Veröffentlichungen aus jener Zeit, und sein neuestes Sammelwerk, „Wieland und Reinhold“, schließt sich den vorangegangenen Arbeiten in jeder Beziehung würdig an. Seinen Hauptinhalt bilden Briefe von Wieland, zu meist an seinen Schwiegervater Reinhold — für beide Seiten ein Zeugniß des schönsten Einvernehmens und eines liebe-

möglich ist. Der alte Wieland gewinnt durch diese Veröffentlichung bedeutend. Es ist nicht zu bestreiten, daß er ein wenig in Vergessenheit gerieth. Wer liest heute noch seine Werke, selbst die bekanntesten und am häufigsten genannten? Diese Briefe aber verdienen gelesen zu werden, schon darum, weil sie über das geistige Leben der Zeit so vieles Neue unserer Kenntniß beifügen. Den übrigen Theil des Buches nehmen Briefe von Schiller, Jacobi, Boß, von der Mede, Lavater, von der Familie Reimarus u. s. w. ein. Der Brieffammlung hat Peil eine biographische Einleitung über Carl Leonhardt Reinhold vorausgeschickt, die den hervorragenden Philosophen und Commentator uns wieder näher führen soll.

Ferner der Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike, herausgegeben von Jacob Bechtold (Stuttgart, Gebr. Kröner). Nach einer hübschen Einleitung, in welcher die liebenswürdige Dichter-Persönlichkeit Hermann Kurz treffend charakterisirt wird, bietet der Herausgeber uns 58 Briefe; 41 von dem jüngeren Kurz und 17 von Mörike. Eine langjährige Freundschaft verband diese beiden Männer, die in ihren literarischen Anschauungen so ganz übereinstimmten, während sie in politischer Hinsicht ganz auseinander gingen. Die Politik war es auch, die sie endlich von einander entfernte. Die wenigen Briefe Mörikes gehören zu dem Reizendsten, was wir von diesem Dichter gelesen haben. Sie klingen oft wie seine schönsten lyrischen Gedichte.

Von neun Auflagen und Neudrucken denken wir an dieser Stelle der „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens.“ Von Johann Peter Eckermann. Mit einleitender Abhandlung von Heinrich Dünker.“ Leipzig, F. A. Brockhaus. 3 Bände.

Ein Wort zum Lobe dieses köstlichen Werkes zu sagen, das längst und mit Recht ein Lieblingsbuch der deutschen Nation geworden ist, ließe Wasser in's Meer tragen. Wir wollen uns daher darauf beschränken, darauf hinweisen, daß hier zum ersten Male das Werk mit einer einleitenden Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Dünker erscheint, die zu Verständnisse und dadurch zum Genuße des Ganzen erheblich beitragen. Denn „Eckermann schrieb aus der vollsten

damals größte Dichter und Weise der Welt in Verbindung stand, ihre Beziehungen zu ihm werden als bekannt vorausgesetzt. Dadurch ist für den in diesen Verhältnissen nicht Heimischen Manches dunkel, Anderes tritt wenigstens nicht in der zur vollen Auffassung nöthigen Klarheit hervor.“ Wer könnte aber berufener erscheinen, über alle in diesem Buche nur flüchtig berührten Verhältnisse und Thatsachen erschöpfende Aufklärung zu geben, als Heinrich Dünker, der unter sämmtlichen Goetheforschern unstrittig über das meiste Detailmaterial verfügt?

Dazu ist das Werk mit einem neuen, vollständigen Register versehen, so daß es eigentlich jetzt erst seinen Beruf, ein Volksbuch im besten Sinne zu sein, ganz erfüllt.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. 17, 18, 19. A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. 20. Gedanken über Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauer-Kunst von J. J. Winkelmann. Erste Ausgabe 1755 mit Deser-Bignetten. (Heilbronn, Gebr. Henningcr.) Es war eine Zeitlang Mode in Deutschland, über die Bestrebungen der romantischen Schule und ihre Hauptvertreter mit einer gewissen Verächtlichkeit abzuurtheilen, und sie als Ausgeburten einer „Periode allgemeiner Geistesverwirrung“ für immer in die Kumpfkammer der Literaturgeschichte zu verbannen. Namentlich hat die Beurtheilung der Persönlichkeit A. W. Schlegels durch das Herrbild zu leiden gehabt, das Heinrich Heine aus verletzter Eitelkeit in seiner „Geschichte der romantischen Schule“ von Schlegels literarischer und sittlicher Existenz entwarf, und das um so unauslöschlicher in dem Gedächtniß der Zeitgenossen sich einprägte, als er mit seinen witzigen Invektiven auf das Wesen der Sache gar nicht einging. In neuerer Zeit haben hervorragende Literaturhistoriker, wie vor Allen Haym in seinem Werke: „Die romantische Schule“ das richtige Sachverhältniß wieder herzustellen gesucht und uns die Augen geöffnet über die reichen und unvergänglichen Schätze, die wir in den Werken der Romantiker neben mancherlei Unrechtem und Vergänglichem besitzen. Die hier vorliegenden Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst (Band I: Die

Künigter, Band II: Die Geschichte der klassischen Literatur, Band III: Die Geschichte der romantischen Literatur), die Schlegel in den Jahren 1801 bis 1804 unter großem Beifall vor einem außerlesenen Publikum in Berlin gehalten hat, waren bisher nur auszugsweise durch das Haym'sche Werk bekannt, jetzt erscheinen sie zum ersten Male vollständig und mit orientirenden Einleitungen versehen von der sachkundigen und gewissenhaften Hand eines jüngeren Gelehrten, des Prager Universitäts-Professors J. Minor, der sich auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte bereits mehrfach bewährt hat. Wenn wir diesen Volesungen auch keineswegs den hohen Rang einräumen können, den Schlegels spätere Vorlesungen „über die dramatische Kunst“, als ein Meisterwerk der Kritik, in unserer Literatur mit Recht beanspruchen, so verdienen sie doch unser lebhaftes Interesse, nicht sowohl, weil sie als Cobey der Kunstansichten der romantischen Schule mit allen ihren Verirrungen gelten können, als vielmehr, wie Haym sagt, „weil das meiste von dem, was noch heute den Körper der Aesthetik ausmacht — das Stoffliche sowohl wie die leitenden Ideen — sich bereits in dieser Schlegel'schen Kunstlehre findet, und sie in der richtigen Oekonomie, in dem Reiz der Darstellung, in echter und edler Popularität alle ihre Nachfolgerinnen übertreffen dürfte“.

In jedem Jahre trägt die Veröffentlichung dieses Werkes dazu bei, die Charakteristik A. W. Schlegels, der, wie Julian Schmidt sagt, „literarhistorisch noch nicht zu seinem Rechte gekommen ist“, zu vervollständigen und zu verdeutlichen, und eine wesentliche Lücke in der Geschichte der Entwicklung unserer ästhetischen Ansichten auszufüllen.

Winkelmans kleine Abhandlung, deren Bedeutung für Erforschung der alten Kunst bekannt ist, erscheint hier in der treuesten Nachahmung der ersten Auflage. Eine Einleitung von Ulrich in Würzburg legt diese Bedeutung klar und führt uns in die Lectüre des immerhin nicht leichteren Buches ein.

Zum Schlusse gedenken wir der Shakespeares-Notes by F. A. Leo (London, Trübner & Co.). Der bekannte Shakespeare-Forscher behandelt in diesem Bande eine große Anzahl von Stellen aus des Dichters Dramen und stellt in vielen Fällen bessere als die bisher allgemein üblichen Lesarten her. Gegenstand der Behandlung sind zwölf Stücke, unter ihnen auch die Meisterwerke Shakespeares. Die Ausstattung dieses Buches könnten sich deutsche Verleger zum Muster nehmen; Papier, Druck und Einband sind von edelstem Geschmac. Der Verfasser, der solch splendiden Verleger findet, ist wahrhaft beneidenswerth.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Alexander, Gottfried, Abominabel. Lustspiel in drei Aufzügen. Leipzig, Oswald Matzo.
L'Armée et la France de 1885 Réponse à l'auteur de l'armée et la démocratie par l'officier Nestor. Deuxième édition. Paris, Louis Westhauser. Libraire - Editeur rue des Saintes-Pères, 40.
Arnold, Hans, Fünf neue Novellen. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
Burmester, Heinrich, Hans Höltig, 'ne Geschicht ut plattdütschen Lann'. Berlin, Eduard Rentzel.
Crescenzia, Amalia, Liebeslegenden. Wien, Verlag von Carl Konegen.
Duboc, Julius, Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus, mit Bezugnahme auf die moderne Tragödie. Hamburg, Hermann Grüning.
Ebers-Galerie. Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers. Nach Gemälden von L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gontz, P. Grot-Johann, H. Kaubach, Ferd. Keller, O. Knille. F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann. In photogr. Reproduktionen von Fr. Bruckmann in München. Cabinet-Ausgabe. 20 Kunstblätter in feiner Leinwand-


mappe. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger).
Eckstein, Ernst, Aphrodite. Roman aus Alt-Hellas. Leipzig, Carl Reissner.
Forel, Prof. Dr. Aug., Das Gedächtniss und seine Abnormitäten. Rathhausvortrag gehalten am 11. December 1884. Zürich, Orell Füssli & Co.
Friedemann, Edmund, Catilina. Roman in zwei Bänden. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.
Hankel, Paul, Galiläi. Drama in 2 Abtheilungen und 5 Acten. Leipzig, Oswald Mutze.
Hartmann, Eduard von, Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus. 3. Auflage. Berlin, Carl Duncker.
 — Moderne Probleme. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Heichen, Paul, Afrika, Hand-Lexikon. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lfg. 12. Leipzig, Gressner & Schramm.
Heyse, Paul, Spruchbüchlein. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).
 — und **Laistner**, L., Neuer deutscher Novellenschatz. Band 10. 11. 12. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1

- Roman. Zwei Bände. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung).
- Höhne, E.**, Nordkap und Mitternachts-Sonne. Eine norwegische Reise. Hamburg, Hoffmann & Campe.
- Heizhausen.** Fritz von, Sorathi. Epische Dichtung in 12 Gesängen. Leipzig, Gustav Brauns.
- Jähns, Max, Major**, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
- Jungmann, Sophie**, Helldunkel. Roman. 2 Bde. Leipzig, Carl Reissner.
- Karpeles, G.**, Heinrich Heines Biographie. Hamburg, Hoffmann & Campe.
- Klehn, Herrmann**, Lenzfahrt. Dresden, Wilhelm Hoffmann.
- Kirchbach, Wolfgang**, Ein Lebensbuch. München und Leipzig Otto Heinrichs.
- Kobelt, Dr. W.**, Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.
- Kohn, Dr. Maximilian**, Die Meisterwerke der deutschen Literatur in mustergültigen Inhaltsangaben. Hamburg, J. F. Richter.
- Laeroma, Paul Maria**, Formosa. Roman. Leipzig, Ed. Wartig Verlag (Ernst Hoppe).
- Lang, Paul**, Regiswindis. Eine Heiligengeschichte aus der Karolinger-Zeit. Illustr. von Theodor Schmidt. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.
- Laverrenz, C.**, Die Medaillen und Gedächtniszeichen der deutschen Hochschulen. Ein Beitrag zur Geschichte aller seit dem XIV. Jahrhundert in Deutschland errichteten Universitäten. 1. Theil. Mit 8 Ansichten und 16 Tafeln Medaillenabbildungen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
- Liebusch, Georg**, Sagen und Bilder aus Muskan und dem Park. Zweite Aufl. herausg. von E. Petzold. Dresden, Zahn & Jaensch.
- Lothelissen, Ferdinand**, Königin Margarethe von Navarra. Ein Cultur- und Literaturbild aus der Zeit der französischen Reformation. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
- Marshall, Emma**, Errungen. Eine Erzählung aus dem Quäkerleben. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
- Meschtscherski, Fürst W.**, Einer von unsern Bismarcks. Roman. Aus dem Russischen von G. Keuchel. Berlin, A. Deubner.
- Olzelt-Newin, Anton**, Die Grenzen des Glaubens. Wien, Carl Konegen.
- Piderit, Dr. Th.**, Mimik und Physiognomik. Zweite neu bearbeitete Auflage. Mit 95 photolithographischen Abbildungen. Detmold, Meyer'sche Hof-Buchhandlung (H. Deneke).
- Preyer, W.**, Aus Natur- und Menschenleben. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
- Puppenspiele**, Deutsche, Herausgegeben von Richard Kralik und Joseph Winter. Wien, Carl Konegen.
- Radenhausen, C.**, Die Socialdemokratie. Ihre Wahrheiten und ihre Irrthümer. Hamburg, Hoffmann & Campe.
- Renatus, Johannes**, Lebensskizzen aus ernsten und heitren Tagen, erzählend gezeichnet. 2 Bde. Dresden, Zahn & Jaensch.
- Roebell, D.**, Dunkle Bilder aus dem Sauerleben. 2. und 3. Lief. Bremen, F. A. Wiegand.
- Roskoschy, Dr. Hermann**, Afghanistan und seine Nachbarländer. Der Schauplatz des jüngsten russisch-englischen Conflicts in Central-Asien. Nach den neuesten Quellen geschildert. Mit ca. 200 Abbildungen, vielen Karten und Plänen und einer grossen in Farben ausgeführten Karte Afghanistans als Gratisbeigabe. Liefertung 13. Leipzig, Gressner & Schramm.
- Sander, F.**, Die Hugenotten und das Edict von Nantes. Mit urkundlichen Beigaben. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.
- Schaaffhausen, Hermann**, Anthropologische Studien. Bonn, Adolf Marcus.
- Schmidt, Prof. Dr. Erich**, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Zweiten Bandes erste Abtheilung. Berlin, Weidemann'sche Buchhandlung.
- Schranks, Dr. Eduard Maria**, 'Der Stoiker Epiktet und seine Philosophie. Frankfurt a. O., B. Waldmanns Verlag.
- Segebarth, Johann**, Ut de Demokratentid. Erzählung in niederdeutscher Mundart. Berlin, H. Th. Mrose.
- Seldel, Robert, Friedrich der Grosse**, „der Heros der deutschen Volksbildung“ und die Volksschule. Wien und Leipzig, A. Pichlers Wittwe & Sohn.
- Souchay, Theodor**, Frisch vom Herzen. Lieder und Dichtungen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
- Steyr, Hans**, Ein Praktikus. Lustspiel in einem Aufzuge. Leipzig, Oswald Mutze.
- Sutermeister, Prof. O.**, Schweizer-Düsch. 16 bis 28: Für d'Chinderstube. Poesie und Prosa in den Mundarten der Schweiz. 29 bis 30: Bilder aus dem Volkleben des Vorder-Prättigaus alter und neuer Zeit von Michael Kuoni. 31-32: Aus dem Kanton Luzern. 2. u. 3. Heft. 33: Auf dem Kanton Thurgau. 2. Heft. Zürich, Orell Füssli & Co.
- Suttner, A. G.** von, Daredjan, mingrelisches Sittenbild. Leipzig und München, Otto Heinrichs.
- Taubert, Emil**, Gesammelte Schriften. 1. Band (8 Novellen). Leipzig, Alfred Krüger.
- Trinius, A.**, Vom grünen Strand der Spree. Berliner Skizzenbuch. Minden, J. C. C. Bruns.
- Wagener, Bernhard**, Strandgut. Vier Novellen. Berlin, Richard Wilhelm.
- Wagner, Richard**, Entwürfe. Gedanken. Fragmente. Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Walcker, Dr. Karl**, Die Strikes und die innere Interessengegensätze der Handarbeiterklasse. Vermehrter Sonderabdruck aus der Berliner „Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft, Politik und Naturgeschichte.“ Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung.
- Warnow, Franz**, „Jus“. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
- Werder, Anna von**, Professor Irrgang. Eine Erzählung. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
- Winter, Joseph**, Gedichte. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.
- Zöllner, Hugo**, Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Literarischer

Weihnachts-Anzeiger

zu

Nord und Süd.

1885.



Verzeichniss der Inserenten im „Weihnachts-Anzeiger“ von Nord und Süd.

I. Buchhandel.

Abel, Ambros., Leipzig 10	Illustrirte Frauen-Zeitung, Berlin 3
Allgemeine Zeitung in München 9	Kern's, J. U., Verlag, Breslau 15
Berliner Tageblatt, Berlin 3	Konegon, Karl, Wien 15
Bielefeld's, J., Verlag, Karlsruhe 4	Kummer, Ed., Leipzig 6
Costenoble, Herm., Jena 3	Liebeskind, G. A., Leipzig 15
Engelmann, Wilh., Leipzig 10	Literarische Anstalt (Rütten & Loening), Frankfurt a. M. 14
Fischer, Gustav, Jena 6	Mitscher, Raimund, Berlin 15
Glogau, S., Leipzig 8	Schottlaender, S., Breslau 14
Grote'sche, G., Verlags-Buchh., Berlin . 12	Staackmann, L., Leipzig 12
Hartung'sche Druckerei, Königsberg i. Pr. 12	Titze, Adolf, Leipzig 8
Haude & Spener'sche Buchh. (F. Woidling), Berlin 6	Wagner'sche, Fr., Univ.-Buchhandlung, Freiburg i. Br. 15
Hendel, O., Halle a. S. 12	Westermann, George, Braunschweig 7
Hinrich'sche, J. C., Buchhandlung, Leipzig 8	Winter's, Carl, Univ.-Buchhdlg., Heidelberg 15
Hirt, Ferdinand, & Sohn, Leipzig 16	
	Bibliographisches Institut, Leipzig. Umschlag.

II. Gewerbe und Industrie etc.

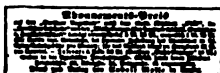
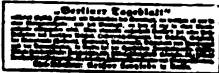
Apollinaris-Company (Limited), Arthal.	Gesellschaft für Erdkunde, Berlin (Aufruf zu einem Denkmal für Prof. Nachtigal).
Brown & Palson, k. e. Hofl., Paisley (Schott- land) und Berlin.	Photogr. Gesellschaft, Berlin.
Carlsbader Mineralwasser-Versendung. (L. Schottlaender) in Carlsbad.	Mendrzyk's, Frau Prediger, Familienhöl, Berlin.
Dittmer, Raphael, Kiel, Friedrichshaller Bitter- quelle, Friedrichshall b. Hildburghausen.	Werner, Dr., Apoth., Endersbach, Württemberg. Wiener Allgemeine Zeitung.

III. Beilagen.

Baer, Josef, & Co., Frankfurt a/M.	Richter, F. Ad., & Co., Rudelstadt (und Leipziger Lehrmittelanstalt des Dr. Oscar Schneider in Leipzig).
Bergmann, J. F., Wiesbaden.	Schmorl & von Seefeld, Hannover.
Callwey, Georg D. W., München.	Schottlaender, S., Breslau.
Ehlermann, Louis, Dresden.	Simon, Leonhard, Berlin.
Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien.	Verlagsanstalt für Kunst & Wissenschaft (vormals J. Bruckmann) München.
Lovy & Müller, Stuttgart.	



Gelesenste Zeitung Deutschlands.



Berliner Tageblatt

nebst seinen werthvollen 4 Separat-Beiblättern:

Illust. Witzblatt „ULK“, in erweitertem Umfange,
Volksthrift. Sonntagsblatt

„Deutsche Reichsliste“

Feuilleton. Beiblatt

„Der Zeitgeist“

„Zwischenreden über Landwirtschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“

wurde in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit u. Gediegenheit seines Inhalts
die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Alle neu hinzutretenden Abonnenten

erhalten gratis u. franco den bis zum 1. Dezember bereits erschienenen
Theil des Romans von

Hermann Heiberg: „Eithers Ehe.“

Man abonniert für den Monat *Dezember* auf das „Berliner Tageblatt“ nebst obigen
4 Separat-Beiblättern bei sämmtlichen Postanstalten
des deutschen Reiches für den Betrag von nur

1 Mark 75 Pf.

Probe-Nummer gratis u. franco.

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Großes illustriertes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungsnummern zu je 2-2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern,
12 Schnittmuster-Zeilagen und 12 farbige Modenbilder;

Die **Gestausgabe** bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“, und kostet das
Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die **Ausgabe mit allen Kupfern** (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostüm-
Bilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Gest.-Ausgabe
auch alle Post-Anstalten.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Sobald erschienen:

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt von

H. A. Berlepsch.

Fünfte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Zweite wohlfeile Volksausgabe.
Umgearbeitet, vermehrt und ergänzt vom Sohne des Verfassers.

Mit 18 Illustrationen nach Originalzeichnungen von **Emil Rittmeyer.**

Leg.-8. 1 starker Bd. 37 Bogen, eleg. broch. 6 Mk., hocheleg. geb. 7 Mk. 50 Pf.

Dieses vorzüglich ausgestattete und allgemein als würdige Ergänzung von **Isidus Thier-
leben der Alpenwelt** bezeichnete klassische Werk wurde in fast alle Sprachen der Civilisation,
als in das Dänische, Englische, Französische, Holländische, Russische und
Schwedische übersezt. Lebendige und naturgetreue Schilderungen, gleich geeignet, den in die
Alpen Reisenden auf die großartigen und eigenthümlichen Erscheinungen in denselben vor-
zubereiten, wie dem Rückkehrenden zur angenehmen Erinnerung an das Gesehene zu dienen.

J. Bielefeld's Verlag in Karlsruhe.

Deutsche illustrierte Volksbücher.

Berthold **A**nerbach's **G**esammelte **V**olkserzählungen.

In 3 Bänden geheftet 9 Mark, elegant gebunden 12 Mark.



Auch in 10 abgeschlossenen karton. Bändchen à 1 Mark.

Mit ca. 400 Bildern

von K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, Ad. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, Ludw. Richter, J. Scholz, E. Schürth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A.

Die Häfnetjungfer.

Eine Rebländer Dorfgeschichte a. d. vorigen Jahrhundert

von

Herm. Albrecht.

Brosch. 3.50 Mk., eleg. geb. 4.50 Mk.

Geschichten und Bilder aus Baden.

Mit 49 Illustrationen.

Broschirt 1.50 Mk., eleg. gebunden 3 Mk.

Vielliebchen.

Ein Märchen aus der Ritterzeit

von

C. Friedrich.

Elegant gebunden 3 Mk.

Gedichte

von

Heinrich Vierordt.

Broschirt 3 Mk.

Elegant gebunden 4 Mk.

Kunstgewerbliche Vorbilder aus dem Alterthum.

100 Blätter, nach den besten Quellen zusammengestellt

von Prof. **Gustav Kachel**, Authogr. von Prof. **Franz Sales Meyer**.

2. verbesserte Auflage.

In 12 Lieferungen à 1.50 Mk., komplet in Mappe 18 Mk.

Skaldenklänge.

Ein Balladenbuch zeitgenössischer Dichter, gesammelt von **Eufemia Gräfin Ballestrem** und **Hermann Lingg**. In Original-Prachtband M. 6.—

Mein Leben

und ein Stück Zeitgeschichte von **Karl Biedermann**
 ordentl. Honorarprofessor an der
 Univers. Leipzig.
 Erster Band. Eleg. brosch. Mk. 5.
 Fein gebunden Mk. 6.50.

Dreissig Jahre deutscher Geschichte.

Vom Thronwechsel in Preussen
 bis zur Aufriehung des neuen deutschen Kaiserthums.
 Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1813—1846.
 Von **Karl Biedermann**,
 ord. Honor.-Professor an der Universität zu Leipzig.
 2. Aufl. 3 Bände. Eleg. brosch. in 3 Bänden M. 10.—;
 gebunden in 3 Bänden M. 12.—

Aus der Fremde.

Neue Dichtergüsse aus vieler Herr
 Länder gesammelt
 von **Elise Polko**.
 Zweiter (Sterotyp-) Abdruck.
 Miniatur-Ausgabe.
 In Original-Einband M. 4.—

WILDE ROSEN.

Dichtungen von
Anna Segert.
 Eleg. broschirt M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Adam Homo.

Von **Paludan-Müller**.
 Mit einer Vorrede von **Georg Brandes**. Übersetzt von
Emma Klingsfeld.
 In 2 Original-Prachtbänden M. 10.—

Weihnachts-Novität von **Friedrich Bodenstedt**.

Neues Leben.

Gedichte und Sprüche

von
Friedrich Bodenstedt.

1 Band in hochelegantem Original-Einband Mk. 4.50.

Bilder aus der Zukunft.

Zwei Erzählungen
 aus dem 21. und 22. Jahrhundert von
Kurd Lasswitz.
 Inhalt: Die zum Nulipunkt des Seins —
 Gegen das Weltgeese.
 Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe.
 In Original-Einband M. 4.50

Herr und Frau Bewer.

Von
Paul Lindau.
 VIII. Auflage.
 Hohelegant brosch. M. 2.50;
 fein gebunden M. 3.50.

OLIVIER.

Nov. in Vers. von **François Coppé**
 im Vermaasse des Originals
 übersetzt von **Wolf Grafen Sandstein**.
 Mit einer Einleitung
 von **Paul Lindau**. Über **Wolf Sandstein**.
 Min.-Ausg.
 In Original-Einband M. 2.—

Miniaturen und Novellen.

Von
Elise Polko.
 Miniatur-Ausg. In Original-Einband
 M. 4.50.

MAYO.

Von
Paul Lindau.
 V. Auflage.
 Eleg. brosch. M. 4.50; fein geb. M. 5.50

Stimmungsbilder.

Novellen und Skizzen von
Elise Polko.
 Miniatur-Ausg. In Original-Einband
 M. 4.50.

Der Königstochter Brautfahrt.

Ein Gedicht in zwölf Romanzen v. **A. Münci**
 im Vermaasse des Originals u. mit Genehmigung
 des Verfassers übersetzt v. **Emil Jona**
 Mit Illustrationen von **Lorenz Frölich**.
 Elegant broschirt M. 10.—; in Original-Prach
 Einband M. 12.—

Neues Novellenbuch.

Von
Otto Roquette.
 Eleg. brosch. M. 3.—; fein gebunden
 M. 4.—

Vor Sonnenwende.

Von **Wilhelm Jensen**.
 Inhalt: **Faira**, ein erzählendes Ge-
 dicht. — **Im Mai**, eine Symphonie.
 Miniatur-Ausgabe.
 In Original-Einband M. 3.—

Schlechtes Volk.

Vier Dorfgeschichten in Versen von
Anton Ohorn.
 Miniatur-Ausgabe.
 In Original-Einband M. 3.—

Kleiner Markt.

Novellen, Skizzen und Gedichte.
 Von
Ludwig Anzengruber.
 Miniatur-Ausgabe.
 In Original-Einband M. 4.—

Asta's Lieder.

Die Hergensgeschichte einer Gräfin
 erzählt von
Graf Emerich Stadion
 und **Emile Mario Vacano**.
 Gesang von **Graf Emerich Stadion**.
 Miniatur-Ausgabe.
 In Original-Prachtband Mk. 4.50.

Bilder aus dem Leben in England.

Von **Ludwig Freiherrn von
 Ompeda**.
 Leukoo-2. Elegant broschirt M. 7.50;
 in Original-Einband M. 9.—

↔ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. ↔



eflügelte Worte.



Der Citatenschatz des deutschen Volkes

Gesammelt von
Georg Büchmann.

Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von **Walter Robert-tornow.**

Vierzehnte vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit dem Bildniss Georg Büchmann's
nach dem Oelgemälde von Helene Büchmann, radiert von Hans Meyer.

Geh. 5 M., eleg. geb. 6 M., mit Goldschnitt 6 M. 25 Pf.

Bis-
heriger
Absatz
63,000
Exemplare

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Vor Kurzem erschienen:

Maack, Dr. O., Reichsgerichtsrat a. D.,
**Der Deutsche Civilproceß in prakti-
scher Bethätigung.** Preis 1 Ml. 80 Pf.

Seiden, Dr. F., Prof., **Henry C. Carey
als Nationalökonom.** Preis 3 Ml.

Schäfer, Dr. Theodor, o. ö. Pro-
fessor d. Geschichte a. d. Universität Breslau,
**Deutsches Nationalbewußtsein im Licht
der Geschichte.** Preis 75 Pf.

— **Die Hanse und ihre Handelspolitik.**
Preis 75 Pf.

Die Verstaatlichung des Grundcredits.
Ideen zu einem nationalen Verwaltungsrecht
des Grundbesitzes. Von H. F. Preis 1 Ml.

Wormann, Dr. Georg, **Neuere
socialpolitische Anschauungen im Ka-
tholicismus innerhalb Deutschlands.**
Preis 2 Ml.

Soeben erschien und ist durch alle Buch-
handlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Dr. med. H. Klencke,

Das Weib als Gattin.

Lehrbuch

über die physischen, seelischen und sittlichen
Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der
deutschen Frau im Eheleben zur Begründung
der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer
selbst und ihrer Familie.

Eine Körper- und Seelendiätetik
des Weibes in der Liebe und Ehe.
Siebente neu durchgesehene Auflage.
Preis eleg. geh. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Dieses in seiner Art einzig dastehende Buch
behandelt das Leben in der Ehe mit wohlän-
stündiger Offenheit und Schicklichkeit und gibt
über Vieles Aufschluss, was für Männer, Frauen
und Jungfrauen von grösster Wichtigkeit ist.

Der bisherige Absatz von sechs starken Auf-
lagen mag für die Gedeihenheit des Werkes
sprechen.

Leipzig.

E. Kummer.

Das neueste (November-) Heft von **Nord und Süd** veröffentlicht:
„Naturalismus und Idealismus in Berlin“

Man abonniert
auf Nord und Süd
bei allen
Buchhandlungen
und
Postanstalten.

Paul Lindau



Process Gract

und

Beiträge von:
Hh. Jensen,
H. Albrecht, Georg
Irmer, Wilhelm Hertz,
Felix Auerbach.

Preis
pro
Quartal
(3 Hefte)
6 Mark.

Jedes Heft einzeln käuflich.
Preis 2 Mark.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Mit dem photographischen Vortrat des Dichters.

Theodor Storm's

Sämmtliche Schriften

14 Bände.



Gebunden
38 M. 50 Pf.

Als einzelne Serien können hierden bezogen werden:
Bd. 1-6 geb. in 3 Bdn. M. 16.50. — Bd. 7-10 geb. in 2 Bdn.
M. 11. — Bd. 11-14 geb. in 2 Bdn. M. 11.

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Inhalt: 1. Band: Gedichte. — 2. Band: Immerfort, Süde Ruten. Im Schlok, Veronika. — 3. Band: Im Sonnenchein, Auf dem Staatshof, Ein grünes Blatt, Unter dem Tannenbaum, Abreis. — 4. Band: Von Ferseit des Meeres. — Am See, In St. Jürgen. Eine Materarbeit. — 5. Band: Auf der Unberührt, Angelica, Posthumo, Wenn die Welt weit sind, Drüben am Markt, Martha und ihre Uhr. — 6. Band: Die Regentruhe, Der Schlegel des Christophorus, Puttemann's Haus, Himmelmusik, Der kleine Hühnermann.

7. Band: Gedichte, Prunzen im Spätherbst, Viola theodor, Beim Meier Christian. — 8. Band: Die neuen Hebel, Sphor, Gertrude Cantzel, Eine Goldfischert. — 9. Band: Jede Reppenhäcker, Mädchenwelt, — 10. Band: Ein Hüller spinnen, Phäde, Im Hochortland links. — 11. Band: Agnis simonensis. — 12. Band: Memore, Gärten Gärten, — 13. Band: Verdoner, Nur Wasch, und Maderfische. — 14. Band: Im Bräuterkranz, Die Sonne des Schülers, Wenn Frühlingwunden mit lebender Sprache.

Ein stiller Musikant.
Fische. Im Nachbar-
haufe links.
Drei Novellen
von
Theodor Storm.
Miniatur-Ausgabe.
Fein Velinp. Geg. geb. mit
Goldbichn. Preis R. 4.50.

Walddwinkler.
Fole Poppenspäler.
Zwei Novellen
von
Theodor Storm.
Miniatur-Ausgabe.
Fein Velinp. Geg. geb. mit
Goldbichn. Preis R. 4.50.

Novellen
und **Gedenkbücher.**
Von
Theodor Storm.
Miniatur-Ausgabe.
Fein Velinp.
Geg. geb. mit Goldbichn.
Preis R. 4.50.

Hausbuch aus
deutschen Dichtern
seit **Claudius.**
Von
Theodor Storm.
Dritte Auflage.
Velinp. Geb. Preis M. 6.
Gleg. geb. mit Goldbichn
Preis R. 7.50.

Vornehmste Pflanzungen
aus dem
Verlage von **Adolf Citz** in Leipzig.

Neuigkeiten von 1885!

Harald und Thora.

Eine Dichtung in fünf Gesängen von
Felix Zahn.

Illustrirt von Johannes Gehrt.
Mit 29 Textillust. u. 9 Vollbildern in Lichtdr.
Quartformat. Reichster Prachtbd. Pr. 20 Mk.

Frauen-Bilder

aus der Hülfszeit der deutschen Litteratur.
Von August Sauer.
Mit 15 ächten Bildnissen in Lichtdr. 21.
Quartformat. Reichster Prachtbd. Pr. 10 Mk.

Das Heimchen auf dem Herde.

Von Charles Videns.
Illustrirt von C. v. Beckmann.
Quartformat. Reichster Prachtbd. Pr. 12 Mk.

Mein Rhein!

Dichtungen von Carmen Sylva.
Mit 45 Illustrationen von E. Doepler
dem J. u. 20 landschaftlichen Radirungen.
Zweite Aufl. 21. Quartformat. Pr. 10 Mk.

**Heinrich Heine's
Bund der Lieder.**

Illustrirt von Paul Thumann.
Dritte Aufl. Quartformat. Reichster Prachtbd.
Preis 25 Mark. Cabinet-Ausgabe: 9 Bilder
ohne Text in eleg. Mappe. Preis 10 Mk.

Amar und Plinthe.

Eine Dichtung von Robert Hamerling.
Illustrirt von Paul Thumann.
Fünfte Aufl. Reichster Prachtbd. Pr. 20 Mk.
Cabinet-Ausgabe: 9 Bilder ohne Text in
eleg. Mappe. Preis 10 Mark.

Frauen-Liebe und Leben.

Lieder-Cyklus v. Adalbert v. Chamisso.
Illustrirt von Paul Thumann.
Zwölfte Aufl. Quartformat. Reichster Pracht-
band. Preis 20 Mark. Cabinet-Ausgabe:
9 Bilder ohne Text in eleganter Mappe.
Preis 10 Mark.

Lebens-Lieder und Bilder.

Lieder-Cyklus v. Adalbert v. Chamisso.
Illustrirt von Paul Thumann.
Sechste Aufl. Quartformat. Reichster Pracht-
band. Preis 20 Mark. Cabinet-Ausgabe:
9 Bilder ohne Text in eleganter Mappe.
Preis 10 Mark.

Der Oberhof.

Von Karl Immermann.
Mit 83 Silhouetten von H. Schurz.
Oktavoformat. Reichster Prachtbd. Pr. 4 Mk.

Leipzig Neumarkt 38.

Lager von 200,000 Bdn. aller Wissenschaften.
Neue Bücher zu den coulantest. Preisen.

Auftragsgemäß erstaublich alle.

Cataloge gratis und franco.

Aufläge von 20 Mk. an franco.
Bekanntlich sind in Leipzig Bücher am
billigsten und schnellsten zu liefern.

J. C. Hinrichs'sche Buchhdl. in Leipzig.

**Geschichte
der griechischen Plastik.**

Für Künstler und Kunstfreunde.

Von Geh. Hofrath Prof. Dr. J. Overbeck.
Dritte verm. u. verb. Auflage.
2 Bände. Imp.-8. 1008 S. mit Holzschnitten.
1882. Halbfranzbd. 37 Mk., Halbsaffianbd. 38 Mk.

Erzählungen von Anna von Werder.

An der Waidecke.

1883. Zweite Auflage. 304 S. Geb. Mk. 3.80.

Bienchen.

1883. Zweite Auflage. 264 S. Geb. Mk. 3.20.

Frau Ludwike.

1885. Zweite Auflage. 256 S. Geb. Mk. 3.20.

Professor Irrgang.

1886. 336 S. Gebunden Mk. 3.80.

Errungen.

Eine Erzählung aus dem Quäkerleben
von Emma Marshall.

1886. 371 S. Gebunden Mk. 4.40.

Von Herzen treu.

Familiengeschichte von Emma Marshall.

1884. 359 S. Gebunden Mk. 4.40.

Der Lorbeerbaum.

Eine altmodische Liebesgeschichte.

Von der Verf. von „John Hallfax
Gentleman“.

1885. 166 S. Gebunden Mk. 2.40.

Weihnachten

in deutscher Dichtung

von Dr. A. Freybe.

1885. 2. Ausgabe. 243 S. Gebunden Mk. 3.20.

J. C. Hinrichs'sche Buchhdl. in Leipzig.

Physikalische Technik

speziell Anleitung

zur
Selbstanfertigung physikalischer Apparate
von

Dr. O. Lehmann

Professor an der k. Technischen Hochschule in Aachen.

Mit 882 Holzschnitten im Text
und 17 Tafeln.

gr. 8. 1885.

geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.50.

Essays

von
Wilhelm Wundt.

gr. 8. 1885. geh. 7 Mk. geb. 9 Mk.

Inhalt:

Philosophie und Wissenschaft. — Die Theorie der Materie. — Die Unendlichkeit der Welt. — Gehirn und Seele. — Die Aufgaben der experimentellen Psychologie. — Die Messung psychischer Vorgänge. — Die Thierpsychologie. — Gefühl und Vorstellung. — Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen. — Die Sprache und das Denken. — Die Entwicklung des Willens. — Der Aberglaube in der Wissenschaft. — Der Spiritismus. — Lessing und die kritische Methode.

Seeben erschien in meinem Verlage:

Die

Entstehung des modernen Frankreich

von

H. Taine.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von **Leopold Katscher.**

Zweiter Band: **Das revolutionaire Frankreich.**

Dritte (Schluss-) Abtheilung: **Die Herrschaft der Revolution.**

38 Bogen Gross-Octav in eleganter Ausstattung.

Preis 12 Mark.

Der **erste Band** (Das vorrevolutionaire Frankreich) ist für **7 Mark 50 Pfg.**, die **beiden ersten Abtheilungen des zweiten Bandes** sind für **zusammen 16 Mark 50 Pfg.** durch jede Buchhandlung nachzubeziehen.

Leipzig, November 1885.

Ambr. Abel.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
des In- und Auslandes.



(Verkleinert)

Riost's Rajender Roland.

Illustriert von Gustav Doré.

Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text
gedruckten Holzschnitten.

Metrisch übersezt von Hermann Kurz.

Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von

Paul Heyse.

Alle Kenner stimmen darin überein, daß sein Thema dem genialen Zeichner eine glücklichere Gelegenheit geboten habe, die Eigenart und den Umfang seiner Kunst zu zeigen, als der Bilderschnuck, mit dem er das Märchenepos des Riost in so verschwenderischer Fülle überschüttet hat. — Die Umarbeitung der vortrefflichen Uebersetzung von Hermann Kurz durch Paul Heyse giebt dieser klassischen Dichtung erst die rechte Weihe. —

Preise der Ausgaben:

- | | |
|--|-----------|
| 1. Gebunden in zwei ganz Maroquinleder-Bänden | M. 135. — |
| 2. Gebunden in zwei Halbfranzbänden | „ 120. — |
| 3. Gebunden in einem ganz Maroquinleder-Bande | „ 112. — |
| 4. Gebunden in einem Halbfranzbande | „ 105. — |
| 5. In 9 Abtheilungen (Carton-Mappe) à M. 10. — | „ 90. — |
| 6. In 60 Lieferungen à M. 1. 50. | „ 90. — |

Bibelglaube und Christentum,

im Zusammenhange des A. T. mit dem N. T. neu dargestellt
von einem Veteranen.

Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei.

gr. 8o. 727 Seiten. 1883.

Preis 8 Mk.

Ein höchst eigenartiges Buch, das wie alle wirklich bedeutenden litterarischen Erscheinungen nicht verfehlen kann, rechts und links Widerspruch hervorzurufen, das aber zugleich vielseitig anregend und fruchtbringend wirken wird. Der Verfasser ist ein entschiedener Gegner jedes hohlen Dogmatismus und aller Orthodorie, zumal der heutigen, aber er kann sich auch mit der liberal-theologischen Entwicklung unserer Zeit nicht befreundeten, insbesondere steht er zu Strauß und Keim und ihrer Christus- und Bibelansicht in scharfem Widerspruch. Die Offenbarungsreligion des alten Testaments stellt sich ihm nach Befreiung alles Zufälligen dahin zusammen, daß nur auf dem Gehorsam der Gerechtigkeit als dem eigentlichen Inhalt von Moses und den Propheten das Heil Israels, ja der ganzen Menschheit beruhe. In Christus und seinem Wirken ist dieser Gedanke — die gegen jeden Menschen als unweigerliche Pflicht zu beobachtende Gerechtigkeit — bis zur höchsten Höhe und Reinheit gesteigert und befruchtet, und in diesem Sinne ist und bleibt der Weise von Nazareth das ewige Licht der Welt und für alle Zeit der alleinige Führer zu geistlicher, menschlicher und socialer Entwicklung. Diese Auffassung führt nun der Verfasser, wenn er sich auch Veteran nennt, in jugendfrischer, fesselnder und lichtvoller Darstellung durch, und wenn auch mancher seinen Grundgedanken beitreten oder in Einzelheiten mit ihm nicht übereinstimmen mag, jedenfalls verdient das Werk die ernste Beachtung aller, die den hier behandelten Fragen ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. von Bezold, Alex. Brückner,
Felix Dahn, O. Döpfner, Joh. Pömmig, Bernh.
Erdmannsdorfer, Ch. Fritze, Ludw. Geiger, Gust.
Fertigberg, F. Dommel, E. Dopp, Ferd. Jucki,
S. Kugler, S. Lehmann, Ch. Meper, A. Müller,
W. Oncken, M. Philippson, D. Prutz, S. Ruge,
Ch. Schlemann, B. Staber, A. Stern,
Ed. Winckelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Mit vielen authentischen, kulturhistorischen
Abbildungen, Beilagen und Karten.

Das Werk erscheint in Abtheilungen zum Sub-
scriptionspreise von 2 Mark 3. Ausgegeben sind
bis 1. December 1885

in der 1. Subscription 1—104,

in der 2. Subscription 1—80.

Zu beiden inhaltlich genau übereinstimmenden
Subscriptionen steht der Beitritt jederzeit offen.

Ausführliche Prospective stehen zu Diensten.

Berlin.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Umgang in und mit der Gesellschaft.

Von Emil Koczo. Ein Handbuch des guten
Tons. Fünfte verbesserte und vermehrte
Ausgabe. geb. 3 Mk., in eleg. Einwandband
4 Mk. (Verlag von G. Dendel, Halle a/S.)

Sechsen erschienen:

An der Beilquelle

von

Friedrich Spielhagen.

Vierte Auflage.

broch. 1/2 Mk. 6.—, eleg. geb. 1/2 Mk. 7.—

Drei starke Auflagen wurden in vier
Wochen vergriffen.

Quisisana.

Von

Friedrich Spielhagen.

Wohlfleile Taschenausgabe.

eleg. gebunden 1/2 Mk. 3.—

Leipzig, Ende October 1885.

L. Standmann.

Eine interessante and gediegene Unterhaltung bietet die mit den neuesten Erzeugnissen der modernen Belletristik unserer berühmtesten Autoren versehen:

Drei-Mark-Bibliothek.

In derselben erschienen bisher:

1. Ballestrem, E. Gräfin, Violet. Roman. 1 Band.
2. Lindau, Rudolph, Wintertage. Novellen. 1 Band.
3. Littmann, C., Weibliche Unabhängigkeit. Roman. 1 Bd.
4. Lindau, Paul, Coggenburg u. andere Geschichten. 1 Bd.
5. Polko, Elise, Getrennt. Roman. 1 Band.
6. Schüchting, L., Alte Ketten. Roman. 2 Bände.
7. Corbus, M., In omnibus charitas. Roman. 1 Band.
8. May, S., Unsere Ellen. Roman. 2 Bände.
9. Laufer, H., Die kleine Prinzessin. — Blond muß sie sein. Novellen. 1 Band.
10. Ballestrem, E. Gräfin, Unstiegem Borne. Novellen. 1 Bd.
11. Lindau, Rudolph, Der Gast. Roman. 1 Band.
- 11a. Ballestrem, E. Gräfin, Haiderösslein. Roman. 1 Band.
- 11b. Lindau, Rudolph, Gute Gesellschaft. Roman. 1 Band.
12. Jensen, Wilhelm, Metamorphosen. Roman. 1 Band.
13. Gallwitz, Daleska v., Magdalena. Roman. 1 Band.
14. Ernesti, Louise, Ersehntes Glück. Roman. 1 Band.
15. Braun-Wiegbaden, Karl, Blutige Blätter. Erzähl. 1 Bd.
16. Wichert, E., Eine vornehme Schwester. Roman. 1 Band.
17. Schroeder, C., Isabel. Roman. 1 Band.
18. Salinger, Eugen, Schicksalstragödie. Roman. 1 Band.
19. Walb-Zedtwitz, E. v., Die Schloßfrau von Scharfenstein. Roman. 1 Band.
20. Roquette, Otto, Neues Novellenbuch. 1 Band.
21. Arndt, A., Die Mondhege. Roman. 1 Band.
22. Beltauß, L., Schlangenmoos. Novelle. 1 Band.
23. Polko, Elise, Herzensfrühling u. Rosenzeit. Nov. 1 Bd.
24. Kangabé, A. K., Der Fürst von Morea. Roman. 1 Band.
25. Rutzler, Sara, Jung-Amerika. Bilder aus dem New-Yorker Leben. 1 Band.
26. Wilbrandt, A., Der Verwalter. — Die Verschollenen. Novellen. 1 Band.
27. Pom, A., Auf dem Wahmannshof. Roman. 1 Band.
28. Fleiß, Ch., Ein Märtyrer. Roman. 1 Band.
29. Celmann, H., Lebensfragmente. Novellen. 1 Band.
30. Loen, W. Freiherr v., Kampf um Liebe. Novellen. 1 Band.
31. Anjel, E., Heckenrosen. Novellen. 1 Band.
32. Meschtschersky, Wladimir Fürst, Die Realisten der großen Welt. Roman. 1 Band.
33. Tokai, M., Durch alle HölLEN. Roman. 1 Band.
34. König, E. A., Schachmatt. Roman. 1 Band.
35. Schmidt, Maximilian, Culturbilder aus dem bayerischen Walde. 1 Band.
36. Lindau, Paul, Mayo. Novelle. 1 Band.
37. Bauer, M., Unter Rosen. Roman. 1 Band.
38. Elster, O., Wessen Schuld? Roman. 1 Band.

Sämmtliche Bände sind hochlegant broschirt und kostet jeder Band nur 3 Mark.
In seinem Original-Einbände beträgt der Preis pro Band 1 Mark mehr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neue Romane aus dem Verlage von **J. Schottlaender** in Breslau:
Stücklein, Levin, Große Menschen. Historischer Roman.
3 Bände. Eleg. brosch. Mk. 13.50; fein gebunden Mk. 16.50.
— **Lebenserinnerungen.** 2 Bände. Eleg. brosch. Mk. 8.—;
fein gebunden Mk. 10.—

Wickede, J. v., Die Streber. Socialer Roman aus
der Gegenwart. 3 Bände. Eleg. broschirt Mk. 13.50;
fein gebunden Mk. 16.50.

**Melisscheroky, Wladimir Fürst, Die Frauen
der Petersburger Gesellschaft.** 2. Auflage. 3 Bände. Eleg.
broschirt Mk. 12.—; fein gebunden Mk. 15.—

do. do. **Die Realisten der großen Welt.** Roman. Elegant
broschirt Mk. 5.—; fein gebunden Mk. 6.—

**Schmidt, Maximilian, Culturbilder aus dem
bayerischen Walde.** Eleg. brosch. Mk. 4.—; fein geb. Mk. 5.—.

Hönl, E. A., Schwamm. Roman. Elegant broschirt
Mk. 5.—; fein gebunden Mk. 6.—

Görner, Nora, Veränderte Verhältnisse. Roman. 3 Bde.
Elegant broschirt Mk. 12.—; fein gebunden Mk. 15.—

Jakai, Henrik, Durch alle Hölle. Roman. Elegant
broschirt Mk. 5.—; fein gebunden Mk. 6.—

Habicht, Ludwig, Im Sonnenschein. Roman. 3 Bände.
Elegant broschirt Mk. 12.—; fein gebunden Mk. 15.—

Schad v. Igar, Licht, mehr Licht! Ein livländischer
Roman in 3 Bänden. Brosch. Mk. 12.—; fein geb. Mk. 15.—

Bei beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage der **Literarischen Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt am
Main**, erschien und liegt jetzt complet vor:

Goethes Briefe
an

Frau von Stein.

Herausgegeben von **Adolf Schöf.**
Zweite vervollständigte Auflage bearbeitet von
Wilhelm Fielitz.
Zwei Bände.

Mit dem Bildniß der **Frau von Stein** nebst zwei Silhouetten.
Preis pro Band: geheftet Mark 8.40, gebunden in Leinwand Mark 9.—, gebunden in feinem Halb-
franz Mark 11.40.

„Die Briefe Goethes an Charlotte von Stein“ — sagt Hermann Grimm — „bilden eines der
schönsten und rührendsten Denkmale, welches die gesammte Literatur besitzt. Man wird diese Briefe
lesen und kommentiren, solange unsere heutige deutsche Sprache verstanden werden wird. . . . Wie
eine breite ununterbrochene Melodie empfangen wir zehn Jahre lang Goethes Leben nach dieser
Richtung. So völlig sehen wir Tag und Nacht den Gedanken an diese Frau ihn umschweben, das
es scheint, als thue und denke er überhaupt nichts Anderes, als was diese Briefe enthalten. Das
Ganze gewinnt den Anschein einer dichterischen Continuität. Was er irgend erlebt, nimmt die
Westalt einer Mittheilung an Frau von Stein an. . . . Unter ihrer Theilnahme sehen wir die
Dichtungen langsam wachsen, die als sicherer Gewinn dieser zehn Jahre da stehen und die das Höchste
sind, was die deutsche Literatur an Dichtungen besitzt.“ —

Verlag von Carl Winter's Univ.-Buchh. in Heidelberg.

Das Carmen Sylva's Leben.
 Von Natalie Frein von Stadelberg.
 3. durchgesehene Aufl. Mit 4 Bildern
 u. Facsimile, gr. 8^o, eleg. brosch. 7 M.
 1/2 fein geb. m. Goldschn. 9 M.

Der Carmen Sylva's Dichtungen kennen und schätzen gelernt hat, wünscht auch Näheres über ihr Leben und ihren Entwickelungsgang zu erfahren. In obigem Buch findet sich, mannigfachen ungenauen Nachrichten gegenüber, Authentisches über die königliche Dichterin. Zeigegeben sind außer dem Titelbild der Königin ein Bildniß aus der Jugendzeit und ein drittes Carmen Sylva in ihrem Boudoir darstellend, sowie eine Ansicht des Castell Peleich. Das Buch eignet sich vorzüglich als Geschenk.

Neuigkeit von R. Baumbach.
 Im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig, erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:
Erzählungen und Märchen
 von R. Baumbach.
 Preis brosch. Mk. 2, in Leinw. geb. Mk. 2,75.
Vorstadtgeschichten
 von Heintr. Seidel.
 3. umgearbeitete Auflage. Preis 3 Mk. brosch.
Aus der Heimath.
 Novellen von Heintr. Seidel. Mk. 3 brosch.
 Gedichte eines Optimisten
 von Julius Lohmeyer. Mk. 3 broschirt.

Verlag von Raimund Mitscher, Berlin SW 48: zu beziehen d. jede Buch- u. Kunsthandlung.

Ed. Hildebrandt's
 Weltberühmte Aquarelle.
 1885! Neue Folge, vierte Serie. Neu!
 5 Bl. gr. Fol. in japan. Cartonmappe 50 M.
 Erschienen sind: **Reise um die Erde** 34 Bl.,
Aus Europa 14 Bl., **Neue Folge** 20 Bl.
 Einzeln 12 M., von 6 Blatt an nur 9 M.
 Verzeichnisse gratis. Prachtmappe 20 M., eleg.
 Cartonmappe 5 M.

Meisterwerke der Aquarellmalerei.
 10 Bl. Chromo = Facsimiles gr. Fol. in eleg.
 Cartonmappe statt 100 M. nur 40 M.

Bernh. Mannfeld's
 Große Original-Radirungen:
 Seidelberg (Schloßhof) und Adin (Rathhaus)
 Vend. Einzeln à 40 M., beide zusammen 70 M.
 Koresensellen und Rheingrafenstein. Vend.
 Jedes Blatt mit der Schrift, Chin. Papier 20 M
 weiß Papier 15 M.

V. P. Mohn. Der Kinderengel.
 24 Blatt in Farbendruck mit Text.
 Weihnachten 1885: 4. Elegant cart 6 M.
 Mohn, Kinderlieder u. Reime. 4. cart. 7 1/2 M.
 Meyerheim, H B C. 4. Eleg cart. 5 M.

Verlag von Carl Koenegen in Wien.

Forsstenheim, A., Manoli. Rumänische
 Volkssage. Gebunden M. 3.

Hoerres, M., Atlantis. Ein Flug zu den
 alten Göttern. Mythologisches
 Märchen. Gebunden M. 3.

Liebeslegenden. Von Amalie Crescenza.
 Drei Erzählungen. M. 4.

Musset, A. de, Rolla. Dichtung, über-
 setzt von Ludw. Ganghofer.
 Gebunden M. 1.80.

**Stummer von Tarnok, Amalie, Eine
 Geschichte.** Gebunden M. 2.40.

— **Ereignisvolle 24 Stunden**
 u. **Eine Erzählung,** Geb. M. 2.40

**Wodiczka, V., Stürme im Früh-
 ling.** Novelle. Geb. M. 2.40.

Soeben erschienen:



Soeben
 erschien:
Illustrirtes

Buch der Patienceen.
Neue Folge.

Früher erschienen:
Illustrirtes Buch der Patienceen.
Erstes Bändchen.
Illustrirtes Whist-Buch.
Illustrirtes Skat-Buch.
 (Besteres mit deutschen Karten.)
 Elegante Ausstattung in schwarzem und
 rothem Druck.
 Mit zahlreichen Abbildungen.
 Fein gebunden. Preis jedes Bändchens 5 M.
J. H. Bern's Verlag
 (Max Müller) in Breslau.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wiel, med. Dr. Diät. Kochbuch
 für Gesunde und Kranke. VI. verb.
 Aufl. Preis brosch. M. 4.80, geb. M. 5.50.
 Auerkannt bestes Kochbuch. Zugleich
 Ergänzungsband zu allen bestehenden. Lehrt
 uns auch, was und wie wir in den Tagen
 der Noth unseren Kranken kochen müssen.
Fr. Wagner'sche Univ. Buchh. i. Freiburg i. B.

Original-Einbanddecken
 Mk. 1.50 pro Band (3 Hefte). Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.



Werke eines deutschen Bürgerturns.

Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter. Illustrationen von Johannes Gehris. (Neu!) I. Band: Die Brüder der Hanse. (Aus der Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes.) In Prachtband 6 M., brosch. 4,50 M.

☞ Jetzt wo der alte Hansegeist wieder mächtig erwacht ist, verdient diese Neuigkeit ganz besonders Beachtung.

Jeder Band der folgenden Höcker'schen Schriften ist selbständig und einzeln käuflich. In Prachtband je 5 M., brosch. 3,50 M.

☞ Reich je im Stille der Zeit illustriert.

Friedrich der Große als Feldherr und Herrscher. Ein Lebensbild des Heidenkönigs, dem Vaterland u. der deutschen Jugend geweiht zum hundertjährigen Todestage des unbergehligen Monarchen. (Neu!)

Preukens Heer, Preukens Ehr! Militärgeschichtliche Erzählungen. I. Bd.: Sabott und Feldmarschall. II. Bd.: Gutsenfönig und Kürassiergeneral. III. Bd.: Mit Gott für König u. Vaterland.

☞ Bd. IV. womit dieser Cyclus abschließen wird, ist in Vorbereitung.

Das Ahnenstolk. Kulturgeschichtl. Erzählungen a. 4. Jahrhunderts.

I. Bd.: Der Erbe des Heiserkönigs. — II. Bd.: In heimlichem Bunde. — III. Bd.: Zwei Riesen von der Garde. — IV. Bd.: Deutsche Treue, weisse Lüge.

Der Sieg des Kreuzes. Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der Entwicklung des Christentums. Illustrationen von Prof. Albert Daur.

I. Bd.: Unter dem Joche der Cäsaren. — II. Bd.: Durch Kampf zum Frieden. III. Bd.: Zwei Streiter des Herren. (Aus der Zeit der Merowinger.) (Neu!)

Fernere Lieblingsbücher der Frauenwelt. Reich illustriert. In Prachtband je 6 M., brosch. je 4,50 M.

Das Buch vom braven Mann. Bilder aus dem Seelenleben. Mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung der Schiffbrüchiger von N. Wörishöffer. **Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie.** Für die Jugend bearbeitet von N. Wörishöffer.

Heinz Creunag, Wie er ein Ritter ward und wie er den Freimut geschwungen hat, der reiferen Jugend geschrieben von N. Wörishöffer.

Wali, Der Schlangenbändiger. Kululu, Prinz, König u. Sklave. Scenen aus dem indischen Leben von L. Rousselet.

Scenen a. d. Leben in Central Asita von H. M. Stanley.

Für das reifere Mädchenalter.

Schriften von Brigitte Augusti.

An deutschem Herd. Kulturgeschichtliche Erzählungen aus alter u. neuer Zeit mit besonderer Berücksichtigung des Lebens der deutschen Frauen. Illustriert von Prof. Woldemar Friedrich. In mehreren ganz selbständigen u. einzeln käuflichen Bänden. In Prachtband je 6 M., brosch. je 4,50 M.

I. Bd.: **Edelfalt und Waldvogelstein.** (Erzählung aus dem 13. Jahrhundert.)

II. Bd.: **Im Banne der freien Reichsstadt.** (15. Jahrhundert.) (Neu!)

Brigitte Augusti ist als sehr talentvolle und feinfühlende Erzählerin schnell bekannt geworden durch folgende Schriften:

Mädchenlose. Eleg. geb. 4 M. — **Hans und Welt.** Eleg. geb. 4 M. — **Knospen und Blüten.** Eleg. geb. 4 M. — **Liebe um Liebe.** Prachtband 6 M.

Für heranwachsende Mädchen.

Schriften von Clementine Helm.

Doris und Dora. Freie Bearb. v. J. Colomb's illustriert. 3. Aufl. Prachtband 6 M.

Der Weg zum Glück. Nach J. Colomb's bearbeitet. Reich illustriert. 2. Aufl. Prachtband 6 M.

Vater Carlets Pflgekind. Monthyonpreie illustriert. 4. Aufl. Prachtband 6 M.

Siebenmeilenstiefeln. Erzählungen für das jug. Mädchen- und Knabenalter von Clem. Helm. Illustriert. Eleg. cart. 3,50 M., brosch. 2,50 M.

Campanella, die kleine Geigerin. Frei nach d. Englischen des Mrs. Mercier von N. von Bagerström. Illust. von W. Friedrich. Grö. 3,50 M., brosch. 2,50 M.

Ein werthvolles Festgeschenk!

Um den zahlreichen neu hinzutretenden Abonnenten auf Nord und Süd Gelegenheit zu bieten, sich in den Besitz der bisher erschienenen Bände, welche die werthvollsten und interessantesten Arbeiten der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten Deutschlands enthalten, ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung bereit, einzelne Bände, soweit der Vorrath reicht, in hochelegantem Originalleinbände **anstatt für 8 Mark**

zum herabgesetzten Preise von M. 4.50

zu überlassen.

Ein complettes Exemplar der bisher erschienenen **34 Bände** erhalten die neu hinzugetretenen Abonnenten anstatt für 272 Mark

für nur 150 Mark.

Zum bevorstehenden Weihnachtsfeste dürfte es wohl kein gediegeneres und willkommeneres Geschenk als diese werthvolle Sammlung geben.

Breslau.

S. Schottlaender,
Verlagsbuchhandlung.

Bestell-Schein.

Unterzeichneter bestellt hiermit aus dem Verlage von
S. Schottlaender in Breslau bei der Buchhandlung

1 Expl. „Nord und Süd“, Bd. 1—34, gebdn., zum herab-
gesetzten Preise von **M. 150.—**
1 Expl. dto. dto. Bd. zum herab-
gesetzten Preise von je **M. 4.50**

Ort und Datum:

Name:

„Nord und Süd.“

Eine deutsche Monatschrift

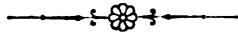
Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: S. Schottlaender in Breslan.

Bände Leg. 80 à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen (Portraits) in Kupfer-Radierung.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Riehl, A. Wilbrandt, E. Geibel. Radirt von J. L. Raab und Sonnenleiter.

Ludwig Anzengruber in Wien.

Sur Psychologie der Bauern. Wie der Guber ungläubig ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.

Früha.

Ernst Curtius in Berlin.

Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.

Kulturation und Kelim im Aegyptischen.

Jacob v. Falke in Wien.

Das Fenster in der Wohnung.

Anna Fischer in Heidelberg.

Ein literarischer Findling als „Lessings Faust“.

Karl v. Geiler in Meran.

Alessandro Manzoni.

Emmanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.

Lichtchen aus dem Wintertagebuch.

Die Jagd von Beziers. Vorpiel einer Albin-
genfertragödie.

Karl Goedeke in Göttingen.

Emmanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.

Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze.
(Uebersetzt von Udo Brachvogel.)

Hans Hapten in Berlin.

Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Aus den Vanden. Novelle.

Rudolph v. Ihering in Göttingen.

Das Leben für und durch Andere oder die
Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.

Künstlerbräute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche
Erinnerung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Peter Paul Rubens.

Julius Payer in Frankfurt a. M.

Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

Fr. Reich in München.

Moderne Maler. Franz Senfack.

W. G. Riehl in München. Mit Porträt.

Neue musikalische Charaktertypen. Zwei
deutsche Kapellmeister. Karl Guhr und Kasz
Ludwig Drobisch.

Karl Vogt in Genf.

Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.

Dramaturgische Unterhaltungen. Mein
Freund Scävola.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Anzengruber, Fr. Vögtl. Gestochen von
Renee, Sachs und Römer

Ludwig Anzengruber in Wien. Mit Portr.

Sur Psychologie der Bauern. Der gött-
überlegene Jacob.

Gd. Bauernfeld in Wien.

Korrespondenz m. Anastasius Grün. Erinnerungen.

H. G. Brehm in Berlin.

Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Moriz Carriere in München.

Geschmack und Gewissen.

Georg Gerland in Straßburg.

Das Geiz der Vererbung und die Poesie.

Edward Hanslik in Wien.

Adelina Batti. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.

An Franz Vögtl. Mit dem Porträt v. Franz Vögtl.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Ronita Waldvogel. Novelle.

Rudolph von Ihering in Göttingen.

Honorat und Schatt.

Paul Lindau in Berlin.

Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851)

— In und nach der Verbannung (1851—1877).

Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Rudolph Lindau in Paris.

Der Geher. Novelle.

Josef Raab in Wien.
Ein Volkodramatiker aus Oesterreich.
Theodor Unger in Hannover.
Rundschreiben und Kunststreben.
Bernhard Wagener in Kiel.
Zwischen zwei Herzen. Novelle.
Alfred Wolmann in Prag.
Das Kreuzenthum in der neueren Kunst.
Aus der ersten französischen Nationalversammlung.
— 1871. — Nach Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitglieds derselben.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.
Mit den Porträts von Paul Heyse, W. Uhlte, M. Carriere, Radirt v. J. L. Raab.
J. Baron in Berlin.
Vermögenswirtschaft und Privatwirtschaft.
Bauernfeld in Wien.
Moriz Schwind zum Gedächtniß.
Karl Biedermann in Leipzig.
Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Baukunst.
G. Breittinger in Zürich.
Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.
Moriz Carriere in München.
Der Unterschied des plastischen und malerischen Stils. Mit dem Porträt von Moriz Carriere.
Nudolph Genée in Dresden.
Der hundertj. Hamlet. Eine dramaturgische Studie.
Karl Goedeke in Göttingen.
Paul Heyse. Mit dem Porträt v. Paul Heyse.
G. Haerz in Breslau.
Salerno.
Paul Heyse in München.
Beyno der Sternfächer. Novelle.
Ippolito Nicco.
Richard Viebreich in London.
Realismus und Idealismus im Porträt.
Nudolph Lindau in Paris.
Das rothe Tuch. Novelle.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Rembrandt van Ryn.
Ludwig Vietich in Berlin.
Wilhelm Uhlte. Mit dem Porträt v. W. Uhlte.
Wilhelm Woscher in Leipzig.
Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungebrachte Briefe desselben. Mit einer Einleitung.
W. Nistow in Zürich.
Das schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anwendbarkeit des Milizsystems, auch für die Heere der Großmächte.
G. B. Vogel in Berlin.
Das Spectrum u. die Gemisch. Wirkungen d. Lichts.
Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Loosfencommandeur. Novelle.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.
Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von Raab, Frick und Schiz.
Ludwig Augenzugner in Wien.
Zur Psychologie der Banern. Die fromme Kathrin'.

Georg Ebers in Leipzig. Mit Porträt.
Mein Grab in Theben.
F. Frensdorff in Göttingen.
Die Entdeckung der Hanse.
Ferdinand Freiligrath.
Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedichte von Robert Herrick und Th. W. Aldrich.)
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Bohemund. Novelle in Versen.
Georg Jerland in Strassburg.
Centralasien und China.
G. Riets in Prag.
Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte von Krankheiten.
Heinrich von Kleist.
Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.
Paul Lindau in Berlin.
Wilhelm Busch. Mit dem Porträt von Wilhelm Busch.
Nudolph Lindau in Paris.
Erbliche Fehde. Eine Skizze.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Cultur der Frührenaissance in Italien.
Jürgen Voss Meyer in Bonn.
Zur Physiologie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus.
Lucian Müller in St. Petersburg.
Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Konstantin.
Fr. Necht in München.
Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold Böcklin.
Friedrich Sander in Barmen.
Ueber gute und schlechte Luft.
Ernst Freiherr von Stockmar in Berlin.
Die Flucht des Grafen von Provence (Louis XVIII.) am 21. Juni 1791.
Friedrich Uhl in Wien.
Herzgedämmerung. Novelle.
Fr. Wischer in Stuttgart.
Wieder einmal über die Mode.
B. Windscheid in Leipzig.
Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.
Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Raabe. Radirt von G. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.
Berthold Auerbach in Berlin. Mit Porträt.
Der Sohn des Rächers von Heilbronn. Erzählung.
J. Baron in Berlin.
Der Normalarbeitstag.
A. de Bary in Strassburg.
Ueber die Bedeutung der Blumen.
G. du Bois-Reymond in Berlin.
Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten.
Franz Delitzsch in Leipzig.
Der Talmud und die Farben.
J. Henle in Göttingen.
Der medicinische und der religiöse Dualismus.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.

Ein Frühlingsnachmittag.

Julius Kläber in Stuttgart.

Wilhelm Hauff.

Heinrich Kruse in Berlin.

Der Dänholm. Idylle.

Heinrich Laube in Wien. Mit Porträt.

Edouard Devrient.

G. Nissen in Göttingen.

Kleopatra.

G. B. Oppenheim in Berlin.

Zur Revision der Gewerbeordnung.

Eduard Ofenbrüggen in Zürich.

Schweizerische Vereinen.

Joseph v. Hanke in Berlin. Mit Porträt.

Zur Geschichte der italienischen Kunst.

I. Grundlage und Anfänge; II. Clotto und seine Nachfolger; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert; V. Erinnerung an Leonardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und einige sein Zeitgenossen.

J. Neulenz in Berlin.

Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben.

Carl Thomas in Prag.

Die Großmutter. Novelle.

G. Wiener in Leipzig.

Die moderne Gelegebung gegenüber der Warenfälschung.

Adolf Wilbrandt.

Untrennbar. Novelle.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit dem Porträt von Joseph Victor von Schffel, Emil du Bois-Reymond, Carl Gustow, Rabirt von G. Sach, Goupil & Co. und D. Raab.

L. Angenruber in Wien.

Das Sündkind.

Karl Bartsch in Heidelberg. Mit Porträt.

Joseph Victor von Schffel.

G. Baur in Leipzig.

Der Elsak als eine Pflanzstätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.

Karl Biedermann in Leipzig.

Gessing in England.

P. B. Forchhammer in Kiel.

Das goldene Blick und die Argonauten.

Karl Gustow in Sachsenhausen. Mit Porträt.

Bogumil Davison.

Paul Geise in München.

Reiseberichte.

An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. An Wilhelm Herz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen.

Nudolph Lindau in Paris.

Ein verkehrtes Leben. Novelle.

Emil Naumann in Dresden.

Cladertpiel ohne Ende.

Friedrich Nagel in München.

Die Beurtheilung der Völter.

J. Rosenthal in Erlangen.

Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt von E. du Bois-Reymond.

Franz Rühl in Königsberg.

Theodor von Schdr.

H. Schorner in Rom.

Der Palatin und seine Ausgrabungen.

Carl Zhiersch in Leipzig.

Medicinische Glossen zum Samel.

G. W. Vogel in Berlin.

Die Telegraphenschicht des Himmels.

C. Volt in München.

Ueber die Bedeutung des Stutes.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Der Mitschuldige. Novelle.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit dem Porträt von Max Müller, Jwan Turgenjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, B. Mannfeld und J. A. Raab.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.

Eine unfindbare freie Reichshadt. Kulturgeschichtliche Skizze.

Karl Erdm. Eder in Wien.

Eine Glocknerfahrt. Novelle.

Karl Emil Franzos in Wien.

Die Rede der heiligen Agathe. Eine moderne Legende.

Emanuel Geibel in Lübeck.

Sieben Oden des Horaz.

Siegfried Kapper in Wisa.

Altkör und Klosterleben in der Herzegovina.

Heinrich Kruse in Berlin.

Idyllen.

Die Dachreiter. Wider Wind und Wellen.

Hugo Magnus in Breslau.

Die Farbenblindheit.

J. Max Müller in Oxford.

Ueber Fettsäureismus. I. II.

Ludwig Noiré in Mainz.

Max Müller und die Sprachphilosophie. Mit dem Porträt von Max Müller.

Ludwig Freiherr v. Dampsta in Wiesbaden.

Bilder aus englischen Sandstein und Gärten. I. II.

Ludwig Pietich in Berlin.

Jwan Turgenjew. Persönliche Erinnerungen. Mit dem Porträt von Jwan Turgenjew.

A. Th. Richter in Prag.

Die Braut. Novelle.

Justus Scherbert in Stuttgart.

An den Grenzen der Strategie und Taktik.

Ednard Schelle in Wien.

Richard Wagner. Mit dem Porträt von Richard Wagner.

Bernhard Wagener in Kiel.

Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.

Ernst Wichert in Königsberg.

Sommerfische am Baltischen Strande.

J. G. Witte in Bonn.

Kant und die Frauen.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit dem Porträt von Eduard Hanslik, Hans Gypfen, Wilhelm Jensen. Radirt von Galm und D. Raab.

Eduard Hanslik in Wien. Mit Porträt.

Musik und Künstler in Paris.

Paul Geise in München.

Aus der italienischen Kesselmappe.

Hans Gypfen in Berlin. Mit Porträt.

Filmers Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors.

- C. Säbner** in Berlin.
Saafon.
- Wilhelm Jensen** in Freiburg i. B. Mit
Porträt.
Im Mat. Eine Symphonie.
- Wilhelm von Kardorff** in Wabnitz.
Die wirtschaftlichen und finanziellen Reform-
projecte des Reichstagslers.
- Fritz Kranz** in Zürich.
Chateaufare und seine Sonette.
- Paul Vindau** in Berlin.
Julian Schmidt und der „Schillerpreis“.
- Nudolph Vindau** in Berlin.
Gute Gesellschaft. Roman.
- Wilhelm Vöbke** in Stuttgart.
Die Cultur der Hochrenaissance in Italien.
- Fr. Merkel** in Kostod.
Der Fuß. Eine anthropologische Studie.
- Ludwig von Ompteda** in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landflügen.
- H. B. Oppenheim** in Berlin.
Das allgemeine Stimmrecht.
- W. Preyer** in Jena.
Die Concurrenz in der Natur.
- Bibliographie.**

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit dem Porträt von Emile Augier, An-
ton Rubinklein und Johannes Huber.
Redirt von H. Mannfeld und D. Raab.

- C. Abel** in Berlin.
Sprache und Aegyptische Sprache.
- Athanasius.**
Die staatliche und sociale Entwicklung Japans
in den letzten zehn Jahren (1868—1878).
- Emile Augier** in Paris.
Fragment.
- G. Baur** in Leipzig.
Die Salzburger Emigranten. Ein Lebens-
und Lebensbild aus der evangelischen Diaspora,
zugleich ein Zeugnis für die Kirchen-Vollheit
der Hohenzollern.
- Karl Beck** in Wien.
Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846.)
- W. Busch** in Bonn.
Der Fuß und seine Bekleidung.
- M. Carriere** in München.
Johannes Huber. Mit dem Porträt von Joh.
Huber.
- Ernst Dohm** in Berlin.
Fragment. Aus einem unvollendeten Lustspiel
Emile Augier's (Uebersetzung).
- H. Ehrlich** in Berlin.
Anton Rubinklein. Mit dem Porträt von Anton
Rubinklein.
- Theodor Fontane** in Berlin.
Grote Minde. Nach einer atkmärktischen Chronik.
- Ludwig Geiger** in Berlin.
Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Literatur.
- Klaus Groth** in Kiel.
Kronprinzens in Holsheern Ein Cyclus platt-
deutscher Gedichte über Land, Leute und Sagen.
- Paul Heyse** in München.
Die Madonna im Delwald. Eine Novelle in
Versen.
- Johannes Huber** in München.
Moderne Magie.

- Paul Vindau** in Berlin.
Emile Augier. Mit dem Porträt von Emile
Augier.
- J. Henleaux** in Berlin.
Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewer-
betrieb.
- W. G. Nisch** in München.
Das verlorene Paradies. Novelle.
- Sidor Soyla** in München.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Volkfrage.
- H. G. Stronsberg** in Berlin.
Zwei Fragen, die nicht brennen.
- Karl Vogt** in Genf.
Eine Naturforscher-Klasse im Hoch-Jura.
- Bibliographie.**

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit dem Porträt v. Alexandre Dumas fils,
Gustav Freytag und Reinhold Begas.
Redirt von H. Mannfeld, Paul Gaim
und D. Raab.

- L. Anzengruber** in Wien.
Sein Erbszeug
- Karl Barisch** in Heidelberg.
Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.
- J. Baron** in Berlin.
Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879.
- August Demmin** in Wiesbaden.
Sammler, Sammeln, Sammlungen.
- A. Dove** in Breslau.
Gustav Freytag. Mit dem Porträt von Gustav
Freytag.
- D. Ernst** in Constantinopel.
Die Kengatün. Eine Erzählung aus dem Orient.
- Karl Gerhard** in Bonn.
Das Träumen.
- Fr. Gemmann** in Herrliberg.
Charles Sealsfeld.
- Ferdinand Hiller** in Köln.
Adolphe Rouurit.
- Paul Heyse** in München.
Die Madonna im Delwald. Novelle in Versen.
(Schluß.)
- J. J. Honneger** in Zürich.
Alexandre Dumas fils. Mit dem Porträt von
Alexandre Dumas.
- Johannes Huber** in München.
Moderne Magie (Schluß.)
- Hermann von Ihering** in Leipzig.
Die Thierwelt der Alpenregion und ihre Bedeutung
für die Frage nach der Entstehung der Arten.
- Lothar Meyer** in Tübingen.
Ueber akademische Lernfreiheit.
- Ludwig Nisch** in Berlin.
Reinhold Begas. Mit dem Porträt von Rein-
hold Begas.
- Ferdinand von Saar** in Wien.
Der General. Eine Novelle aus Oesterreich.
- Otto von Schorn** in Nürnberg.
Das Grotteske und Romische in der Kunst und
im Kunstgewerbe.
- Friedrich von Weech** in Karlsruhe.
Göthes Bild.
- Hermann Welder** in Halle.
Die persische Bierzeite und der deutsche Volksthum.
- Bibliographie.**

Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.

Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. von Doellinger und Adolf Menzel. Rabrit von W. Krauskopf, Wilhelm Kohr und Paul Halm.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.

Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

François Coppée.

Dichter. Novelle in Versen. Im Versmaße des Originals überlegt von Wolf Grafen Haubitzkn.

J. Friedrich in München.

Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Mit dem Porträt von J. J. von Doellinger.

H. Gane.

Andrei Florca, der Curcan. Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers überetzt von Witte Krenmihz-Bardelöben.

F. Heinrich Geffken in Straßburg i. E.

Das Problem des Witterrechts.

Wilhelm Geiger in Erlangen.

Die Muthen vom Tod und vom Jenfets bei den Indogermanen.

Julius Gübner in Dresden.

Eintoretto.

Karl Robertstein in Dresden.

Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Eradition und Geschichte.

Friedrich Albert Lange in Berlin.

Ueber philosophische Bildung. (Schluß Februar 1880.)

Paul Lindau in Berlin.

Ernst Dohm und der „Klabberabatsch“. Mit dem Porträt von Ernst Dohm.

Udwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.

Woburn Abbey.

Die Trinktanchtheit in England.

G. B. Oppenheim in Berlin.

Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Friedrich Oetker in Kassel.

Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen.

Udwig Pietsch in Berlin.

Adolf Menzel. Mit dem Porträt von Adolf Menzel.

Dr. Wih. Thelle in Weimar.

Das Menichengeschlecht.

Adolf Wilbrandt in Wien.

Tod und Trost. Ein Cycles.

Bibliographie.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.

Mit den Porträts des Fürsten Bismard, von Karl von Holtet und Franz von Dingelstedt. Rabrit von Paul Halm und W. Krauskopf.

F. Giffenhardt in Hamburg.

Der Ursprung der romantischen Sprachen.

Karl von Gebler.

Die Jungfrau von Orleans.

Ferdinand Hiller in Köln.

In Wien vor 52 Jahren.

Ednard von Hartmann in Berlin.

Die Bedeutung des Leibs.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

Saira. Ein erzählendes Gedicht.

H. Hoffmann in Heidelberg.

Die Bedeutung des Einzellebens in der Darwinnischen Weltanschauung.

Kaz Kurnik in Breslau.

Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Holtei's.

Holde Kurz in Florenz.

Sachlich. Aus dem Tagebuch eines Philosophen.

Friedrich Albert Lange.

Ueber philo-ohische Bildung (Schluß (siehe November 1879)).

Paul Lindau in Berlin.

Bersänliche Begannungen. Etliche.

Mencenius der Jüngere.

Fürst Bismard an der Jahreswende 1879. Mit dem Porträt des Fürsten Bismard.

G. B. Oppenheim in Berlin.

Aus den Aktyerien der altfranzösischen Diplomatie.

John Paulsen in Norwegen.

Ein römliches Abenteuer. Novelle.

Heinrich Rahel in München.

Sahara und Sudan.

Oskar von Redwitz in Meran.

Ein Brautfranz in Sonetten.

Sigmund Schleginger in Wien.

Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedt's.

August Silberstein in Wien.

Der Laden des Kas.

Karl Vogt in Genf.

Zur Physiologie der Schrift.

H. Volz in Potsdam.

Fürst Kaunitz.

Das Deutschtum in den russischen Ostseeeprovinzen.

Bibliographie.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.

Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emilie Gola. Rabrit von W. Krauskopf, W. Kohr und Paul Halm.

J. Herm. Baas in München.

William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte.

Jakob Baechtold in Zürich.

Aus Heinrich Heutholds Nachlaß.

Runo Fischer in Heidelberg.

Ueber G. E. Lessing I. II.

I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.

II. Lessings Minna von Barnhelm.

Theodor Fontane in Berlin.

P'Abulterra. Novelle. Mit dem Porträt Theodor Fontanes.

Gustav Fircksfeld in Königsberg.

Festscheiter und Gedentage im griechischen Alterthum.

Eduard Graf Lamezan in Wien.

Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurchnung.

Carl Lang in Offenburg.

Ueber altgriechische Musik.

Rudolph Fürst zu Pichtenstein in Neulengbach.
Die Kinder des Ostens. Novelle.

Heinrich Leuthold.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold in Zürich.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die pergamentlichen Funde.

Alfred Meißner in Bregenz.
Loni. Novelle. Mit dem Porträt Alfred Meißners.

Ludwig Pfau in Paris.
Emile Zola.

Franz Mühl in Königsberg.
Friedrich Christoph Schloffer.

Hans Semper in Innsbruck.
Italienische Studien.

Karl Stieler in München.
Eine Winterreise an den Königssee.

Emile Zola in Paris.
Balzac (in französischer Sprache) (in deutscher Sprache, übersetzt von P. S.)

Mit dem Porträt Emile Zolas.
Bibliographie.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaut, C. F. Lessing und Runo Fischer. Redirt von W. Krauskopf, F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

George Allan in Bukarest.
Humanitäre Gesellschaft. Scenen aus Bukarest.

Runo Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti).

Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle (Schluß).

Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Krisis des Christenthums.

Paul Heyse in München.
Die Felsen.

Hans Hoffmann in Stettin.
Der schöne Checco. Novelle.

Wag Jordan in Berlin.
Ludwig Knaut. Mit dem Porträt Ludwig Knaut's.

Karl Robertstein in Dresden.
Carl Friedrich Lessing. Mit dem Porträt C. F. Lessings.

Paul Lindau in Berlin.
Goethes „Faust“ als Bühnenwerk.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Kunst und der Kaufmann.

Menenius der Jüngere.
Ein Bild von der politischen Warte.

Friedrich Oetker in Kassel.
Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862.

Friedrich Nagel in München.
Die Wasserfälle.

Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moriz von Schwind.

Adolf Seydel in Leipzig.
Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion.

M. G. von Sosnowski in Posen.
Runo Fischer. Mit dem Porträt Runo Fischers.

Bibliographie.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

October — November — December 1880.

Mit den Porträts von Bret Harte, A. Schenbach, und Friedrich Spielhagen. Redirt von F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

E. von Bask in Wien.
Das Wesen des Kreislaufs.

Udo Brachvogel in New-York.
Bret Harte. Mit dem Porträt Bret Hartes.

Alexander Brückner in Dorpat.
Zur Kataloggeschichte der Präsidenten.

M. Carriere in München.
Beziehungen deutscher und italienischer Kunst.

F. von Duhn in Heidelberg.
Ueber die Anfänge der Antikenanstellungen in Italien.

Heinrich Kruse in Berlin.
Die Siegelbewahrer. Eine Geeschichte.

Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Henri-

Rudolph Lindau in Berlin.
Treu bis in den Tod. Erzählung.

Jürgen Bona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. II. Därfungs Wirklichkeitsphilosophie.

Hermann Dellwäglar in Leipzig.
Bernardo.

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.
Der Haararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasialoberlehrers.

Ludwig Pietzsch in Berlin.
Andreas Schenbach. Mit dem Porträt Andreas Schenbach's.

Hermann Schmidt-Kimpler in Marburg.
Ueber Blindsein.

Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moriz von Schwind. (Schluß.)

O. Schrader in Jena.
Aus der Geschichte der Hauskircere. Eine linguistische Studie.

Lorenz von Stein in Wien.
Der amerikanische Socialismus und Communismus. I—IV.

Alfred Stern in Bern.
Karl von Clausewitz.

Friedrich Spielhagen.
Vorbemerkung der Redaction. Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd“.

Adolf Wilbrandt.
Der Bermalter. Novelle.

Ludwig Ziemssen in Neustettin.
Friedrich Spielhagen. Mit dem Porträt Friedrich Spielhagens.

Bibliographie.

Inhalt des sechszehnten Bandes.

Januar — Februar — März 1881.

Mit den Porträts des Grafen Moltke, von
Franz v. Holzendorff und W. Lazarus.
Radirt von P. u. l. Palm u. W. Krauslopf.

Wertz Cantor in Heidelberg.

Sir Isaac Newton. I. II.

Felix Oberth in Breslau.

Das Glück im Leben.

Wilhelm Geiger in Erlangen.

Die älteste Literatur des indischen Vostes.

Wilhelm von Hamm.

Sonntagskinder.

Paul Heyse in München.

Der lahme Engel. Novelle.

Franz von Holzendorff in München.

Socialpolitische Reiseblätter aus Schottland.

Erste Serie. Zweite Serie. Mit dem Porträt

Franz von Holzendorffs. Radirung von W.

Krauslopf in München.

Sophie Junghans in Kassel.

Giusto Balotti. Novelle.

Fedor von Ruppen in Leipzig.

Moltke und seine Kriegsführung. Mit dem Por-

trät des Feldmarschall Grafen von Moltke.

W. Lazarus in Berlin.

Erziehung und Geschichte. Mit dem Porträt von

W. Lazarus.

Paul Lindau in Berlin.

Die Ahnen. Ein Roman von Gustav Freytag.

Mit einem Holzschnitt „Jmmo und Hildegard.“

nach einer Zeichnung von G. Kaulbach. (Aus

der „Gustav-Freytag-Galerie.“)

A. N. Mangabé in Berlin.

Die beiden Schwestern. Eine Novelle.

Rhenanus.

Das deut. österr. Reichs-Präsidenten-Büchlein.

Otto Noquette in Darmstadt

Die Ruchel.

Krist Scherenberg in Elberfeld.

Gedichte.

A. Schöner in Rom.

Die neue Pompeji-Forschung.

A. Saucqans in Messina.

Stachburg nach der Uebergabe an Frankreich.

1811—1898.

Bibliographie.

Inhalt des siebenzehnten Bandes.

April — Mai — Juni — 1881.

Mit den Porträts des Kaiser Wilhelm,
von Felix Dahn und Paul Meyer-
helm. Radirt von D. Raab, W. Rohr
und Paul Palm.

L. Augengruber in Wien.

Der Eunam. Erzählung.

Adolf Voetinger in Berlin.

Die Stadt des Zantalos.

Geinrich Breitinger in Zürich.

Der heutige Roman Italiens.

Wertz Carriere in München.

Calderons Art seiner Ehre und Shakespeares

Dithessa.

Felix Dahn in Königsberg.

Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms. Mit

dem Porträt Kaiser Wilhelms. Radirung

von D. Raab in München. — Friedrich Rüder
(mit ungedruckten Briefen und Berichten des
Dichters). Mit dem Porträt Felix Dahns.
Radirung von W. Rohr in München.

Anno Zischer in Heidelberg.

Die hundertjährige Gedächtnisfeier der „Kritik
der reinen Vernunft“.

C. Freiherr v. d. Goltz in Berlin.

Essays aus der Kriegsführung der Gegenwart.

Franz von Holzendorff in München.

Socialpolitische Reiseblätter aus Schottland. V.,

VI., VII. (Schluß.)

H. von Jhering in Göttingen.

Die Sittlichkeit in der Sprache.

Karl Robertstein in Dresden.

Der Dichter des Frühlings.

Ludwig Laistner in München.

Der getaupte Spielmann. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ in

Berlin.

Ludwig Bietsch in Berlin.

Paul Meyerheim. Mit dem Porträt Paul

Meyerheims. Radirt von P. Palm in München.

Otto Noquette in Darmstadt.

Der Dachreiter. Novelle.

Naturstimmen.

A. Schöner in Rom.

Die neue Pompeji-Forschung. (Schluß (siehe

Juni 1881).)

Karl Stieler in München.

Ludwig der Bayer. Eine Sigisfahrt im Ammergau

Bibliographie.

Inhalt des achtzehnten Bandes.

Juli — August — September — 1881.

Mit den Porträts von Ferdinand Hiller,
Anton von Werner und Eduard von
Hartmann. Radirt von W. Krauslopf
und W. Rohr.

Julius Algeyer in München.

Betrachtungen über bildende Kunst.

Berthold Auerbach in Berlin.

Ferdinand Alva und Märchen. Eine Brüsseler

Erinnerung.

J. Hermann Baas in Worms.

Die Grenzen des ärztlichen Erkennens.

Oberst z. D. v. Brandt in Berlin.

Das Leben von Colin Campbell, Lord Clyde.

A. Geyer in München.

Die Entschädigung freigesprochener Angeklagter.

Eduard v. Hartmann in Berlin.

Die tragische Vertiefung der Naturreligion im

Germanenthum.

Wilhelm Herz in München.

Die Sage vom Varginal und dem Graf.

Paul Heyse in München.

Der König von Montauban. Novelle.

Ferdinand Hiller in Köln.

Franzfurter Tonkünstler vergangener Zeit. Mit

dem Porträt Ferdinand Hillers. Radirung

von W. Krauslopf in München.

Geinrich Kruse in Berlin.

Abelard. Eine Seegelichte.

H. L. in Berlin.

Sine Sommerlaune.

A. A. Mayer in Karlsruhe.

Die Neudermäbten.

Adolf Vögler in Innsbruck.

Eine Frauenliebe in Wien.

Ludwig Pietzsch in Berlin.

Anton von Berner. Mit dem Porträt Anton von Berners. Radirung von W. Krauskopf in München.

Carl du Prel in München.

Das zweite Gesicht. Psychologische Studie.

Marie von Medwig in Meran.

Seine Frau. Novelle.

J. Meinte in Göttingen.

Die Organismen und ihr Ursprung.

Barbara Gräfin Salkobohus (Danine) in

St. Petersburg.

Kater Dionysius.

Adrian Schüding in Harzburg.

Spiegelbilder vom Bosphorus. I. Die Römern.

Carl Vogt in Genf.

Algierisches.

Johannes Volkelt in Jena.

Eduard von Hartmann. Mit dem Porträt Eduard von Hartmanns. Radirung von W. Kohr in München.

Bibliographie.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

October — November — Dezember 1881.

Mit den Porträts von Adolph V'Arronge, Hermann Helmholtz, Hermann Hettner. Radirungen von W. Kohr und W. Krauskopf.

Adolph V'Arronge in Berlin.

Das Theater und die Gewerdefreiheit.

Felix Auerbach in Breslau.

Hermann Helmholtz und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik.

Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte.

Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Carl Vierdermann in Leipzig.

Hugo Blünner in Zürich.

Ueber Tragedie und Parodie in der klassischen Literatur.

Adolf Voetticher in Berlin.

Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft.

Felix Zahn in Königsberg i. Pr.

Der Streit um die Krone. Ballade.

G. Ehrlich in Berlin.

Mailänder Erinnerungen aus dem Sommer 1881.

Theodor Fontane in Berlin.

Groeben und Sieben. Ein märktisches Capitel. Der Scharnhorst-Begräbnisplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof.

J. Henle in Göttingen.

Ueber das Erörthen.

Hermann Hettner in Dresden.

Die Franciscaner in der Kunstgeschichte.

Wilhelm Jensen in Freiburg i/Br.

Am Abendzug. Gedicht.

Paul Lindau in Berlin.

Herr und Frau Bauer. Novelle.

— — **Literarische Besprechungen.**

Zur naturalistischen Literatur.

„Angela“ Roman von Friedrich Spielhagen. Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst v. Wildenbruch.

Idor Sogha in München.

Die Lust als Trägerin von Krankheitskeimen.

Carl Thomas F.

Magdalenä. Novelle.

Johannes Trojan in Berlin.

Die Dorfstätte.

Bibliographie.

Inhalt des zwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1882.

Mit den Porträts von Gottfried Keller, A. Fr. Graf von Schaf und J. Maj. der Königin von Rumänien. Radirung von R. Leemann und W. Krauskopf.

Oberst G. von Brandt in Berlin.

Bilder aus Indien.

G. Ehrlich in Berlin.

Die Berliner Kunst-Saison. Skizzen.

Friedrich Friedrich in Leipzig.

Die Jugendfreunde. Novelle.

Gottfried Keller in Zürich.

Der Apotheker von Chamounix. Fragment aus einem älteren Gedichte.

Mitte Kremnitz in Bukarest.

Carmen Sylva.

Gotthold Kreyenberg in Iserlohn.

Die neue Erziehung.

Paul Lindau in Berlin.

Ein neues Drama von Heinrich Kruse. (Wiglas von Algen.)

Die Frau Burgemeisterin. Roman v. G. Ebers. Geistliche Anenagungen und Bezeugungen, Gelegenheitlich des Schauspiels „Odetta“ von Victorien Sardou.

Rudolph Lindau in Berlin.

Im Park von Billers. Novelle.

Ferdinand Lotheissen in Wien.

Die Erzählungen der Königin von Navarra.

Otto Mejer in Göttingen.

Der römische Reimer.

J. v. Klingl-Hartung in Wien.

Ein Phantast auf dem Kaiserthron.

Emil Nittershaus in Barmen.

Am Gestade der See.

Adolf Fried. Graf v. Schaf in München.

Dichtungen. I. Othmar. II. Achilles.

Hans Semper in Innsbruck.

Mittelalterliche Baukunst in Italien.

Carmen Sylva.

Das Leiden. Ein Märchen.

Bernhard Wagner in Kiel.

Goldgatha. Novelle.

Arnold Wellmer in Blankenburg a. S.

Franz Dingelstedt's „Schwabenkreuze“.

Bibliographie.

Inhalt des einundzwanzigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1882.

Mit den Porträts von Rudolf Birchow, Johannes Brahms und Hermann Doye. Radirungen von Wilh. Kohr und W. Krauskopf.

Karl Hartig in Heidelberg.

Das altfranzösische Volkstied.

Paul Voerner in Berlin.
Rudolf Birchow bis zur Berufung nach Würzburg.

Anton Theobald Brück in Osnabrück.
Das Auer.

G. Ehrlich in Berlin.
Johannes Krahm.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Ein Scharten. Gedicht.

Johann Kelle in Prag.
Die Verwählung der deutschen Sprache.

M. Lazarus in Berlin.
Carnaval. Eine psychologische Studie.

Paul Lindau in Berlin.
Toggenburg. Novelle.
Die Geishwiter. Roman in vier Bänden von
Carl Frenzel.
Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-
Bouille von Emil Zola.

Hermann Lohé f.
Die Principien der Ethik.

Arthur Milchsäfer in Berlin.
Heinrich Schürmann und seine Werke.

Ludwig Reich. v. Dumpteda in Wiesbaden.
Das holländische Haus. Eine Erzählung.

Johannes Scherr in Zürich.
Deutschland vor hundert Jahren.

Karl Theodor Schukz in Danzig.
Geführt. Novelle.

Rudolf Seydel in Leipzig.
Rudolf Hermann Lohé.

L. Stegried in Bonn.
Illusionen. Eine psychologische Studie.

Bibliographie.

Inhalt

des zweiundzwanzigsten Bandes.

Juli — August — September 1882.

Mit den Portraits von Robert Hamerling,
Wilhelm Jordan und Wilhelm Roscher.
Abdrungen von Wihl. Koch und Wilhelm
Krauskopf.

Karl Biedermann in Leipzig.
Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebes-
geschichte. Ungedruckte Briefe des Dichters.
(Fortsetzung.)

M. Corvus.
In omnibus charitas. Novelle.

Robert Hamerling in Graz.
Amor und Psyche. Gedicht.

Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M.
Kaukreif. Gedicht.

H. Koch in Neufes.
Der deutsche Brahmane.

Paul Lindau in Berlin.
Portales und Portalesia von Joh. Scherr.
Auf dem Wege nach Baireuth. Eine Sommer-
fahrt durch den Bayerischen Wald mit den
Leitmotiven des Doctor's.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Zur französischen Renaissance.

D. Mejer in Göttingen.
Der römische Restner. Zweiter Artikel 1817—1828.

Alberta von Puttkamer in Straßburg.
Aus einem Manus. Ein Sommergild. Nov. II
in Terzinen.

Wilhelm Roscher in Leipzig.
Betrachtungen über die neuen preussischen Ge-
setze zur Erhaltung des Bauernstandes.

Johannes Scherr in Zürich.
Dreißig Jahre deutscher Geschichte.

Carl Vogt in Genf.
Eduard Desor.

Ernst von Wildenbruch in Berlin.
Brunnhild. Novelle.

Bibliographie.

Inhalt

des dreiundzwanzigsten Bandes.

October — November — December 1882.

Mit den Portraits von R. Braun-Wies-
baden, Julius Wolff u. Ferdinand
Gregorovius, Abdrungen von Wihl.
Koch.

**Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und
Liebesgeschichte.**

Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben
von Karl Biedermann in Leipzig.
(Schluß.)

G. v. Brandt in Berlin.
Bilder aus Indien. II.

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Weltpolitik und Kleinfaarerei 1860.

Die ungarische Staatsidee.
Von J. K.

Jacob von Falke in Wien.
Zeitgemäße Patmafragen.

Paul Gehe in München.
Unvergeßbare Worte. Novelle.

Julius Hübner in Dresden.
Das Wiedererwachen der Kunst in Italien und
die italienischen Schulen.

Karl Koberstein in Dresden.
Ein märkischer Junker.

Paul Lindau in Berlin.
Allerlei Gedichte aus Nord und Süd. Sda-
sommerlicher Brief.
Rachel. Aus ihrem Leben und Schreiben.

Hermann Lingg in Dresden.
Diokletian in Salona. Secenische Dichtung.

Preuzen in Kurhessen.
Erinnerung eines alten Offiziers an die
Preussische Expedition in Kurhessen 1850.

Marie von Redwitz in Meran.
Fatma Hanum. Novelle.

Julius Wolff in Berlin.
Die Frau des Rathsherrn. Ballade.

Björnstjerna Björnson.

Staub. Erzählung. Aus dem Norwegischen mit Erlaubniß des Verfassers übersetzt von Helene Schröder.

Ferdinand Gregorovius in Rom.

Die Villa Rongano. Ein Rosenkranz der Sogziani von Bologna.

Friedrich Altbaus in London.

Ferdinand Gregorovius. Ein Lebensbild.

Ferdinand Hiller in Köln.

Ein Theaterkind. Von François Coppée.

D. Mejer in Göttingen.

Der römische Aefner.

Heinrich Gomberger in Berlin.

Der Posten der Frau.

L. Anzengruber in Wien.

Ein böser Geist.

Bibliographie.**Inhalt****des vierundzwanzigsten Bandes.**

Januar — Februar — März 1885.

Mit den Portraits von Fr. Bischer, von Giesebrecht und Gabriel Mez, Abdrungen von Wilh. Krauskopf und Wilh. Kofz.

Carl Abel in Berlin.

Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter.

Friedrich Altbaus in London.

Erinnerungen an Gottfried Kinkel.

J. Hermann Vaas in Worms.

Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens.

Christian Eifer.

Eine Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen übersetzt von Emma Kilgensefeld.

Wilhelm von Giesebrecht in München.

Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe.

Otto Gumprecht in Berlin.

Robert Schumann.

Paul Lindau in Berlin.

Ein Roman für Erwachsene von einem jungen Mädchen.

Jedora von Victorien Sardou. Mit einigen Bemerkungen über die Bühnenfertigkeit französischer und deutscher Stücke.

Rudolph Lindau in Berlin.

Der Gast. Novelle.

Gustav Meyer in Graz.

Ueber Sprache und Literatur der Albanesen.

Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.

Die Frau Hofrätin. Eine wahre Geschichte.

Ludwig Pietisch in Berlin.

Gabriel Mez.

Johannes Scherr in Zürich.

Ein Barenmord.

Heinrich Seidel in Berlin.

Gebiate.

Fr. Th. Bischer in Stuttgart.

Neue Ibrische Sänge.

Richard Weltrich in München.

Friedrich Bischer als Boer.

Georg Winter in Warburg.

Die Katastrophe Wallenreins. Nach der neuesten archivalischen Publication.

Bibliographie.**Inhalt****des fünfundzwanzigsten Bandes.**

April — Mai — Juni 1885.

Friedrich Altbaus in London.

Erinnerungen an Gottfried Kinkel.

Rudolf Baumbach in Triest.

Neue Dichtungen.

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.

Wer hat das Pulver erfunden? Eine cultur-geschichtliche Studie.

Felix Dahn in Königsberg.

Nachruf an Richard Wagner.

Georg Ebers in Leipzig.

Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner.

Ferdinand Hiller in Köln.

Maxime du Camp.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

Der Wille des Herzens. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.

Au Bonheur des Dames. Roman von Emil Josa.

Paul Lindau in Berlin.

Die Ermordung des Advocaten Fernaux.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.

Aus der Hamilton-Sammlung. Botticellis Dante-Zeichnung.

Hermann Delschläger in Cannstatt.

Einladung nach Cannstatt. An Carl Gauer.

Ludwig Pietisch in Berlin.

Wassili Wostitewitsch Wereschagin.

Preugen in Kurhessen.

Erinnerungen eines alten Offiziers an die preussische Expedition in Kurhessen im November und December 1850. (Beylische Nord und Süd- November 1885.)

Otto Roquette in Darmstadt.

Die Vertrauten. Novelle.

Johannes Scherr in Zürich.

Das Passionspiel von Gmund. Eine Jugend-erinnerung.

A. Schneegans in Messina.

Euriscia. Ein bulgarisches Genrebild.

Voreuz von Stein in Wien.

Musik und Staatswissenschaft.

Carl Vogt in Genf.

Goethes geologische Studien in Karlsbad und bei Franzensbad.

Bibliographie.**Inhalt****des sechsundzwanzigsten Bandes.**

Juli — August — September 1885.

L. Anzengruber in Wien.

Das eh' tranklein.

Karl Biedermann in Leipzig.

Die Natur als Gegenstand poetischer Empfindung und Darstellung.

M. von Brandt.

Sprache und Schrift der Chinesen.

Briefe von Richard Wagner an W. Fischer.

H. Gaunert in Vorpomm.
Joseph II. in Rußland im Jahre 1780.

Felix Dahn in Königsberg.
Dem armen Häselin. Ballade.
Ueber Ludwig Steub.

F. v. Duhn in Heidelberg.
Ueber die Wanddecoration eines römischen
Hauses im Garten der Farnesina.

Emil Friedberg in Leipzig.
Das alte deutsche Reich zur Zeit seines Niederganges.

Paul Lindau in Berlin.
Der Zukunftsstaat.

Johannes Scherr in Zürich.
„Conjunctio sulphurea“ oder „Alles schon einmal dagewesen“.

G. M. Schletterer in Augsburg.
Die ersten französischen Opernversuche.

Ludwig Steub in München.
Mein Leben.

Wesili Wereshagin
Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge.

Ernst Wigert in Königsberg.
Fandon.

Emile Zola in Paris.
Der Rächer.

Bibliographie.

Inhalt

des siebenundzwanzigsten Bandes.

October — November — Decembre 1883.

Friedrich Althaus in London.
Der wahre Nord Byron.

Karl Bartsch in Heidelberg.
Eskibe.

Georg Brandes in Kopenhagen.
Henrik Ibsen.

Moriz Cantor in Heidelberg.
Aus Universitätsfreien.

A. Geyer in München.
Bom Hohenzhausen zum Hohenzollern.

Moriz Jofai in Budapest.
Härsi und Fra Diavolo.

F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.
Ein Besuch in Bishabon.

Paul Lindau in Berlin.
Wie denken Sie über Amerika?

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Marienberehrung in den ersten Jahrhunderten.

Ludwig Noire in Mainz.
Das Problem der Anthropologie.

Ludwig Pietsch in Berlin.
Die internationale Kunstausstellung in München.

Frenken in Kurbessen.
Erinnerungen eines alten Offiziers an die preussische Expedition in Kurbessen im November und December 1850. (Schluß.)

G. Meyer.
Alt Loscana.

Alfred Fried. Graf v. Scharf in München.
König Theophs.

Leon Egmaling.
Märtyrer oder Verbrecer?
Die Mätyrer. Eine märtyrische Studie.

Levin Schäding. In memoriam.

Rudolf Schdel in Leipzig.
Buddha und Christus.

von Stein-Nordheim in Weimar.
Die montenegrinischen Frauen.

Ernst von Wildenbruch in Berlin.
Das Grenzland.

Philipp Zorn in Königsberg.
Stein und die Reform der preussischen Verwaltung.

Bibliographie.

Inhalt

des achtundzwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1884.

Philipp zu Gutschburg in München.
Aus der Art. Eine märtyrische Studie.

Ein Brief von Theodor Frerichs.

Eduard Hanslik in Wien.
Joseph Joachim.

G. Hirschfeld in Königsberg.
Ein deutscher Gesandter bei Soltman dem Großen.

C. Klebs in Zürich.
Die Umgestaltung des Menschengeschlechts insbesondere durch Krankheiten.

Karl Koberstein in Dresden.
Ein Regter vom Regiment Gensd'armes.

Paul Lindau in Berlin.
Aus der Berliner Verbrecerwelt.
Nachtrag zu dem Aufsätze: „Aus der Berliner Verbrecerwelt.“
Brennende Liebe von Hans Hopfen.

Max von Pettenkofer in München.
Ueber Vergiftung mit Leuchtgas.

Carl Robert in München.
Manuela.

Johannes Scherr in Zürich.
König und Priester.

D. Schrader in Jena.
Carl Ludwig von Anebel.

Iwan Turgenjew
Hamlet und Don Quixote.
Der Kaufbold. Novelle. (Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.)

Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration.

Bibliographie.

Inhalt

des neunundzwanzigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1884.

F. Auerbach in Breslau.
Unschätzbare Gebirge.

Dr. J. Hermann Saas in Worms.
Die Brille.

Karl Wiedermann in Leipzig.
Ein Stück Lebens- und Zeitgeschichte.

Karl Braun Wiesbaden in Leipzig.
Friedrich Schöber von Berlin.

Marie von Dunen in Berlin.
Tiefe Huthen.

A. Forster in Bern.
Ueber die neuen Erdbeben-Katastrophen und
Vulkanausbrüche des Jahres 1883 und über
die Ursachen der Erberstürzungen.

Wilhelm Herz in München.
Browulf.

Ed. Graf von Lamezan in Wien.
Die neuesten Criminalfälle in Wien.

Paul Vindau in Berlin.
Majo, Novelle (I. II.)

Raphael Löwenfeld in Breslau.
Aus dem Lager der Nihilisten.

C. Mejer in Göttingen.
Ehemalige Studenten-Verbindungen.

Paul Madestod in Breslau.
Genie und Wahnsinn (I. II.)

Graf Leo Tolstoj.
Der Tod.

*
Zur Charakteristik Eduard Lasfers.
Bibliographie.

Inhalt des dreißigsten Bandes.

Juli — August — September 1884.

Franz Bernhöft in Rostock.
Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum.

Helene Böhlau in Weimar.
Herzenswahn.

Anton Theobald Brück in Osnabrück.
Die Stigmatisirten.

Klaus Groth in Kiel.
Meine Beziehungen zu Emanuel Geibel.

Eduard von Hartmann in Berlin.
Kant als Begründer der modernen Aesthetik.

Moriz Hoernes in Wien.
Die Anfänge der Kunst in Griechenland.

J. Keller-Venzinger in Stuttgart.
Ein Besuch auf der Alhambra.

Max Kreger in Berlin.
Die Blinde.

Dr. Archfla.

Béranger und Courier.
Rudolf Leonhard in Halle.
Die Universität Bologna im Mittelalter.

Paul Vindau in Berlin.
Die neuesten Romane von Daudet und Zola.
I. Sappho, Pariser Sittenbild von Alphonse
Daudet.

II. La Joie de vivre von Emil Zola.

Albert Lindner in Berlin.
Das dänische Däterjubiläum.

Ernst Paqué in Darmstadt.
Der fliegende Holländer.

Rudwig Vietsch in Berlin.
Lorenz Sebou.

Gustav zu Puttk in Karlsruhe.
Mein Elternhaus.

G. Verga, Catania in Sicilien.
Der Krieg der Heiligen.

Bibliographie.

des einunddreißigsten Bandes.

October — November — December 1884.

Udo Brachvogel in New-York.
Carl Schurz.

Adolf Böttcher in Berlin.

Die Ausgrabungen der Franzosen auf Delos.

Jacob von Falke in Wien.
Der englische Garten.

Rudolf Gneist in Berlin.
Die neuesten Reformen der englischen Uni-
versitäten im Verhältnis zum nationalen
Unterrichtssystem des Landes.

Paul Heyse in München.
Das Fagott.

M. v. P. in Konstantinopel.
Ein Landschaftsbild aus Klein-Asien.

Alfred Kirchhoff in Halle a. d. S.
Darwinismus in der Völkerverwicklung.

Dr. Archfla.
Ehlers und seine Zeit.

Eduard Graf von Lamezan in Wien.
Die neuesten Criminalfälle in Wien.

III. Stellmacher und Kammerer.

Rudolph Vindau in Berlin.
Die Geschichte des Negersfürsten Moko Roango.

Paul Vindau in Berlin.
Ein neuer Roman von Oskar von Redwitz.
Haus Wartenberg.

Raphael Löwenfeld in Breslau.
Ernst von Willdenbruch.

Max von Bettendorfer in München.
Die Cholera.

A. Schwegans in Messina.
Sirenen gold.

Carl Schurz in New-York.
Eisenbahn- und Telegraphen-Streit in den
Vereinigten Staaten.

M. Corvus in Leipzig.
Der Professor. Novellen.

Ernst von Willdenbruch in Berlin.
Die heilige Frau.

*
*
* Karl Anton Fürst von Hohenzollern-
Sigmaringen.

Bibliographie.

Inhalt

des zweiunddreißigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1885.

Georg Adler in Breslau.
Die Lehre der Anarchisten.

Fritz Freund in Strassburg in Elsaß.
Das Urtheil der Sorja in Shakespeares
Kaufmann von Venedig.

W. Garshin in Petersburg.
Zwei Mädchen.

Rudolf Gneist in Berlin.
Die neue Stadterfassung von London.

Rudolf von Gottschal in Leipzig.
Der archäologische Roman.

Otto Gumprecht in Berlin.
Mozarts Dpern I. II. III.

- August Vindau** in Berlin.
Auf der Fahrt. Vier kurze Geschichten.
- Stephan Wilson** in Goerz.
Durch den Sohn erzoget. Novelle.
- Carl du Prel** in München.
Das Gedanklesen.
- Paul Nadehoff** in Breslau.
Erinnerungsbildungen.
- Otto Noquette** in Darmstadt.
Der Schillerchor.
- Sophus Schandorph**.
Seine wird Frau Buerin.
- P. Spinola** in Berlin.
Die Bestrebungen des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.
- Robert Vischer** in Breslau.
Deutsche Renaissance einst und jetzt. I. II.
- Bibliographie.**

Inhalt

des dreinunddreißigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1885.

- George Allan** in Bukarest.
Maraquette. Novelle.
- Karl Barisch** in Heidelberg.
Jean Paul in Heidelberg.
- Jung-Bismard**.
Gedichte aus Nord und Süd. (I. Felix Dahn in Königsberg i. Pr. II. Theodor Fontane in Berlin. III. Klaus Groth in Kiel. IV. Wilhelm Jenien in Freiburg i. B. V. Ernst von Wildenbruch in Berlin.)
- Paul Gehe** in München.
Bismard-Nieb. Zum siebzigsten Geburtstag des Reichstanzlers.
- *
*
1815. — 1835. — 1885. Zum 70. Geburtstage und 50. Dienstjubiläum unseres Reichstanzlers.
- Karl Braun-Wiesbaden** in Leipzig.
Das Attentat auf dem Niederwald und der Hochverratsproceß vor dem Reichsgericht.
- Alexander Brückner** in Dorpat.
Der Fortschritt in der Geschichte.
- Hans Dehrend** in Marburg.
Ein doppelter Friedensschluß Napoleons I.
- Karl Jacente** in Breslau.
Annette von Droste-Hülshoff.
- F. Keller-Kenzinger** in Stuttgart.
Ferdinand von Bessers.
- Karl Robertstein** in Dresden.
Friedrich der Große und Wilhelmine von Baiereuth während des siebenjährigen Krieges.
- P. L.** in Berlin.
Beim Reichstanzler zu Gast.
- Paul Vindau** in Berlin.
Helene Jung. Erzählung.
- Theodor Vips** in Bonn.
Ueber die Symbolik unserer Kleidung.
- Georg von Venzke** in Marseille.
Fortis. Ein Märchen.
- Lud. Freib. v. Dumpeida** in Wiesbaden.
Der Verbttag.

- Colofation und Atime.**
- A. Trinius** in Berlin.
Ein Humorist wider Willen.
- Carl Vogt** in Genf.
Streifbilde auf das Universitätsleben im deutschen Reich.
- Bibliographie.**

Inhalt

des vierunddreißigsten Bandes.

Juli — August — September 1885.

- Zum hundertsten Fest.** Von unseren Mitarbeitern.
Vorbemerkung des Herausgebers.
Kleine Aufsätze.
Sprüche in Prosa und Versen, Gedichte, Aphorismen verschiedener Art.
- Carl Abel** in Berlin.
Englisches Zeitungswesen.
- Friedrich Bodenstedt** in Wiesbaden.
Michelangelo und Vittoria Colonna in ihren freundschaftlichen Beziehungen.
- Georg Gbers** in Leipzig.
Die Freireizung des Tempels von Luqfor mit einem Worte über die Verschleppung der Obelisten und ihre Aufstellung in modernen Städten.
- Heinrich Ehrlich** in Berlin.
Charles Gounod.
- Wolfgang Eras** in Berlin.
Die Kunst Dornen zu brauen.
- Ludwig Fuld** in Mainz.
Die Ermordung des Polizeiraths Dr. Rumpf in Frankfurt a. M.
- Wilhelm Geiger** in München.
Die Russen in Turkestan.
- Klaus Groth** in Kiel.
Eine neue preußische Bibelübersetzung.
- Eduard von Hartmann** in Berlin.
Anton Theobald Brück f.
- H. Hildebrandt** in Raumburg.
Der Stat-Dintel. Erzählung.
- Paul Lindau** in Berlin.
Mariannens Mutter. Schauspiel in 4 Acten.
- Naprael Lovenwefeld** in Breslau.
Ruffische Gesellschaftstypen im Spiegel der Dichtung.
- Wilhelm Mübe** in Karlsruhe.
Realismus und monumentale Kunst.
- Adam Müller-Guttenbrunn** in Wien.
Der Sohn seiner Mutter.
- Elise Orzeszko** in Wilna.
Rebelbiber. Erzählung.
- Carl du Prel** in München.
Ein Problem für Tischenspieler.
- P. A. Hoferger** in Graz.
Die Ehestandsrede. Eine Dorfgeschichte aus Steiermark.
- Erich Schmidt** in Wien.
Adolf Sonnenthal.
- A. Woldt** in Berlin.
Ein Besuch im astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam.
- Bibliographie.**

Sämmtliche Hefte von „Nord und Süd“, sowie die Portraits sind — soweit der Vorrath reicht — das Hest zum Preise von *M.* 2.00, das Portrait zum Preise von *M.* 1.50 für die große, *M.* 1.00 für die kleinere Ausgabe, durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes, oder auch direct von der Verlagsbuchhandlung **S. Schottlaender** in Breslau, Siebenhufenerstr. 2/3, zu beziehen.

Das alphabetische Gesamtregister über die ersten 104 Hefte von „Nord und Süd“ sind gratis und franco von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

über den

Bericht

über die

Allgemeine deutsche Ausstellung

auf dem Gebiete

der Hygiene und des Rettungswesens

unter dem Protectorate

Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin

BERLIN 1882—83.

Mit Unterstützung des Königlich Preussischen Ministeriums der geistlichen,
Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

herausgegeben von

Dr. Paul Boerner in Berlin.

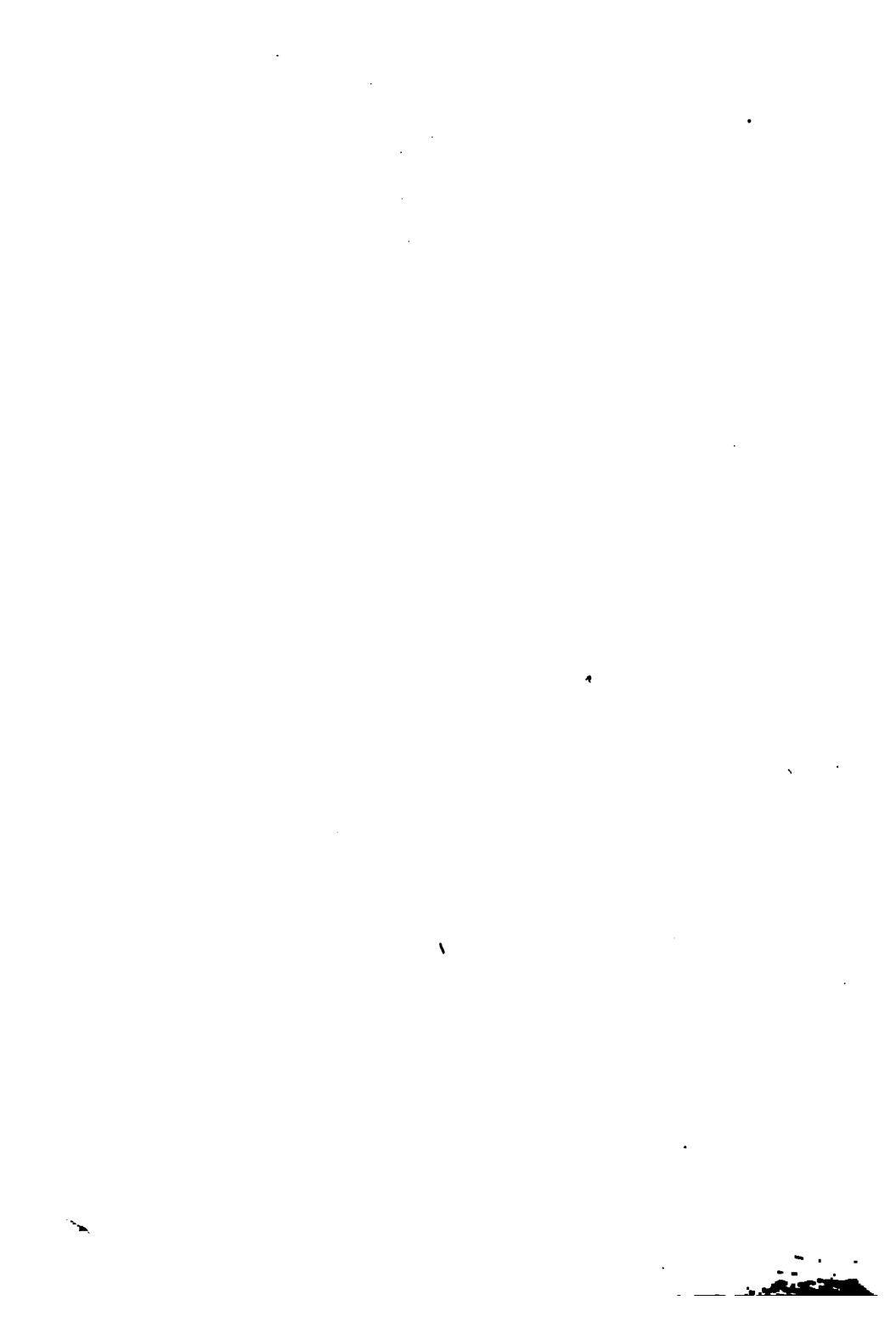
Mit einem Titelbilde, einem Situationsplan und vielen Text-Illustrationen.

Compl. in 3 Bänden broschirt Mk. 35.—; gebunden Mk. 40.—

BRESLAU

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

1885.



Deutsche Medicinal-Zeitung, Berlin.

... Aus diesem Hinweis wird man ersehen, was für ein enormes, grossartiges Material in dem Bericht niedergelegt ist; in welcher herrlicher Weise dies geschehen, darüber kann nur das eingehende Studium belehren. — Deutschland hat allen Grund, stolz zu sein auf dieses Werk, welches dem unlängst erschienenen, vom preussischen Kriegsministerium, Militär-Medicinalabtheilung, herausgegebenen Kriegs-Sanitätsbericht 1870/71 als eine Leistung friedlicher Culturarbeit zur Seite gestellt werden kann. Dass ein einzelner Arzt, ohne officielle Stellung, die Herausgabe des Berichtes unternahm, konnte wohl als ein Wagniss angesehen werden: aber — *fortes fortuna adjuvat* — der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Man darf wohl erwarten, dass nicht allein einzelne Aerzte in grosser Anzahl, sondern auch alle Vereine sich beeilen werden, ihre Bibliotheken mit dem, auch äusserlich vornehm gehaltenen Buche, auszustatten.

Der Bericht bildet eine Höhenmarke nicht nur für die Hygiene, sondern für den ärztlichen Stand, für die Potenz des physiologisch gebildeten Arztes. — Wir hätten es dem Herausgeber wohl gegönnt, mit stolzer Befriedigung auf diesen Schlussstein jahrelanger Arbeit hinzublicken, als auf ein Monumentum aere perennius — der Unerbittliche hat es anders gewollt.

Aerztliches Intelligenzblatt, München.

Dass uns BOERNER ein trefflich ausgestattetes und von den berufensten Federn geschriebenes Werk liefern würde, war nicht anders zu erwarten, und es ist sicher nicht zu viel gesagt, wenn man hinsichtlich des vorliegenden ersten Bandes diese Erwartung als voll und ganz erfüllt erklärt. Das vorliegende Werk bildet keineswegs nur eine Beschreibung dessen, was die einzelnen Aussteller zu zeigen für gut fanden, sondern es ist, gleich dem grossen Berichte über die Münchener Elektrizitätsausstellung, ein Quellenwerk, welches ein Urtheil über den dermaligen Stand der Gesundheitstechnik und -Wissenschaft gestattet, das Niemand aus der Hand legt, ohne Belehrung über Vorhandenes oder Anregung über noch zu Schaffendes gefunden zu haben.

... Nach Erscheinen des noch ausstehenden zweiten Bandes wird ein Werk vorliegen, dem auch der materielle Erfolg kaum fehlen wird. Selbst Demjenigen, welcher der Entwicklung der Hygiene gefolgt ist, wird es oft schwer, sich in allen Sparten auf dem Laufenden zu halten. Die vielerlei Gutachten, welche vom Sanitätsbeamten oder Amtsarzt gefordert werden, machen ein Nachschlagen wünschenswerth, welches häufig genug, soweit es sich um neueste Einrichtungen handelt, zu einem Herumsuchen in den Zeitschriften der verschiedensten Wissenszweige wird. Den genannten Kreisen wird daher ein Werk, das jedem Handbuch der Hygiene als Ergänzung dienen kann, sicher hoch willkommen sein.

Wiener Medicinische Wochenschrift, Wien.

... Zu seiner Redaction war Niemand mehr berufen, als Dr. BOERNER, einer der Hauptarbeiter an der Ausstellung, ein auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege sehr thätiger Publicist.

Wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die bei Abfassung des Berichtes im Wege standen — er konnte in Folge äusserer Umstände erst lange nach Schluss der Ausstellung in Angriff genommen werden -- so verdient zunächst sein verhältnissmässig rasches Erscheinen alle Anerkennung. Auch wissenschaftliche Ausstellungsberichte verfallen leicht in den Fehler, blosser Erläuterungen zu dem Kataloge zu werden. Von einem solchen Verkennen seiner Aufgabe findet sich in dem vorliegenden Werke keine Spur. Obgleich — wieder durch äussere Umstände bedingt — sein ursprünglich gross angelegter Plan eingeschränkt werden musste, finden wir in ihm dennoch ein Bild des gesamten auf der Ausstellung vertretenen Gebietes, welches sowohl dem gebildeten Laien, als dem Fachmanne Wissens- und des Interesses Werthes bietet.

. . . Die Bearbeitung des überreichen vorhandenen Materiales wurde in die Hände von durchweg bewährten Fachmännern gelegt und schliesst sich an die Gruppierung der Ausstellungsobjecte an. Allein diese bilden nicht den Anknüpfungspunkt für die wissenschaftliche Auseinandersetzung, sondern wir bekommen zunächst abgerundete Uebersichten über den Stand der betreffenden Frage, an welche sich Detailausführungen schliessen, in welchen auf die Ausstellungsobjecte eingegangen wird. So wird weniger die Ausstellung durch den Bericht analysirt, als vielmehr das vorliegende hygienische Sammelwerk in der Ausstellung selbst seine Illustration findet, welche durch eine grosse Zahl vortrefflicher wirklicher Illustrationen dem Verständnisse nähergerückt wird.

. . . Erwägt man die Fülle des Gebotenen, die tadellose Ausstattung und die vorzüglichen Abbildungen, so muss der Preis des Werkes als ein verhältnissmässig ausserordentlich geringer bezeichnet werden, um so mehr, als trotz der gegenüber dem präliminirten Umfange des Werkes im Ganzen sich ergebenden Ueberschreitung; um circa 45 Druckbogen der Preis nicht erhöht worden ist. Diese Vorzüge, sowie die Namen der Mitarbeiter und der oben skizzirte Inhalt werden gewiss nicht verfehlen, dem Werke jenen grossen Leserkreis zuzuführen, den es vermöge seines gegliederten, zugleich anregenden und belehrenden Inhaltes verdient.

Prager Medicinische Wochenschrift, Prag.

Das schöne Werk der Allgemeinen deutschen Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens, das eine höchst gelungene Uebersicht über alle die hygienischen Bestrebungen brachte, die unsere Theoretiker wie Praktiker jetzt beschäftigen, lieferte wahrlich ein Zeugniß von seltener Energie und Schaffensfreudigkeit. Unmittelbar vor Eröffnung der Ausstellung vernichtete eine Brandkatastrophe die gesammten Ausstellungsgebäude mit ihren daselbst bereits aufgestapelten Schätzen, und schon ein Jahr nachher war es möglich, den ursprünglichen Plan mit noch bedeutenderen Mitteln in's Leben einzuführen, ein Unternehmen, das den Ausstellern wie dem Comité gleich Ehre macht.

Bei dem Umstande nun, dass die Ausstellung in der That eine so lehrreiche Orientirung über alle Gebiete hygienischer Praxis, ja auch über die vielen Gebiete hygienischer Forschung bot, schien es fast geboten, diesen Eindruck als einen bleibenden zu fixiren; und diese so natürlich aus dem Gelingen des Unternehmens fließende Consequenz fand bei den competenten Persönlichkeiten und Behörden geeigneten Boden. Nach zwei Richtungen hin wurde die Fixirung der so gewonnenen Resultate angebahnt, einmal, indem sich die preussische Regierung entschloss, durch Gründung eines hygienischen Museums eine Art permanente hygienische Ausstellung zu etabliren; ein Unternehmen, das in England unter dem Namen „Parkes Museum“ seit 1876

Berichte ein bleibendes Denkmal geschienen werden, das zugleich Ersatz bieten sollte den Ausstellern dafür, dass auf dieser Ausstellung, entgegen der üblichen Ausstellungspraxis, keine Preise für hervorragende Leistungen und Objecte bewilligt wurden.

Dieser Bericht liegt nun in seinem ersten Theile in einem stattlichen und reichhaltig ausgestatteten Bande vor, herausgegeben vom seinerzeitigen II. Schriftführer der Ausstellung, Oberstabsarzt Dr. BOEKNER. Es lag eine wesentliche Förderung und Gewähr für sein Gelingen in dem Umstande, dass die preussischen Ministerien die Benutzung der bereits vorliegenden amtlichen Berichte (des kaiserlichen Gesundheitsamtes etc.) gestatteten.

... Die Namen der Mitarbeiter, in der wissenschaftlichen Welt wohl accreditirt, geben eine Gewähr für den Werth des Werkes. Hervorgehoben sei hierbei, dass die meisten derselben sich nicht etwa damit begnügt haben, eine Aufzählung und Beschreibung der Ausstellungsobjecte zu geben, sondern in zusammenfassenden Artikeln den Stand der betreffenden Frage präcisirten. Es wird dieser Bericht, der als eine Art praktischer hygienischer Encyclopädie aufgefasst wurde, überall, wo sich das Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege zuwendet, willkommen erscheinen.

Eulenberg's Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin, Berlin.

... Aus dieser Uebersicht ergibt sich hinlänglich das grossartige Material, welches zu einer systematischen Behandlung gelangt ist. Da es schwer hält, auf Einzelheiten näher einzugehen, so müssen wir uns damit begnügen, den reichen Inhalt des ersten Bandes hier näher darzulegen, indem wir der Ueberzeugung sind, dass kein Hygieniker das Werk unbeachtet lassen wird.

Gazette médicale, Paris.

... L'ouvrage publié sous la direction de M. P. BOEKNER, et dont la première partie vient de paraître, est donc destiné à consacrer le souvenir de cette exposition, à fournir, aussi bien à la masse des gens instruits et des médecins qu'aux hygiénistes de profession, les moyens de se rendre un compte exact de ce qui a été fait jusqu'à ce jour, en Allemagne surtout, dans le domaine de l'hygiène publique et privée. Grâce à l'heureux choix des collaborateurs et à la compétence spéciale de celui qui a eu la haute main dans l'exécution de l'ouvrage, celui-ci semble devoir constituer une sorte d'encyclopédie des choses qui ont trait à l'hygiène et aux questions sanitaires, aussi agréable à lire qu'intéressant à consulter, étant donné surtout le grand nombre de planches qui ornent ce premier volume. En présence d'un ouvrage grand format de près de 600 pages de texte, et par suite de la complexité des matières traitées, il nous est impossible, faute d'espace, d'entreprendre une analyse détaillée. A notre grand regret, nous sommes réduits à donner les titres des différents chapitres dont l'ordre est en rapport avec celui des groupes qui composaient l'exposition.

... Il n'est pas superflu d'ajouter que l'ouvrage est édité avec un luxe exceptionnel. Les planches, au nombre de 180, sont remarquables d'exécution; nous signalerons en particulier celles qui représentent les cultures, sur tranches de pommes de terre, de différentes variétés de microbes, et qui sont de véritables chefs-d'œuvre de chromolithographie. Bref, cette première partie de l'ouvrage fait honneur, à tous les points de vue, à ceux qui y ont collaboré sous la savante direction de M. P. BOEKNER.

Als im Herbst des Jahres 1883 die Hygiene-Ausstellung durch einen feierlichen Schlussact geschlossen wurde, konnte der Vorsitzende des Ausschusses, Staatsminister a. D. Hobrecht, mit Genugthuung auf den nach allen Richtungen hin befriedigenden Erfolg hinweisen, den dieses echt humanitäre Werk errungen, und sich vor Allem auf die Worte berufen, welche Ihre Majestät die Kaiserin in einem Schreiben an den Ausschuss gerichtet hatte: „Unsere Aufgabe,“ so sprach sich die Hohe Protectorin der Ausstellung aus, „ist gelöst. Wir wollten beweisen, dass die Forschungen des menschlichen Geistes fortschreitend dem Wohl unserer Mitmenschen sich widmen, dass Gesundheitspflege und Rettungswesens vereint unsere Zeit durch ihre Leistungen ehren, und dass wir berechtigt sind, von diesem ersten Versuch einer umfassenden Darstellung dieses wichtigen Gebietes einen bleibenden Erfolg zu erwarten. Jeder, der dazu beigetragen hat, möge das Bewusstsein einer guten That bewahren.“ Seitdem hat sich die Kritik erschöpfend über die Bedeutung der Deutschen Hygiene-Ausstellung ausgesprochen, und mit seltener Einstimmigkeit hat sie sich dahin geäußert, dass dieselbe einen überaus wichtigen Fortschritt auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und des Rettungswesens bezeichne. Die Fülle des auf der Ausstellung vereinigten Materials gab in seltener Vollständigkeit einen Ueberblick über das, was auf den für das allgemeine Wohl so wichtigen Gebieten bisher geleistet ist; und wo dasselbe Lücken aufwies, war es geeignet, die Ziele anzudeuten, die weiterem Streben gesteckt werden müssen, damit der Ausbau vollendet werde. Nicht nur Wissenschaft und Technik haben neue Anregungen erhalten, sondern auch die grosse Masse des Publikums hat durch eigene Anschauung Gelegenheit gehabt, sich mit denjenigen Einrichtungen bekannt zu machen und zu befreunden, deren Durchführung ja oit genug ohne seine opferwillige Beihilfe unmöglich ist. Aber diese eminenten Erfolge der Hygiene-Ausstellung wären nur halbe gewesen, wäre mit dem Schluss derselben allmählig die Erinnerung an das auf ihr zur Anschauung Gelangte verblasst. Um dem Werk einen dauernden Werth zu sichern, war es eine nothwendige Forderung, dass in Form eines eingehenden Berichtes allen denen, welchen ein Studiren der Ausstellung selbst nicht möglich war, ihre Resultate veranschaulicht und den Besuchern die Erinnerung an das Gesehene auf die Dauer fixirt werde. Die Herausgabe eines solchen Berichtes lag von vornherein in der Absicht der Leiter des Unternehmens, aber Schwierigkeiten aller Art stellten sich der Verwirklichung des Planes entgegen. Dieselben waren in erster Linie finanzieller Natur, bedingt durch die schwierige Lage, in welche die Finanzierung des Unternehmens durch den Brand der Ausstellung im Jahr: 1882 gerathen war. Später gesellten sich diesen Hindernissen andere hinzu, welche aus der Verzögerung der erforderlichen Vorarbeiten für ein solches Werk herzuleiten sind. Fast wäre an diesen Schwierigkeiten die Herausgabe eines Berichtes überhaupt gescheitert. Da war es in erster Linie wiederum Ihre Majestät die Kaiserin, die durch das lebhafte Interesse, welches sie der Herausgabe des Berichtes zuwandte, und durch eine erhebliche materielle Beihilfe die Durchführung des Planes ermöglichte. Demnächst wandte Seine Excellenz der Herr Minister der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Dr. VON GOSSLER, dem Plane seine thätige Theilnahme zu; und in der Person des zweiten Schriftführers der Ausstellung, Dr. PAUL BOERNER, fand sich die geeignete Persönlichkeit, ein solches Werk trotz aller, nunmehr fast unüberwindlich gewordener Schwierigkeiten, dennoch zu Ende zu führen.

Im Juni 1884 begann die Arbeit, und bereits 9 Monate später lag der umfang-

wird. Dass die Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger die Schwierigkeiten beseitigt werden konnten, ist dem hingebenden Eifer aller Mitarbeiter sowie der Umsicht und Energie zu danken, mit welcher der Herausgeber die Arbeit in Angriff nahm.

... Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle die einzelnen, in jenen Gruppen enthaltenen Kapitel aufzählen; zudem wäre es ungerecht, das eine oder andere allein herauszugreifen. Sämmtliche Bearbeiter dürfen als Specialforscher auf dem ihnen übertragenen Gebiete betrachtet werden, und es ist so in der That eine Sicherheit des Urtheiles gewährleistet und eine Abgeschlossenheit der Darstellung erreicht worden, wie sie nur wenige Ausstellungsberichte aufzuweisen haben.

Die illustrative Ausstattung des Bandes ist, der hohen Bedeutung des Werkes angemessen, eine vorzügliche.

Blätter für Gesundheitspflege, Zürich.

... So ist es gelungen, ein Werk zu vollenden, welches einerseits ein treues Bild des reichen Inhaltes der Ausstellung giebt, andererseits aber einen dauernden Werth für Alle besitzt, welche sich für Gesundheitspflege und Rettungswesen interessieren, und eine Fundgrube bildet für die Errungenschaften der Gegenwart auf diesen Gebieten. Der Bericht ist keineswegs bestimmt allein für Gelehrte und Fachmänner. Trotz seines, dem Protectorat der Königin Augusta und so hochbedeutender allseitiger Unterstützung entsprechenden Charakters, wendet er sich in allgemein verständlicher Sprache an alle Gebildeten. Die Ausstattung ist eine vornehme im besten Sinne des Wortes.

... Der zweite Band wird ungefähr in derselben Ausdehnung publicirt werden. Bei diesem Umfange, den künstlerischen Beigaben und den zahlreichen Illustrationen sowie der vorzüglichen Ausstattung ist der Preis dieses im Verlage von S. SCHOTTLAENDER in Breslau erscheinenden Werkes von Mk. 35 für das brochirte und Mk. 40 für das gebundene Exemplar ein verhältnissmässig sehr niedriger.

Annales d'hygiène publique, Paris.

... Le Rapport actuel, d'ailleurs, fait revivre d'une façon frappante l'Exposition de Berlin. C'est, par conséquent, un rich recueil d'applications d'hygiène. Ajoutons que M. PAUL BOERNER et ces distingués collaborateurs, tout à fait incapables de se contenter d'un catalogue illustré, ont eu soin de doubler la présentation de chacun des groupes d'une étude d'hygiène et on répandu partout le souffle scientifique, souvent même philosophique: l'hygiène ne va guère sans cela.

... Quant aux détails descriptifs renfermés dans chaque monographie, nous ne saurions les analyser sans faire double emploi avec les comptes rendus qui ont paru dans les journaux de l'époque et dans ces Annales même. Constatons seulement que les figures nombreuses et très bien faites, réparties dans le texte, éclairent celui-ci beaucoup plus que n'a pu le faire aucun des comptes rendus de la presse périodique.

Journal d'hygiène, Paris.

A la séance mensuelle de juin de la Société française d'Hygiène nous présentions à vos suffrages, comme membre associé étranger, le savant rédacteur en chef du „Deutsche medicinische Wochenschrift“. l'une des publications médicales les plus répandues de

révélé comme la hygiéniste pratique, de premier ordre, dans l'organisation de l'Exposition d'hygiène de Berlin.

Le jour même où nous recevions, le premier volume du Rapport général qu'il a rédigé (avec figures et pièces justificatives à l'appui sur cette magnifique manifestation de la science sanitaire en Allemagne, les journaux politiques nous annonçaient la mort prématurée de ce laborieux confrère.

En témoignage de nos sincères regrets, nous ferons consacrer à son dernier ouvrage un article aussi étendu que ceux que le „Journal d'Hygiène“ a publiés sur ses travaux antérieurs.

Gesundheitsingenieur, Berlin.

Nur der eminenten Arbeitskraft und der bewährten Energie Dr. PAUL BOERNER'S ist es zu danken, dass das Werk überhaupt zu Stande gekommen ist, und wenn man beim Erscheinen des Berichtes vielleicht hier und da den Einwand erheben will, es sei inzwischen fast ein zu grosser Zeitraum verflossen, um dasselbe noch actuell erscheinen zu lassen, so soll man einerseits nicht vergessen, dass das in den beiden Bänden des Berichtes niedergelegte Material überhaupt nicht veralten kann, und dass andererseits ein Mann es war, der, neben seinen keinen geringen Aufwand von Zeit und Mühe in Anspruch nehmenden Berufsgeschäften, dieses ganze Material zu einem Ganzen zu gestalten hatte. Zwar standen dem Herausgeber des Berichtes die dem Staats-Secretär des Innern Seitens der Herren ROLOFF, SELL und WOLFFHÜGEL über verschiedene Special-Gebiete der Ausstellung erstatteten Berichte zur Verfügung, aber es galt doch, für die grösste Zahl der einzelnen Abtheilungen Kräfte zu gewinnen, was um so schwieriger war, als zu der Zeit, wo die Vorarbeiten für den Bericht begonnen wurden, die Ausstellung selbst und die in ihr vereinigt gewesenen Gegenstände grösstentheils dem Studium nicht mehr zugänglich waren.

Wie bei manchen früheren Gelegenheiten, bewährte sich dieser Aufgabe gegenüber das organisatorische Talent BOERNER'S auf das Glänzendste. Andererseits aber hat die Vereinigung der gesammten Redaction in einer Hand den grossen Vortheil gehabt, dass der Bericht nicht, wie bei vielen anderen Ausstellungen, eine Sammlung der verschiedensten Productionen, sondern aus einer Quelle geläutert hervorgegangen ist. Auf diese Weise wird das Werk auf immer von unschätzbarem Werth bleiben, ebenso wie es durch ein Vorwort, seine Einleitung und die ganze Anordnung des Stoffes für künftige derartige Unternehmungen stets ein Muster sein wird.

.. Schliesslich wollen wir noch der vorzüglichen Ausstattung des Werkes in Text und Illustrationen gedenken, der gegenüber der Preis von 40 Mark als ein verhältnissmässig niedriger erscheinen muss. Wenn wir noch einen Wunsch aussprechen dürfen, so ist es der, dass, bei dem grossen Umfange des Werkes, der sich auf über 80 Bogen belaufen wird, demselben ein bequemes sachliches Register der Namen sowohl wie des Inhaltes beigegeben werde, damit es dem Leser ermöglicht wird, dasjenige leicht aufzufinden, was für ihn Interesse bietet.

Das Buch sollte nicht nur auf den Hochschulen und in allen öffentlichen Bibliotheken sich befinden, sondern auch allen Büchersammlungen von Gymnasien und Realschulen einverleibt werden, damit schon der Schüler der höheren Klassen der ein Interesse an der Hygiene hat, nachzuschlagen im Stande ist, was auf diesem Gebiete bis zur Zeit geleistet ist, wo die Ausstellung stattfand. Ebenso sollten auch

Gesundheitstechniker und der praktische Arzt sollten nicht verfehlen, ein so wichtiges Nachschlagebuch für ihre Privatbibliothek zu erwerben, nicht zum mindesten auch um deswillen, damit dem Verleger und dem Herausgeber ein Ersatz wird für die vielen Opfer, welche Beide dem Unternehmen gebracht haben.

Concordia, Mainz.

Wenn auch schon die im Verzeichniss der Mitarbeiter des genannten Buches aufgeführten Namen eine Bürgschaft dafür boten, dass dieses Werk zu den besten seiner Art zählen werde, so finden wir bei eingehendem Studium desselben unsere Erwartungen noch in jeder Weise übertroffen. Eine Fülle des interessantesten Stoffes mit Fleiss und Verständniss gesichtet, verbunden mit einer reichen und gefälligen Ausstattung beweisen, dass der Herausgeber keine Opfer gescheut hat, um ein Werk zu schaffen, das geeignet ist, die auf der Hygiene-Ausstellung zu Tage getretenen hervorragenden Leistungen zur Kenntniss weiterer Kreise zu bringen.

. . . Wir können auf den Inhalt des hochinteressanten Werkes leider nicht näher eingehen und müssen uns darauf beschränken, das Buch unseren Lesern bestens zu empfehlen, da der Kostenpreis zu dem Werthe desselben in durchaus entsprechendem Verhältnisse steht.

Baugewerkszeitung, Berlin.

In gerechter Würdigung des Werthes des auf der Berliner Hygiene-Ausstellung so reichhaltig ausgestellten, nach jeder Richtung hin beachtenswerthen Materials für die verhältnissmässig neue Wissenschaft der Gesundheitslehre, gab die hohe Protectorin des ganzen Unternehmens, Ihre Majestät die Kaiserin und Königin, den Auftrag, durch einen gedrängten Bericht diesen grossen Schatz von Erfahrungen auf dem Gebiete der Gesundheitslehre auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Von dem erschienenen ersten Bande liegen uns vor: Vorwort und Einleitung zu diesem Bericht von Dr. P. BOERNER; Strafanstalten und Besserungsanstalten von Regierungsbaumeister M. VOLKMANN und Wohnung von Architekt F. O. KUHN. Das erste Heft giebt in knapper Form die Geschichte des ganzen Unternehmens und wird nicht nur den Fachmann, sondern auch den Laien interessiren. In dem von Regierungsbaumeister VOLKMANN herausgegebenen Heft ist eine sehr genaue Beschreibung der Straf- und Besserungsanstalten geliefert, welche gleichzeitig so viel Winke über Heizung, Ventilation etc. enthält, dass eigentlich in der Bibliothek keiner grösseren Gemeindeverwaltung diese Arbeit fehlen dürfte. Ebenso sind in dem Bericht von F. O. KUHN über Wohnhäuser so viel Andeutungen über die Rücksichten bei Anlage gesunder Wohnungen gegeben, dass wir auch dieses Heft besonders unserm Leserkreise empfehlen können. Selbst der Laie wird in diesem Werkchen viel Belehrung für Benutzung und gesundheitliche Ausstattung seiner eigenen Wohnung finden.

National-Zeitung, Berlin.

. . . Die Mannigfaltigkeit und Fremdartigkeit der Objecte der Hygiene-Ausstellung die Unfähigkeit der Besucher, die Fülle der interessanten Details zu unterscheiden und zu würdigen; das berechtigte Verlangen der Aussteller nach einer officiellen Publication ihrer Leistungen; endlich der hohe Werth einer zusammenfassenden populären Darstellung der Fortschritte auf hygienischem Gebiete — alles dies ver-

sehen zu lassen — aber lange vergeblich. Man erfuhr schliesslich, dass die Idee, einen Bericht herauszugeben, zwar in den Kreisen des Ausstellungscomités bestanden hatte; dass man aber später aus Rücksichten auf die hohen Kosten eines gut durchgearbeiteten Berichts einerseits, aus den durch das Brandunglück der ersten Ausstellung auferlegten Sparsamkeitsrücksichten andererseits auf das Project verzichtet habe.

In diesem kritischen Moment, der für so Manchen einen wirklichen Nutzen der Ausstellung in Frage stellte, trat ein einzelner Mann, der von der Nothwendigkeit und hohen Wichtigkeit eines Berichts vollauf durchdrungen war und der schon oft mit glücklicher Hand die Führung in schwierigen und verwickelten Fragen der Hygiene übernommen hatte, an Stelle des bisherigen Comités und versuchte, den Bericht noch in letzter Stunde in's Leben zu rufen. Dr. PAUL BOERNER, einer der Schöpfer und Leiter der Hygiene-Ausstellung, durfte hoffen, durch seine ausgedehnten Beziehungen in den verschiedensten die Hygiene berührenden Kreisen, durch seine bewährte Energie und durch sein Organisationstalent noch einen gediegenen, allen Anforderungen entsprechenden Bericht zu Stande zu bringen, selbst nachdem die Ausstellung längst vorüber, und die zu beschreibenden Objecte theils wieder zu den Ausstellern zurückgewandert, theils für das Hygienemuseum in Reserve gestellt waren.

Freilich hätte auch Dr. BOERNER's Thatkraft nicht ausgereicht, das Werk fertigzustellen, wenn er nicht bereitwilligst Unterstützung durch mächtige Helfer gefunden hätte. Ihre Majestät die Kaiserin wandte, wie allen ernstesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens, so auch dem projectirten Ausstellungsbericht ihr vollstes Interesse zu und bethätigte dasselbe durch einen Beitrag von 3000 Mark. Seine Excellenz der Cultusminister v. GOSSLER, der Unterstaatssecretär LUCANUS, Ministerialdirector GREIFF und Geh. Regierungsrath ALTHOFF gewährten dem Unternehmen von vornherein die kräftigste Unterstützung und vermittelten des Weiteren die bereitwilligst gewährte Erlaubniss des Staatssecretärs VON BOETTICHER zur Benutzung der bereits früher seitens der Mitglieder des kaiserlichen Gesundheitsamts an ihn erfolgten officiellen Berichte. In dem Vorworte des BOERNER'schen Werkes ist eine ausführlichere Darlegung dieser Betheiligung unserer höchsten Behörden gegeben, die als ein bemerkenswerther Beleg für das frische, impulsive, von allen engherzig bürokratischen Gewohnheiten freie Interesse und Handeln in unseren Ministerien gelten kann.

Unter solcher Beihülfe ist es denn nun in der That Dr. BOERNER möglich gewesen, das übernommene Werk in relativ kurzer Zeit zu vollenden, das nunmehr in Form eines stattlichen Bandes vor uns liegt, und das vollauf allen berechtigten Anforderungen entspricht.

. . . Die Ausstattung des Ganzen ist, Dank der Fürsorge und Opferwilligkeit der Verlagsbuchhandlung, S. SCHOTTLAENDER in Breslau, vorzüglich. Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger sind jedenfalls der vollsten und dankbarsten Anerkennung aller Derer sicher, welche das interessante Werk mit Aufmerksamkeit und Verständnis lesen werden, und sie dürfen zweifellos für ihre Mühen und Opfer eine Entschädigung finden in dem Bewusstsein, ein Werk, das die schönsten humanitären Bestrebungen zu fördern bestimmt ist, in vollendetster Weise ausgeführt zu haben.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.

. . . Diese Angabe des Inhalts und der Mitarbeiter dürfte genügen, um Jedem, der

Zwecke des Schutzes von Leben und Gesundheit Interesse nimmt, ein Bild davon zu geben, was es von der Lecture dieses Werkes zu erwarten hat. Nur soll noch erwähnt werden, dass durchgängig alle Capitel in populärer, gemeinverständlicher, wenn auch überall gewählter Sprache und bester Form geschrieben sind, so zwar, dass nicht nur der Fachmann, sondern jeder gebildete Laie aus dem vortrefflichen Buche nachhaltige Belehrung über die unser Zeitalter auszeichnenden so hochwichtigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Gesundheitslehre und des Rettungswesens gewinnen wird.

Die Post, Berlin.

Der Bericht über die Hygiene-Ausstellung, dessen Widmung Ihre Majestät die Kaiserin angenommen hat, bildet seinem Inhalte und der Zahl und Bedeutung seiner Mitarbeiter nach einen Markstein in der Entwicklung der Hygiene, und die von P. BOERNER erstattete Vorrede und Einleitung zu demselben legen in schlichter Weise, aber dadurch um so ausdrucksvoller, die Schwierigkeiten dar, die dem Werke sich entgegenstellten, und die Energie und unerschütterliche Ausdauer Derer, die ihre Kräfte dem Unternehmen gewidmet hatten. Es war ursprünglich vom Central-Comité der Hygiene-Ausstellung beschlossen worden, keine Prämüirung der ausgestellten Gegenstände stattfinden zu lassen, sondern anstatt dessen einen wissenschaftlichen Bericht zu veranstalten. Die Katastrophe, die am 12. Mai 1882 die Ausstellungs-Gebäude und einen grossen Theil der Objecte, welche dieselben schon enthielten, zerstörte, wirkte auch auf die Lösung dieser Frage hemmend ein. Welche Wandlungen nun der Plan eines Berichtes im Laufe der beiden Jahre erfahren hat bis zu seiner jetzigen Verwirklichung, schildert die Vorrede in ausführlicher Weise. Die Einleitung bringt uns sodann eine Geschichte der Ausstellung von ihrer Entstehung im Jahre 1882 an bis zu ihrem Schluss, verweilt eingehender bei dem Brandunglück, welches das ganze Werk in Frage zu stellen schien, beschreibt das Ausstellungsgebäude und giebt zum Schluss eine Chronik der Ausstellung. Die Ausstattung des Berichtes ist seiner Bedeutung entsprechend würdig und sind wir auf das weitere Erscheinen des Werkes sehr gespannt.

Kölnische Zeitung, Köln.

. . . Der Bericht, der der Schützerin der Ausstellung, der Kaiserin AUGUSTA, gewidmet ist und dieser hohen Frau, sowie insbesondere auch dem Cultusminister VON GOSSLER die wesentlichste Förderung verdankt, ist eine wahre Fundgrube nicht nur für Gelehrte, sondern für alle Gebildeten, denen die Förderung der öffentlichen Gesundheit am Herzen liegt. Bei der ausserordentlichen Mannigfaltigkeit des zu behandelnden Stoffes hat der Herausgeber den richtigen Gedanken gehabt, die Bearbeitung der einzelnen Gebiete verschiedenen Sachverständigen zu übertragen; dass er in der Auswahl dieser Sachverständigen mit besonderem Geschick vorgegangen ist, beweisen die Abhandlungen des abgeschlossen vorliegenden ersten Bandes.

. . . Schon diese kurze, keineswegs erschöpfende Aufzählung des Inhalts des ersten Bandes beweist seine ausserordentliche Reichhaltigkeit; wer Interesse für das Wohl der arbeitenden Klassen hat, wer den neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschungen auf allen Gebieten der Gesundheitspflege und die neuesten Erfindungen und Einrichtungen, den Ergebnissen dieser Forschungen gerecht zu werden, kennen lernen

will. wird in diesem Berichte die vollständigste und erschöpfendste Belehrung finden. Dazu kommt, dass das Werk, Dank dem Entgegenkommen des Cultusministers und der Unterstützung der Kaiserin, vorzüglich ausgestattet und namentlich mit einer Reihe anschaulicher Zeichnungen versehen werden konnte. Die einzelnen Abhandlungen sind trefflich durchgearbeitet und fließend geschrieben; sie bilden ein harmonisches Ganzes, das dem Herausgeber zur höchsten Ehre gereicht. Das Interesse, das der Bericht einflößt, wird für die weite Verbreitung desselben schon von selbst sorgen; möge es aber auch nicht an Fabrikherren, Unternehmern und Volksfreunden fehlen, welche die Lehren dieses Werkes zum Besten unseres Volkes, vor allem seiner arbeitenden Klassen, verwirklichen und ausführen.

Neue Freie Presse, Wien.

... Das Verdienst an dieser prompten Leistung, sowie an der glücklichen Zusammenfügung des Ganzen gebührt dem Herausgeber Dr. PAUL BOERNER, dem bekannten Leiter der „Deutschen Medicinischen Wochenschrift“, einem Arzte, der ausser der Beschlagenheit in seinem Fache sich durch eine von umfassender Bildung getragene literarische Begabung und durch grosses journalistisches Geschick auszeichnet. Er selbst hat in dem Berichte die Geschichte der Ausstellung geschrieben, welche bekanntlich dadurch besonders merkwürdig ist, dass die Ausstellung kurz vor der Vollendung durch Feuer zerstört, zweimal von Grund auf hergestellt wurde. Was das Sachliche betrifft, so ist der vorliegende Band eine ebenso anziehende wie belehrende Lecture. Wir erhalten nicht etwa eine trockene Beschreibung und Erklärung der Objecte, einen Commentar zum Katalog, sondern eine Reihe abgerundeter Darstellungen über die verschiedenen Zweige der Hygiene.

... So wird dieser Bericht nicht nur ein ehrendes Denkmal werden für das, was Deutschland, Oesterreich und Ungarn heute in der öffentlichen Gesundheitspflege leisten, sondern die Ausstellung wird so erst ihre eigentliche Wirkung in der Zeit ausüben, indem mancher Arzt und Techniker zu eigener Arbeit, manche Commune zu nützlichen Maassnahmen angeregt werden wird. Je schneller der Bericht, welchem sich der über die ungarische Abtheilung als besonderer Theil anschliessen soll, erscheint, desto nützlicher wird er sein.

Schlesische Zeitung, Breslau.

Vor Kurzem ist ein Werk erschienen, welches, in splendidester Weise ausgestattet, einen ausführlichen, von sachkundiger Hand ausgearbeiteten Bericht über die allgemeine deutsche Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen in Berlin im Jahre 1883 erstattet. Das Erscheinen des Buches hat sich etwas verzögert, und erschien der ganze Bericht überhaupt eine Zeit lang in Frage gestellt, bis sich der Herausgeber dafür zur Verfügung stellte. Eine zweite Schwierigkeit lag darin, die Mitarbeiter zu organisiren und ein einheitliches Werk hervorzubringen, da die verschiedenen Artikel ja von verschiedenen Kräften bearbeitet werden mussten. Jedoch schliesslich wurden alle Hindernisse glücklich überwunden, und durch die thatkräftige Unterstützung des Cultusministeriums, speciell des Ministers, des Untersaatssecretärs LUCANUS und des Geheimrath ALTHOFF wurde die Aufgabe gelöst, welche jetzt in der Form eines reich illustrierten Prachtbandes vorliegt.

... Das dem Besagten wird sich von selbst die angenehme Regelmäßigkeit des prachtvoll ausgestatteten Werkes ergeben, welches mit ungeheurer Mühe zusammengestellt und ausgearbeitet ist.

Posener Zeitung, Posen.

... Der ‚Bericht‘ über die Ausstellung ist in grossem Entwurfe angelegt und wird, wenn er erst vollständig fertig vorliegt, ein standard work hygienischen Wissens und Könnens für unsere ganze Culturepoche bleiben. Der erste Band liegt in prächtiger Ausstattung vor, und es berührt schmerzlich, als Herausgeber desselben PAUL BOERNER bezeichnet zu sehen, dessen immense Arbeitskraft und dessen geschickte und rasche Feder die Hygiene, in deren Dienst er sie mit Vorliebe stets gestellt hatte, künftig entbehren muss.

Das Buch ist eine wahre Fundgrube von Lehrmaterial. Vollständig und doch in weiser gebotener Beschränkung, übersichtlich und doch den wesentlichsten Details gern gerecht werdend, objectiv dargestellt und doch nirgends der zuverlässigsten kritischen Sichtung entbehrend, — so giebt der „Bericht“ ein Bild der zahllosen Schaustücke jenes weiten Plans, den die meisten der gebildeten Norddeutschen gewiss selbst geschaut haben. Die berufensten Männer haben sich dem Werke zur Verfügung gestellt, alle wissenschaftlichen Institute und die königlichen Ministerien haben ihm die wärmste Förderung angedeihen lassen. Wer einen ermüdenden, wenn auch erschöpfenden Katalog zu finden vermeint, irrt sich; dazu wäre es ja auch zu sehr post festum. Es handelt sich um eine eingehende wissenschaftliche Bearbeitung des gegebenen Materials und somit gleichzeitig um eine Art Fixirung des höchsten Standes der gegenwärtigen Forschung in dem bestimmten Gebiete. Zahlreiche gute Illustrationen ergänzen den meist klaren und knappen Text in glücklichster Weise. Es ist selbstverständlich, dass wir aus einem so inhaltreichen und wichtigen Werke von über 630 Seiten Text besondere Stellen hier nicht hervorheben können, es würden auch allzuvielle Punkte sein, auf deren Bearbeitung mit wahrem Stolze hingedeutet werden müsste.

St. Gallerer Tageblatt, St. Gallen.

Ueber die vor bald zwei Jahren nach tragischem Geschick eröffnete grossartige deutsche Hygiene-Ausstellung ist soeben der erste Band der nicht weniger grossartigen Berichterstattung erschienen, und machen wir auf den reichhaltigen Inhalt desselben angelegentlichst aufmerksam.

... Wer die Schatzkammer der Ausstellung selber zu besichtigen den hohen Genuss hatte, versenkt sich mit hundert Reminiscenzen in die hier in reicher Fülle und eleganter Ausstattung gebotenen Darstellungen über den einen Theil des grossen und gelungenen Unternehmens und sieht mit Spannung dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen. Aber auch Jedem, der für die neueren theoretischen wie namentlich praktischen Leistungen der Gesundheitswissenschaft und -Technik ein reges Interesse und aufmerksames Auge hat, wird das eingehende Studium besonderer einzelner Abschnitte des grossen Literaturwerkes ein wahrer Genuss sein. Möge dasselbe auch in der Schweiz viele und aus dem reichen Borne des Gebotenen wiederum mannigfache Anregungen für Hebung der Volksgesundheit schöpfende Leser finden.

Inhalt des I. Bandes.

(Mit einem Titelbilde, einer Farbentafel, einem Situationsplan und 180 Textillustrationen.)

Vorwort	IX
Einleitung von Dr. P. BOERNER in Berlin.	
I. Die Entstehung und Entwicklung der Ausstellung in den Jahren 1881 und 1882	XXIX
II. Die Katastrophe	XLVII
III. Die Reconstruction	I.
IV. Das neue Ausstellungsgebäude (Ingenieur C. SCHAROWSKY in Berlin)	LIV
V. Der Verlauf der Ausstellung bis zu ihrem Schluss	LXII
Forschung und Unterricht in Gesundheitslehre und Gesundheits- technik, Untersuchung im Dienste der Gesundheitspflege und des Rettungswesens. (Gruppe I.)	
I. Die Beziehungen der Physiologie zur Hygiene Von Prof. Dr. A. CHRISTIANI in Berlin	5
II. Der hygienische Unterricht an den Hochschulen, Von Reg.-Rath Dr. WOLFFHÜGEL in Berlin (aus dem von ihm Sr. Excellenz dem Herrn Staatssecretär des Innern er- statteten Bericht)	17
III. Der Pavillon des Kaiserlichen Gesundheits-Amtes. Von Reg.-Rath Prof. Dr. SELL (aus dem von ihm Sr. Excellenz dem Herrn Staatssecretär des Innern erstatteten Bericht) und Stabsarzt Dr. LÖFFLER in Berlin	23
IV. Ausrüstungs-Gegenstände für hygienische Institute. Von Reg.-Rath Dr. WOLFFHÜGEL (aus dem von ihm Sr. Excellenz dem Herrn Staatssecretär des Innern erstatteten Bericht Prof. Dr. G. FRITSCH und Prof. Dr. A. GRÜNER	61
V. Der meteorologische Pavillon und die meteorologischen Instrumente. Von Reg.-Rath Dr. L. LÖWENHERZ in Berlin	112
Ernährung und Diätetik, Lebensmittel und Kost. (Gruppe II.)	
Von Prof. Dr. I. KÖNIG in Münster in Westfalen und Reg.-Rath Prof. Dr. SELL in Berlin. (Mit Benutzung des von ihm Sr. Excellenz dem Herrn Staatssecretär des Innern erstatteten Berichts)	114
Die Hygiene des Kindes. (Gruppe III. IV. V. VI.)	
I. Hygiene des Säuglings. Pflege der Mutter und des Neugeborenen. Von Dr. A. BAGINSKY in Berlin.	231
II. Kindernahrungsmittel. Von Dr. A. BAGINSKY u. Dr. S. GUTMANN in Berlin	235
III. Hygiene des Unterrichts. — Schulhygiene. Von Dr. A. BAGINSKY in Berlin.	251
Bekleidung und Hautpflege. Bade- und Waschanstalten. (Gruppe VII.)	
I. Bekleidung.	
A. Textilindustrie. Von Dr. P. BOERNER in Berlin	293
B. Fussbekleidung. Von Dr. F. REELY in Berlin	309
II. Bade- und Waschanstalten. Von Doc. Dr. O. LASSAK in Berlin	322
Humanitäre Anstalten, Armenpflege. (Gruppe VIII.)	
Von H. ALBRECHT in Berlin	347
Strafanstalten, Besserungsanstalten. (Gruppe IX.)	
Von Reg.-Baumeister M. VOLKMANN in Berlin.	
I. Strafanstalten	377
II. Besserungsanstalten	477

Von Architekt F. O. KUHN in Berlin.	
I. Wohnhäuser	491
II. Gast- und Logirhäuser	537
III. Kasernen	540
Anhang. Actenstücke.	
I. Verzeichniss der Mitglieder des Vorstandes des Ausschusses und des Central-Comitès	555
II. Gruppen-Eintheilung und Gruppen-Vorstände	590
III. Verzeichniss der prämirten Aussteller	592
IV. Rechenschafts-Bericht des Ausschusses	595

Inhalt des II. Bandes.

(Mit 133 Textillustrationen.)

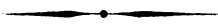
Vorwort	IX
Oeffentliche Gebäude. (Gruppe XI.)	
I. Theater von Architekt F. O. KUHN in Berlin	3
II. Concerthäuser von Architekt F. O. KUHN in Berlin	34
III. Schlachthäuser und Viehhöfe von Oekonomie-rath O. HAUSBURG und Architekt F. O. KUHN in Berlin	36
Kranken- und Pflegeanstalten. (Gruppe XII.)	
I. Krankenhäuser von Architekt F. O. KUHN in Berlin	84
II. Irrenanstalten.	
A. Entwicklungsgeschichte der Irrenanstalten von Sanitätsrath Dr. C. PELMANN in Grafenberg	174
B. Allgemeine Uebersicht des auf der Ausstellung gebotenen Materials von Dr. HALLERVORDEN in Allenberg	180
C. Die einzelnen auf der Ausstellung vertretenen Irren-Anstalten von Dr. P. BOERNER in Berlin und Dr. HALLERVORDEN in Allenberg	185
Verhütung von Volks-Krankheiten. (Gruppe XIV.)	
Von Reg.- u. Med.-Rath Dr. A. WERNICH in Cöslin	207
Erste Hilfe bei Kranken, Verunglückten und Verletzten (Gruppe XV.)	
Von Stabsarzt Dr. VILLARET in Berlin	221
Krankenpflege. (Gruppe XVI.)	
I. Krankenbetten mit Ausstattung. Krankentische. Krankenstühle und Krankenwagen. Krankentragen von Dr. F. BEELY in Berlin	247
II. Apparate, Instrumente und Bandagen.	
A. Medicinisch-chirurgische Apparate, Instrumente und Bandagen von Dr. F. BEELY in Berlin	265
B. Ophthalmologische Instrumente von Privatdocent Dr. C. HORSTMANN in Berlin	84
C. Elektrische Apparate von Prof. Dr. A. EULENBURG in Berlin	292
III. Verbandmaterial. Prothesen von Dr. F. BEELY in Berlin	309
IV. Pharmaceutische Präparate von Apotheker P. LOHMANN in Berlin	318
V. Mineralbrunnen und Kurorte von Dr. P. BOERNER in Berlin	325
Anhang. Universalheilmittel und Puscherei auf der Hygiene-Ausstellung von Dr. P. BOERNER in Berlin	331
Militär- und Marine-Sanitätswesen. (Gruppe XVII.)	
Von Stabsarzt Dr. A. VILLARET in Berlin	337
Anhang. Transport von Verwundeten und Kranken auf der Eisenbahn von Dr. P. BOERNER in Berlin	418

Leichenwesen. (Gruppe XVIII.)	455
Von H. ALBRECHT in Berlin	
Veterinärwesen. (Gruppe XIX.)	
Von Dr. P. BOERNER in Berlin.	477

Inhalt des III. Bandes.

(Mit einem Titelbilde und zahlreichen Textillustrationen.)

Wasserversorgung (Gruppe XXI.)	
Von Ingenieur H. ALBRECHT in Berlin.	
Grund und Boden und Atmosphäre. — Beseitigung der Abwässer,	
Faecalien und Abfälle. (Gruppe XX und XXII.)	
Von Dr. P. BOERNER und Ingenieur H. ALBRECHT in Berlin.	
Beleuchtung. (Gruppe XXIII.)	
Mit Unterstützung der Firma SIEMENS & HALSKE von Dr. P. BOERNER und Ingenieur H. ALBRECHT in Berlin.	
Heizung und Lüftung. (Gruppe XXIV.)	
Von C. HARTMANN, Docent an der technischen Hochschule in Charlottenburg.	
Gewerbe und Industrie. (Gruppe XXV.)	
Von Stabsarzt Dr. VILLARET in Berlin.	
Berg- und Hüttenwesen. (Gruppe XXVI.)	
Von Kgl. Bergrath HASSLACHER in Berlin.	
Verkehr zu Lande. (Gruppe XXVIII.)	
Von Reg.- und Baurath BARTELS in Breslau.	
Verkehr auf dem Wasser. (Gruppe XXIX.)	
Von Ingenieur H. ALBRECHT in Berlin.	
Abwehr von Feuersgefahr. (Gruppe XXX.)	
Im Auftrage des Königlichen Polizei-Präsidiums, Abtheilung für Feuerwehr, Brandmeister STREHL in Berlin.	
Statistik.	
Von Regierungsrath Prof. Dr. R. BÜCKH in Berlin und Dr. J. PETERSEN in Berlin.	
Anhang: Die Ausstellung des Königreichs Ungarn.	
Von Prof. Dr. v. RÓZSAHEGYI in Klausenburg.	



Meyers

Konversations-Lexikon

Vierte Auflage 1885.

Mit 3 00 Abbildungen im Text, 550 Illustrationstafeln, Karten und Plänen, davon 80 *Aquarelldrucke*.

16 Bände von je 64 Bogen Text und 30–40 Beilagen, elegant in Halbfranz gebunden à 10 Mark — oder 256 Lieferungen à 50 Pfennig.

Jährlich erscheinen 3–4 Bände, 2 Bände sind bis jetzt erschienen.

Allgemeine Naturkunde

(Fortsetzung zu „*Brehms Tierleben*“).

In 4 Abteilungen:

Erdgeschichte, von Prof. Dr. *Neumayr*.
2 Bände mit ca. 600 Textillustrationen, 6 Karten und 25 Aquarelltafeln.

Völkerkunde, von Prof. Dr. *Friedr. Ratzel*.
3 Bände mit ca. 1400 Textillustrationen, 6 Karten und 30 Aquarelltafeln.

Pflanzenleben, von Prof. Dr. *Kerner v. Marilaun*. 2 Bände mit ca. 500 Textillustrationen und 40 Aquarelltafeln.

Der Mensch, von Prof. Dr. *Johannes Ranke*.
2 Bände mit ca. 550 Textillustrationen, 5 Karten und 32 Aquarelltafeln.

9 Bände *Gross-Oktav*, elegant in *Halbfranz* gebunden à 16 Mark — oder 130 wöchentliche Lieferungen à 1 Mark.

Jährlich erscheinen 3–4 Bände, der erste Band ist soeben erschienen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und liefern beide Werke auf Wunsch auch gegen Ratenzahlungen.

☛ Der erste Band oder die erste Lieferung derselben steht jedermann zur Ansicht zu Diensten. — Ausführliche Prospekte gratis.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

= Dritte Auflage 1885. — 170^{stes} Tausend. =

MEYERS HAND-LEXIKON

Der „*Kleine Meyer*“ gibt richtige Auskunft über jeden Gegenstand menschlicher Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid**. Auf 2130 Klein-Oktavseiten über 60,000 Artikel mit über 100 Karten, Tafeln, Erklärungsblättern und statist. Tabellen. In 2 eleg. Halbfrzbdn. geb. 15 Mark.

Verlag des *Bibliograph. Instituts*
in Leipzig.

Billigstes kleines Konversations-Lexikon.

APOLLINARIS

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSE

Vor ALLEN ANDERN Tafelwassern rühmlich
ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN
AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf. } die Gefäße
Die halbe Flasche oder Krug, 25 Pf. } mit
einbegri

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin,
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken,
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.